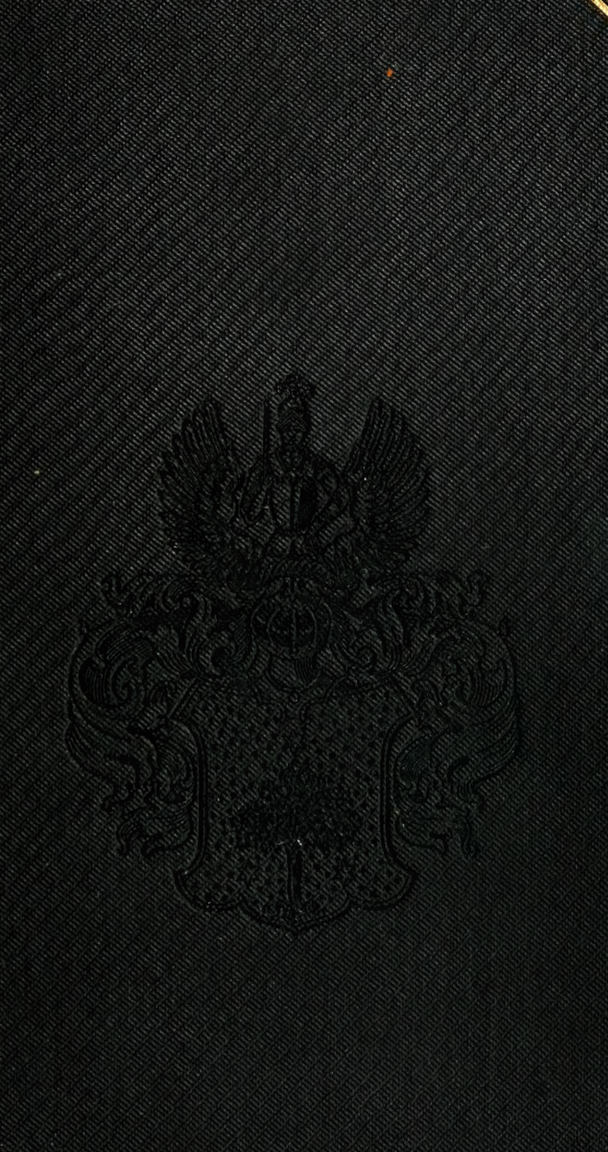
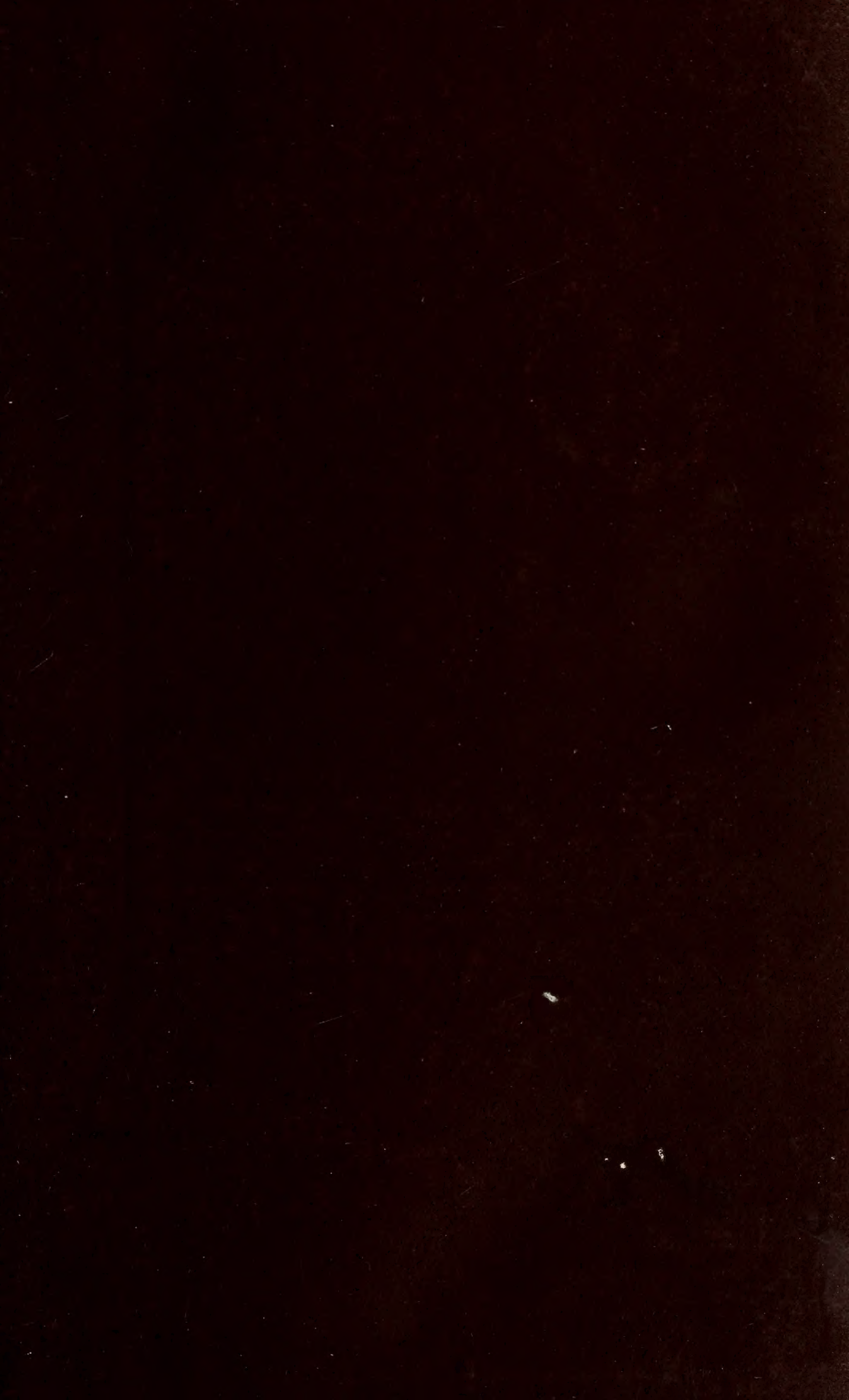








Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften.

Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften.

Herausgegeben von der

Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften.

Band V.

Erste Abteilung:

Werke V.

Berlin
B. Behr's Verlag
1906.

Wilhelm von Humboldts Werke.

Herausgegeben von

Albert Leitzmann.

Fünfter Band.

1823—1826.



Berlin
B. Behr's Verlag
1906.

Inhalt.



I.

Inwiefern lässt sich der ehemalige Culturzustand der eingebornen Völker Amerikas aus den Ueberresten ihrer Sprachen beurtheilen?

Amerika bildet ein von der alten Welt so abgesondertes Festland, seine Völkermassen haben sich, bis auf die sehr jungen Ansiedelungen der Europaeer, so frei und ungestört unter einander bewegt, dass uns auch nicht Eine Auswanderung, oder Einwanderung von oder zu ihnen mit geschichtlicher Gewissheit bekannt ist, und sie bieten, vielleicht ebendaher, in fast allen Beziehungen eine so grosse Gleichmässigkeit dar, dass die Sprachen dieses Welttheils mehr, als die irgend eines der übrigen, als Ein grosses Collectivum behandelt werden können. 1.

Man hat ihnen seit den letzten 50. Jahren verdiente Aufmerksamkeit gewidmet, und trefliche, zugleich gründliche und umfassende Untersuchungen haben viel Licht über dieselben verbreitet. Gilij brach zuerst die Bahn,[1]) und der lebhafte und warme Antheil, welchen Schlözer an seinen Arbeiten, wie an Allem, was die ächte Geschichtsforschung befördern konnte, nahm, verdient um so mehr erwähnt zu werden, als er vielleicht Wenigen bekannt ist. Leider aber leistete Gilij bei weitem nicht, was zu seiner Zeit, wo noch so viele mit den SüdAmerikanischen Sprachen 2.

Handschrift (25 halbbeschriebene Folioseiten) in der Königlichen Bibliothek in Berlin.

[1]) *In seinem Rom 1780—84 erschienenen* „Saggio di storia americana ossia storia naturale, civile e sacra dei regni e delle provincie spagnuole di Terra Ferma nell' America meridionale".

vertraute Missionarien lebten, in der That noch möglich war, und seine Angaben sind oberflächlich, mangelhaft, und zum Theil irrig. Er haschte mehr nach auffallenden und sonderbaren Eigenthümlichkeiten, als er den Bau der Sprachen schlicht und einfach darzustellen versucht. Unendlich mehr verdankt man Hervas.[1]) Er brachte durch seine Thätigkeit wirklich sehr viel Materialien zusammen, und es wäre nur zu wünschen gewesen, dass er mit mehr Methode und Genauigkeit davon Gebrauch gemacht hätte. Erst Vaters einsichtsvollem und unermüdlichem Fleisse gelang es, alle bisher zerstreut vorhandenen Nachrichten über Amerikanische Sprachen zu sammeln, und methodisch zusammenzustellen. Die von ihm allein ausgearbeiteten Theile des Mithridates, welche Amerika betreffen, haben das unbestreitbare Verdienst, die geographische Verbreitung und Verzweigung aller Amerikanischen Sprachen, so weit es die damals vorhandenen Hülfsmittel gestatteten, kritisch genau und vollständig nachzuweisen. Ausserdem enthalten die Angaben über den grammatischen Bau der genauer bekannten Sprachen, die allerdings, dem Zuschnitt des ganzen Werks nach, nur sehr kurz ausfallen konnten, aber doch das ausführlichere Studium vorzubereiten dienen, vorzüglich aber zwar auch kurze, allein mit Scharfsinn gemachte Zusammenstellungen ähnlicher Wörter verschiedener Sprachen. Die besondre Schrift über die Bevölkerung Amerikas[2]) enthält eine gedrängte Uebersicht aller dahin gehörenden Nachrichten und Thatsachen, und eine gründliche, von Systemsucht freie Beurtheilung derselben. In einzelnen, in Wochenschriften zerstreuten Abhandlungen hat derselbe Verfasser, meistentheils aus handschriftlichen Nachrichten, mehr ins Einzelne gehende Aufklärungen über einzelne Sprachen geliefert.[3]) Reich an Ideen, geistreichen Betrachtungen, und ebenso neuen als wichtigen Thatsachen sind die hierher einschlagenden Kapitel der Reisebeschreibung meines Bruders.[4]) Sie beschränken sich aber nur auf die Sprachen einiger Nationen. Dagegen sind durch alle Theile seines weitläuftigen Werkes hindurch Materialien und Bemerkungen ver-

[1]) *Vgl. Band 3, 302. 305 Anm. 307. 4, 239.*

[2]) *Der genauere Titel ist Band 4, 239 Anm. gegeben.*

[3]) *Vgl. jetzt die Aufzählung und Würdigung dieser Arbeiten durch Kuhn in der Allgemeinen deutschen Biographie 39, 505.*

[4]) *Vgl. besonders* Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent, relation historique *1, 476. 504. 505. 2, 439.*

streut, die nur an Ort und Stelle, und von einem, mit gleicher Regsamkeit auf alle Theile des grossen Gebietes des Wissens in ihrem Zusammenhange gerichteten Geiste aufgefunden und gemacht werden konnten, und deren sorgfältige Sammlung einer neuen Bearbeitung eine ergiebige Ausbeute verspricht. In dem übrigen Europa, ausser durch Deutsche, kann man nicht sagen, dass für die Kenntniss der Amerikanischen Sprachen in den letzten Jahren etwas Wichtiges geschehen sey, den Druck einiger Uebersetzungen des neuen Testaments in London ausgenommen. Desto mehr aber, und mit dem einsichtsvollsten und lebendigsten Eifer ist seit Kurzem in den vereinigten Staaten von NordAmerika geschehen. Herr Peter Du Ponceau und Herr Pickering haben das Studium der in ihrer Nähe noch zum grössten Theil lebend vorhandenen Sprachen aufs neue erweckt, und von den gelehrten Vereinen, welchen sie angehören, unterstützt, schon ungemein viel geleistet. Des ersteren Briefwechsel mit dem nunmehr leider verstorbenen Heckewelder [1]) gewährt auch eine in allgemeiner historischer und philosophischer Rücksicht interessante Lecture. Dem letzteren verdanken wir eine lichtvolle Auseinandersetzung der Verbreitung und Verzweigung der Völkerstämme in einem grossen Theile von NordAmerika.[2]) Noch mehr ins Einzelne hierüber gehen die erst ganz neuerlich erschienenen Arbeiten von Morse.[3]) Zugleich wurden, und werden noch Abdrücke von früheren, beinahe verloren gegangenen Schriften, und handschriftlichen Sprachlehren und Wörterbüchern veranstaltet, und dadurch in dem Studium der Amerikanischen Sprachen eine sehr wichtige Lücke ausgefüllt. Denn vor diesen neuesten Arbeiten in den vereinigten Staaten war unsre Kenntniss der nördlichen Sprachen Amerikas weit mangelhafter, als die der südlichen, und doch haben gerade jene, wie auch in dieser Abhandlung noch genauer berührt werden wird, Merkwürdigkeiten in ihrem Bau, die sich bei diesen bei weitem nicht auf gleiche Weise zeigen. Auch befinden sich einige

---

[1]) „A correspondence between the reverend John Heckewelder and Peter S. Duponceau esquire respecting the languages of the american indians“ Transactions of the historical and literary committee of the american philosophical society *1, 351 (Philadelphia 1819). Heckewelder war am 31. Januar 1823 gestorben.*

[2]) *Pickering gab sie in einer ausführlichen Anzeige von Jarvis' Newyork 1820 erschienenem Buche* „A discourse on the religion of the indian tribes in North America“ *in der* North american review *11, 103.*

[3]) „Report to the secretary of war on indian affairs“, *Newhaven 1822.*

der nördlichen Völkerstämme offenbar auf einem sittlichen Standpunkte, der sie, als zwar rohe, und gewissermassen wilde, aber durch sichtbare Vorzüge des Charakters und selbst des Geistes ausgezeichnete Nationen, viel interessanter macht, als die im Süden Amerikas noch unabhängig herumziehenden Horden.

3. Keine der hier genannten Arbeiten umfasst jedoch das Ganze der Amerikanischen Sprachkunde; einige betreffen nicht alle Gegenden dieses Welttheils, andre nicht alle Beziehungen, durch die er der Sprachforschung wichtig wird. Der Versuch eines solchen Werks bleibt daher noch zu machen; und da zu demselben vor Allem die schwer zusammen zu bringenden Hülfsmittel, in deren Besitz ich mich durch die Reise meines Bruders, die freundschaftlichen Mittheilungen Vaters, die Verbindung mit den oben genannten Männern in den vereinigten Staaten, und meine frühere persönliche Bekanntschaft mit Hervas befinde, Fleiss, Geduld, und eine entschiedne Neigung gehören, gerade diejenige nationelle Eigenthümlichkeit aufzufassen, die sich in der Sprache ausdrückt, so habe ich mich vorzüglich zur Unternehmung dieser Arbeit berufen geglaubt. Sie hat aber, obgleich ich mich schon eine geraume Anzahl von Jahren damit beschäftige, nur langsam vorrücken können, da sie, um nicht zu einer blossen gehaltlosen Compilation herabzusinken, die gleichzeitige Beschäftigung mit vielen andren Sprachen, und das ununterbrochene Studium derer, welche die ewige Grundlage aller ächten Sprachkunde bleiben, voraussetzt. Wer nicht von diesem ausgeht, läuft immer Gefahr, dem allgemeinen Sprachstudium mehr Schaden, als Nutzen zu bringen, da man nicht oft genug wiederholen kann, dass es in demselben weit eher erlaubt ist, dem Umfang, als der Gründlichkeit Schranken zu setzen.

4. Die Untersuchung der Amerikanischen Sprachen, wie ich sie zur Absicht habe, erfordert die genaue und ausführliche Erörterung von drei Punkten, die zwar genau mit einander zusammenhängen, allein demungeachtet geschieden werden können und müssen, da sie Beziehungen auf verschiedene Theile des Wissens haben. Diese Punkte sind nemlich:

der Bau dieser Sprachen,

ihre Abstammung und Verwandtschaft,

und ihr Verhältniss auf die äussere und innere Lage der Nationen, denen sie angehören, ihre Abhängigkeit davon, und ihr Einfluss darauf.

Der grammatische und lexikalische Bau der Amerikanischen 5. Sprachen kann durchaus getrennt von ihrer Oertlichkeit untersucht werden. Man betrachtet die einzelnen Sprachen, als ebensoviele Lösungen der Aufgabe, Gedanken und Empfindungen zu bezeichnen, und vergleicht sie in dieser Hinsicht unter sich, und mit den Sprachen der übrigen Welttheile. Dies ganze Geschäft gehört der Technik der allgemeinen Sprachkunde an, welche den wichtigsten Theil derselben ausmacht, und besteht in einer, aus der Zergliederung aller bekannten Sprachen gezogenen, und den Grundsätzen der philosophischen Sprachlehre zur Seite gestellten Schilderung der in allgemeiner Gleichmässigkeit mannigfaltigen Art, wie der Mensch die Rede, dies Wort zugleich in seiner niedrigsten und höchsten Bedeutung, seinem kleinsten und grössesten Umfange genommen, zu Stande bringt. Die Sprachen werden unmittelbar auf das Sprachvermögen der Menschheit bezogen, und eigentlich nur benutzt, um dieses in seiner Verfahrungsweise und seinem Umfange zu erforschen. Hierin ist für die Amerikanischen Sprachen nur noch sehr Wenig geschehen.

Weit mehr hat man für die Erweiterung des zweiten Punkts, 6. den genetischen Theil der Sprachlehre, zu leisten versucht. Wenn die Sprache bloss in Beziehung auf den denkenden und sprechenden Menschen im Allgemeinen, und rein für sich betrachtet worden ist, so kommt es darauf an, zu zeigen, wie nun ihre verschiedenen Arten in der Menschheit wirklich erzeugt werden, wie Mundarten und wahre Sprachen aus einander entstehen, und in einander übergehen, aussterben, und entweder ganz vergessen ruhen, oder in ihren Werken wieder aufwachen, und wieder auf andere einzuwirken fortfahren. Diesem ganzen Theil der Sprachkunde gebricht es noch an einer irgend haltbaren Theorie. Man zweifelt noch, ob der grammatische Bau, oder der Wortvorrath hier entscheidender ist? es fehlt noch durchaus an irgend sichren Kennzeichen, die verschiedenen Grade der Verwandtschaft zu bestimmen. Remusat hat in seinem treflichen Werk über die Sprachen der Tataren[1]) eben dies Bedürfniss nach Grundsätzen in diesem Punkte gefühlt, und sehr viel Richtiges und wahrhaft Leitendes darüber gesagt. Allein die von ihm empfohlene Methode dürfte

---

[1]) „Recherches sur les langues tartares ou mémoires sur différents points de la grammaire et de la litérature des Mandschous, des Mongols, des Ouigours et des Tibétains", *Paris 1820.*

wohl nur tauglich seyn, die Verwandtschaft einander sehr nahe stehender Sprachen zu beweisen, und daher die wirklich, aber entfernter verwandten mit den gar nicht von demselben Stamm entspringenden zu sehr in Eine Classe werfen.*) Sie fordert, ohne, soviel man sieht, in den grammatischen Bau einzugehen, eine sehr bedeutende Anzahl gleichtönender Wörter für die, den Nationen in allen Verhältnissen geläufigsten Begriffe, und bleibt hierbei stehen. Dass die, nach dieser Verfahrungsweise, für verwandt erklärten Sprachen es wirklich sind, kann wohl keinen Zweifel leiden, und in diesen Fällen ist dieselbe gewiss sehr brauchbar. Solche, die gar nicht zu einander gehören, lassen sich gleichfalls, und, meiner Meinung nach, an einem durchaus verschiednen grammatischen Bau erkennen, sie müssten denn aus einer andren Sprache, mit Beibehaltung ihrer Grammatik, viele Wörter aufgenommen haben, was wieder leicht zu erforschen seyn wird. Die Sprachen aber, welche weder ganz von einander getrennt, noch sehr nahe verwandt sind, bieten die meiste Schwierigkeit dar, da ihre geringe, individuelle, und wirklich historische Aehnlichkeit schwer von der allgemeinen, gleichsam intellectuel physiologischen aller Sprachen unter einander abzusondern ist. Auf sie müsste man daher wohl eine künstlichere, viel genauer, als jene es thut, die Verwandtschaft und Abstammung sowohl der Begriffe, als der Laute zergliedernde Methode anwenden. Zugleich aber, und sogar noch vorher müsste man seine Blicke auf das Entstehen und Abzweigen der Nationen selbst, soweit man Beispiele davon in der Geschichte, und bei Reisebeschreibern findet, werfen. Denn die Sprache ist ja nur das auf eigenthümliche Weise zum Körper gewordene geistige nationelle Leben, und nur wie ein abgezweigter Theil der Nation sich verändert, verändert sich auch die Sprache. Gerade in diesem Punkte kann die Untersuchung der Völkerstämme Amerika's, wo das Trennen und Zusammenfliessen von Nationen, und mithin die Sprachschöpfung, noch näher, als in andren Welttheilen liegen, zu wichtigen Aufklärungen führen. Nirgends zwar wird man hoffen dürfen, die Natur noch in ihrem Schaffen zu überraschen, aber es ist schon ein bedeutender Ge-

---

*) Klaproths *Asia polyglotta.*[1])

[1]) „*Asia polyglotta* ou classification des peuples de l'Asie d'après l'affinité de leurs langues avec d'amples vocabulaires comparatifs de tous les idiomes asiatiques", *Paris 1823.*

winn, wenn die Spuren nur weniger verwischt sind. Die Zusammenstellung der Wörter derselben Begriffe hat bis jetzt, ob sie gleich schon, von Hervas, Barton,[1]) und besonders von Vater, mit vieler Sorgfalt vorgenommen worden ist, nicht zu grossen Resultaten über die Verwandtschaft der Amerikanischen Sprachen, weder unter sich, noch mit andren geführt. Denn ausser der Anerkennung einiger, die nur Mundarten von einander sind, und der entdeckten Uebereinstimmung der Sprache der Tschuktschen, läuft alles Uebrige auf nicht viel mehr, als einzelne Aehnlichkeiten hinaus. Ob nun eine in tiefere Zergliederung eingehende Methode mehr leisten wird, bleibt dem Versuch zu entscheiden übrig.

7. Die zwiefache hier erwähnte Untersuchung des Baues und der Abstammung der Sprachen der neuen Welt eignet sich, schon ihrer Ausführlichkeit wegen, nicht, der Königlichen Akademie in ihren Sitzungen vorgelegt zu werden. Die dritte oben genannte aber, die des Zusammenhanges dieser Sprachen mit dem Culturzustande der Nationen, scheint wohl passend zu seyn, in einigen unter einander zusammenhängenden Abhandlungen angestellt zu werden. Sie ist von allgemeinerem Interesse, und die Anzahl der Thatsachen, die man in derselben beweisend nennen kann, ist leider nicht so beträchtlich, dass man einen zu grossen Umfang des zu Sagenden befürchten dürfte. Durch mehrjähriges Studium mit dem Bau jeder einzelnen Sprache, von der hinlängliche Nachrichten vorhanden sind, vertraut, indem ich von jeder solchen eigne Grammatiken ausgearbeitet und die Zusammentragung sehr ansehnlicher Wörtersammlungen veranstaltet habe, werde ich im Stande seyn, wo ich, wie häufig der Fall seyn wird, Eigenthümkeiten des Baues anzuführen habe, diese im Ganzen anzuzeigen, und das Einzelne jener andren Schrift vorzubehalten.

8. Die Ergründung des Zusammenhanges der Sprache mit der Bildung der Nation ist schon an sich von der höchsten Wichtigkeit, und kann, als die letzte Frucht des Sprachstudiums angesehen werden. Sie bemüht sich, dem feinen, und nie völlig zu begreifenden Wechselverhältniss des Ausdrucks und des Gedankens näher zu treten, und bereitet zu einer der wichtigsten Untersuchungen der Menschengeschichte vor. Denn die Sprachen gehören offenbar zu den hauptsächlich schaffenden Kräften in dieser, und in der Masse der Bildung, welche das Menschengeschlecht

---

[1]) *Der Titel seines Werks ist Band 3, 249 Anm. 2 genauer angegeben.*

bis jetzt erreicht hat, lassen sich sehr wohl diejenigen unterscheiden, welche wesentlich dazu mitgewirkt. Der Einfluss andrer hat sich auf engere Kreise beschränkt, andre sind, ohne irgend eine bleibende Spur in Bildung, oder Ideen zurückzulassen, dahin gestorben, oder dienen noch auf gleiche Weise dem täglichen Bedürfniss fort, und nützen wissenschaftlich bloss durch die übriggebliebene Kenntniss ihres Baues; aus andren endlich, selbst roh und ungebildet gebliebenen, ist Kraft und Reichthum auf spätre übergegangen. Alles dies hat die Geschichte zu sondern, mit den übrigen, auf die Schicksale der Menschheit einwirkenden Umständen in Zusammenhang zu bringen, und nachdem sie auf diese Weise die Sprachen als Ursachen betrachtet hat, sie auch als Wirkungen anzusehen. Denn ihr Entstehen in bestimmter Eigenthümlichkeit ist entweder als eine Folge erkennbarer Ursachen erklärbar, oder gehört zu den Erscheinungen, deren Ursprung sich nicht in irdischer Verknüpfung auffinden lässt, sondern nur in leitenden Ideen ausser derselben gesucht werden kann. Zu allen diesen Untersuchungen hat die Geschichte aber das Recht, die besondre Erörterung der jederartigen Verhältnisse, welche die Sprache eingehen kann, von dem Sprachstudium zu verlangen.

9. Zu diesem Zusammenhange der Sprache mit der Ausbildung des Gedankens muss man die Ursachen in der unendlichen Zahl kleiner Verschiedenheiten, welche der eigenthümliche Bau jeder Sprache giebt, aufzusuchen bemüht seyn. Denn von dem Zusammenwirken aller dieser an sich wenig bedeutend erscheinender Momente hängt es denn doch zuletzt ab, dass, auch wo ähnliche Gegenstände behandelt sind, ein Abschnitt der Aeneide, der Iliade und des Ramayana einen ganz verschiednen Eindruck gewährt. Ganz wird sich zwar der Faden von einem solchen Totaleindruck bis zu der trocknen philologischen Zergliederung des Sprachbaues zurück schon darum nie aufwickeln lassen, weil zwischen die allerdings homogene Natur des Volkes, welches die Sprache, und des Dichters, welcher das Werk schuf, noch die individuelle des letzteren tritt, und auch von der Wirkung der ganzen Nation auf die ganze Sprache das Meiste, Wesentlichste und Feinste am Einzelnen keine erkennbare Spur zurücklässt. Je öfter man aber diesen Hin- und Rückweg vom Totaleindruck zu den Einzelheiten versucht, desto klarer wird man doch über die Möglichkeit des Eindringens in das werden, worin grösstentheils das Geheimniss des mensch-

lichen Denkens liegt. Wie Baco die Kunst durch den Menschen erklärt, der sich der Natur hinzufügt,[1]) so ist die Sprache der dem objectiven Gedanken hinzutretende Mensch. Wenn man nun verfolgt, wie unendlich schwer, bis in die tiefsten Anstrengungen des reinsten Denkens hin, das Subjective sich vom Objectiven abscheiden lässt, so tritt dadurch die gewaltige Uebermacht der Sprache an den Tag. Wenn man aber dann für die Sicherheit der objectiven Wahrheit selbst zu fürchten beginnt, so gereicht wieder zur Beruhigung, dass die Subjectivitaet des Einzelnen durch die seiner Nation, die dieser durch die der vorausgegangenen und gleichzeitigen Geschlechter, und endlich die Subjectivitaet dieser durch die der Menschheit überhaupt gebrochen, gemildert und erweitert ist. Ohne Beachtung dieses tiefen, innern Zusammenhanges aller Sprachen lässt sich das Wirken keiner einzelnen nur auf irgend eine Weise begreifen.

Obgleich die Amerikanischen Sprachen zu der Möglichkeit der Anwendung der höheren unter diesen allgemeinsten Beziehungen wenig Hoffnung geben, so habe ich ihrer doch ausdrücklich erwähnt, weil es von wesentlicher Wichtigkeit ist, bei jeder besondren Sprache die Sprache überhaupt im Auge zu behalten. Uebrigens aber ist es vielleicht die beste, wenigstens die anschaulichere Methode, das Allgemeine an einem einzelnen Fall abzuhandeln, und ich werde mir nur erlauben, bisweilen, wo es mir zweckmässig scheint, von den Amerikanischen Sprachen auch auf andre abzuschweifen. Diese Freiheit wird, wie ich mir schmeichle, durch die allgemeinere Rücksicht gerechtfertigt werden, in der ich meinen besondren Gegenstand zu behandeln wünschte. 10.

Wenn man die Geschichte, oder da es kaum eine Geschichte besitzt, den Zustand Amerika's bedenkt, so kann man es nicht anders als einen schwermüthigen Blick in die Schicksale eines Theils des Menschengeschlechts nennen, insofern man nemlich bloss auf die einheimischen Stämme Rücksicht nimmt. Europa, Asien, und das nördliche Afrika haben sich durchaus in einem andren Falle befunden, nur das innere und südliche Afrika, und die Inseln des Südmeeres lassen sich damit vergleichen. Abgeschnitten von demjenigen Theil des Menschengeschlechts, dessen Geschichte ein fortdauernder, aber zuletzt immer gelingender Kampf zwischen Bildung und Verwilderung war, haben die Völker- 11.

---

[1]) *Derselbe Satz Bacons wird Band 3, 10 zitiert.*

stämme Amerika's weder in die Reihe unsrer fortschreitenden Weltbegebenheiten eingreifen können, noch eine für sich gebildet. Keine welthistorische Begebenheit ist uns von ihnen bekannt, keine Einrichtung, die noch jetzt Folgen ausübte, kein Denkmal, kein Geisteswerk, das unsre Ideen weiter zu führen vermöchte. Ihr Daseyn ist für alle höchsten Zwecke der Menschheit einflusslos vorübergegangen. Es scheint nicht einmal, dass sie unter sich, in ihren mächtigen, blühenden, weit verbreiteten Reichen eine recht menschliche Bildung und ein wahrhaft menschliches Glück genossen hätten, da beide mit dem harten Despotismus, dessen Spuren, wie wir sehen werden, sogar ihren Sprachen geblieben sind, und dem grausamen Götzendienst, welche unter ihnen walteten, kaum vereinbar sind. Jetzt ist es wohl, als ausgemacht anzusehen, dass aus den Eingebornen, insofern sie abgesondert für sich, und mit ihrer Sprache fortleben, nichts Bedeutendes, Glück und Bildung wesentlich Beförderndes hervorgehen kann. Ich werde in der Folge Gelegenheit haben, die wichtigen Berathungen zu erwähnen, die darüber in den Vereinigten Staaten Statt gefunden haben, der einzigen Regierung, die wohl ernstlich einen besseren und nicht bloss eigennützig auf eignen Vortheil, oder einseitig auf scheinbare Bekehrung berechneten Zustand der noch unabhängigen wilden Nationen in ihrer Nachbarschaft bezweckt hat. Nur insofern die Eingebornen schon grossentheils ganz in die Masse der Ansiedler übergegangen sind, werden sie durch die aus dieser Vermischung entstandenen und noch entstehenden Geschlechter in die künftigen Schicksale ihres Continents thätig einwirkend verflochten.

12. Indess sind doch in allen Theilen Amerika's einzelne Spuren ehemaliger Civilisation, von welcher Art diese auch immer möge gewesen seyn, vorhanden, und Amerika darf daher nie in dieser Rücksicht mit dem vorhin erwähnten Theile Afrika's oder den SüdseeInseln verwechselt werden. Auch dadurch gewinnt die Frage, ob ähnliche Spuren auch in den Ueberresten der Sprachen vorhanden sind? eine noch grössere Wichtigkeit. Es kommt aber dabei nicht bloss darauf an, gewissermassen den höchsten Grad des absoluten Bildungsstandes des ganzen Continents zu beurtheilen, sondern ganz vorzüglich den relativen der einzelnen Nationen. Denn wenn sich der Fall finden sollte, dass Sprachen von scheinbar grösserer Cultur in Gegenden, in welchen sonst keine Spur einer solchen vorhanden ist, oder rohere in Reichen, die einen ge-

schichtlichen Namen besassen, vorkämen, so lassen sich einestheils daraus Schlüsse auf untergegangene Bildung, oder Verpflanzung von Sprachen ziehen, andrentheils aber auch Rückblicke auf das gleichzeitige, oder getrennte Fortschreiten der Nationen in geselligen Einrichtungen, Wissenschaften und Sprachen thun.

Ehe ich also zur Betrachtung der Sprachen übergehe, wird 13. es gut seyn, die Spuren der Civilisation aufzuzählen, die sowohl in Denkmälern, als geselligen Einrichtungen von ehemaliger Civisation der eingebornen Amerikanischen Stämme übrig sind. Ich werde mich aber, da es hier nur darauf ankommt, an ihr Daseyn zu erinnern, begnügen, sie bloss zu nennen, und auf die Schriften hinweisen, wo ausführlicher von ihnen gehandelt wird. Ich werde sie, meinem Zweck gemäss, geographisch zusammenstellen, um die auf dem ganzen ungeheuren Welttheil sparsam genug zerstreuten Punkte der Civilisation zu bezeichnen.

Hier muss diese Aufzählung von Norden nach Süden, um zu- 14. gleich den wahrscheinlichen Strich der Einwanderung von Asien her im Auge zu haben, folgen, erst der architektonischen Monumente, womit, da es, wenigstens bei Mexico wohl solche giebt, die mit dem Erdboden vorgenommenen Veränderungen zu verbinden sind; dann der politischen Einrichtungen, Republik von Tlascala, hierbei die Religion; endlich der wissenschaftlichen Ueberreste. (Thierkreis von Mexico.)[1])

Der Einfluss, den die Sprache auf die Bildung ausüben kann, 15. ist vorzüglich von der Schrift abhängig. Es gab keine. Dagegen Hieroglyphen und Quipos.

Auf welchem Zwischenpunkte zwischen Gemälde und Schrift 16. stehen ihre Hieroglyphen? Wie verhalten sie sich hierin zu den Aegyptischen? Inwiefern konnten sie also den Mangel der Schrift ersetzen? Tragen sie Spuren an sich, dass der Uebergang zur Schrift leicht erfolgt wäre? Der grosse Vortheil der Schrift, in Absicht der Beförderung des Denkens, ist, dass sie dasselbe frei von dem Bilde der Wirklichkeit erhält, und nur die Bilder zulässt,

---

[1]) *Von den Abschnitten 13 und 14 ist eine ausführlichere Bearbeitung (18 halbbeschriebene Folioseiten, von denen S. 3—10 fehlen) erhalten. Die auf den fehlenden Seiten stehende Übersicht der amerikanischen Altertümer liegt in einer teils von Buschmanns, teils von Schreiberhand angefertigten Abschrift (70 halbbeschriebene Folioseiten) mit eigenhändigen Nachträgen und Korrekturen Humboldts vor. Sie kommt hier nicht zum Abdruck, dagegen sind die allgemeineren Ausführungen der Bearbeitung am Schlusse hinter Abschnitt 74 mitgeteilt.*

die durch das Wort, oder den Gedanken entstehen. Ein Gemälde soll auf den Sinn und die Einbildungskraft wirken, und nichts enthalten, was des bildlosen Gedankens bedürfte. Die Schrift soll die fixirte Sprache seyn. Gemälde und Schrift wirken also auf andre Seelenkräfte, und stellen unmittelbar andre Gegenstände vor, und die Hieroglyphe schwebt zwischen beidem. Die Schrift bezeichnet wieder entweder den Gedanken, oder den Laut. Das Denken wird aber darum nur wahrhaft durch eine Schrift der Laute befördert, weil nur diese das treue Abbild der Sprache ist, und das Denken einmal des reinen Mediums der Sprache bedarf. Der Geist ist bei der Gedankenschrift mit etwas Doppeltem beschäftigt, und also zerstreut und überladen, und die feinen Nuancen, womit sinnverwandte Wörter sich unterscheiden, müssen in ihr untergehen, oder können nicht entstehen.

17. Quipos. Sind wohl nichts andres, als Gedächtniss-Hülfsmittel, und eine Art sehr vervollkommneter Kerbhölzer, Rosenkränze, Beeren oder Kugeln bei den Indischen Heiligen (?) gewesen. da man ihrer nur bei politischen Einrichtungen erwähnt findet. Wären sie Schrift gewesen, konnten sie nur Gedankenschrift seyn. An sich wäre das wohl nicht unmöglich. Zwar soll die Chinesische Gedankenschrift auch aus hieroglyphischer entstanden seyn, aber es ist schwerlich denkbar, und wird auch wohl nicht angenommen, dass auch nur den meisten Zeichen eine Hieroglyphe zum Grunde gelegen habe. Es muss also doch einen Punkt gegeben haben, wo die Idee entstand, durch Schlüssel und Striche-zahl allein zu bezeichnen, und wo die Malerei eigentlich zur Schrift ward. Quipos in China und Japan. Ob zwischen ihnen und den Peruanischen ein Zusammenhang ist? Remusat verneint ihn.

17.b. Bei Gelegenheit der Hieroglyphen und Quipos über die Zeichen der Delawaren und andrer Nordamerikanischen Stämme.

18. Schrift könnte vorhanden gewesen und verloren gegangen seyn. Nichts berechtigt zu der Annahme, und Mehreres streitet dagegen. Das allgemeine Zeugniss. In Mexico und Peru, den wichtigsten Civilisationspunkten, gab es sicherlich keine, da sonst Hieroglyphen bei Rechtshändeln, und Quipos unnütz gewesen wären. Die Sprachen selbst zeugen dagegen. Es giebt einen gewissen inneren Zusammenhang zwischen der Schrift und der Sprache. Die Schrift fixirt, sie bringt daher Gleichförmigkeit hervor, und vereinfacht. Doch bezieht sich das wohl nur auf die

Laute und Abwandlungen. Die Laute aller Volksmundarten sind daher vielfacher und unumgränzter, und die Articulation erhält erst durch die Schrift ihre Vollendung. Im Volksdialect, ohne Schrift, ist ihr noch thierischer Laut beigemischt. In einigen Amerikanischen Sprachen grosse Rauhheit, aber gar nicht in allen. Vor der Schrift ist auch keine Schule möglich. Lautveränderungen hat zwar auch die bloss geredete Sprache, aber analogisch durchgeführt werden sie auch nicht wohl ohne Schrift werden. Der Gebrauch der Schrift bringt überhaupt eine Aufmerksamkeit auf den Bau der Sprache hervor, deren Spuren in ihr sichtbar bleiben. Es ist aber auch noch mehr. Die Entstehung eines vollkommnen Sprachbaues und der Schrift hängen beide von einer vorzüglichen intellectuellen, auf das Denken durch Sprache gerichteten Anlage der Nation ab, die aber, im Vorbeigehen gesagt, auch eine poetische seyn kann. In der Sprache beweist sich diese durch das Vorherrschen grammatischer Formen. Bezug auf meine Abhandlung. Grammatische Formen und Schrift werden einander daher nahe stehen. Dies beweist die Erfahrung. Die Indier hatten keine Hieroglyphen, die Griechen hatten früh Buchstabenschrift. Ueber Homers Zeitalter lässt sich aus seiner blossen Sprache nicht viel für, noch gegen das hier Aufgestellte sagen. Einmal haben wir genau seine Sprache nicht. Dann kann das Griechische, als von einer Sprache mit Schrift abstammend, nie als eine Sprache ohne Schrift angesehen werden. Endlich geht Wolfs Behauptung nicht dahin, dass man zu seiner Zeit nicht schrieb, sondern nur dahin, dass man nicht Gedichte aufschrieb. Die Römische Sprache verhält sich darin, wie die Griechische. Von der Deutschen ist zum Theil dasselbe zu sagen. Skandinavische? Gothische? Auf der andren Seite hatten die Aegyptier keine Schrift, und auch keine Sprache mit grammatischen Formen. Silvestre de Sacy. Ebenso die Basken. Irländer und Walliser? Die Amerikanischen Sprachen gehören nun in dieser Hinsicht ganz zu denen, welche nicht die Form haben, die eine Schrift mit sich zu führen pflegt, sondern zu solchen, die schwerlich so seyn würden, wenn sie aus eigner Erfindung der sie redenden Nationen Schrift besessen hätten.

Die Sprachen lassen sich vollkommen nur in ihren Werken beurtheilen. Es lässt sich den blossen Elementen, und ihren Verknüpfungsgesetzen auf keine Weise vollständig ansehen, was der Gebrauch daraus zu machen vermag. Die Wörter erhalten noch im Gebrauche Anwendungen und Nuancen der Ideen, die wenig- 19.

stens in Wörterbüchern, wie unsre von den Amerikanischen Sprachen sind, nicht aufbewahrt werden. Die Sprache liegt nicht in Grammatik und Wörterbuch, sondern in dem Munde der Nation alle Zeiten ihres Daseyns hindurch, und auf diese Weise erhält sich ihr flüchtiges Vorüberhallen nur in Werken, welche das Gedächtniss, oder die Schrift aufbewahrt.

20. Was wir von Amerikanischen Sprachen in dieser Gattung besitzen, ist folgendes:

1., wirklich aus dem Munde des Volks entnommene, wenn auch nur kurze Redensarten und Sprüche, zerstreut in den Grammatiken und Wörterbüchern aufbewahrt. Es giebt davon nur sehr wenig. Nicht einmal Sprüchwörter haben die Missionarien gesammelt, und die Beispiele ihrer Grammatiken sind fast ohne Ausnahme von ihnen gemacht, oft christlichen Inhalts.

21. 2., erhaltene Volkslieder. Ich kenne nur ein Stück von einem der Qquichua Sprache. Teutscher Merkur.[1])

22. 3., von Geschichtschreibern aufbewahrte Reden, namentlich die der Anführer der Nationen, die mit den Vereinigten Staaten von NordAmerika in Verbindung stehen. Ob es deren im Original giebt? In Morse einige trefliche. Ueber den sittlichen Zustand dieser Wilden. Ob sie nicht schon von den Europaeern viel angenommen? Bei dieser Gelegenheit über das System der Regierung, diese Nationen zu behandeln. Allgemeine Betrachtungen, wie man es mit solchen hinsterbenden Sprachen zu halten hat. Baskisch. Litthauisch. Deutsch im Elsass.

23. 4., wirklich geschriebene mexikanische Werke einiger Mexikaner, bald nach der Eroberung. Sind vorhanden, aber nicht in Europa.

24. 5., Schriften der Missionarien in Amerikanischen Sprachen. Nur mit Vorsicht zu brauchen. Bibelübersetzungen die wichtigsten, vorzüglich des alten Testaments. Eliots Bibel[2]) wohl einzig. Einfluss Katholischer und Protestantischer Ideen hierauf.

25. Diese, nach dem Grade der National-Eigenthümlichkeit, die sie bewahren, geordneten Hülfsmittel sind, wie man sieht, äusserst dürftig. Was sich für meinen gegenwärtigen Zweck daraus entnehmen lässt, werde ich bei den einzelnen Nationen beibringen.

---

[1]) *„Peruanische Volkslieder, Proben nebst Nachricht von der Fortsetzung des adelungischen Mithridates" Neuer teutscher Merkur 1809, 1, 14.*

[2]) *Sie war Cambridge 1663 erschienen.*

wo sich dann, vorzüglich durch *nr.* 3. und 5. ergeben muss, was im Redegebrauch auch mit sehr wenig nach unsrem Sinn gebildeten, und von wahren grammatischen Formen entblössten Sprachen geleistet werden kann.

Man hat daher wenig mehr, als das Gerippe der Amerikanischen Sprachen in ihrem Bau, und eine bei jeder mehr, oder minder grosse Anzahl von Wörtern vor sich, und muss es darauf ankommen lassen, inwiefern sich bloss aus Grammatik und Wörterbuch einer Sprache der Culturzustand der Nation, der sie angehört, beurtheilen lässt? 26.

Hierbei ist zu unterscheiden die Spracherfindung und die Spracherweiterung durch den Gebrauch. Die Gränzen von beidem laufen zwar allerdings zusammen, aber ich verstehe darunter nur, dass jede Sprache, wie ich schon in einer andren Abhandlung bemerkt,[1]) eine Epoche hat, wo ihr Bau im Wesentlichen, als geschlossen, anzusehen ist, und nun keine wichtige Veränderung mehr erfährt. Wie sie in dieser Epoche ist, lege ich in die Spracherfindung. Was ihr von dieser Epoche an zuwächst, in die Spracherweiterung. Jenes wird vorzüglich den Elementar- und Flexionstheil der Grammatik angehen, dieses fast nur in der Wortbedeutung und der Syntaxis bestehen. Aus Gründen zu erforschen, wie die grössere Altdeutsche Flexionsfähigkeit abgenommen hat, und ob das dem Obigen widerspricht. 27.

Dass sich aus dem Bau der Sprache auf die geistige Anlage der Nation schliessen lässt (denn die Bildung kann erst recht in der Epoche der Spracherweiterung in Betracht kommen), ist keinem Zweifel unterworfen. Vielmehr lässt sich, als ein Axiom annehmen, dass die Eigenthümlichkeit des ursprünglichen Baues einer Sprache sogar keinen andren Grund haben kann, als die Eigenthümlichkeit der Nation, worunter aber freilich nicht immer die zu verstehen ist, in deren Munde wir die Sprache finden. Allein auch die fremde Sprachen erhalten, machen eigne daraus. Lateinische Töchtersprachen. Das NeuGriechische hat dies nicht genug gethan. Verschiedenheit der Lage die Ursache. Diese Eigenthümlichkeit kann dann auf sehr verschiedne Weise sichtbar werden; allein die wichtigste bleibt immer, inwiefern ein Volk, sich nicht auf das körperliche Bedürfniss des Tages beschränkend, Freude am freien und unbefangenen Erguss der Gedanken und Empfin- 28.

---

[1]) *Vgl. Band 4, 2.*

dungen findet. Auf die Unabhängigkeit vom körperlichen Bedürfniss, und das Absehen von irgend einem wirklichen irdischen Zweck kommt hierbei Alles allein an. Auf dieser Anlage, sie gehe nun auf tief religiöse Betrachtung, oder auf bloss unbefangenen, volksmässigen, selbst noch rohen Gesang, ruht alle Wissenschaft und Kunst, und alle Fähigkeit der Sprache zu ihr. Denn die erste Bedingung der einen und andren ist Freiheit vom Rückblick auf die Wirklichkeit, und zu dieser trägt auch die noch ungebildete Menschennatur, eben weil sie eine menschliche ist, die Anlage in sich. Die Sprache dient freilich jedem, auch dem niedrigsten Bedürfniss, aber sie braucht, nur um ihre allgemeinsten und höchsten Zwecke zu erreichen, der Form, die nicht, ohne entsprechend grosse Anlage der Nation, in ihr möglich ist.

29. Sie hängt natürlich von der Nation, wie vom Menschen überhaupt ab; diese Abhängigkeit ist jedoch nicht von der Art, dass sich behaupten liesse, ihr Wesen wäre gewissermassen gleichgültig, und es könne aus ihr, wo sie nicht Werke aufzuweisen hätte, nicht auf die Nation zurück geschlossen werden. Sprache und Nation sind in beständiger Wechselwirkung, und die Uebermacht der einen oder andren wird durch die Lebendigkeit der Kraft dieser, und die Unvergänglichkeit jener bedingt. Wenn auch die Eigenthümlichkeit der Nationen und Zeitalter sich so innig mit der der Sprachen vermischt, dass man Unrecht thun würde, den letzteren zuzuschreiben, was ganz, oder grossentheils den ersteren angehört, und wogegen die Sprachen sich nur leidend verhalten, wenn auch schon[1]) einzelne Schriftsteller vermögen, mit denselben Wörtern, denselben Redefügungen, nur durch einen andren Gebrauch, vermittelst des kräftigen Anhauchs ihres Geistes, der Sprache in ihren Werken einen neuen Charakter aufzudrücken, so bleibt darum doch nicht weniger wahr:

1. dass die Sprache durch die auf sie geschehende Einwirkung eine Individualität erhält, die insofern ganz eigentlich auch zu ihrem Charakter wird, als sie nun auch wiederum in demselben zurückwirkt, und als sie sich nur innerhalb der Gränzen desselben mit Willigkeit gebrauchen lässt.

2. dass ihre Rückwirkung um so bestimmender ist, als in ihr

---

[1]) *Statt der hier folgenden Sätze bis zum viertletzten Worte „Sprache" vor dem Anfang des 30. Abschnitts hat die Handschrift nur: „(unvollendete Abhandlung S. 6. 7.)". Ich habe den Kontext aus Band 4, 423 vollständig aufgenommen.*

das vermittelst ganzer Zeiträume und Nationen in Masse Hervorgebrachte auf das Individuum einwirkt, dessen selbst schon, durch die Gleichheit der Einwirkungsursachen ähnlich gestimmte Individualität ihr nur wenig zu widerstehen vermag.

3. dass, insofern auch, wie eben gesagt worden, einzelne Eigenthümlichkeit den Sprachen einen neuen Charakter verleihen kann, auch solche Bildungsfähigkeit zu ihrem ursprünglichen Charakter selbst gehört.

4. dass, da alle Folgen von Ursachen und Wirkungen stätige Reihen sind, in welchen jeder Punkt durch einen vorhergehenden Punkt bedingt wird, und da unsre geschichtlichen Hülfsmittel uns immer nur in die Mitte, nie in den Anfang einer solchen Reihe versetzen, jede einzelne Sprache der Nation, welcher wir sie zuschreiben, schon in einer gewissen Gestalt, mit bestimmten Worten, Formen und Fügungen überkommen ist, und daher eine Einwirkung auf sie ausgeübt hat, die nicht bloss Rückwirkung einer von ihr empfangenen, sondern für diese Nation ursprünglicher Charakter der Sprache selbst war.

5. dass mithin, wenn man die Nation mit der Sprache zusammendenkt, in der letzteren allemal ein ursprünglicher Charakter mit einem von der Nation empfangenen in Eins zusammengeschmolzen ist. Zwar darf man auch hier nicht, und am wenigsten geschichtlich, einen gleichsam festen Punkt annehmen, wo eine Nation ihre Sprache im Entstehen empfängt, da das Entstehen der Nationen selbst nur ein Uebergehen in stätigen Reihen ist, und sich ebensowenig ein Anfangspunkt einer Nation, als einer Sprache mehr ausmachen lässt.

Aus allen hier entwickelten Gründen bleiben daher die Sprachen 30. immer ein sicherer Anhaltungspunkt, um aus ihrem Baue selbst auf die Anlagen und Richtungen der Nation zu schliessen, welcher derselbe seinen Ursprung verdankt. Die Ungewissheit würde nur in dem vorliegenden Falle zurückbleiben, ob die feste und für uns insofern ursprüngliche Form dieser oder jener Amerikanischen Sprache vielleicht, da es erst darauf ankommt zu wissen, ob es Autochthonen in Amerika gegeben habe, nicht aus einem andren Welttheil herstamme. Dies bleibt entweder unausmachbar, oder kann nur durch die Verwandtschaft mit ausser-amerikanischen Sprachen entschieden werden.

Bei der Beurtheilung der Nationalanlage in der Spracherfindung 31. ist aber wieder eine besondre, individuelle von der in der mensch-

lichen Natur überhaupt liegenden zu unterscheiden. Denn die Sprache im Allgemeinen ist das Erzeugniss eines menschlich intellectuellen Instincts, und insofern bedingt durch die allgemeine Anlage der Organe, und des Denk- und Empfindungsvermögens. Was mit diesen an sich übereinstimmend ist, kann daher nicht auf Rechnung besondrer geistiger Individualität geschrieben werden.

32. Keine der Amerikanischen Sprachen nun hat einen solchen Bau grammatischer Formen, oder eine solche eigenthümliche Einrichtung ihres Wortvorraths, dass daraus eine besonders auf Denken und Sprache gerichtete Nationalanlage hervorleuchtete. Der Bau aller ist nicht nur ziemlich gleichförmig, obgleich man in Behauptung dieser Eigenschaft zu weit gegangen ist, sondern er kommt dem nahe, wie das blosse Bedürfniss die Worte behandeln konnte, um in irgend einem Grade Klarheit und Bestimmtheit des Verständnisses hervorzubringen. Verschiedenheiten und Nuancen giebt es hierin allerdings, diese werden aber nur bei Untersuchung der einzelnen Sprachen ihren Platz finden. Versuch der Schilderung des allen gemeinschaftlichen Typus.

33. Jedoch haben wieder alle Amerikanische Sprachen, und vorzüglich einige, solche Eigenschaften, die sich mit dem jetzigen Zustande der eingebornen Nationen auch nicht füglich vereinigen lassen. Diese bestehen in der grossen Regelmässigkeit des Baues, der Vollständigkeit der Bezeichnung der möglichen grammatischen Fälle, der Bestimmung feiner Nuancen in sinnlichen und Empfindungsbegriffen, dem Zusammendrängen mehrerer verbundener Begriffe in demselben Wort, wogegen unsre Sprachen angefüllt mit Anomalieen, unvollständig in der grammatischen Bezeichnung, matt und weitläuftig erscheinen. Daher die so oft übertriebenen Lobsprüche. Vorrede des *Chilidugu.*[1]) Gilij. Du Ponceau.

34. Nun ist es zwar offenbar, dass die Armseligkeit des jetzigen Nationalzustandes der Eingebornen nicht zum Masse dessen dienen kann, was sie wirklich waren, und dass sie allerdings ehemals eine grössere Cultur besassen. Allein diejenige, welche sich billigerweise nur annehmen lässt, reicht ebensowenig zur Erklärung jener Erscheinung aus. Allein wenn man auch dahingestellt seyn lässt, ob die eben erwähnten Eigenschaften alle Vortheile sind, so scheinen sie mir nicht aus individuell vorzüglicher intellectueller Anlage zu

[1]) *Havestadt*, „Chilidugu sive res chilenses vel descriptio status tum naturalis tum civilis cum moralis regni populique chilensis", *Münster* 1777.

entspringen, sondern in der geistig menschlichen Organisation überhaupt, und ganz besonders auch in dem Charakter von Nationen zu liegen, welche der Natur und der Spracherfindung noch näher stehen. Wir pflegen solche Nationen wilde zu nennen, aber der Charakter und Geisteszustand solcher Wilden ist wohl zu prüfen, und nicht zu leichtsinnig herabzusetzen. Bestimmung dieses Begriffs. Rückblick auf die zur Zeit des classischen Alterthums Europaeischen Wilden. Vergleichung ihrer mit den Amerikanischen. Es ist solchen der Natur näheren Menschen gerade eigenthümlich, Alles sinnlich auf das allergenaueste zu bestimmen, und in jeder Sache bei Einer einmal gewählten Methode zu bleiben, woraus denn natürlich strenge Analogie erwachsen muss, die Vollständigkeit der Fälle wird nicht von ihnen mit dem Verstande auf einmal übersehen, sondern entsteht von selbst durch den Gebrauch. Ihnen selbst unbewusst, wirkt der allgemeine logische Organismus des Verstandes, ohne den ja alles Sprechen unmöglich wäre. Wo mehr Lebendigkeit und Fülle des Denkens und Sprechens und mehr wahre und besonders individuelle Geisteskraft ist, verschmäht der Geist vielmehr den ewig einförmigen Weg, springt ab, und bildet Inconsequenzen und Anomalien. Er folgt andren Zwecken oder Anreizungen, als dem blossen Bemühen verständlich zu werden, und er kommt auf Mittel der Bezeichnung, die nicht solche Regelmässigkeit mit sich führen. Denn die Amerikanischen Sprachen reihen in der Regel selbständige Elemente, ohne Verschmelzung, an einander, wo also, sowie ein Theil gegeben ist, alle andren nachfolgen können, und beinahe müssen. Kraft, Naivetaet, Innigkeit aber sind überhaupt Eigenschaften des Naturmenschen, zu denen er nicht der Anlagen bedarf, aus denen vorzügliche Sprachen hervorgehen.

35. An diesen Zustand der Menschheit erinnern nun auch andre Dinge, ein leeres Silbengeklingel, bis zur Undeutlichkeit gehende Vermischung der grammatischen Formen, Mangel an grammatischer Bezeichnung, nur durch die Nothwendigkeit gebotner Gebrauch derselben (Plural, Concordanz des Substantivum und Verbum), Einschalten eines Redetheils in den andren, als Constructionsmittel u. s. w., insofern diese Stücke nicht besser bei Abhandlung der einzelnen Sprachen vorkommen, oder bei Erwähnung des Mangels grammatischer Formen schon da gewesen sind.

36. Ob Spuren da sind von verschiedenartiger Einwirkung auf

dieselbe Sprache, wie im Englischen und Persischen? Ist vielleicht in der Cora und Tarahumara Sprache zu untersuchen.

37. Eine vorzügliche Sprache ist nur möglich, wenn sie von einer weit verbreiteten Nation herstammt. Das Zusammenfliessen der Anschauungs- und Empfindungsarten sehr vielfacher, wieder vertheilter Massen, vermittelt in der gemeinsamen Sprache, verleiht dieser Reichthum, Mannigfaltigkeit, Kraft und haltendes Mass. Einige Amerikanische Sprachen nahmen und nehmen noch einen grossen Raum ein. Untersuchung und Ableitung der Ursachen. Eroberung in Quito, ich glaube auch Mexico. Zum Theil Verdrängung bei den Guarani. Bei den Delaware wohl Grösse des Stamms. Bei dieser Gelegenheit Zahl der jetzt Redenden. Giebt es vielerlei Wörter für denselben Gegenstand? Wie unterschieden?

38. Erscheinung der Sprachen einzelner Theile der Nationen, der Weiber, fast überall,

39. der Kinder einzeln,

40. der Vornehmen (noch ausser den Ehrfurchtsausdrücken), ich denke bei den Mixteka's,

41. der Kaiserfamilie in Quito.

42. Schilderung, Ursachen. Wie man sich die Möglichkeit denken kann? Priestersprachen?

43. Kurze Vergleichung der Sprachen der wilden Völker andrer Welttheile in allen diesen Beziehungen.

44. Spracherweiterung. Was durch den Gebrauch der Rede der Verknüpfungsfähigkeit syntaktisch zuwächst, geht, wo keine Werke vorhanden sind, grösstentheils vorüber und verloren. Indess lässt es sich doch noch, an einigen, vorzüglich zur Construction dienenden Worten, dem Pronomen relativum, den Partikeln u. s. f., erkennen.

45. Anders ist es mit dem Wortvorrath. Wenn alle Indischen und Griechischen Schriftsteller untergegangen wären, man hätte aber noch den Amara Kosha und einen der Griechischen Lexikographen, so würde man immer ein Bild der grossen Civilisation jener Völker erhalten. Es muss gesucht werden, hier ein philosophisches Kapitel aus dem Amara und etwa dem Pollux zu citiren. Grosse Vorzüge so geordneter Wörterbücher. *Chilidugu.*

46. Zuerst ist natürlich auf den allgemeinsten Ausdruck einer klaren und bestimmten Volksansicht, und eines leicht und kräftig durch Bilder der Phantasie reizbaren Gemüthes zu sehen.

Es fragt sich daher zuerst, ob in diesen Sprachen Spuren 47. richtiger logischer Aufzählung der Begriffe liegen; theils in den Nebenbestimmungen der Hauptbegriffe (Privativa),

theils in den, zusammen eine Sphäre füllenden Wörtern (Welt- 48. gegenden, Umfangsbestimmungen u. s. f.).

Man muss zweitens beurtheilen, ob diese Sprachen und in 49. welcher Anzahl Wörter besitzen, die blosse Verhältnissbegriffe ausdrücken, ohne entweder überhaupt noch eine erkennbare sinnliche Bedeutung zu haben, oder ohne doch diese in jenem Gebrauch mitgelten zu lassen (entsprechen, übereinstimmen, erwiedern u. s. f.).

Die dichterische Anlage beruht theils auf den Bezeichnungen 50. selbst (wie im Vaskischen *oñastuba*), theils auf Beiwörtern, und überhaupt solchen, welche irgend eine freiere Bewegung der Einbildungskraft verrathen.

Zwei wichtige Thatsachen, die ganz in das eben Gesagte ein- 51. schlagen, sind die, dass den meisten Amerikanischen Sprachen ein Wort für das blosse Seyn, und ein Pronomen relativum abgeht.

Historische Ausführung des ersten Punkts. Du Ponceau und Pickering. Wie viel, oder wenig das Verbum Seyn in einer Sprache gilt, beweist für, oder gegen die ursprüngliche Anlage der Nation zum Denken. Grosse Ausdehnung dieses Begriffs in vielen Derivatis im Indischen. Kleben des Begriffs des Seyns am Adjectivum. Dass aber das Wort Seyn den Amerikanischen Sprachen ganz fehlte, möchte ich nicht behaupten.

Zusammenhang der Relativ-Constructionen mit dem gewandten 52. Denken. Grosser Gebrauch im Griechischen. Wie man sie in den Amerikanischen ersetzt.

Zu der festen Umgränzung der Begriffe, der Erhebung zu 53. allgemeineren, dem Gefühl, dass das Wort eine Classe von Gegenständen umschreibt, und der Leichtigkeit des Denkens endlich gehört auch, dass in jedes Wort nur da Nebenbestimmungen aufgenommen werden, wo sie wirklich nothwendig sind. Nun aber ist es in den Amerikanischen Sprachen durchaus gewöhnlich, gewisse Substantiva nicht anders als mit den Pronomina Possessiva zusammen zu denken. Dieser Punkt gehört ganz eigentlich zur Spracherweiterung. Denn dies liegt nicht nothwendig im Sprachbau, der Gebrauch könnte es abändern, und es ist nur charakteristisch, dass es nicht geschehen ist. Darüber mit eingebornen Knaben angestellte Untersuchungen. Ebendahin gehört die Viel-

ſachheit der Zahlausdrücke nach den Gegenständen, und die beständige Erwähnung des Régime im Mexikanischen, wovon aber bei dieser Sprache.

54. Nach diesen Zügen, welche das Denken überhaupt angehen, wäre die Begriffsmasse klassenweis im Einzelnen zu untersuchen. Es wird aber hier nur das herausgehoben, was zu allgemeinen Bemerkungen führen kann.

55. Ob sich aus der geringen Anzahl von Zahlwörtern auf sehr grosse Rohheit schliessen lässt? Ich glaube nicht. Rechnung der Schildkröten an Kerbstöcken.

56. Benennungen der Gegenstände der Natur auf Erden und am Himmel. Darin liegende Metaphern. Sonne, Mond, Sterne. Wieviel Namen für einzelne Gestirne.

57. Benennungen der Theile des thierischen Leibes, der Organisation.

58. Politische Begriffe und Lebensbeschäftigungen, die durch Alle, oder Viele durchgehen. Verwandtschaftsnamen.

59. Reverencialausdrücke. Am stärksten nur in dem Bereich von Mexico. Im Norden Amerikas kenne ich sie gar nicht. Auch im Indischen, und schon in den alten Gedichten. Dort sehr metaphysisch. *Existens fecit* statt *tu fecisti.* Ob es da auch für Weiber vorkommen mag? Nachsuchen in andren Sprachen.

60. Religiöse und sittliche Begriffe. Ueber die unrichtige Behauptung der Religionslosigkeit der Amerikaner. Ob *teo* noch in einer andren, als der Mexikanischen Sprache?

61.a. Schliesslich noch allgemein über die in den gewöhnlichen Ausdrücken liegenden Metaphern. Dass im Indischen noch so viele Substantiva eigentlich nur Adjectiva sind.

61.b. Bei der Mangelhaftigkeit der Wörterbücher muss noch bemerkt werden, dass ich auch die Namen und ihre Ableitung zu benutzen suchen werde.

62. Hier schliesst die Untersuchung des Allgemeinen, und gehen die Erörterungen der einzelnen Sprachen an. In diesen müssen nun speciell alle hier genannt gewesenen Beziehungen durchgegangen werden, hinzugefügt, was im Allgemeinen gar nicht Platz fand, und zugleich dasjenige berücksichtigt, was sich von den nicht zur Sprache gehörigen Civilisationsspuren auf die Gegend der Sprache bezieht. Die Ordnung muss dieselbe oben beobachtete geographische seyn, von den Esquimaux und Grönland an bis zum Feuerlande. Ich erwähne hier nur die Sprachen, bei denen mir aus dem Kopf Bemerkungen, die zu machen sind, einfallen.

Delaware-Nationen.

Höchste Vollkommenheit der Transitionen. 63.

Mexicaner.

Die Sprache scheint Bildung zu verrathen, indem sie Eigen- 64. thümlichkeiten der Wildheit (die feste Verbindung der Pronomina) beibehalten, aber logisch erweitert hat (durch das allgemeine Pronomen, das sich in dieser Art sonst nirgends findet). Aehnliche Spuren von Naturroheit auch in sehr gebildeten Sprachen (Griechisches *ἄν*, Indisches *sma*).

Cora Nation.

Die Sprache scheint eine Mischsprache. 65.

Caraiben.

Ausgestorben. Weibersprache am ausgedehntesten. 66.

Qquichua.

Ob wirkliche Volkssprache? S. oben 41. 67.

Merkwürdige grammatische Dürftigkeit. 68.

Wunderbares Bilden von Begriffsgruppen mit Klingelsilben. 69.

Feste Wortstellung, wie die OstAsiatischen Sprachen. Seiten- 70. blick auf das Chinesische.

Guarani.

Grössere Unbestimmtheit und Undeutlichkeit im grammati- 71. schen Ausdruck, als fast irgendwo.

Eigenthümlichkeit der sogenannten *pessoa relativa*, die sich 72. sonst nicht findet.

Auf die einzelnen Erörterungen müssen zuletzt Betrachtungen 73. folgen über den relativen Werth der aufgezählten Sprachen für die Cultur, und daher nun mit Hinzunahme der ausser den Sprachen liegenden Culturspuren wirkliche Bezeichnung der Civilisationspunkte, und des absoluten und relativen Grades. Anführung von Aegypten, wo auch, neben grosser anderweitiger Cultur, geringe durch Sprache vorhanden gewesen zu seyn scheint.

Wenn hiermit die historische Untersuchung geschlossen ist, 74. bleibt noch einiges zu sagen über die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der Entwicklung der Amerikanischen Nationen, wenn der Welttheil sich selbst überlassen geblieben wäre, oder die Europaeer ihn nach andren Grundsätzen, etwa wie Indien, behandelt hätten. Auch im letzten Fall würde wohl wenig von der

Eigenthümlichkeit bewahrt worden seyn. Die Selbstsucht wirkt immer vernichtend, und wo allzu verschiedene Culturgrade einander nahe berühren, muss der geringere untergehn.

---

§. 13. 14.[1])

Ehe wir also zu der Untersuchung der Sprachen übergehen, wird es nothwendig seyn, eine gedrängte, aber möglichst vollständige Uebersicht der Spuren und Nachrichten zu geben, die wir aus andren Quellen, als die Sprachen, von ehemaliger Civilisation des neuen Welttheils besitzen. Wir werden dabei die Gegenden aufsuchen müssen, in welchen sie vorhanden war, und die Punkte, von welchen aus sie sich verbreitet zu haben scheint, so wie uns zu bestimmen bemühen, von welcher Art diese Civilisation war, welche Beziehung sie insbesondre auf die Sprache haben konnte und bei welchem Volke sie wohl, im Ganzen genommen, am höchsten gestiegen war.

Um indess nicht zu weit von der eigentlichen Sprachuntersuchung abzuschweifen, werde ich die Gegenstände, an die ich erinnern muss, nur kurz bezeichnen, und auf die Schriften verweisen, in welchen sie ausführlich geschildert sind.

. . . .

In Rücksicht auf die Sprachen, und zwar auf das doppelte Bemühen, sowohl aus der Bildung der Nationen ihre verschiedenartige Vollkommenheit, als aus dieser jene zu erklären, ist es aber vorzüglich wichtig, theils auf das relative Alter der verschiedenen Civilisationspunkte, theils auf die Art der in ihnen übriggebliebenen Denkmäler zu achten, und was sich hieraus ergiebt, hier, zur künftigen Vergleichung mit der Natur der Sprachen selbst, festzustellen.

Die Mexicanische, Peruanische und Muyscas Civilisation lässt sich mit den noch vorhandenen Sprachen, obgleich die der Muyscas nur mangelhaft bekannt ist, zusammenhalten. Nicht so aber ist es der Fall mit der am Ohio, den dürftigen Spuren in Guyana, und der Panos Nation. Die Werke am Ohio hat man zwar auf Toltequische und Aztekische Völkerweise zurückführen wollen, aber was man dafür anführt, reicht bei weitem nicht zu einem Beweise hin, die Art der Ueberbleibsel und der gänzliche Mangel

---

[1]) *Vgl. oben S. 11 Anm.*

der Hieroglyphen am Ohio, und ihr Vorherrschen in Allem, was Aztekisch ist, macht die Behauptung an sich unwahrscheinlich. Ob jene Werke Vorfahren der jetzt in jener Gegend herumwandernden Horden zuzuschreiben sind, ist auch höchst zweifelhaft, und die Beobachter der aufgefundenen Gerippe, denen man keinen Grund hat, den Glauben zu versagen, läugnen es. Hier kann daher zwischen den Ueberbleibseln und den Sprachen kein Zusammenhang mehr aufzufinden seyn, da die ersteren, wie auch mein Bruder es ausdrücklich nennt, wirklich einem unbekannten Volke angehören.*) Die Guyanischen Felsenzeichnungen stammen zwar, der Sage der Tamanaquen nach, von ihren Vorfahren, und ihrem Stammvater Amalivaca her. Da aber die Sage von Amalivaca auf einem ungeheuern Raum, den Wohnsitzen ganz verschiedner Nationen, verbreitet ist,**) so dass dies Herrschen Einer und ebenderselben Sage in einer Gegend, die sich gerade durch Vielfachheit der Sprachen auszeichnet,***) zu einer der merkwürdigsten Erscheinungen in der Völkergeschichte wird, so bleibt man auch hier in der Ungewissheit. Die Sprache der Panos, die sich auch durch eine Art Beschneidung von den um sie wohnenden Stämmen absondern, ist gänzlich unbekannt.†) In Mexico selbst kommen über den Zusammenhang der Cultur und Sprache schwer zu lösende Zweifel vor. Unter den verschiedenen Mexicanischen Völkerschaften scheint wieder ein Unterschied der Cultur geherrscht zu haben. Den Zapotequen z. B. wird eine grössere, als denen des Thals von Mexico zugeschrieben,††) und wirklich trägt der Pallast von Mitla, auch das einzige Amerikanische Denkmal, an dem man Säulen findet, auch nach den Zeichnungen, einen eignen Charakter der Zierlichkeit an sich. Die Zapotequen gehörten aber zu den Urvölkern Mexicos, oder giengen wenigstens den Toltequen voran. Ihre Sprache ist noch vorhanden, und es giebt eine Grammatik derselben, die aber, soviel ich weiss, nie nach Europa gekommen ist. Dies Verhältniss der Aztequischen Sprache zu den früheren, wie der Otomitischen und Mixteca (die beide sichtbar rauher und unvollkommner sind) verdient vorzügliche Aufmerksamkeit. Da die Cora Nation unter die Vor-Tolte-

---

*) Humb. *relat. hist.* II. 373.

**) *l. c.* 587—590.

***) *l. c.* 278. 279. 427. 428.

†) Mithridates. III. B. 579.

††) Humb. *Monumens.* 49.

quischen gezählt wird,*) so muss man glauben, dass zu derselben Völkerfamilie und Sprache gehörende Stämme schon vor den Tolteken einwanderten. Denn wenn irgend zwei Americanische Sprachen Dialecte von einander sind, oder doch die engste Verwandtschaft zeigen, so sind es die Cora und Mexicanische. Die Wörter, welche in dieser ein *tl* haben, kommen in jener sehr regelmässig ohne *l* vor. Es giebt ferner in NeuSpanien Sprachen von Stämmen, die man nicht unter den Vor-Toltequischen aufgeführt findet, wie die Maya in Yucatan, gerade einem der Hauptsitze Aztequischer Cultur. Insofern diese Sprachen und die Vor-Toltequischen roher waren, wie dies von der Othomi und Mixteca in die Augen leuchtet, wohnten die Aztequen, auf ähnliche Weise, als die jetzigen Europaeischen Ansiedler, schon bei und unter ungebildet bleibenden Eingebornen.

Die Art der Ueberbleibsel, und der Stil, der sich darin entdecken lässt, ist in den verschiedenen CivilisationsRegionen auffallend verschieden. Am Ohio vorzüglich Erdwerke, die sich durch Ausdehnung und Regelmässigkeit auszeichnen, und keine Hieroglyphen; in dem Toltequisch-Aztequischen Bezirk hauptsächlich wirkliche Gebäude, und Vorherrschen von Hieroglyphen, in Peru Quippu's, und da und in Tiahuanaco Gebäude von bestimmter und sich wiederholender Form, wie man sie mit Sicherheit im übrigen America noch nicht aufgefunden hat; in Guyana bloss Felsenfiguren, vielleicht hieroglyphischer Natur. Die künstlichen Hügel und gemahlten Scherben gehen allein durch diesen ganzen Strich des Welttheils, was aber bei den ersteren, da sie doch in der Anlage sich nicht gleich sind, und, ihrer Natur nach, eine gewisse Aehnlichkeit haben müssen, weniger zu verwundern ist. Die übrigen Verschiedenheiten gehen zwar auch in einander über: es giebt am Ohio auch stufenartige Pyramiden, doch wenige, niedrig, und nur von 2 bis 3 Stufen; man bediente sich in Mexico der Quippu's und in Peru der Hieroglyphen u. s. f. Allein es ist von der höchsten Wichtigkeit für unsren Zweck, über solchen ganz allgemeinen, oder gewissen Perioden angehörenden Aehnlichkeiten nicht die bestimmt verschiedene Individualität der einzelnen Massen zu übersehen.

Denn wir werden die hier erwähnte Erscheinung auch in den Sprachen wiederfinden. Ihr Bau und Charakter ist offenbar sehr

*) Humb. *Monumens.* 318.

verschieden, aber es laufen durch alle auch gewisse auffallende Aehnlichkeiten. Meines Erachtens nun hat man viel zu sehr bei diesen verweilt, und die Individualität vernachlässigt. Auch in den Sprachen lassen sich, dem grammatischen Bau nach, Massen zusammenstellen. Die künstliche Abwandlung der Verben zum Beispiel ist im höchsten Grade ihrer Ausbildung nur den nördlichsten Sprachen eigen, schon der Mexicanischen weniger, und nimmt nach Süden zu noch mehr ab.

Wenn man aber diese übriggebliebenen Denkmäler der Nationen Amerika's, und die Schilderungen ihres politischen und gesellschaftlichen Zustandes mit vergleichendem Blick übersieht, so geräth man in nicht geringe Verlegenheit, danach den verschiedenen Zustand ihrer wirklichen geistigen Bildung zu bestimmen. Es ist dies sogar bei viel bekannteren Nationen des Alterthums der Fall, wie die Verschiedenheit der Urtheile über die Aegyptische, Chinesische, selbst Indische Cultur zur Genüge beweist. Nicht minder gross ist die Ungewissheit, wenn man die Natur und den Bau der Sprachen dieser Völker als Quellen dieser Beurtheilung zu gebrauchen unternimmt, da auch über die Eigenschaften, welche die Sprachen besitzen müssen, um die geistige Bildung der Nationen zu befördern, oder als Beweise derselben zu dienen, die Untersuchungen noch bei weitem nicht zu einem sichren Resultate geführt haben.

Dennoch ist es von ungemeiner Wichtigkeit, die Begriffe hierüber möglichst zur Festigkeit und zur Klarheit zu bringen, was zum Theil durch die reine Entwicklung derselben geschehen kann, vorzüglich aber aus einer richtigen Behandlung der Geschichte hervorgehen muss. Denn ohne eine solche Feststellung der Begriffe muss das Urtheil unaufhörlich zwischen zu hoher und zu geringer Würdigung schwanken, und der richtige Begriff der Cultur der einzelnen Nationen mangeln, ohne den man niemals wahrhaft zu überschauen im Stande ist, wie der Funke der Geisteskraft, das einzige Unvergängliche in der Masse alles Vergehenden, sich an verschiedenen Orten, und in verschiedenen Zeiten entzündet, mittheilt, in todte Werke verbirgt, Jahrhunderte hindurch schlummert, aber auch plötzlich, oft in ganz verschiedenen Gegenden und durch ganz zufällige Umstände, wieder geweckt wird.

So freigebig man mit den Namen wilder und civilisirter, cultivirter und uncultivirter Nationen ist, so wenig ist doch die wahre Bedeutung dieser Ausdrücke bestimmt, und so schief und

unrichtig sind sie oft in der Anwendung, da die Individualität der Nationen nicht leicht so allgemein bekannt zu werden erlaubt. Es widerfährt dadurch einigen Nationen zu wenig, andren zu viel Recht; das erstere leiden gewöhnlich die sogenannten Wilden, das letztere begegnet einigen sich in grosser Regelmässigkeit, aber geringer geistiger Lebendigkeit fortbewegenden Nationen.

Noch schwieriger ist die richtige Abwägung des Urtheils da, wo Vollkommenheiten und Mängel sich wechselseitig entgegenstehen. Wem von beiden, um gleich ein in der Nähe liegendes Beispiel anzuführen, soll man den höheren Grad der Cultur beimessen, den Peruanern oder Mexicanern? Jene suchten die Grenzen ihres Reichs nur zu erweitern, um Religion und Sitten menschlicher zu machen, und die bei ihnen herrschende Gesetzmässigkeit und Ordnung auf eine grössere Anzahl von Völkerstämmen auszudehnen; diesen war der Krieg bei jeder Thronveränderung ein Bedürfniss, um Opfer für ihre blutdürstigen Götter zu erhalten, sie schlachteten Heerden von Menschen, und enthielten sich nicht einmal ihres Fleisches. Aber sie hatten bedeutendere Fortschritte in Wissenschaft und Kunst gemacht, besassen vollkommenere Mittel der Ideenbezeichnung, und es herrschte bei ihnen, vorzüglich vor der willkührlichen Gewalt der letzten Könige, ein regeres politisches Leben, als unter den Incas, wo der unbedingteste Despotismus alle Kraft in starrer Einförmigkeit ertödtete, Nationen, allgemeinen Staatsmaximen zufolge, ihrer Heimath entrissen, und in andre Länder versetzt wurden, und wo selbst der letzte Funke individueller Freiheit erlosch. Es fällt in die Augen, dass hier nicht der Grad bestimmt werden kann, sondern erst der Begriff festgestellt werden muss, welcher der Beurtheilung zum Grunde liegen soll.

Die lebendigste und menschlichste Regsamkeit der nationellen Kräfte bestimmt unstreitig den höchsten Massstab zur Schätzung des verschiedenen Werthes der Völker.

Die Lebendigkeit der Regsamkeit drückt nur den Grad aus.

In dem Begriffe menschlicher Regsamkeit verbindet sich die Civilisation, die Befreiung des Lebens von Dürftigkeit, Ungemach und Gefährdung, mit freiem und ungemessenem geistigem Streben, und zugleich liegt in dem Ausdruck, dass die Richtung der Kräfte nicht einseitig seyn, sondern vielmehr nichts ausschliessen soll, was die Brust des Menschen menschlich bewegt.

Die nationellen Kräfte umfassen die des Individuums und des Volkes.

In jedem dieser so zergliederten Elemente liegt zugleich Abhängigkeit und Gegensatz; das geistige Streben fordert, als unentbehrliche Bedingung, Civilisation, kann aber, wenn das Leben in Ruhe und Uebergemächlichkeit erschlafft, oder durch allzugrosse Aengstlichkeit vor Gefährdung beengt wird, in ihr selbst untergehen; der Einzelne bedarf eines reichen und kräftigen Lebens um sich her, um von demselben gehoben und getragen zu werden, allein das Gesammtleben kann auch die einzelne Kraft einseitig mit sich fortreissen.

Diese, je nachdem sie zusammenwirken, sich Unterstützung und Gefahr darbietenden Stoffe fordern eine nähere Beleuchtung.

Das Wichtigste, allein auch Geheimnissvollste ist der Zusammenhang des Einzelnen mit der Nation. Ueber das Geheimniss der Individualität, in welchem (wie auch die abstracteste Philosophie immer darauf zurückkommt zu erkennen) das Wesen und Schicksal der menschlichen Natur verborgen liegt, lässt sich in den Schranken irrdischen Daseyns kein eigentlicher Aufschluss erwarten. Allein soviel ergeben Empfindung und Nachdenken auf das deutlichste, dass die Individualität des Menschen nur auf sehr bedingte Weise bloss in dem Einzelnen liegt. Der Mensch steht nicht sowohl, als ein einzelnes Wesen, da, sondern gleicht mehr einem, aus einem grösseren Ganzen hervorschiessenden, und eng mit seinem Daseyn an dasselbe gebundenen Sprössling. Das Gefühl in ihm fordert Erwiederung, die Erkenntniss Bestätigung durch fremde Ueberzeugung, das Vertrauen zur Thatkraft anfeuerndes Beispiel, sein ganzes innerstes Daseyn das Bewusstseyn eines entsprechenden ausser ihm, und je mehr sich seine Kräfte erweitern, in desto weiteren Kreisen bedarf er dieser zustimmenden Berührung. Zugleich wird sein Wesen durch alles vor ihm Gewesene vorbedingt, und durch alles ihn Umgebende bestimmt, so dass sich auch das Wirken seiner wahrhaft absolut freien Kraft danach anders und anders bestimmt. Diese Abhängigkeit des Menschen von andrem menschlichen Daseyn aber entspringt zugleich aus einer irdischen und überirdischen Quelle. Jene liegt in der Zeugung und der Nothwendigkeit gesellschaftlicher Verbindung. Diese entspringt daraus, dass er bewusster und unbewusster Weise, im philosophischen Nachdenken, wie im begeisterten Empfinden und Handeln, wo er, wirklich von höherem

Drange getrieben, oft nur das niedriger gesteckte Ziel erblickt, einem Unendlichen nachstrebt. Er fühlt, dass ohne dies Streben das menschliche Leben, wenn es auch in der geregeltesten gesellschaftlichen Ordnung fortliefe, dennoch kein wahrhaft menschliches wäre, und dass daher dies seinem Wesen selbst einwohnende Verlangen nicht vergeblich seyn kann. Da nun seine vereinzelte Kraft demselben dennoch unangemessen ist, erkennt er, dass jenes Streben, in die ganze Menschheit gelegt, von ihm nur, als einem Theile derselben, gefühlt wird.

Auf der andren Seite lebt und wirkt die Nation nur in den Individuen, und wie eng ihr gemeinsames Leben seyn möchte, kann es nur in ihnen zum Daseyn kommen. Wie weit sich das Individuum von der Nation entfernen, welchen unabhängigen Vorsprung aus ihrem Kreise heraus gewinnen kann, lässt sich allgemein nicht entscheiden, da es glücklicherweise unmöglich ist, der selbständigen Kraft des Menschen ein festbeschränkendes Mass zu bestimmen. In allen Zeiten sind, ohne die weniger in die Augen fallenden Beispiele zu erwähnen, wo Einzelne in Kunst, Wissenschaft und Weisheit ihrem Volke eine andre Richtung gaben, Reformatoren aufgestanden, die plötzliche Umwandlungen der Religion, Verfassung und Sitten bewirkten. In America treten als solche Quetzalcoatl, Bochica, Amalivaca, Manco Capac auf, und wir werden in der Folge darauf zurückkommen, ob man diese wirklich für Fremdlinge zu halten hat, oder ob nur die Folge der Zeit sie, eben wegen der Plötzlichkeit ihres Erscheinens und Wirkens, für solche ansah. Dagegen ist es gewiss, und durch geschichtliche Beispiele beweisbar, dass die Kraft des Einzelnen sowohl durch zu eng bestimmtes Gesammtleben, als durch Mangel an nationaler Mitwirkung geschwächt werden kann.

2.

Ueber den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache.

Einleitung.

Es giebt bei der Betrachtung des Menschengeschlechts zwei Gegenstände, auf welche alle einzelnen Forschungen, als auf den letzten und wichtigsten Punkt, hinausgehen, die Verbreitung und die Steigerung der geistigen Entwicklung. Beide stehen zwar in nothwendigem Zusammenhang, aber nehmen nicht durchaus denselben Weg, und halten nicht immer gleichen Schritt, da es Zeiten gegeben hat, wo die Erkenntniss an Einem Punkte eine ungewöhnliche Höhe erreichte, andere, wo sie, wenig über das schon Errungene hinausgehend, sich allgemeiner vertheilte. Das Letztere begann erst mit Alexanders des Grossen Eroberungen, gewann Bestand durch die Erweiterung des Römischen Reichs, gehört aber im vollsten Masse nur der neueren Zeit an. Das Erstere ist gewiss dieser nicht fremd, setzt uns aber im Alterthum mehr in Erstaunen, da ein plötzliches Licht aus tiefem Dunkel hervorbricht. Beide erregen auch weder an sich, noch überall den gleichen Antheil. Die Höhe, zu welcher Nachdenken, Wissenschaft und Kunst emporsteigen, die Stufe der Vollkommenheit, welche die von ihnen abhängigen menschlichen Werke und Einrichtungen erreichen, sprechen die bloss nachdenkende Forschung, die dadurch den Umfang des menschlichen Geistes auszumessen

---

Erster Druck: Wilhelm von Humboldt, Über die Kawisprache auf der Insel Java 2 Beilage S. 1—77 (1838). Der häufige Sperrdruck, der sicher vom Herausgeber Buschmann herrührt, ist hier beseitigt.

sucht, und nicht in dem Kreise örtlichen Strebens befangen bleibt, mehr an, als die, immer zufälligere Mittheilung.

Dagegen weckt diese, der Einfluss klarer und bestimmter Ideenentwicklung, geläuterter Empfindung, mit Schönheitssinn verbundener Kunstfertigkeit auf das häusliche und öffentliche Leben, einzelne und Gesammteinrichtungen, Gewerbe und Beschäftigungen, stärker das Mitgefühl und die im Leben wirksame Thätigkeit, als näher verbunden mit dem Wohlstand, der Sittlichkeit und dem Glücke des Menschengeschlechts. Diese Verschiedenheit der Ansicht kann aber nie zu wahrem Gegensatz ausarten, da es unmöglich ist, zu verkennen, wie auch die blosse Verbreitung des schon in der Erkenntniss Errungenen dazu beiträgt, von da aus höhere Punkte zu gewinnen.

Der Wachsthum in geistiger Bildung ist zwar dem Menschen natürlich, da gerade in der Fähigkeit zu dieser Vervollkommnung, und in der Erzeugung des Begriffs aus sinnlichem Stoff das Unterscheidende seiner Natur liegt. Aber er ist in sich schwierig, wird oft auch von aussen gehemmt, und nimmt daher einen verwickelten, nur in wenigen Punkten leicht aufzuspürenden Weg.

Zuerst muss das geistige Streben im Einzelnen erwachen, und zur Reife gedeihen; und die Gesetze, nach welchen dies geschieht, könnte man die Physiologie des Geistes nennen. Aehnliche Gesetze muss es auch für eine ganze Nation geben. Denn der Erklärung gewisser Erscheinungen, zu denen ganz vorzugsweise die Sprache gehört, lässt sich auch nicht einmal nahe kommen, wenn man nicht, ausser der Natur und dem Zusammentreten Einzelner, auch noch das Nationelle in Anschlag bringt, dessen Einwirkung durch gemeinschaftliches Leben und gemeinschaftliche Abstammung zwar zum Theil bezeichnet, allein gewiss weder erschöpft, noch in ihrer wahren Beschaffenheit dargestellt wird. Die Nation ist Ein Wesen sowohl, als der Einzelne. Die Verbindung beider durch gemeinsame Anlage wird in sich schwerlich je enträthselt werden können; allein ihre Einwirkung fällt da in die Augen, wo das Nationelle, wie bei der Erzeugung der Sprache, ohne Bewusstseyn der Einzelnen, thätig ist. Auf diesem Durchbruchspunkt der Geistigkeit in den Einzelnen und den Völkern tritt nun das Streben derselben in die Reihe der übrigen geschichtlichen Erscheinungen, wächst an Stärke, oder Ausdehnung, erfährt Hindernisse, besiegt dieselben, oder erliegt ihnen, gewinnt oder verliert an Kraft, bildet und empfängt ihr Schicksal durch sich selbst, und unter der

Herrschaft der leitenden Ideen, welchen alle Weltbegebenheiten untergeordnet sind. Von da an ist daher die Aufspürung des Bildungsganges das Werk der Geschichte, da dieselbe bis zu jenem Punkt mehr dem philosophischen Nachdenken und der Naturkunde des Geistigen angehört.

Das Studium der verschiednen Sprachen des Erdbodens verfehlt seine Bestimmung, wenn es nicht immer den Gang der geistigen Bildung im Auge behält, und darin seinen eigentlichen Zweck sucht. Die mühevolle Sichtung der kleinsten Elemente und ihrer Verschiedenheiten, welche unerlasslich ist zu dem Erkennen der auf die Ideenentwicklung einwirkenden Eigenthümlichkeit der ganzen Sprache, wird, ohne jene Rücksicht, kleinlich, und sinkt zu einer Befriedigung der blossen Neugier herab. Auch kann das Studium der Sprachen nicht von dem ihrer Literaturen getrennt werden, da in Grammatik und Wörterbuch nur ihr todtes Gerippe, ihr lebendiger Bau aber nur in ihren Werken sichtbar ist.

Das Sprachstudium verfolgt aber den Bildungsgang der Völker aus seinem besondren Standpunkt; und in dieser Rücksicht bildet die Einführung der Schrift einen der wichtigsten Abschnitte in demselben. Sie wirkt nicht bloss auf die Sicherung und Verbreitung der gemachten Fortschritte, sondern befördert sie selbst, und steigert den Grad der erreichbaren Vollkommenheit, weshalb es mir zweckmässig schien, gleich im Anfang dieser Untersuchung auf diese doppelte Richtung aufmerksam zu machen. Es kann zwar scheinen, als wirkte die Schrift mehr auf die Erkenntniss selbst, als auf die Sprache; allein wir werden sehen, dass sie auch mit der letzteren in unmittelbarem Zusammenhange steht. Erkenntniss und Sprache wirken dergestalt wechselweise auf einander, dass, wenn von einem Einfluss auf die eine die Rede ist, die andre nie davon ausgeschlossen werden kann.

Bei dieser grossen Bedeutsamkeit der Schrift für die Sprache, habe ich es für nicht unwichtig gehalten, dem Zusammenhange beider eine eigne Untersuchung zu widmen, die zwar vorzüglich durch Prüfung der verschiednen Schriftarten und der sie begleitenden Sprachen, zugleich aber auch, da die Thatsachen allein hier nicht auszureichen vermögen, aus Ideen geführt werden muss. Auf diesem Wege wird es auch unvermeidlich seyn, einige geschichtliche Punkte gerade aus den dunkelsten Zeiträumen zu berühren. Denn es ist gewiss eine merkwürdige, und hier die genaueste Beleuchtung verdienende Erscheinung, dass wahre Bilder-

schrift allein in Aegypten einheimisch war, und die nächst vollkommne, nach ihr, unter den Aztekischen Völkern in Mexico, dass die Figurenschrift sich auf den Osten Asiens beschränkt, und ein schwaches Analogon in den Peruanischen Knotenschnüren vorhanden war, dass es in dem übrigen Asien seit den ältesten Zeiten mehrere Buchstabenschriften gab, und dass Europa ursprünglich gar keine Schrift besass, aber sehr früh gerade diejenige empfieng und bewundernswürdig benutzte, welche die Fortschritte der Sprache und die Ideenentwicklung am meisten befördert.

Unter Schrift im engsten Sinne kann man nur Zeichen verstehen, welche bestimmte Wörter in bestimmter Folge andeuten. Nur eine solche kann wirklich gelesen werden. Schrift im weitläuftigsten Verstande ist dagegen Mittheilung blosser Gedanken, die durch Laute geschieht.

Zwischen diesen beiden Bedeutungen liegt eine unbestimmbare Menge von andren in der Mitte, je nachdem der Gebrauch die Beschaffenheit der einzelnen Zeichen mehr, oder weniger an eine bestimmte Reihe bestimmter Wörter, oder auch nur Gedanken bindet, und mithin die Entzifferung sich mehr, oder weniger dem wirklichen Ablesen nähert.

Gegen die obige Bestimmung des Begriffs der Schrift könnte man einwenden, dass sie auch die Gebehrde in sich schliesst, und man doch immer Gebehrdensprache, nie Gebehrdenschrift sagt. Allein in der That ist die von Lauten entblösste Gebehrde eine Gattung der Schrift. Nur gehen die Begriffe von Schrift und Sprache sehr natürlich in einander über. Jede Schrift, welche Begriffe bezeichnet, wird, wie schon öfter bemerkt worden ist, dadurch zu einer Art von Sprache. Sprache dagegen wird oft auch, obgleich immer uneigentlich, von einer Gedankenmittheilung, ohne Laute, gebraucht. Der Sprachgebrauch konnte überdies den in unmittelbarer Lebendigkeit vom Menschen zum Menschen übergehenden Gebehrdenausdruck unmöglich mit der todten Schrift zusammenstellen.

Wollte man jede Mittheilung von Gedanken Sprache, und nur die von Worten Schrift nennen, so hätte dies zwar auf den ersten Anblick etwas für sich, brächte aber in die gegenwärtige Materie grosse Verwirrung, und stiesse noch viel mehr gegen den Sprachgebrauch an. Denn man müsste dieselbe Schriftart, z. B. die Hieroglyphen, zugleich zur Sprache und zur Schrift rechnen, je nachdem sie in unvollkommnem Zustande Gedanken, oder im aus-

gebildetsten Worte anzeigte. Es ist daher richtiger und genauer, Sprache bloss auf die Bezeichnung der Gedanken durch Laute zu beschränken, und unter Schrift jede andre Bezeichnungsart der Gedanken, so wie die der Laute selbst, zusammenzufassen. Es braucht übrigens kaum bemerkt zu werden, dass auch da, wo die Schrift Gedanken bezeichnet, ihr in dem Sinne dessen, von dem sie ausgeht, doch immer einigermassen bestimmte Worte in einigermassen bestimmter Folge zum Grunde liegen. Denn die Schrift, auch da, wo sie sich noch am wenigsten vom Bilde unterscheidet, ist doch immer nur Bezeichnung des schon durch die Sprache geformten Gedanken. Die einzelne Gebehrde, die sich, als Schriftzeichen betrachtet, am meisten hiervon zu entfernen scheint, entspricht doch der Interjection. Der Unterschied zwischen verschiednen Schriftarten liegt nur in der grösseren oder geringeren Bestimmtheit der ihnen ursprünglich mitgetheilten Gedankenform, und in dem Grade der Treue, mit welcher sie dieselbe auf dem Wege der Mittheilung zu bewahren im Stande sind.

Daher ist Schrift ursprünglich immer Bezeichnung der Sprache, nur nicht immer für den Entziffernden, der ihr oft eine andre Sprache, oder andre Worte derselben unterlegen kann, und nicht immer in gleichem Grade der Bestimmtheit von Seiten des Schreibenden.

Die Wirkung der Schrift ist, dass sie den, sonst nur durch Ueberlieferung zu erhaltenden Gedanken, ohne menschliche Dazwischenkunft, für entfernte oder künftige Entzifferung aufbewahrt, und die allgemeinste Folge hieraus für die Sprache, dass durch die erleichterte Vergleichung des in verschiednen Zeiten Gesagten, oder in Worten Gedachten nun erst Nachdenken über die Sprache und Bearbeitung derselben eigentlich möglich werden.

Wo die Schrift in häufigeren Gebrauch kommt, tritt sie auch im Reden und Denken nothwendig in Verbindung mit der Sprache, theils nach den Gesetzen der Verbindung verwandter Ideen, theils bei tausendfachen Veranlassungen, die eine auf die andre zu beziehen. Die Bedürfnisse, Schranken, Vorzüge, Eigenthümlichkeiten beider wirken daher auf einander ein. Veränderungen in der Schrift führen zu Veränderungen in der Sprache: und obgleich man eigentlich so schreibt, weil man so spricht, findet es sich doch auch, dass man so spricht, weil man so schreibt.

Aus jener allgemeinen Wirkung der Schrift und dieser Ideen-

verknüpfung müssen sich alle einzelnen Einflüsse herleiten lassen, welche sie auf die Sprache ausübt, die aber erst bei der Betrachtung der einzelnen Schriftarten geprüft werden können. Die Macht dieser Einflüsse scheint, dem ersten Anblicke nach zu urtheilen, nur gering seyn zu können. Denn da die meisten Nationen die Schrift erst spät zu empfangen pflegen, so hat ihre Sprache dann meistentheils schon eine Festigkeit des Baues angenommen, die keinen bedeutenden Aenderungen mehr Raum giebt. Bei mehreren geht schon ein Theil ihrer Literatur der Einführung der Schrift voraus; und man kann sogar annehmen, dass dies bei allen der Fall ist, welche zu höherer geistiger Bildung Anlage haben. Es dauert lange, ehe die, auch schon bekannte Schrift in allgemeineren Gebrauch kommt; und ein grosser Theil jeder Nation bleibt der Schrift ganz, oder doch grösstentheils fremd. Durch alle diese vereinten Umstände entzieht sich also die Sprache der Einwirkung, welche die Schrift auf sie ausüben könnte. Nun ist zwar keine Sprache von so fest gegliedertem Bau, dass nicht noch Veränderungen vieler Art in ihr vorgehen sollten; gerade der kleinere Theil der Nation, welcher sich vorzugsweise der Schrift bedient, ist auf den übrigen grösseren, auch in Beziehung auf die Sprache, von unverkennbar bildendem Einfluss. Allein dennoch mag es in jeder Sprache nur wenige, und gerade nicht die bedeutendsten Veränderungen geben, von denen sich mit Bestimmtheit nachweisen lässt, dass sie durch bestimmte Eigenthümlichkeiten der Schrift entstanden sind.

Dagegen ist ein andrer Einfluss der Schrift auf die Sprache unläugbar von der grössten Wirksamkeit, wenn er sich auch nur mehr im Ganzen erkennen lässt, nemlich der, welchen die Sprache dadurch erfährt, dass überhaupt für sie eine Schrift, und eine die Ideenentwicklung wahrhaft fördernde vorhanden ist. Denn wenn die Nation nur irgend Sinn für die Form der Sprache besitzt, so weckt und nährt diesen die Schrift, und es entstehen nun nach ihrer Einführung, und durch sie diejenigen Umbildungen der Sprache, die, indem sie den mehr in die Augen fallenden grammatischen und lexicalischen Bau unverändert lassen, durch feinere Veränderungen die Sprache doch zu einer ganz verschiednen machen.

Auf diesem Wege entsteht die höhere Prosa, wie schon sonst scharfsinnig bemerkt worden ist, dass das Entstehen der Prosa

den Zeitpunkt anzeigt, in welchem die Schrift in den Gebrauch des täglichen Lebens trat.*)

Man muss aber auch die Einwirkung der Sprache auf die Schrift in Anschlag bringen; und dadurch wird man auf einen viel tieferen Zusammenhang beider, und in Zeiten zurückgeführt, in welchen von schon erfundner Schrift noch gar nicht die Rede ist.

Es kann nemlich schwerlich geläugnet werden, dass die Eigenthümlichkeit der Sprachen in Vorzügen oder Mängeln grösstentheils von dem Grade der Sprachanlagen der Nationen, und den fördernden, oder hindernden Umständen, die auf sie einwirken, abhängt. Ich habe zu einer andren Zeit in dieser Versammlung zu zeigen versucht, dass man daraus den bestimmteren und klareren grammatischen Bau einiger Sprachen herzuleiten hat, und dass es irrig seyn würde, zu glauben, dass alle einen gleichen Gang der Vervollkommnung, ohne jenen Einfluss der Nationaleigenthümlichkeit, genommen haben. Dies ist nun auch für die Schrift nicht gleichgültig. Denn da diese sich am meisten der Vollkommenheit nähert, wenn sie die Wörter und ihre Folge in eben der Ordnung und Bestimmtheit wiedergiebt, in welcher sie gesprochen werden, so muss der Sinn einer Nation in dem Grade mehr auf sie gerichtet seyn, in dem es ihr darauf ankommt, nicht bloss, wie es immer sey, den Gedanken auszudrücken, sondern dies auf eine Weise zu thun, in welcher die Form sich, neben dem Inhalt, Geltung verschaft. Mit diesem Sinne versehen, wird ein Volk, wenn man auch nicht von der in undurchdringliches Dunkel gehüllten Erfindung reden will, die ihm dargebotne eifriger ergreifen, zweckmässiger für die Sprache benutzen, auf den Gebrauch solcher Schriftarten, die der Ideenentwicklung wenig förderlich sind, nicht gerathen, ihre Spur nicht verfolgen, oder sie zu einer vollkommneren umformen. Die Wirkung des Geistes wird also gleichartig seyn auf Sprache und Schrift, sie wird auf die Erlangung und Wahl der letzteren Einfluss haben, und vollkommnere Sprachen werden von vollkommnerer Schrift, und umgekehrt, begleitet seyn.

Zwar ist es hier, wie überall in der Weltgeschichte: die reine

---

*) Wolf. *Prolegomena ad Homerum.* LXX—LXXIII. *Scripturam tentare et communi usui aptare plane idem videtur fuisse, atque prosam tentare, et in ea excolenda se ponere.*

und natürliche Wirksamkeit der schaffenden Kräfte nach ihrer innren Natur wird durch äussere, zufällig scheinende Begebenheiten unterbrochen und verändert. Die Einführung einer unvollkommnen Schriftart kann eine vollkommnere Sprache, die einer vollkommneren eine unvollkommnere treffen; obgleich ich am Ersteren beinahe zweifeln möchte, da der richtige und kräftige Sprachsinn einer Nation eine mangelhafte Schrift vermuthlich zurückstossen würde. Indess darf, dieser Unterbrechungen ungeachtet, die Betrachtung des reinen Wirkens der Dinge nicht aus den Augen gelassen werden; jede geschichtliche Untersuchung kann vielmehr nur dann gelingen, wenn sie von dieser Grundlage ausgeht. Auch wird niemand den Einfluss abzuläugnen vermögen, den eine Schrift in dem Gebrauche mehrerer Jahrhunderte insofern auf den Geist, und dadurch mittelbar auf die Sprache ausübt, als sie mehr, oder weniger Gleichartigkeit mit dieser besitzt; und zwar kommt es dabei auf eine doppelte Gleichartigkeit an, auf die mit der Sprache in ihrem vollkommensten Begriff, und auf die mit der besondren Sprache, mit welcher die Schrift in Verbindung tritt. Nach Massgabe dieser verschiednen Fälle müssen auch verschiedne Bildungsverhältnisse entstehen.

Ohne nun die zuerst erwähnte Einwirkung auszuschliessen, welche die erfundne, oder eingeführte Schrift auf eine vorher mit keiner versehene Sprache ausübt, ist es doch vorzugsweise meine Absicht, in der gegenwärtigen Abhandlung von dem zuletzt geschilderten innren, in der Anlage des spracherfindenden Geistes gegründeten Zusammenhange der Sprache und Schrift zu reden. Ich habe mich im Vorigen begnügt, diesen nur im Ganzen anzugeben, und mich sowohl der Ausführung des Einzelnen, als der Belegung mit Beispielen enthalten, weil beides nur bei der Betrachtung der einzelnen Schriftarten genügend geschehen kann. Ich wünsche überhaupt nicht, dass man das Obige für entschiedne Behauptungen halten möge, da solche fester begründet seyn müssten. Es ist nichts andres, als was sich aus der blossen Vergleichung der reinen Begriffe der Sprache, der Schrift und des menschlichen Geistes ergiebt. Es kommt nun erst darauf an, es mit der geschichtlichen Prüfung der Thatsachen zusammenzuhalten, und, wenn diese verschiedenartig ausfallen sollte, zu sehen, worin der Grund dieser Verschiedenheit liegen kann.

Wohin aber auch die Untersuchung führen möge, so kann es nie unwichtig seyn, von den merkwürdigsten Völkern, die sich

der verschiednen Schriftarten seit den frühesten Jahrhunderten bedient haben, Sprache, Schrift und Bildungszustand mit einander zu vergleichen, und auch die Betrachtung der Sprachen, und des geistigen Zustandes derer daran zu knüpfen, bei welchen man keine Spur irgend wahrer Schrift angetroffen hat. Sollte es auch mislingen, dadurch über die Erfindung und Wanderung der Schriftarten helleres Licht zu verbreiten, so muss doch die Natur der Sprache und der Schrift klarer werden, wenn man gezwungen ist, nach einem gemeinschaftlichen Massstabe ihrer Vorzüge und Mängel, und deren Einfluss auf die Entwicklung und den Ausdruck der Gedanken zu forschen.

Diesen Weg werde ich nun in diesen Blättern verfolgen, nach einander von der Bilder-, Figuren-, und Buchstabenschrift, und der Entbehrung aller Schrift handeln. Vorher aber wird es nothwendig seyn, einige Worte über diese verschiednen Schriftarten im Allgemeinen zu sagen.

Alle Schrift beruht entweder auf der wirklichen Darstellung des bezeichneten Gegenstandes, oder darauf, dass die Erinnerung an denselben durch ein mehr, oder weniger künstliches System an den Schriftzug geknüpft wird. Sie ist Bilder-, oder Zeichenschrift. Ihre Grundlagen sind also entweder die, allen Nationen beiwohnende, Neigung zur bildlichen Darstellung, welche nach und nach zur Kunst aufsteigt, oder das Bemühen, dem Gedächtniss eine Hülfe, und dem Entziffern eine Anleitung zu geben, womit die bei den Alten vielfach, bei uns neuerlich sehr kleinlich und spielend bearbeitete Mnemonik, und die Zifferkunst zusammenhängt. Die Anfänge der Bilder- und Zeichensprache fallen daher mit Gemälden und rohen Gedächtnisshülfen, wie z. B. die Kerbstöcke sind, zusammen, und sind oft schwer davon zu unterscheiden. Die Bilder- und Zeichenschrift können Gegenstände, Begriffe und Laute angeben. Wo aber die erstere zur Tonbezeichnung dient, wird sie zur Zeichenschrift. Sie nähert sich dieser auch dann, und kann ganz in dieselbe übergehen, wenn die bildliche Gestalt so verzerrt, oder den Bildern eine so entfernte und gesuchte Bedeutung untergelegt wird, dass nicht mehr das Auge den bezeichneten Gegenstand dargestellt erkennt, sondern Gedächtniss und Verstand ihn aufzusuchen genöthigt sind.

Die Schrift stellt hiernach entweder Begriffe, oder Töne dar, ist Ideen-, oder Lautschrift.

Zu jener gehört in der Regel Bilder-, und ein Theil der

Zeichenschrift. Alle Ideenschrift ist natürlich eine wahre Pasigraphie, und kann in allen Sprachen gelesen werden. Für die Nation aber, die sich ihrer täglich bedient, kommt sie zum Theil einer Lautschrift gleich, da diese jeden gehörig bestimmten Begriff doch auch mit einem bestimmten Worte bezeichnet. Hierin liegt nun ein merkwürdiger Unterschied der Bilder-, und der Chinesisischen Figurenschrift. Die Bilderschrift kann den Eindruck einer Lautschrift niemals rein und ganz hervorbringen, da auch der Roheste durch das Bild auf eine von dem Ton durchaus verschiedne Weise an einen bezeichneten Gegenstand selbst erinnert wird. Bei der Chinesischen Figurenschrift aber wäre dies insofern möglich, als jemand, wenig oder gar nicht mit dem Systeme bekannt, nur mechanisch gelernt hätte, dass gewisse Figuren gewisse Wörter bezeichnen.

Die Lautschrift kann Buchstabenschrift, oder Sylbenschrift seyn, obgleich dieser Unterschied sehr wenig wichtig ist. Fruchtbarer für die gegenwärtige Untersuchung ist es, daran zu erinnern, dass es auch eine Wortschrift geben könnte, und dass eigentlich jede vollkommne Ideenschrift eine Wortschrift seyn muss, da sie den Begriff in seiner genauesten Individualisirung, die er nur im Worte findet, auffassen muss.

Ich habe bei dieser Eintheilung der Schriftarten vorzüglich dahin gesehen, die Punkte bemerklich zu machen, in welchen die Art der Verbindung vorleuchtet, in der sie mit den verschiednen Geistesanlagen stehen. Auch würde die gewöhnliche Eintheilung in Hieroglyphen-, Figuren-, und Buchstabenschrift nicht alles, z. B. nicht die Knotenschnüre umfassen, die aber, zugleich als Zeichen- und Ideenschrift, unmittelbar ihre richtige Stellung erhalten. Der Ausdruck Figurenschrift ist bisher, soviel ich weiss, nicht gebraucht worden; er scheint mir aber passend, da die Chinesischen Schriftzeichen wirklich mathematischen Figuren gleichen, und alle Züge, die nicht Bilder sind, kaum einen andren Namen führen können. Bezeichnet man die Chinesische Schrift mit dem Ausdruck einer Begriffs- oder Ideenschrift, so ist dies zwar richtig, insofern man darunter versteht, dass dem Zeichen nichts, als der Begriff, folglich nicht das Bild, zum Grunde liegt. Gewöhnlich aber nimmt man dieses Wort so, dass die Zeichen nicht Laute, sondern Begriffe bezeichnen; und dann unterscheidet der Name nicht mehr diese Schrift von den Hieroglyphen, die sich, wenigstens zum Theil, in dem gleichen Falle befinden.

Von der Bilderschrift.

Die einfachste und natürlichste Mittheilung der Gedanken vor Entstehung der Schrift ist die durch Gemälde, wirkliche Darstellung des Vergangenen. Nennt man diese Hieroglyphenschrift, so wird es kaum eine so rohe Nation geben, bei der man sie nicht angetroffen hätte. Sie fehlt alsdann wohl nur denen, von deren rohestem Zustand man keine geschichtliche Kunde besitzt.

Der zweite, sich der Sprache mehr nähernde Grad ist das symbolische Gemälde, welches die Gestalten durch einzelne ihrer Theile, und unkörperliche Begriffe durch Bilder bezeichnet.

Zur Schrift werden diese Darstellungen eigentlich erst, wenn sie, wie oben bemerkt, eine Rede in ihrer Folge bestimmt darzustellen im Stande sind; allein auch ehe sie dahin gelangen, verdienen sie diesen Namen schon durch die mit ihnen verbundne Absicht der Gedankenmittheilung. Diese sondert sie gleich von der Kunst ab: und der Grad, in dem sie erreicht wird, bestimmt den Grad der Vollkommenheit der Schrift.

Das geschichtliche und symbolische Gemälde unterliegt sehr häufig einer gewissen Zweideutigkeit. Schon im Alterthum, wie Diodor*) von einem Basrelief erzählt, von dem noch heute ein ähnlicher vorhanden ist, war man zweifelhaft, ob ein Löwe, der dem Osymandyas zur Seite stritt, einen wirklichen abgerichteten Löwen, oder figürlich den Muth des Königs bezeichnen sollte, so wie dies Thier sonst wohl den Abbildungen der Könige, mit andren Symbolen, zur Seite steht.**) In der Nähe dieser Vorstellung war, nach Diodor,***) eine andre, von Gefangenen, denen, um ihre Feigheit und Unmännlichkeit anzudeuten, die Hände und Zeugungstheile fehlten. Auf dem merkwürdigen grossen geschichtlichen Basrelief am Peristyl des Pallastes in Medinet-Abou legen Krieger, die Gefangene führen, vor einen Sieger Hände und Zeugungsglieder nieder, und sie werden gezählt und aufgeschrieben.†)

---

*) I. 48.

**) *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T. 2. pl.* 11.* Text. *Descriptions. T.* I. *Chap.* 9. *p.* 47. Ich bemerke hier ein für allemal, dass ich die Kupfertafeln im grössten Format, zur Bequemlichkeit des Aufsuchens, da sie nicht mit den andren zusammengebunden werden können, mit einem Sternchen bezeichne.

***) I. 48.

†) *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 2. *pl.* 12. Text. *Descriptions. T.* 1. *Chap.* 9. *p.* 41. 42. 148. Bei Hamilton, *remarks on several parts of Turkey.*

Die Herren Jollois und Devilliers erklären dies*) von den Gliedmassen, die man den in der Schlacht Gebliebenen abgehauen hätte, und deren Zahl nun bestimmt und aufgeschrieben würde; und diese Erklärung gewinnt dadurch sehr an Wahrscheinlichkeit, dass ganz ähnliche Verstümmlungen von Gefangenen sowohl, als Gebliebenen, noch jetzt in einigen Theilen Afrika's im Gebrauch**) sind. Wenn aber an der angeführten Stelle Diodor und seine Gewährsmänner beschuldigt werden, die von ihnen auf die Gefangenen gedeuteten Vorstellungen flüchtig angesehen zu haben, da so verstümmelte Gefangene sich nicht hätten dem Könige vorführen lassen können, und wenn dem Diodor die Behauptung aufgebürdet wird,***) dass die Aegyptier ihre Gefangenen so grausam behandelt hätten, so ist das Letztere unrichtig und das Erstere zu weit gegangen. Diodor spricht offenbar von einer symbolischen Darstellung und Bedeutung der Verstümmelung. Er hatte gewiss kein Bild, wie das in Medinet-Abou, konnte aber doch eines vor Augen haben, wo den vorgestellten Gefangenen diese Theile fehlten, wenn auch jetzt kein solches mehr sollte gefunden werden.†)

---

pl. 8. sind, ausser den Händen, auch Köpfe und Füsse gezeichnet, und im Text (*l. c. p.* 145.) heisst es *heaps of hands, and other limbs.* Die blosse Ansicht der beiden Kupfertafeln entscheidet für die Genauigkeit der Französischen. Sollte aber die Originalvorstellung durch die Zeit undeutlich genug geworden seyn, um nur einen solchen Irrthüm möglich zu machen? Hamilton bezieht die Verstümmlungen auf die Gefangenen. Vergl. hierüber Champollion. *Système hiéroglyphique. p.* 274. 275.

*) *Descript. de l'Égypte.* Text. *Ant. Descriptions. T.* 1. *Chap.* 9. *p.* 130. und 148.

) Salt. *Voyage to Abyssinia.* London. 1814. *p.* 292. 293. Burckhardt. *Travels in Nubia. p.* 831. *nt.

***) *l. c. p.* 42. *nt.* 2.

†) Es scheint mir durchaus kein Grund vorhanden zu seyn, Diodor's Glaubwürdigkeit in diesem Stück zu bezweifeln. Er beschreibt an derselben Stelle zwei Bildwerke. Von dem einen, wo der Löwe den König begleitet, findet sich noch heute ein ähnliches. *Descript. de l'Égypte. Ant.* Text. *Descriptions. T.* 1. *p.* 148. Hamilton. *Remarks on several parts of Turkey. P.* 1. *p.* 116. In der letzteren Stelle ist von einem Basrelief am Pallast von Louqsor, in der ersten von einem am sogenannten Memnonium (Grab des Osymandyas nach dem Französischen Werk) die Rede. Vorstellungen dieser Art wiederholen sich aber öfter. Immer zeigt der Umstand mit dem Löwen, dass Diodor das eine Bildwerk richtig beschrieb. Warum soll nun die Schilderung des andren, an derselben Stelle gesehenen falsch seyn? Es ist richtig, dass in der Nähe des von Hamilton beschriebenen Basreliefs eine Vorstellung von Gefangenen ist, denen keinesweges die Hände zu fehlen scheinen. Allein wenn auch nicht andre Umstände so für die Meinung der Französischen Erklärer sprächen, das Grab des Osy-

Die Vergleichung der Stelle Diodor's mit dem angeführten Basrelief am Pallaste von Medinet-Abou (der Diodorische war am Grabmal des Osymandyas) und jener grausamen Afrikanischen Sitte beweist aber immer, wie zweifelhaft oft bei diesen Bildwerken die Wahl zwischen der eigentlichen und symbolischen Vorstellung bleiben mochte.

Diese Unvollkommenheit der symbolischen Vorstellungen müssen die Aegyptier früh gefühlt haben, da sie in Denkmälern, die bereits zu Herodot's*) Zeiten zu den uralten gehörten, schon Bild, Symbol und Bilderschrift mit einander verbanden, den Eroberer, in seiner ganzen Gestalt und Bewaffnung gebildet, ein Zeugungsglied, die Gemüthsart des besiegten Volkes andeutend, und die heiligen Schriftzeichen.**) Gerade ebenso finden wir es noch auf den bis auf unsre Zeit erhaltenen Denkmälern. Fast überall sind die wirklichen Bilder von Bilderschrift begleitet, die sich durch Kleinheit, Anordnung und Stellung als von ihnen ganz verschieden auszeichnet. Viel seltner ist die, unstreitig auch rohere Manier, wo die Hieroglyphe dem Bilde selbst beigesellt

mandyas nach dem sogenannten Memnonium zu versetzen, so würde dieser hinreichen. An der letzteren Stelle sind die Bildwerke der Wände, welche Diodor die zweite und dritte nennt, zerstört. Hamilton's Meinung, dass Diodor von allen Nachrichten über jene Gebäude ein phantastisches Grabmal des Osymandyas (*l. c. p.* 113.) zusammengesetzt habe, scheint doch noch strengere Beweise zu verdienen. Doch giebt auch Hamilton Diodor's Genauigkeit in den einzelnen Schilderungen das günstigste Zeugniss. *Yet there is scarcely*, sagt er, *any one circumstance, that he mentions, that may not be referred to one or other of the temples of Luxor, Carnack, Gournou, Medinet Abou, or the Tombs of the Kings among the mountains.* Damit stimmt eine so wesentlich falsche Schilderung eines Basreliefs nicht überein. Schliesslich muss ich darauf aufmerksam machen, dass einige Theile der Gebäude in Medinet-Abou nach Herrn Gau (Letronne. *Recherches pour servir etc. p.* XXIX. *nt.*) zur spätesten Periode gehören. Sollten dies aber auch die hier in Rede stehenden seyn, so konnte man alte Bildwerke an neueren wiederholen. Nur fordert dieser Umstand immer die Vorsicht, Bildwerke, welche auch ganz solchen, die Diodor beschreibt, gleich scheinen, nicht darum gleich für dieselben jener Zeit zu halten.

*) II. 102. 106. Diodorus Sic. I. 55.

**) Dass man unter diesen wirklich Hieroglyphen, und nicht die sogenannte enchorische Schrift zu verstehen habe, geht aus dem Anblick der noch heute vorhandnen Denkmäler, welche ganz dieselbe Einrichtung haben, hervor. Auch Zoëga, *de origine et usu obeliscorum.* 428—432. ist dieser Meinung, nur dass sein Beweisgrund, dass die enchorische Schrift nie auf Steinen eingegraben vorkomme, durch die Inschrift von Rosetta widerlegt ist. Warum er aber die von Herodot aufbewahrte Inschrift in Ionien nicht für hieroglyphisch hält? ist nicht abzusehen.

ist. So hält auf einem, schon im Vorigen erwähnten Denkmal der über dem Hauptheiden schwebende Falke Hieroglyphen in seinen Klauen, und in einem nicht abgebildeten Basrelief gehen Hieroglyphen aus dem Munde eines Belagerers.*)

Die meisten auf uns gekommenen Bilder enthalten symbolische Figuren, und grossentheils eben solche Handlungen. Oft aber, wie bei den Festzügen, lagen die Symbole, z. B. die Thiermasken,**) schon in dem abgebildeten Gegenstand, so dass das Symbolische in diesem und nicht in der Abbildung zu suchen ist. Es finden sich aber auch von allem symbolischen Zusatz freie Vorstellungen, theils geschichtlicher Handlungen,***) theils blosser Beschäftigungen,†) so wie eben solche, aber mit wenigen und einzelnen Symbolen, wie der schwebende Falke, oder einzelne Göttergestalten sind, verbundne.††)

Diese so entschiedne Absonderung der Bilderschrift von den Bildern scheint mir überaus merkwürdig. Es liegt in dem gewöhnlichen Entwicklungsgange des menschlichen Geistes, dass ein Volk, auf demselben, einmal betretnen Wege fortschreitend, stufenweis Verbesserungen erreicht; und so konnte die symbolisirende, der Sprache nacheifernde Kunst immer klarer und bestimmter werden. Bei den Aegyptiern aber, sieht man, ist ein Zeitpunkt eingetreten, wo man einsah, dass dieser fortschreitende Gang, da der Weg einmal nicht der rechte war, nie zur Schrift führen konnte, und hat einen neuen eingeschlagen. Die Hieroglyphenschrift wurde nun nicht eine verbesserte Bildnerei, sondern eine ganz neue Gattung, ein Uebergang in ein ganz neues System. Es scheint mir dies ein Beweis mehr, dass man den Ursprung grosser Erfindungen nicht bloss in stufenweisen Fortschritten suchen, und die plötzliche Entstehung ganz neuer und mächtig

*) *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T. 2. pl. 11.** Text. *Descriptions. T. 1. Chap. 9. p. 48. 130.*

**) Dass die thierköpfigen Figuren oft nur Masken sind, geht aus einigen Vorstellungen in der *Description de l'Égypte* deutlich hervor. Bei den Mexicanern findet sich dieselbe Sitte, nur dort zu kriegerischem Gebrauch, um sich dem Feinde furchtbarer zu machen. Diesem ganz ähnlich ist Diodor's (I. 18.) Erzählung von Anubis und Macedo, Osiris Begleitern, und von dem Kopfschmuck der Könige. *l. c. c.* 62. Vgl. Champollion. *Système hiéroglyphique. p.* 293.

***) *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T. 3. pl. 38. nr. 32. pl. 40.*

†) *l. c. T. 4. pl. 45. 65. 66.*

††) *l. c. T. 2. pl. 10.* T. 3. pl. 32. nr. 4.*

einwirkender Gedanken ausschliessen darf. Die Aegyptische Verwandlung der Bilder in Schrift konnte nicht vor sich gehen, ohne wirkliche Reflexion über die Natur der Sprache, oder ohne plötzlich erwachendes richtiges Gefühl derselben; sie war aber um so schwieriger, als man im Gebiete der Bilder blieb, und sich daher schwerer von den Fesseln losmachen konnte, womit jede Vorstellung durch Bilder, als der Sprache in vielfacher Beziehung gänzlich entgegengesetzt, den Geist befangen hält. Dennoch geschah die Trennung bei den Aegyptiern so fest und entschieden, dass auch die bildliche Vorstellung fortfahren konnte zu symbolisiren, und nach ihrer Art zu erzählen, wie dies in den Aegyptischen Basreliefen wirklich der Fall ist, da sie in einem ganz andren Sinne zusammengesetzt sind, als die aus dem Griechischen Alterthum. Das Symbolische in ihnen liegt nicht immer in wirklichen symbolischen Gestalten, sondern oft nur in der Art der Stellungen und Handlungen gewöhnlicher. So sind die Menschengruppen, die ein Priester an den Haaren, wie im Begriff sie zu opfern, hält, bei denen das Symbolische schon zum Theil in der sich immer gleichen Menschenzahl von 30. gesucht wird.*) In einem ähnlichen, aber doch etwas verschiednen Basrelief scheint die drohende Figur kein Priester, sondern ein Fürst zu seyn. Es sind zwei Gruppen, eine von bärtigen Fremden, eine andre von Einheimischen, und der allegorische Sinn soll seyn, dass der Herrscher ebensowohl die äusseren, als die inneren Feinde zu züchtigen weiss.**) Auf einem andren Bildwerk verfolgt ein Held auf seinem Wagen zwei Löwen, deren einen er getödtet, den andren verwundet hat. Indem die Rosse immer den Löwen nacheilen, schiesst er, rückwärts gewendet, Pfeile auf einen mit Aegyptiern kämpfenden Feindeshaufen ab.***) Die Französischen Erklärer deuten diese Vorstellung mit vielem Scharfsinn, nach Diodor's †) Erzählung, auf Sesostris Jugendaufenthalt in Arabien,

---

*) *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 1. *pl.* 15. Text. *Descriptions. T.* 1. *Chap.* 1. *p.* 25.

**) *l. c. Chap.* 9. *p.* 30.

***) So nach der Beschreibung; auf der Kupferplatte ficht er mit der Lanze. *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 2. *pl.* 9. Text. *Descriptions. T.* 1. *Chap.* 9. *p.* 53. 54. 60. Hamilton (*l. c. pl.* 8. *p.* 147.) giebt auch nur die Jagdscene, und erwähnt in seiner sehr flüchtigen Beschreibung nicht einmal der zurückgewandten Stellung des Helden.

†) I. 55.

wo er die Jagd übte, und die damals noch unbezähmten Bewohner bezwang. Sollte man aber nicht hinzusetzen können, dass durch das Umwenden des Helden, und die sonderbare Verbindung von zwei, nach entgegengesetzten Seiten hin vorgehenden Handlungen symbolisch bezeichnet werden sollte, dass Sesostris sich zu gleicher Zeit mit der Jagd und dem Kriege beschäftigte?

Indem auf diese Weise bei den Aegyptiern zwei Hieroglyphensysteme neben einander hinlaufen, von denen das eine, wie mein Bruder, bei Gelegenheit des Mexicanischen, treffend gezeigt hat,*) den Hieroglyphen viel roherer Völker ähnlich ist, wurde dieses in den Gränzen edlerer Kunst nicht bloss durch wirklich höheren Kunstsinn, sondern auch dadurch gehalten, dass man nicht in der Nothwendigkeit war, die Schönheit der Deutlichkeit aufzuopfern, weil immer noch die Hieroglyphenschrift da war, die etwa gebliebenen Dunkelheiten aufzuklären. Es fielen daher in dem Bilder-Hieroglyphensystem alle Vorstellungen des Ganzen durch einen einzelnen Theil, die in dem Schrift-Hieroglyphensystem so häufig sind, hinweg, und ebenso die roheren Bezeichnungen, wie z. B. auf den Mexicanischen Bildern die Richtung der Bewegung der Personen durch Fussstapfen angedeutet ist.**) Der Rang der Könige, Helden, Priester wurde bei den Mexicanern durch ihre Tracht angezeigt, was die Figuren mit Kleidung und Farben überlud.***) Der feinere Geschmack der Aegyptier liess diese Personen vor den übrigen hervorragen,†) wodurch nicht bloss der Gestalt ihre Reinheit erhalten, sondern der Künstler in den Stand gesetzt wurde, sie noch vollkommner auszuführen. Diese Manier gieng für die Göttergestalten auf das Griechische Alterthum über; und

*) A. v. Humboldt. *Vues des Cordillères et Monumens des peuples de l'Amérique. p.* 63—65. Ich werde dies für die erste Völkergeschichte, und die Verbindung der Asiatischen mit der Amerikanischen so ungemein wichtige Werk künftig, der Kürze wegen, bloss unter dem Titel: *Monumens* citiren.

**) Humboldt. *Monumens. p.* 55. *pl.* 59. *nr.* 6.

***) In Purchas *pilgrimes. p.* 1111. A—F. ist eine ganze Reihe von Abbildungen zu sehen, wo ein Priester, je nachdem er mehr Gefangene im Kriege machte, mit andrem Waffen- und Kleiderschmuck geziert ward. An diesen Auszeichnungen sind sie dann auf allen Vorstellungen zu erkennen. S. ferner Humboldt. *Monumens. pl.* 11.

†) *Descript. de l'Égypte. Ant.* Text. *Descriptions. T.* 1. *Chap.* 9. *p.* 55. *Planches. T.* 1. *pl.* 51.* *T.* 2. *pl.* 10.* 11.* und auf vielen andren. Vulcan's Zwerggestalt (Hirt, über die Gegenstände der Kunst bei den Aegyptiern. Abhandl. der Acad. d. Wissensch. in Berlin. Hist. philol. Classe. Jahrg. 1820. 1821. *p.* 115.) hat eine besondre Beziehung.

Visconti bemerkt, ob er gleich der Aegyptischen Sitte dabei keine Erwähnung thut, sehr scharfsinnig, bei Gelegenheit eines der Basreliefs am Fries des Parthenons, dass Phidias das Abstechende übermenschlicher Gestalten dadurch künstlerisch milderte, dass er sie sitzend neben den vor ihnen stehenden Sterblichen darstellte.*) Dies geschah aber bei weitem nicht immer auf Griechischen Bildwerken dieser Art.**) Wenn auf einigen Mexicanischen Gemälden die Besiegten auch kleiner, als die Sieger, erscheinen, so kann dies leicht nur Folge fehlerhafter Zeichnung seyn. Dagegen zeichnen sich vornehmere Personen neben dem Schmuck ihrer Kleidung häufig durch die Grösse der Nasen aus.***)

Da die Aegyptische Kunst in den geschichtlichen und symbolischen Bildwerken immer ein eignes, vom Einflusse des Zwanges und der Flüchtigkeit der Schrift freies Feld behielt, so trifft die Aegyptier nicht die, sonst sehr wahre Bemerkung,†) dass der Gebrauch der Hieroglyphen dem Fortschreiten der Kunst nachtheilig ist. Vielmehr gieng der höhere Schönheitssinn von den Bildern auf die Bilderschrift über, die wir, wenige Fälle ausgenommen, mit einer Reinheit und Bestimmtheit der Züge ausgeführt finden, welche eine bewundernswürdige Richtigkeit des Auges und Sicherheit der Hand voraussetzt. Dies gilt nicht bloss von den in Stein gehauenen Hieroglyphen, sondern auch grossentheils von den Papyrusrollen, auf denen es schon merkwürdig ist, dass, ungeachtet der Kleinheit, jede Thiergattung deutlich zu erkennen ist.††) Unstreitig hatte aber die Gewohnheit, so viele Hieroglyphen in harten Stein zu graben, hierauf einen günstigen Einfluss, da es die Festigkeit der Umrisse beförderte, und immer sichtbare Muster jedes Zeichens unbeweglich dastanden,†††) obgleich dieselbe Härte der Masse wohl die nöthigende Ursach war, dass alle Aegyptische Basreliefs fast nur den Schattenrissen gleichen.

So wurden daher die Aegyptier von zwei Seiten zu der,

---

*) *Lettre du Chev. A. Canova et deux mémoires sur les ouvrages de sculpture dans la collection de Myl. Comte d'Elgin par Visconti. p.* 61. 62.

**) *Museum Pio-Clementinum. T.* 5. *p.* 52. 53. *Pl.* 27.

***) Humboldt. *Monumens. p.* 49.

†) *l. c. p.* 69.

††) Jomard in der *Descript. de l'Égypte. Ant.* Text. *T.* 1. *Chap.* 9. *p.* 366.

†††) Indess giebt es auch in Granit, namentlich auf der Insel Philae, sehr ungenau gezeichnete Hieroglyphen, die Jomard cursive nennt, die aber auch nur von Privatpersonen herzurühren scheinen.

soviel wir wissen, allein von ihnen vorgenommenen Absonderung der Bilderzeichnung und der Bilderschrift getrieben, einmal von der der Sprache, welcher jene unmöglich lange zu genügen im Stande war, dann von der der Kunst, die sich ein eignes Gebiet zu schaffen strebte. Wenn man, wie ich glaube und weiterhin zu beweisen suchen werde, annehmen darf, dass diese merkwürdige Nation weit mehr Anlage und Talent zur bildenden Kunst, als zur Behandlung der Sprache besass, so konnte wohl der zuletzt erwähnte Antheil an jenem Erfolge der mächtigere gewesen seyn. Immer aber mussten beide zusammenwirken; denn, wie der Gedanke einer Schrift durch Sprache einmal gefasst war, bedurfte es des Nachdenkens über diese, um ihn gelingend auszuführen. Die Sprache, und mehr oder weniger auch die, noch mit dem eigentlichen Bildwerk zusammenlaufende Bilderschrift gehören der ganzen Nation an; dagegen war die Absonderung der Schrift von dem Bilde vermuthlich das Werk einzelner Erfinder und Verbesserer, und musste, wenn es vorher keine besonders auf Wissenschaft und Erkenntniss gerichtete Classe gegeben hätte, unfehlbar eine solche hervorbringen. Dies aber bildet in der Geschichte aller Sprache und Schrift immer einen höchst merkwürdigen Abschnitt.

Gewisse Eigenschaften sind der malenden und schreibenden Bilderschrift, wenn mir diese Ausdrücke, die, nach dem Vorigen, nicht mehr dunkel seyn können, erlaubt sind, gemeinschaftlich. Von dieser Art ist, wenigstens grossentheils, die Bezeichnung der Gegenstände, sowohl die eigentliche (kyriologische), als die symbolische. In diesen kann also die erstere sich der letzteren nähern. Dagegen giebt es zwischen beiden einen wesentlichen und hauptsächlichen Unterschied, der Ursache wird, dass, welche Fortschritte man ihr beilegen möge, die erstere niemals in die letztere übergehen kann, so lange sie nemlich ihrer Gattung getreu bleibt. Dieser Unterschied liegt darin, dass bei der malenden Schrift der Gegenstand, wie er ist, die Sache, wie sie erscheint, die Handlung, wie sie vorgeht, das Unkörperliche, wie man es auf Körpergestalt zurückgeführt hat, bei der mit Bildern schreibenden der Gegenstand, wie man ihn denkt, bezeichnet wird. Das Eigenthümliche beider Methoden liegt also in der Objectivität und Subjectivität; die Sache muss, auf welchem Wege es geschehen möge, zum Worte herabsteigen. Dies erfordert eine Zerlegung des Bildes, damit nicht ein Vorgang oder ein Gedanke überhaupt, sondern jedes Wort, durch welches ihn die Rede ausdrückt, bezeichnet werde.

Die malende Bilderschrift steht in ähnlichem Verhältniss zur Ideenschrift (sie sey Bilder- oder Figurenschrift), wie diese zur Buchstabenschrift. Die letztere kann man nur mit den gleichen Wörtern, die Ideenschrift auch mit andren Worten in andrer Folge, ja zum Theil mit anders modificirten Begriffen lesen. Zu dieser Stufe waren die Aegyptier unläugbar gelangt; die Hieroglyphenschrift besteht aus wahren Elementen der Rede; dies beweist schon ihr Anblick. Dass der Schritt, welcher von dem Malen zu dem Schreiben mit Bildern führte, wahrhaft ein Uebergang in eine neue Gattung war, lässt sich leicht an einem Beispiel versinnlichen. Wenn man malend einen Jäger, der einen Löwen erlegt, vorstellte, so konnte man durch mannigfaltige Abstufungen das Bild in allen seinen Theilen sowohl bestimmen, als vereinfachen, und dadurch dem Begriff Genauigkeit und Klarheit geben; aber man blieb dabei immer in dem Gebiet des Malens. Auf den Einfall, die Vorstellung zu zerlegen, das Abschiessen des Pfeiles von dem Schiessenden zu trennen, konnte man nicht auf jenem Wege gerathen; er konnte nur durch ein sich vordrängendes Gefühl der von der bildlichen Darstellung ganz abweichenden Natur der Sprache entstehen, die eine solche Trennung verlangt. Die Aegyptier waren aber in ihrer Hieroglyphenschrift durchaus dahin gekommen; ihre Hieroglyphen gehen nicht wieder in das Malen über, sondern folgen, wie wiederum der Anblick beweist, darin einem consequenten System. Dies ist ein zweiter wichtiger Punkt. Einzeln findet sich ein solches Uebergehen in wahre Bilderschrift wohl auch bei roheren Völkern, namentlich bei den Mexicanern. Gewöhnlich wird in ihren Handschriften die Handlung der Eroberung, ganz malend, durch die Gefangennehmung eines Menschen vorgestellt. Man sieht daher zwei handgemein, von welchen der Eine sichtbar unterliegt.*) Es kommen aber auch in demselben Sinn ein sitzender König, ein auf Pfeilen ruhender Schild, seine Waffen, und die Namens-Hieroglyphen der von ihm eroberten Stadt vor.**) Dies ist nicht mehr Gemälde, lässt sich nicht, als vorgestellte Handlung, von selbst erkennen, kann aber, als wirkliche Schrift, gelesen werden: der König erobert die Stadt. Das Verbum ist durch eine Sache (wie es auch Sprachen giebt, die zwischen Verbum und Substantivum nicht überall unterscheiden)

*) Humboldt. *Monumens. p.* 109. *pl.* 21. Purchas. *Pilgrimes. p.* 1110. 1111.
**) Purchas. *l. c. p.* 1071.

angedeutet, und die Vorstellung ist ganz und gar der bekannten Aegyptischen gleich: die Gottheit hasst die Schamlosigkeit, wo das Verbum hassen auch, nur viel dunkler, durch einen Fisch angedeutet ist.*) Allein in demselben, äusserst merkwürdigen Mexicanischen Gemälde wird das Verbrennen, oder Zerstören einiger Schiffe wieder ganz durch die Handlung selbst vorgestellt. Vermuthlich wurde für den Begriff der Eroberung hier nur die Darstellung der Handlung selbst darum nicht gewählt, weil auch die eroberten Städte hier nicht personificirt sind. Da die Aegyptische Bilderschrift nun die Bilder nach dem Bedürfniss der Rede zerlegt, und dies ohne Ausnahme, und ohne Rückfall in das entgegengesetzte System, that, so entfernte sie auch von den in Schriftzeichen umgeformten Bildern alles Ueberflüssige, und behielt nur das Unterscheidende des Begriffs bei. Das Wort thut dasselbe, und insofern vollendete dieser dritte Punkt die Uebereinstimmung der Schrift mit der Sprache.

Sollte nun auch diese Schrift niemals wahre Vollkommenheit erreicht haben, so musste doch schon ihr System selbst den Geist auf eine ganz andere Linie setzen, als die Beschauung und Entzifferung blosser Gemälde; und ein Volk, welches ein solches System besass, musste, von dieser Seite wenigstens, sich zu einer höheren Bestimmtheit und Genauigkeit der Gedanken und der Rede erheben können, als das, welches noch ganz in malend bildlicher Vorstellungsart befangen lag. Es gehörte aber auch eine glücklichere Anstrengung höherer Geisteskraft dazu, um nur überhaupt den Gedanken eines solchen Systems festzuhalten.

Immer aber blieb man innerhalb des Kreises der Bilder, und entfernte dadurch die Schrift noch um einen Schritt mehr, als es jede Ideenschrift thut, von der Sprache. Denn immer auf die Subjectivität dieser zurückkommend, sieht man leicht, dass, wenn die, als wirkliche Schrift behandelte Hieroglyphe sich zwar derselben unterwarf, doch die Vorstellung eines Bildes immer ein Natur-Individuum giebt, und kein Gedanken-Individuum, die Sprache aber sich höchstens mit diesem begnügen kann, da sie eigentlich ein Laut-Individuum fordert. Denn bei der Betrachtung aller Wirkungen der Sprache und aller Einflüsse auf dieselbe darf man nie

*) Plutarchus. *De Iside et Osiride. c.* 32. Clemens Alexandrinus. *Strom. l.* 5. *c.* 7. Zoëga (wenn ich ihn auf diese Weise anführe, meine ich immer das Werk über die Obelisken). *p.* 439.

vergessen, dass die Wörter zwar ihrer ursprünglichen Bestimmung nach Zeichen sind, allein im Gebrauch, als wahre Individuen, ganz an die Stelle der Gegenstände selbst treten, die im Denken nicht so, wie die Natur es thut, noch so, wie ihre Definition sie als Begriffe bestimmt, sondern so, wie es dem Sprachgebrauche der Wörter gemäss ist, begränzt werden. Da mithin alle Sprachthätigkeit im eigentlichsten Verstande eine innerliche ist, so entspricht ihr eine Bilderschrift weniger, als eine, wo, nach bestimmten Gesetzen, willkührlich geformte Figuren nicht sowohl den Gegenstand selbst, als den abgezognen Begriff desselben anzeigen. Es ist unmöglich, Schriftzeichen, die Bilder sind, einen der Verwandtschaft der Begriffe entsprechenden Zusammenhang zu geben; und die Nothwendigkeit, sie in ideale Classen zu theilen, findet in den wirklichen, zu welchen ihre Vorbilder in der Natur gehören, beständige Hindernisse. Schon dass diese beiden Arten von Classification, so wie der eigentliche und symbolische Sinn, immer neben einander hinlaufen, belästigt den Geist, und stört das reine und freie Denken.

Es ist daher eine der wichtigsten Fragen, ob, und in welcher Art die Aegyptier nicht nachahmende Zeichen, blosse Figuren, den Hieroglyphen beigemischt haben? Herr Jomard, dessen beabsichtigtes Werk über die Hieroglyphen, wenn er es nach dem neuerlich dargelegten Plane*) ausführt, unstreitig das vollständigste über diesen Gegenstand seyn wird, und der wenigstens einen ungemein gründlichen und vorsichtigen Weg einschlägt, räumt den nicht nachahmenden Figuren ausdrücklich zwei Classen in seiner Eintheilung aller Hieroglyphen ein.**) Zoëga läugnet dagegen alle Aehnlichkeit der Hieroglyphen mit den Chinesischen Charakteren, deren Natur er sehr richtig bestimmt.***) Sein Zeugniss aber ist, ungeachtet seiner Gelehrsamkeit, und des geistvollen Gebrauchs, den er von derselben macht, hier weniger gültig, da er zu wenig Hieroglyphen gesehen hatte, und die grosse, zuerst von Cadet, nachher in dem Französischen Aegyptischen Werk herausgegebene hieroglyphische Papyrusrolle zur Zeit der Herausgabe seines Werks noch in den Gräbern von Theben verborgen lag.†) Indess muss

*) *Descript. de l'Égypte.* Text. *Mémoires. T. 2. p.* 57—60.

**) *l. c. p.* 60.

***) *p.* 456.

†) *Copie figurée d'un rouleau de Papyrus trouvé à Thèbes, publiée par*

man gestehen, dass Zeichen von so vielfachen Linien, als die Chinesischen, nicht vorkommen, so dass die Mexicanischen Handschriften sich auch darin von den Hieroglyphen unterscheiden, dass sie den Chinesischen Coua's sehr ähnliche Zeichen enthalten.*) Auch ist es, bei der Kleinheit der Abbildungen, und bei unsrer, doch immer noch mangelhaften Kenntniss der Einrichtungen der alten Aegyptier, schwer, mit Gewissheit zu behaupten, dass ein Zeichen gewiss kein nachahmendes ist. Als ganz entschieden darf man die Sache also wohl noch nicht annehmen. Auch würde wohl immer ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen, und den Chinesischen Zeichen seyn, da Herr Jomard ausdrücklich bemerkt, dass die meisten von der Geometrie entlehnt waren,**) so dass sie, ihren geometrischen Eigenschaften nach, wie andre Bilder, symbolisch auf Gegenstände bezogen werden konnten. Figuren dieser Art waren vermuthlich vorzugsweise für gewisse Classen von Gegenständen bestimmt. Zu diesen sollte man wohl zuerst die Zahlen rechnen. Auch scheinen unter den von Herrn Jomard scharfsinnig entdeckten Zahlzeichen***) die für 1 und 10, ohne alle Naturnachahmung, bloss linienartig; das für 5 ist eine geometrische Figur,†) aber das für 100 vergleicht Herr Jomard selbst mit einem Stück aus dem Hauptschmuck der Götter und Priester, und das für 1000 erklärt er geradehin für ein auf dem Wasser schwimmendes Lotusblatt, weil die Frucht dieser Pflanze beim Aufschneiden Tausende von Körnern zeigt. Dem Wesentlichen nach, beruhte daher die Aegyptische Hieroglyphenschrift doch immer nur auf einer Beziehung der eigenthümlichen Gestalt des Zeichens

---

M. Cadet. Paris. 1805. *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 2. 1812. *pl.* 72—75. Text. *Descriptions. T.* 1. 1809. *Chap.* 9. *p.* 357—367. In der kurzen Erläuterung der Kupferplatten ist gesagt, dass Herr Simmonel sie aus Theben gebracht hat. Es ist wunderbar, dass Herr Jomard, in seiner Beschreibung, der Herausgabe des Herrn Cadet mit keinem Worte gedenkt. Dass beide Abbildungen dasselbe Original darstellen, zeigt die Vergleichung beider. Dass die letzte Seite der Cadetschen Beschreibung mehr Columnen angiebt, als das grosse Französische Werk, beruht auf Druckfehlern, oder irriger Zählung. Es sind in der Cadetschen Abbildung, wie in der andren, 515.

*) Humboldt. *Monumens. p.* 267. *pl.* 45.

**) Dass von diesen viele vorkommen, giebt auch Zoëga *p.* 440. zu. Jedoch läugnet er gleich *p.* 441. ausdrücklich alle Zeichen ab, welche nicht wirkliche Gegenstände ganz, oder durch Abkürzung *(per compendium,* die sogenannten *kyriologumena)* ausdrücken.

***) *Descript. de l'Égypte. Ant.* Text. *Mémoires. T.* 2. *p.* 61—67.

†) *l. c. T.* 1. *p.* 714—716.

auf die Eigenschaften des Gegenstandes, und malte daher den Gegenstand selbst, wirklich, oder vermittelst irgend einer Anspielung. Insofern ist Zoëga's Ausspruch vollkommen wahr. Einzelne Ausnahmen willkührlicher Zeichen mag es gegeben haben. Allein von einem System, dass man durch absichtlich in die Zeichen gelegte Verschiedenheiten, wie im Chinesischen durch die Zahl der Striche, Gegenstände wirklich bezeichnet habe, finde ich weder in den Hieroglyphen, noch in dem bis jetzt über sie Gesagten die mindeste Spur.

Sehr wunderbare und bloss linienartige Zeichen auf einem Fragment einer in Theben gefundnen Jupiterstatue aus Basalt sind in dem neuesten Theile des grossen Aegyptischen Werks abgebildet.*) Nichts aber würde die Voraussetzung rechtfertigen, dass dieselben zu den Hieroglyphen gehören.

Fand nun die Aegyptische Hieroglyphenschrift in der Welt, aus der sie ihre Zeichen entlehnte, feste und unveränderliche Bedingungen, und einen auf ganz andren Gesetzen, als welche das System der Sprache im Denken befolgt, beruhenden Zusammenhang, so ist die wichtigste Frage die, welches System sie in der Bezeichnung der Begriffe befolgte, um diese Verschiedenartigkeit zu verbinden, und zu dem letzten Ziel aller Schrift zu gelangen, Zeichen, Laut und Begriff schnell, sicher und rein zu verknüpfen? Denn darauf, ob diese Verknüpfung so gemacht werden kann, dass über keines der drei zu verknüpfenden Dinge Zweifel zurückbleiben kann, und ob dies ohne zu grosse Schwierigkeit, ohne Gefahr des Misverständnisses, und ohne zu grosse Störung durch Nebenbegriffe möglich ist? beruht der Einfluss jeder Schrift auf den Geist der Nation, wenn ihre Wirkung Jahrhunderte lang fortgesetzt wird.

Die grosse Menge der möglichen Zeichen, und ihrer Beziehungen scheint es nothwendig zu machen, sie einem einfacheren System unterzuordnen; indess war ein solches, das gewisse allgemeine Zeichen, unter welche sich die übrigen, wie unter die Chinesischen Schlüssel, bringen liessen, zu Grunde legte, der Natur der Sache nach, nicht leicht möglich. Wenn daher bei den Alten von ersten Elementen (*πρῶτα στοιχεῖα*) der Hieroglyphenschrift die Rede ist,**) so können darunter nur die unveränderten Abbildungen der

---

*) *Antiquités. Planches. T.* 5. *pl.* 60. *nr.* 5.

**) Clemens Alex. *Strom. l.* 5. *c.* 4. *p.* 657. *ed. Potteri.*

Gegenstände (die sogenannten kyriologischen Zeichen) verstanden werden.*) Rechnet man mit Zoëga zu diesen diejenigen, wo der Gegenstand theilweis, oder abgekürzt (ein Kreis statt der Sonne u. s. w.) vorgestellt wird, die bei Clemens von Alexandrien *kyriologumena* heissen, so umfasst diese Classe eigentlich alle Zeichen der ganzen Schrift, die willkührlichen Figuren abgerechnet, und bildet keine Abtheilung der Hieroglyphen, sondern ihrer Bedeutung, da den kyriologischen Zeichen die symbolischen gegenüberstehen. Wichtig ist Zoëga's Bemerkung,**) dass ein einmal in vollständiger Abbildung (kyriologisch) vorkommender Gegenstand nie in nur angedeuteter (als *kyriologumenon*), oder umgekehrt, dargestellt wird. Es hob dies wenigstens Eine grosse Quelle von Verwirrungen auf, und zeigt auch die Befolgung fester Bezeichnungsregeln. Dagegen blieb in der Schrift, wie in den Gemälden, die Zweideutigkeit zwischen figürlicher und eigentlicher Bedeutung. Von dem Zeichen eines Weibes, welches die Isis und das Jahr anzeigte, bemerkt Horapollo***) dies ausdrücklich. Dass man auf andre Weise gewisse Classen von Gegenständen gewissen Classen von Begriffen gewidmet hätte, ist kaum wahrscheinlich, da z. B. Gemüthsbeschaffenheiten unter dem Zeichen von Thieren aller Art, und auch von leblosen Gegenständen gefunden werden, Muth als Löwe, Hass als Fisch, Gerechtigkeit als Straussfeder, Unterthanengehorsam als Biene, Schwachsinn, der sich bevormunden lässt, als Muschel, in welcher ein Krebs sitzt, in die göttlichen Geheimnisse eingeweihte Frömmigkeit als Heuschrecke, vereinigende und herzengewinnende Gesinnung als Leier u. s. f.†)

Es scheint daher nicht, dass sich die Hieroglyphenschrift, als ein Schriftsystem, unter allgemeine Gesetze fassen, und auf diese Weise erlernen liess. Man musste, wie in der Sprache selbst, die Bedeutung jedes Zeichens einzeln dem Gedächtniss einprägen; und es ist sehr zu bezweifeln, dass dasselbe bei dieser Arbeit in den Beziehungen der Zeichen auf ihre Bedeutung und auf sich unter einander dieselbe Hülfe fand, welche die, in der Sprache herrschende Analogie gewährt. Vermuthlich gab es daher ehemals hieroglyphische Wörterbücher, obgleich eine bestimmte Er-

*) Zoëga. *p.* 441.

**) *p.* 440.

***) *l.* 1. *c.* 3.

†) Horapollo. *l.* 1. *c.* 17. Plut. *de Iside et Osiride.* *c.* 32. Horapollo. *l.* 2. *c.* 118. *l.* 1. *c.* 62. *l.* 2. *c.* 108. 55. 116.

wähnung derselben nicht vorkommt. Die von Zoëga darauf gedeutete Stelle bei Clemens von Alexandrien sagt eigentlich nur allgemein, dass der Hierogrammateus die hieroglyphischen Bücher des Hermes kennen musste.*) Da von diesen Büchern nichts auf uns gelangt ist, so bleibt uns nur die Vergleichung der von den Alten erwähnten Hieroglyphen mit ihren Bedeutungen übrig. Dieser giebt es aber verhältnissmässig nur eine kleine Anzahl. Die meisten finden sich in der unter dem Namen des Horapollo auf uns gekommenen Schrift. Diese hat aber, ausser den wichtigen Einwürfen,**) welche man gegen ihre Glaubwürdigkeit erheben kann, für den gegenwärtigen Zweck noch die Unbequemlichkeit, dass der Verfasser vorzüglich darauf ausgegangen zu seyn scheint, solche Zeichen zu erklären, deren Bedeutung gesucht, weit hergeholt war, oder auf sonderbare, wahre oder angebliche Erscheinungen in der Thierwelt hinwies. Statt also das Leichte und Gewöhnliche anzutreffen, findet man meistentheils nur das Schwere und vermuthlich Seltnere, und hat, indem man ein brauchbares Lexicon sucht, gleichsam eine Erklärung von Glossen. Hierzu kommt noch, dass, wie man aus mehreren Stellen sieht, das Wort Hieroglyphe im weiteren Sinn genommen ist, so dass vieles darin bloss symbolisches Bild gewesen seyn kann, ohne gerade in die eigentliche Schrift überzugehen. Der Begriff einer zu bezeichnenden Sprache hat dem Verfasser nirgends vorgeschwebt, und

---

*) Clemens Alex. *Strom. l.* 6. *c.* 4. *p.* 757. Zoëga scheint mir vollkommen Recht zu haben, wenn er, gegen Fabricius, die Verbindungspartikel vor *ἱερογλυφικὰ* beibehält, und die Stelle so nimmt, dass einige der Bücher, welche der Hierogrammateus wissen musste, nicht aber alle, die hieroglyphischen genannt werden; und alsdann ist es allerdings wahrscheinlich, dass diese von den Hieroglyphen und ihrer Bedeutung handelten. Die ganze Stelle von dem Hierogrammateus scheint aber noch einiger Verbesserung zu bedürfen. Denn nachdem offenbar immer von Büchern die Rede ist, und also die Bezeichnung ihres Inhalts entweder durch ein Adjectivum (*τὰ ἱερογλυφικὰ*) oder mit *περὶ* geschieht, tritt plötzlich ein Substantivum im Accusativ und ohne Praeposition (*χωρογραφίαν*) dazwischen, auf das wieder ein Genitiv (*τῆς τοῦ Νείλου* u. s. w.) bezogen wird. Auch hatte Clemens schwerlich *χωρογραφίαν τῆς διαγραφῆς* geschrieben. Um diese Schwierigkeit zu heben, braucht man nur *τῆς χωρογραφίας* zu lesen, das dann von dem vorhergehenden *περὶ* regiert wird. Dass die Eintheilung der Bücher des Hierogrammateus in zehn sowohl bei Zoëga, als bei Fabricius (*T.* 1. *p.* 84. §. 5. n. A.), sehr viel Willkührliches hat, fällt in die Augen.

**) Fabricii *bibliotheca. T.* 1. *p.* 98. *nt.* 1. Zoëga (*p.* 459. *nt.* 102.) urtheilt über die Glaubwürdigkeit dieses Schriftstellers mit der, ihm so vorzüglich eignen Billigkeit und Mässigung.

man sucht daher vergebens bei ihm Spuren ihres lexicalischen oder grammatischen Systems.

Fruchtbarer für diesen Zweck müsste die Entzifferung der Hieroglyphen selbst seyn, und ich habe daher die hierin gemachten Versuche vor allen Dingen zu Rathe gezogen. Man kann freilich, was darin bis jetzt geleistet worden ist, nicht durchaus für schon entschieden wahr und gewiss ansehen; aber der Weg, auf dem Herr Jomard, Young und Champollion der jüngere vorgehen, ist ein so gründlicher und vorsichtig gewählter, dass man sich der Hofnung nicht erwehren kann, dass er nach und nach zum Ziel führen werde; sie versäumen auch nicht, selbst die verschiednen Grade der Wahrscheinlichkeit ihrer Behauptungen zu bestimmen. Wenn auch daher Einzelnes ungewiss bleibt, lässt sich im Ganzen schon sehr viel aus ihren Arbeiten über die Einrichtung der Hieroglyphenschrift entnehmen. Diese neuen Entzifferungen bestätigen nun in einigen Fällen den Horapollo. Wenn Herrn Champollion's Entdeckungen über die nicht phonetischen Hieroglyphen werden bekannt gemacht seyn, dürften sich hiervon mehr Beispiele finden. In dem bis jetzt Bekannten finde ich nur die Zeichen: Sohn, Schrift, und die der Zahlen 1, 5 und 10 übereinstimmend. Das Zeichen des Sohnes,*) eine Fuchsente mit einem daneben stehenden Kreise (dessen jedoch Horapollo nicht neben dem Thiere erwähnt), erscheint so häufig zwischen Namen tragenden Schilden, dass man schon daraus seine Bedeutung schliessen konnte, ehe noch die Entzifferung einiger dieser Namen die Vermuthung bestätigte. Für Schrift giebt zwar Horapollo an einer Stelle einen Cynocephalus, nach Erzählungen von einigen zum Lesen abgerichteten Thieren dieser Art,**) an, allein an einer andren die Werkzeuge des Schreibens, welche Herr Young ebenso auf der Rosettischen Steinschrift erklärt.***) Die Zahlzeichen hat Herr Jomard nach ihren Bedeutungen überzeugend festgestellt, und scharfsinnig in Horapollo nachgewiesen.†) Die übrigen der, überhaupt nur sehr wenigen Fälle, wo Horapollo und die neuesten

---

*) Horapollo. *l.* 1. *c.* 53. Young. *Hieroglyphical Vocabulary* (dies sind die Platten 74—77. zu den Supplementen der *Encyclopaedia Brit. Vol.* 4. *Part.* 1.). *nr.* 129. *Egypt* (dies ist ein Artikel in den eben erwähnten Supplementen). *p.* 31.

**) Horapollo. *l.* 1. *c.* 14. Aelianus. *De nat. anim. l.* 6. *c.* 10.

***) Horapollo. *l.* 1. *c.* 38. Young. *Hierogl. Vocab. nr.* 103. *Egypt. p.* 29.

†) *Descript. de l'Égypte. Ant. Mém. T.* 2. *p.* 61. 62. Horapollo. *l.* 1. *c.* 11. 13. *l.* 2. *c.* 30.

Entzifferer derselben Begriffe erwähnen, geben durchaus verschiedne Zeichen, was nicht auffallen darf, da man auch sonst Vielfachheit der Zeichen für denselben Begriff antrift.*) Wenn Herrn Young's Bezeichnung des Begriffs der Festigkeit durch einen Altar, als einen sicher gegründeten Stein,**) richtig ist, so beweist die bei Horapollo durch einen Wachtelknochen, weil dieser nicht leicht Schaden leide, das oben von diesem Erklärer Gesagte. Jahr und Monat unterscheidet Horapollo durch einen ganzen Palmbaum, und einen einzelnen Zweig, weil die Palme in jedem Monat einen Zweig verliere:***) Herr Young†) sieht in dem Zweige, den er aber nicht gerade als Palmzweig bestimmt, das Zeichen des Jahres. Der Weg der Entzifferung, auf dem die Schrift nothwendig wie eine Sprache behandelt werden muss, konnte nicht anders, als auch auf lexicalische Zeichenbildung und grammatische Verbindung führen. Auch theilt Herr Young mehrere solcher Zeichen mit, und Herr Champollion††) glaubt bald im Besitz einer wahren Hieroglyphen-Grammatik zu seyn.

Betrachtet man nun die Bezeichnung der Begriffe, soviel sich davon aus den eben beschriebenen Quellen entnehmen lässt, so lassen sich folgende allgemeine Bemerkungen machen.

1. Die Zeichen sind, fast ohne alle Ausnahme, nur bestimmte Arten, nicht allgemeine Gattungen von Dingen. In keiner Stelle des Horapollo, und, soviel ich bemerkt habe, eines andren alten Schriftstellers finden sich Thier, Vogel, Baum u. s. f. als Hieroglyphen angegeben, sondern immer Löwe, Habicht, Palmbaum u. s. f. Nur der Fisch kommt allgemein vor in der schon oben berührten

---

*) Man vergleiche die Zeichen für Gott bei Horapollo. *l.* 1. *c.* 6. 13. und Young. *Egypt. nr.* 1. 2. 4; für Isis bei Horapollo. *l.* 1. *c.* 3. und Young. *nr.* 14. Champollion. *Lettre à Mr. Dacier. p.* 18. *pl.* 2. *nr.* 52—55; für Liebe bei Horapollo. *l.* 2. *c.* 26. und Young. *nr.* 162. Champollion. *l. c*; für Monat bei Horapollo. *l.* 1. *c.* 4. und Young. *nr.* 179; für Priester bei Horapollo. *l.* 1. *c.* 14. und Young. *nr.* 142. 144; für Sieg bei Horapollo. *l.* 1. *c.* 6. und Young. *nr.* 117; für Stärke bei Horapollo. *l.* 1. *c.* 18. und Young. *nr.* 115; für Stern bei Clemens Alex. *Strom. l.* 5. *c.* 4. *p.* 657. und Young. *nr.* 86; für Vater bei Horapollo. *l.* 1. *c.* 10. und Young. *nr.* 127.

**) Horapollo. *l.* 2. *c.* 10. und Young. *nr.* 113. Es ist sehr zu bedauern, dass Herr Young, dessen Erklärungen sehr sinnreich, und oft wahrhaft überzeugend sind, nicht gesucht hat, sie durch genauere Angaben der Monumente und mehr ausgeführte Beweise noch besser zu sichern. Herr Jomard ist hierin musterhaft.

***) *l.* 1. *c.* 3. 4.

†) *l. c. nr.* 180.

††) *Lettre à Mr. Dacier. v.* 1. 2.

Stelle bei Plutarch, und bei Horapollo.*) Auch wäre es kaum möglich gewesen, die einzelnen Arten in den kleinen Abbildungen kenntlich zu machen. Doch geschieht des wiederkäuenden Scarus, als Bezeichnung eines Gefrässigen, und des Krampfrochen, für einen Menschen, der viele aus dem Meere errettet, besondre Erwähnung.**) Aus dieser Sitte erklärt sich auch die von Herrn Jomard in den kleinsten Hieroglyphen bemerkte Sorgfalt, jede Figur erkenntlich zu charakterisiren. Die allgemeinen Begriffe mussten allerdings auch ihre Zeichen haben; allein bei der Unmöglichkeit allgemeiner Bilder, und der Schwierigkeit, den Leser zu unterrichten, wo von der bestimmten Art abgesehen werden musste, sollte man glauben, dass dies nur figürlich geschehen sey.

Es ist daher eine auffallende Erscheinung, dass, nach Herrn Champollion, fünf, und nach der von ihm gegebenen Kupfertafel sogar sieben Vogelarten den Vocal *a* bedeuten. Wenn dem wirklich so ist, so darf man es wohl nicht von dem Wort Geflügel, *halēt,* ableiten, wie er es versucht,***) sondern man muss annehmen, dass alle, durch diese Vogelgattungen angedeuteten, eigentlich oder figürlich gebrauchten Wörter mit einem *a,* oder dem Hauchbuchstaben anfiengen.

2. Die wirklichen Gegenstände scheinen nicht häufig durch sich selbst, kyriologisch, sondern mehr durch andre, figürlich, angedeutet worden zu seyn.

In Horapollo sind die Beispiele wahrhaft kyriologischer Bezeichnung sehr selten: ein Tuchwalker, angedeutet durch zwei in Wasser stehende Füsse, die Nacht durch einen Stern, der Geschmack durch Mund und Zunge, das Gehör durch ein Ohr, jedoch eines Stiers.†) Nach der Analogie der beiden letzten Bezeichnungen, sollte man nun für das Gesicht ein Auge erwarten. Er giebt aber, statt dessen, einen Geier an. Das Auge ist, mit der Zunge, bei ihm Zeichen der Sprache.††) Clemens von Alexandrien aber redet von Augen und Ohren aus edlen Metallen, die

---

*) *l.* 1. *c.* 44.

**) *l.* 2. *c.* 109. 104.

***) *Lettre à Mr. Dacier. p.* 11. 38. *pl.* 4. Der Hauchbuchstabe im Anfange würde sonst dieser Ableitung nicht im Wege stehen, da er bisweilen ausgelassen wird.

†) *l.* 1. *c.* 65. *l.* 2. *c.* 1. *l.* 1. *c.* 31.

††) *l.* 1. *c.* 11. 27.

als Symbole des göttlichen Allsehens und Hörens den Tempeln geweiht wurden.*)

Es lag indess in der Natur der Sache, dass selbst ein wahres Hieroglyphen-Wörterbuch kyriologischer Zeichen, da sie von selbst verständlich waren, kaum zu erwähnen brauchte. Mehr beweist es dagegen, wenn man körperliche Gegenstände durch ganz andre, kaum entfernt an sie erinnernde, den Mund durch eine Schlange, den Schlund durch einen Finger, die Milz durch einen Hund, einen essenden Menschen durch ein Krokodil mit geöfnetem Mund, einen Stundenbeobachter durch Einen, der die Stunden isst, Wespen und Mücken durch Dinge, denen man ihre Entstehung zuschrieb, das Herz durch einen Ibis bezeichnet findet.**) Dagegen wurde das Bild des Herzens gebraucht, um, verbunden mit einem Rauchfass, Eifersucht, und, wegen des heissen, fruchtbaren Bodens des Landes Aegypten, an die Kehle eines Menschen gefügt, den Mund eines guten, wahrheitsliebenden Mannes anzuzeigen.***) Bei Herrn Young kommen zwar mehrere Thierbilder als Zeichen derselben Gattungen vor; er gesteht aber die Ungewissheit ihrer kyriologischen Deutung zu,†) und bestätigt auch, wie schon früher Zoëga, die Seltenheit dieser Gattung der Zeichen.††) Es versteht sich aber von selbst, dass hierdurch nicht das Daseyn kyriologischer Hieroglyphen auf den noch vorhandnen Monumenten geläugnet werden soll. Ein Beispiel einer solchen ist die steinerne Tafel auf dem Rosettastein.†††) Zum Theil konnte diese Erscheinung

---

*) *Strom. l.* 5. *c.* 7. *p.* 671.

**) Horapollo. *l.* 1. *c.* 45. *l.* 2. *c.* 6. *l.* 1. *c.* 39. *l.* 2. *c.* 80. *l.* 1. *c.* 42. *l.* 2. *c.* 44. 47. *l.* 1. *c.* 36.

***) *l. c. l.* 1. *c.* 22. *l.* 2. *c.* 4.

†) *Egypt. nr.* 72—79.

††) *l. c. nr.* 161. Zoëga. *p.* 441. Auch in der *Descript. de l'Égypte. Ant.* Text. *T.* 1. *Chap.* 9. *p.* 163. wird die Anzahl der Zeichen, „*dont la configuration représente bien les objets*", klein genannt.

†††) Zeile 14. Herr Champollion (*Rev. encyclop. T.* 13. 1822. *p.* 517.) erklärt dies für die einzige Form dessen, was man, wenn von Aegyptischen Denkmälern die Rede ist, *στήλη* nennt. Den Obelisken spricht er diese Benennung gänzlich ab. Zoëga (*p.* 33. 129. 151. 571.) nimmt den Begriff weiter, und dehnt ihn auch auf Obelisken, jedoch nur auf kleinere, aus. Herr Letronne stimmt hiermit (*Recherches. p.* 333.) so sehr überein, dass er, gegen Herrn Champollion's Meinung, glaubt, dass der, nicht grosse Obelisk von Philae wohl die in der Sockel-Inschrift erwähnte *στήλη* seyn könne. Es fehlt aber doch wohl bis jetzt eine Stelle eines alten Schriftstellers, in welcher *στήλη* von einem Obelisken gebraucht wäre, und in der man das Wort nicht bloss von einer

zwar von der Neigung der Sprache zu Bildern, oder einem im Gebrauch der Hieroglyphen zur Sitte gewordnen bilderreichen Stil herkommen; sie ist aber noch aus zwei andren Gründen von der grössten Wichtigkeit. Denn einmal zeigt sie, worauf schon im Vorigen hingedeutet ist, dass das Aegyptische Hieroglyphensystem sich durchaus von der Malerei unterschied, die man bei beginnenden Nationen antrift, und die dem Auge unmittelbar erkennbare Gegenstände darlegt. Dies geht, wie Zoëga in einer sehr merkwürdigen Stelle richtig bemerkt, aus den Zeugnissen des ganzen Alterthums über dasselbe hervor,*) und beruht nicht etwa bloss auf einzelnen Beispielen von Zeichen, wie die oben berührten. Zugleich aber führt die Seltenheit der einfachen Bilder auf eine noch ganz andre Ansicht der Hieroglyphenschrift, auf welche ich erst in der Folge, nach dem über die Schrift selbst zu Sagenden, ausführlicher kommen werde. Sie beweist nemlich, dass diese Schrift nicht bloss durch ihre Bedeutung, den in der Rede in sie gelegten Sinn, sondern auch das einzelne Zeichen für sich, als Hieroglyphe, belehren sollte, theils wie es auch die Sprache hier und da durch sinnvolle Wortbildung thut, theils auf eine noch andre, tiefere und mystische Weise. Von diesen beiden Seiten her zeigt sich ihre wahrhaft ideale Richtung, der man genau folgen muss, wenn man die Eigenthümlichkeit des Aegyptischen Geistes, und den Zustand seiner Bildung erkennen, und diesem wunderbaren Volke nicht sichtbar Unrecht zufügen will. Für jetzt wünsche ich nur so viel festzuhalten, dass man irren würde, wenn man die Hieroglyphenschrift bloss und ausschliesslich wie eine Schrift, wie eine Bezeichnung der Rede ansehen wollte.

3. Es kommen bei Horapollo Zeichen vor, von denen man nicht begreift, auf welche Weise sie sich überhaupt, oder wenigstens erkennbar für das Auge, darstellen liessen.

Ein Stier- und ein Kuhhorn, für Werk und Strafe, mochten sich noch allenfalls unterscheiden lassen; wie aber stellt man einen blinden Käfer, für einen am Sonnenstich Gestorbnen, dar?

Denktafel, oder Säule verstehen könnte. Vergleicht man viele Stellen mit einander, so scheint sich mir wenigstens ein viel bestimmterer Unterschied zwischen ὀβελὸς, ὀβελίσκος und στήλη zu finden, als Zoëga zugeben will.

*) *Quis enim veterum unquam dixit hieroglyphicam scripturam notis tantum constare, quae res, quales sunt, imitarentur omnibusque essent noscibiles? Quis veterum qui hanc rem attigere, non ea dixit quae illi sententiae e regione sunt opposita? p.* 428.

wie eine wachende Schlange, für einen schützenden König? einen gesunden Stier, für die Verbindung von Enthaltsamkeit mit Stärke? wie die Stunden, die in der oben angeführten Hieroglyphe der Stundenbeobachter ass? das Ende, für Aegyptische Schrift; Reden, für das am längsten Vergangene?*) Es lässt sich allerdings denken, dass man in den ersten Fällen den Zustand des Thiers durch Stellung, oder Zeichen, nach einmal hergebrachter Sitte, bestimmte, in den andren das nicht an sich Darzustellende wieder durch Hieroglyphe andeutete, so dass z. B. eine Zunge**) über einer Hand, das Zeichen der Rede, nun auch, als Bild zweiter Stufe, das Vergangene bezeichnete; und wenn Horapollo's Angaben richtig sind, und er sich nicht vielleicht in diesen Stellen verleiten liess, abgehend von den Schriftzeichen, mehr Symbole für den Geist, als das Auge zu beschreiben, so musste es sich wohl auf diese oder ähnliche Art damit verhalten.

Wirklich führt Horapollo ein Beispiel einer solchen zwiefachen Figürlichkeit an. Denn ein Palmbaum ist, nach ihm, Symbol der Sonne, und deutet dann Wasserfluth an, weil das Sonnenlicht alles durchdringt und überfluthet.***)

Welche Methode man aber auch gewählt haben mag, so beweist diese Gattung der Zeichen immer, wie weit die Hieroglyphen sich von Abbildungen der Dinge entfernten, und wie künstlich ihre Entzifferung durch die Unterscheidung solcher nicht eigentlich darzustellender Zustände, und eine solche Steigerung der Figürlichkeit werden musste.

4. Ein Zeichen hatte mehrere Bedeutungen, und Ein Begriff mehrere Zeichen.

In dem ersteren Fall waren vorzüglich gewisse sehr heilig gehaltene Zeichen, wie der Käfer, der Falk, der Geier, das Krokodil, in dem letzteren gewisse allgemeine Begriffe, die man von sehr verschiednen Seiten ansehen konnte, wie Gott, Welt, Sonne, Zeit. Eine Eigenschaft eines Thiers, wie die Schnelligkeit des Falken,†) wurde auf mehrere Gegenstände, auf welche dieser Begriff passt, den Wind, die Gottheit, Höhe und Tiefe, welche dieser Vogel, gerade auf- und abwärts schiessend, auf dem kürzesten

---

*) Horapollo. *l.* 2. *c.* 17. 18. 41. *l.* 1. *c.* 60. 46. 42. 38. *l.* 2. *c.* 27.

**) *l. c. l.* 1. *c.* 27.

***) *l. c. l.* 1. *c.* 34.

†) Diodorus Sic. *l.* 3. *c.* 4. Horapollo. *l.* 1. *c.* 6. *l.* 2. *c.* 15.

Wege erreicht, Hervorragung, Sieg angewandt. Ebenso war es mit dem Käfer, dem Symbol der männlichen Kraft, und dem Geier, dem der weiblichen Empfänglichkeit.*) In andren Fällen wurden aber auch verschiedne Eigenschaften desselben Thiers auf verschiedne Begriffe übergetragen, wie die Raubsucht, die Wuth und die Fruchtbarkeit des Krokodils auf die gleichen menschlichen Eigenschaften.**) Das Verständniss musste dadurch allerdings erschwert werden, indess kaum mehr, als es auch in der Sprache durch vieldeutige Wörter geschieht; und zur Vergleichung der Schrift mit der Sprache kann hier daran erinnert werden, dass diese Vieldeutigkeit sich vorzüglich in sehr alten Sprachen findet.***)

Die Verschiedenheit der Zeichen für denselben Begriff war vermuthlich, wie die der Wörter in den Sprachen, mit kleinen Veränderungen des Begriffs nach der Natur des Zeichens, und der Art seines Gebrauchs verknüpft. Die Zeit unter dem Bilde der Sonne und des Mondes, eines Sternes, oder einer ihren Schwanz unter ihrem Leibe verbergenden Schlange, oder, in Bezug auf eine heilige Erzählung, unter dem eines Krokodils†) erregte nothwendig andre Nebenbegriffe, wenn diese auch für den Sinn der jedesmaligen Rede vielleicht gleichgültig seyn mochten. Die Welt wurde bald in dem Bilde einer in ihren Schwanz beissenden Schlange gleichsam hingemalt, in den Schuppen der gestirnte Himmel, in der Schwere des Thieres die Erde, in der Glätte das Wasser, in dem jährlichen Abwerfen der Haut die, auch jährliche, Verjüngung in Keimen und Blüthen, in der in sich zurückgewundnen Gestalt die Idee, dass, wie auch Alles in ewigem Wechsel wachse und abnehme, die Welt doch diesen ganzen, ewig in sich zurückkehrenden Kreislauf umschliesst; bald aber erinnert das Bild des Käfers an die zeugenden, bald, mit dem Bilde des Geiers vereint, an die zeugenden und empfangenden Kräfte der Welt.††) Die Sonne theilt, aus leicht begreiflichen

---

*) Horapollo. *l.* 1. *c.* 10—12. Zoëga. *p.* 446—453. vorzüglich *nt.* 43. 47.

**) Horapollo. *l.* 1. *c.* 67. Man vergl. auch *l.* 1. *c.* 35. 68—70. *l.* 2. *c.* 80. 81.

***) Auch der Koptischen ist diese Vieldeutigkeit nicht fremd. Vgl. Lacroze. Lex. *v. odscho.* In welchem Grade sie aber dieselbe ehemals besessen habe, liesse sich nur dann beurtheilen, wenn sich mehr und ältere Schriften in ihr erhalten hätten.

†) Horapollo. *l.* 1. *c.* 1. *l.* 2. *c.* 1. Clemens Alex. *l.* 5. *c.* 7. *p.* 670.

††) Horapollo. *l.* 1. *c.* 2. 10. 12.

Gründen, das Zeichen des Käfers und Falken,*) sie erscheint aber auch als ein Mann in einem, auf einem Krokodil ruhenden Boot, um ihren Lauf durch die leicht trennbare, wasserähnliche, und, gleich dem durch das Krokodil vorgestellten Nilwasser, heilsame Luft anzudeuten;**) ferner als Dattelpalme,***) wegen des verwandten Begriffs des Jahres, dem dieses Zeichen angehört;†) endlich, ohne alle figürliche Deutung, bloss als angedeutetes Bild *(kyriologumenon)*, in einem einfachen Kreise.††) Für die Gottheit geben die neueren Entzifferer andre Zeichen, als die alten Schriftsteller, nemlich eine Art Streitaxt, und menschliche stehende und sitzende Figuren.†††) Bei den Alten kommen der Falk, ein Stern und ein Auge auf einem Stab vor.*†) Die Zeichen sollen aber verschiedne Eigenschaften darstellen, der Stern die Lenkung der Weltkörper bei Horapollo,**†) die stehende Gestalt, ohne Hände, das Richteramt bei Herrn Young.***†)

Wie aber war es in diesen Fällen mit dem Laut? Dass Ein Wort mehrere Zeichen hatte, konnte das Lesen und Verstehen nicht zweifelhaft machen. Gab es aber für dieselbe vieldeutige Hieroglyphe auch nur Ein oder mehrere Wörter?

Es scheint mir unläugbar, dass man nur das Letztere annehmen kann, wenn man nicht die Sprache als nach den Hiero-

---

*) *l. c. l.* 1. *c.* 6. 10.

**) Eusebius bei Zoëga. *p.* 442. *nt.* 17. — Clemens von Alexandrien (*l.* 5. *c.* 4. *p.* 657.) erwähnt auch dieser Hieroglyphe, giebt aber für die Verflechtung des Krokodils in dieselbe den weniger wahrscheinlichen Grund, dass die Sonne die Zeit, deren Sinnbild das Thier ist, erzeuge. Auch in der *Description de l'Égypte* wird die Bemerkung gemacht, dass die, einem Zickzack ähnliche Hieroglyphe nur für das heilsame Nilwasser, nicht für das, den Aegyptiern verhasste Meerwasser gebraucht wurde. *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 2. *pl.* 10.* 90. Text. *Descriptions. T.* 1. *Chap.* 9. *p.* 57. Bei Aelian (*l.* 10. *c.* 24.) ist das Krokodil das Zeichen des Wassers. Doch scheint auch da nur das heilsame des Flusses gemeint.

***) Horapollo. *l.* 1. *c.* 34.

†) *l. c. l.* 1. *c.* 3.

††) Clemens Alex. *l. c.*

†††) Young. *nr.* 1—4. Champollion im *Panthéon Égyptien. Livr.* 1. Erkl. der 4. Kupfert.

*†) Horapollo. *l.* 1. *c.* 6. 13. Cyrillus bei Zoëga. *p.* 453. *nt.* 48.

**†) Horapollo. *l.* 1. *c.* 13. Es ist schwer zu glauben, dass *τὴν νίκην* in dieser Stelle die richtige Lesart sey.

***†) Wenn der Mangel der Hände das Richteramt beweist, wie kommt es dann, dass das Zeichen der Göttin bei ihm auch ohne Hände erscheint, als wäre mit deren Begriff der des Richtens, ohne Ausnahme, verbunden?

glyphen geformt ansehen, und den ganzen natürlichen Lauf der Sprach- und Schrifterfindung umkehren will. Die Hieroglyphenschrift musste zwar, da sie wirklich eine eigne gedachte und geschriebene Sprache war, auf die geredete einen mächtigen Einfluss ausüben, und sehr leicht konnten Wörter, indem sie, dem Schall nach, dieselben blieben, nach Massgabe des Zeichens, anders bestimmte Bedeutungen empfangen. Dies konnte aber nur feinere Nuancen der Begriffe treffen. Im Ganzen musste die vor den Hieroglyphen dagewesene Sprache, welche auch nachher noch das Band zwischen den gebildeten Ständen und dem Volk war, dieselbe bleiben. Noch abentheuerlicher wäre es wohl, anzunehmen, dass die eigentliche Bedeutung der Hieroglyphen wäre in Worten abgelesen, und das Zeichen, nicht sein Begriff, wäre in Laut übergetragen worden. Solche tönenden Hieroglyphen hätte wenigstens nur der Eingeweihte verstanden; und doch las man bei öffentlichen Versammlungen auch dem Volke vor. Aber auch für den Eingeweihten wäre daraus Verwirrung entstanden; und da man einmal nur vermittelst der Sprache denken kann, so hätten doch diese in Laute umgelesenen Zeichen wieder in wahre Sprache verwandelt werden müssen. Nach eignen und ganz verschiednen Gesetzen geformt, können sie sich nicht unmittelbar, sondern nur durch die, unabhängig von ihnen vorhandne Sprache auf den Begriff beziehen. Der blosse ihnen gegebene Laut verändert darum nicht ihre Natur. Im Chinesischen giebt es allerdings auch mehrdeutige Charaktere, aber sie erlauben keine Anwendung auf die Hieroglyphen. Denn bei ihnen entsteht die Verschiedenheit der Bedeutungen aus dem Wort, und geht mit ihm auf die Figur über, welche an sich, die lose Verbindung mit dem Schlüssel ausgenommen, leer an Bedeutung und Inhalt ist. Hier aber wird die Hieroglyphe, nach ihr beiwohnenden Eigenschaften, auf mehrere Begriffe, und mithin auch auf mehrere Wörter übergetragen. Hatte Ein Wort mehrere Bedeutungen, so konnte, und musste es wohl auch mehrere Zeichen haben. Die mehrdeutigen Hieroglyphen beweisen daher unläugbar, dass nicht jedem Zeichen bloss Ein Wort entsprach, sondern dass der Leser bisweilen zwischen mehreren, dem Sinn nach, zu wählen hatte.

5. Der in Einer einfachen oder zusammengesetzten Hieroglyphe ausgedrückte Begriff ist häufig durch Nebenbegriffe so ins Einzelne hinein bestimmt, dass nothwendig die Frage entsteht, ob dem Zeichen in der Sprache gleichfalls Ein Wort entsprochen habe?

Schon bei den Alten ist angemerkt, dass die Hieroglyphen nicht bloss Wörter, sondern auch ganze Redensarten andeuteten. Bei Horapollo kommen viele solcher, mit Bestimmungen des Begriffs überladener Zeichen vor; die meisten seines zweiten Buches gehören zu dieser Classe. Man kann sich nicht der Bemerkung erwehren, dass man bei dem Lesen des Horapollo hierin eine ähnliche Empfindung, als bei den Wörterbüchern der Sprachen noch sehr ungebildeter Nationen hat. Auch in diesen findet man die Begriffe so durch Besonderheiten bestimmt, dass man oft grosse Mühe hat, zu dem reinen und einfachen zu gelangen. Horapollo hat über zwanzig Artikel von Menschen in allerlei Zuständen, Zeichen für eine Wittwe, ein schwangeres, ein säugendes, ein einmal Mutter gewesenes Weib u. s. f; allein ein einfaches Zeichen für Mensch und Weib überhaupt sucht man vergebens bei ihm. Wie die Alt-Aegyptische Sprache hierin beschaffen gewesen seyn mag, lässt sich in der Koptischen nicht erkennen, da wir in derselben bloss nicht mehr in ihrem ursprünglichen Geist verfasste Schriften haben, und dadurch, und durch die Vermischung mit Griechischen Wörtern alles verdunkelt wird, was den Charakter der Sprache im Ganzen sehen liesse.

Einige der oben erwähnten Zeichen lassen sich nun zwar sehr gut in Einem, danach modificirten Worte ausgedrückt denken, und können in einer reichgebildeten Sprache gelegen haben. So die Verbindung der Stärke mit der Enthaltsamkeit durch einen Stier mit gefesseltem rechten Knie, eines schwachen und doch muthwillig unternehmenden Menschen durch eine Fledermaus, eines schnell, aber unbedachtsam Handelnden durch einen Hirsch und eine Viper u. s. f.*)

Wenn man sich aber Vorstellungen, wie die Eines, der sich selbst nach einem Orakelspruch heilt (in der Hieroglyphe eine wilde Taube, die einen Lorbeerzweig im Schnabel hält), oder eines Menschen, der, von Natur ohne gallichte Gemüthsart, durch einen andren dazu gebracht wird (in der Hieroglyphe eine zahme Taube, welche das Hintertheil in die Höhe hält), eines Clienten, der bei seinem Patron Schutz sucht, und nicht erhält (in der Hieroglyphe ein Sperling und eine Eule), Eines, der sein Vermögen einem verhassten Sohne hinterlässt (in der Hieroglyphe ein Affe mit dessen hinter ihm hergehenden Jungen), Eines, der

*) Horapollo. *l.* 1. *c.* 46. *l.* 2. *c.* 78. 52. 87.

aus Armuth seine Kinder aussetzt (in der Hieroglyphe ein Falke, der eben legen will), oder Eines, der viele aus dem Meere errettet (in der Hieroglyphe ein Krampfroche),*) denen man noch viele andre hinzufügen könnte, in Rede ausgedrückt denkt, so erscheint es nicht natürlich, jede derselben in Ein Wort zusammenzufassen. Sie gleichen vielmehr Bildern, welche nur den Gedanken gaben, den jeder im Entziffern frei in Worten umschrieb.

Dennoch möchte ich hierauf kein entscheidendes Gewicht für die Beantwortung der wichtigen Frage legen, ob jeder Hieroglyphe ein bestimmtes Wort entsprach, und diese Schrift mithin gelesen, oder nur entziffernd erklärt werden konnte? Denn es lässt sich nicht allgemein beurtheilen, wie weit die Zusammensetzungsfähigkeit der Sprachen reicht; und manche im Alt-Indischen ganz übliche Zusammensetzungen dürften dem dieser Sprache Unkundigen leicht unmöglich erscheinen. Es konnten auch ganze Phrasen ein für allemal für solche Bilder gestempelt seyn. Endlich aber ist, bei dem unverkennbaren Jagen des unter dem Namen Horapollo's gehenden Schriftstellers nach sinnreichen Einfällen und wunderbaren Thiergeschichten, schwer zu unterscheiden, ob er nicht Hieroglyphe und Schriftzeichen (zwei wesentlich verschiedne Begriffe) in diesen Artikeln mit einander verwechselte, oder auch die Begriffe nach dem Bilde mehr, als der gewöhnliche Schriftgebrauch es that, individualisirte.

Was aber diese Vorstellungen mit Gewissheit beweisen, und was auch auf die andren, einfacheren Schriftzeichen, wenn es auch bei ihnen nicht immer gleich in die Augen fallend ist, trift, ist der Gang, welchen der Geist bei der Bezeichnung durch Bilder nahm. Jedem, der irgend mit Sprachen vertraut ist, und auf die Art Acht gegeben hat, wie dieselben den Theil der Begriffe bestimmen, welchen Ein Wort umfassen soll, oder wie sie den, gleichsam in unendlicher Ausdehnung hinlaufenden Gedanken durch die Wortbildung in einzelne Stücke prägen, muss es auffallend seyn, dass viele Hieroglyphenzeichen hierin eine ganz andre Eintheilung machen, als die Sprachen in den Wörtern. Am meisten leuchtet dies freilich bei denjenigen Zeichen ein, von denen wir hier reden, allein diese Verschiedenheit der Gedankeneinschnitte ist doch auch bei andren, einfacheren sichtbar. Dies bestätigt nun, was, wie ich in der Folge zeigen werde, auch das ganze Wesen

*) *l. c. l. 2. c.* 46. 48. 51. 66. 99. 104.

der Hieroglyphen andeutet, dass man nicht Zeichen für Wörter, nicht einmal für Begriffe, noch weniger malerische Darstellung für etwas Vergangnes suchte, mithin nicht von dem zu Bezeichnenden, sondern vielmehr in der, nach Symbolen suchenden Geistesstimmung von dem Bilde aus zu dem Gedanken, und endlich dem Worte übergieng. Mochte dies auch nicht immer geschehen, so machte es offenbar einen wesentlichen, und den charakteristischen Theil des Hieroglyphensystems aus, womit auch die oben berührte Seltenheit kyriologischer Zeichen zusammentrift. Dem symbolisirenden Geiste war die ganze Natur Eine grosse Hieroglyphe, jeder Gegenstand forderte ihn auf, einem in demselben angedeuteten Begriff nachzuforschen. Das Erste in seiner Vorstellung war daher das Bild; und wenn er, was er in ihm zu entdecken glaubte, in Einem Begriff zusammenfasste, so musste dieser sehr natürlich anders ausfallen, als wenn er in nicht symbolisirendem Denken an der Hand der Sprache zu ihm gelangt wäre. Bei einigen Zeichen springt diese Erscheinung ordentlich unwillkührlich ins Auge. Der Elephant soll einen Menschen andeuten, der, zugleich stark, überall das ihm Zuträgliche wittert. Die Verbindung der Klugheit mit der Stärke war schon an sich durch die Natur des Elephanten gerechtfertigt; allein auf die besondre Bestimmung der Art der Klugheit, als einer ausspürenden, von fern ahndenden, und auf die Metapher des Riechens, auch im Begriff, konnte man, wie auch Horapollo thut, nur von dem Anblick des Rüssels aus gerathen, der zugleich Waffe und Geruchswerkzeug ist. Gegen diese Hieroglyphe lässt sich einwenden, dass sie, da das Aegyptische Alterthum sonst von Elephanten schweigt, zu den Einschiebseln des ausländischen Schriftstellers gehören könnte.*) Allein der Ibis bietet ein andres, und zu sinn-

*) *l.* 2. *c.* 84. Andre Beispiele, wo der Elephant, bei Horapollo, als Hieroglyphe, erwähnt wird, sind *l.* 2. *c.* 85. 86. 88. Man darf hier nicht vergessen, dass seit den Zeiten der Ptolemaeer die Elephanten den Aegyptiern nicht mehr fremd waren, wobei man nur an den zu erinnern braucht, welcher nach Plinius (VIII. 5.) und Aelian (I. 38.) Nebenbuhler des Aristophanes von Byzanz bei der Kränzeflechterin in Alexandria war. Die Hieroglyphen erfuhren aber auch in späteren Zeiten Vermehrungen und Veränderungen, so dass Zoëga (*p.* 455. 474. 475.) auf dem Pamphilischen Obelisk 194, auf dem Barberinischen 241 Zeichen fand, die auf den für älter erkannten nicht vorkommen. Ammianus Marcellinus (*l.* 17. *c.* 4.) bezeugt ausdrücklich, und der Anblick lehrt, dass auch Thiere andrer Weltgegenden hieroglyphisch gebraucht wurden. Bisher kannte man zwar keinen Elephanten auf Aegyptischen Bildwerken. Allein ganz neuerlich

reiches Beispiel dar, als dass man es nicht sogar in das hohe Alterthum hinaufsetzen sollte.

Die weissen und schwarzen Federn dieses Vogels wurden zugleich auf den Mond, wegen seiner Licht- und Schattenseite, und auf den Hermes, und die Sprache bezogen, welche, erst im Gedanken verborgen, durch die Zunge hervortritt.*) So bildete man also durch dies Zeichen den Begriff des halb Offenbaren und halb Ungesehenen, worauf man, ohne das Symbol, wohl schwerlich gekommen wäre. Auf diesem Wege begreift man auch noch mehr, wie dasselbe Zeichen mehreren Begriffen diente. Die Hieroglyphen waren nicht bloss Zeichen, sondern wirkliche Wörter für das Auge. Wie nun die Sprache ein Wort auf einen verwandten Begriff hinüberzieht, so wurde die Hieroglyphe, wegen einer neu beobachteten Eigenschaft, einem andren Begriffe gewidmet. Dies traf selbst die berühmtesten und am allgemeinsten aufgefassten Hieroglyphen, welche dadurch Bedeutungen erhielten, die ihrem Grundbegriff durchaus fremd waren. So bezeichnete der Geier, das Grundsymbol der empfangenden und mütterlichen Kräfte der Natur, zugleich wegen seines scharfen Gesichts das Sehen, wegen der ihm beigemessenen Vorhersehungskraft, mit der er bei zwei schlagfertig stehenden Heeren sich das Feld seines Raubes unter den zu Besiegenden ausersah, die Begränzung.**) Immer stand also in erster Linie das Bild, der Begriff nur in zweiter. Dieser, nach dem Zeichen gebildet, erhielt dann freilich auch eine Bezeichnung in Wörtern, vielleicht auch in Einem, indem man entweder das Wort der Sprache wählte, das ihm am nächsten kam, oder ein zusammengesetztes bildete Es ist daher sehr zu vermuthen, dass die Zeichen oft praegnanter, als die

lernen wir aus der Reise des Herrn Grafen Minutoli, dass in dem Isistempel auf der Insel Philae wirklich einer angetroffen wird. Auch ein Kamel findet sich dort zum erstenmal. Horapollo erwähnt eines Kamels als Hieroglyphe. *l.* 2. *c.* 100. Die Bildwerke im Isistempel auf Philae scheinen aber aus der Zeit der Ptolemaeer herzurühren. Letronne. *Recherches pour servir à l'hist. de l'Égypte. p.* XXXIV. 439. 440. Man vergleiche über die Elephanten in Aegypten A. W. v. Schlegel's Abhandlung über den Elephanten (Indische Bibl. B. 1. S. 130. 186.), die unter einem sehr anspruchlosen Titel, und in dem Gewande einer bloss unterhaltenden Erzählung höchst wichtige Untersuchungen und Aufschlüsse enthält.

*) Clemens Alex. *l.* 5. *c.* 7. *p.* 671. Aelianus. *De nat. anim. l.* 10. *c.* 29. Der Ibis hatte aber auch andre Beziehungen zum Monde. Aelianus. *l. c. l.* 2. *c.* 35. 38.

**) Horapollo. *l.* 1. *c.* 11.

Wörter waren; und ihre Aenderung und Vervielfachung mochte auch die Sprache mit neuen Zusammensetzungen bereichern. Denn in diesem Theile erfahren die Sprachen am leichtesten Umänderungen auch noch in späterer Zeit; und wenn auch richtiger, oder zu ekler Geschmack, wie wir es an der Lateinischen und Französischen Sprache sehen, die Zahl der Composita vermindert, so lehrt das Beispiel der Deutschen, dass die Nachbildung fremder Sprachen, die, bei der Verschiedenheit des Gedankeneinschneidens in jeder, mit dem Fall der Aegyptier Aehnlichkeit hat, dieselben vermehrt.

6. Die Gesetze aufsuchen zu wollen, nach welchen die Begriffe hieroglyphisch bezeichnet werden, würde ein vergebliches Bemühen seyn. Es kann nicht einmal weiter führen, so, wie Zoëga gethan hat, die verschiednen figürlichen Ausdrücke unter Classen zu bringen, und mit Beispielen zu belegen.*) Bemerkenswerth ist es nur im Ganzen, dass, wo wir den Zusammenhang des Begriffs mit dem Zeichen bei den Alten angegeben finden, derselbe in den meisten Fällen, mit Uebergehung des sich leicht darbietenden, ein unerwarteter und gesuchter ist. Gewiss muss man zwar hierbei sehr viel auf die Berichtsteller schieben, deren Zeugniss wohl gerade in diesem Stück, und weit mehr, als in den Angaben der Zeichen selbst, gerechten Verdacht erregt. Namentlich sind in Horapollo ein grosser Theil der angegebnen Bezeichnungsgründe so kindisch, spielend, und selbst lächerlich, dass man sich des Argwohns nicht erwehren kann, dass entweder die wahren nicht mehr bekannt waren, oder dass spätere Deutelei ihnen absichtlich falsche unterschob. Nicht unmöglich wäre es auch, dass die Priestercaste selbst exoterische und esoterische gehabt hätte. Zum Theil aber mag uns auch manches hierin mehr auffallen, als es sollte. So gehen die häufigsten Fälle sonderbarer Zeichenerklärungen auf Eigenschaften der Thiere hinaus, die wir an ihnen nicht zu bemerken gewohnt, oder die auch augenscheinlich fabelhaft sind.

Die Alten stellten aber, wie ihre Schriften beweisen, über die kleinsten Eigenthümlichkeiten des thierischen Lebens viel mehr ins Einzelne gehende Beobachtungen an, und legten einen viel grösseren Werth darauf, als wir zu thun pflegen. Die Aegyptier mochten aus Gründen, die in ihrem Gottesdienst lagen,

---

*) *p.* 441—445.

noch mehr in diesem Fall seyn. Dass alsdann auch eine Menge falscher Beobachtungen, und wirklicher Erdichtungen mit unterlief, war natürlich: und so mögen wir oft die Berichtsteller beschuldigen, wo sie getreulich das selbst Gehörte niederschrieben. Wie viel man aber auch auf ihre Rechnung, oder die ihrer, vielleicht schon nicht mehr hinlänglich unterrichteten Gewährsmänner setzen mag, so brachte es die Natur der Hieroglyphen, welche doch wesentlich auf dem Forschen nach Aehnlichkeiten zwischen Körperlichem und Unkörperlichem beruhn musste, mit sich, dass die subjective Nationalansicht einen sehr grossen Einfluss darauf ausübte. In der Nation selbst musste dies ihr Verständniss erleichtern: allein unmöglich hätte die Hieroglyphenschrift so leicht auf eine fremde Nation übergehen können, als dies bei der Chinesischen Figurenschrift möglich ist; und da das Symbolisiren der Hieroglyphensprache nothwendig den ganzen Geist der Nation befangen hielt, so musste dies vorzüglich zu ihrer Absonderung von andren Nationen beitragen.

Verwandte, oder zu einander in gewisser Beziehung stehende Begriffe sollten, wie es scheint, durch gleiche, nur auch verschieden dargestellte Hieroglyphen bezeichnet seyn, wie es im Chinesischen, dort aber, weil die Chinesische Schrift hierzu andre, besser zum Zweck führende Mittel besitzt, mit Recht nur selten, doch z. B. bei den Begriffen von rechts und links, geschieht.*) Ich finde indess bei Horapollo nur sehr wenige Zeichen dieser Art. Das Jahr wurde durch einen Palmbaum, der Monat durch einen einzelnen Zweig desselben, eine Mutter, je nachdem sie zuerst Töchter oder Söhne geboren hatte, durch einen Stier, der sich links oder rechts umwandte, auf ganz ähnliche Weise durch eine sich rechts oder links umdrehende Hyäne ein seinen Feind besiegender, oder von ihm besiegter Mensch, ein als Beherrscher der ganzen Welt betrachteter König durch eine ganze, ein König, der nur einen Theil beherrschte, durch eine halbe Schlange bezeichnet.**)

Bei weitem das merkwürdigste Beispiel bietet aber die Bezeichnung derjenigen Gottheiten bei den Aegyptiern dar, welche die weibliche und männliche Natur zugleich in sich vereinten. Denn indem sie dieselbe durch einen Käfer und Geier darstellten,

*) Rémusat's Grammatik. *p.* 2. §. 5.

**) Horapollo. *l.* 1. *c.* 3. 4. *l.* 2. *c.* 43. 71. *l.* 1. *c.* 64. 63.

setzten sie bei Hephaestos, dem Mannweibe, jenen, bei Athene, dem Weibmanne, diesen voran.*)

Nach der Bezeichnung der Grundbegriffe, wäre das Wichtigste, zu erforschen, inwiefern die Hieroglyphen die Anwendung eines lexicalischen Systems erlaubten, wie es in den Sprachen durch Ableitung und Zusammensetzung angetroffen wird.

Unmöglich wäre dies nicht gewesen; es käme nur darauf an, Beispiele dafür aufzufinden. Bei den Alten giebt es kaum einige, die sich dahin rechnen lassen. So kommen bei Horapollo natürlich oft verneinende Begriffe, bisweilen auch zugleich ihr Gegensatz vor. Nie aber ist alsdann dasselbe Bild, nur mit einem verneinenden Zusatz, gebraucht, sondern das Zeichen des verneinenden Begriffs ist ein verschiednes, und in sich positives.**) Es scheint nicht einmal, dass die neueren Entzifferer auf den reinen und allgemeinen Begriff der Verneinung in den Hieroglyphen gestossen sind. Herr Young erwähnt einer Hieroglyphe, die im Bilde, und auch dem Begriff nach, einem mit einer Praeposition verbundnen Verbum entspricht: aufstellen, auf die Beine bringen, einrichten, errichten (*set up, prepare*); einer auf einem Stiel ruhenden Leiter***) (was auch als Kopfputz vorkommen soll) folgt ein ausgestreckter Arm über zwei Beinen. Diese Gruppe kommt in der Rosetta-Inschrift vor; aber die von Herrn Young befolgte Methode, meistentheils nur die in der Griechischen Inschrift stehenden Worte, nachdem man sie in der enchorischen aufgefunden zu haben glaubt, auf die hieroglyphischen Zeichen anzuwenden, mag allerdings bis jetzt die einzige brauchbare seyn, sie bleibt aber zu ungewiss, um für so bestimmte Fälle, als der gegenwärtige ist, mit Sicherheit darauf zu fussen. Es darf auch nicht unbemerkt bleiben, dass die Zeichen in dem Wörterbuch (*nr.* 164. 165.) nicht vollständig so, wie sie in der Rosetta-Inschrift vorkommen, eingetragen sind. *nr.* 164. findet sich allerdings ganz so in der 13ten Zeile, allein in der 14ten ist, statt der Leiter auf einem Stiel, eine blosse Gabel, ohne dass Herr Young etwas andres über diese

*) Horapollo. *l.* 1. *c.* 12. Die Griechischen Namen können Verdacht gegen diese Stelle erregen, allein die Vorstellung war darum nicht weniger Aegyptisch. Vergl. Creuzer's Symbolik. B. 1. S. 672. 673. und besonders *nt.* 383.

**) Man vergleiche bei Horapollo *l.* 2. *c.* 55. und 56. — *l.* 2. *c.* 118. und *l.* 1. *c.* 44. — *l.* 1. *c.* 43. und 49; ferner *l.* 1. *c.* 58. und andre Stellen mehr.

***) Young. *Egypt. nr.* 164. 165. und *p.* 35.

Verschiedenheit bemerkt, als dass er *a fork or ladder* sagt, da das Zeichen doch schlechterdings keine Leiter seyn kann.*) *nr.* 165. hat die Rosetta-Inschrift nirgends so, wie es in dem Wortverzeichniss mit einer Leiter gezeichnet ist.

Dass die Hieroglyphen einfacher Begriffe zusammengestellt wurden, um den aus jenen zusammengesetzten zu bilden, davon haben wir oben an Hephaestos und Athene ein Beispiel gesehen, allein es ist mir auch kein andres, wenigstens nicht bei den Alten, bekannt. In mehreren zusammengesetzten Zeichen bei Horapollo entsprechen zwar die beiden Zeichen zwei in dem Begriff vorkommenden Gegenständen, wie in der Bezeichnung eines von einem Stärkeren Verfolgten durch eine Trappe (ὠτὶς) und ein Pferd, aber ohne dass diese einzelnen Zeichen nun auch, ausser der Zusammensetzung, Hieroglyphen der einfachen Begriffe wären.**) Sehr oft aber führt er zusammengesetzte Zeichen für einfache Begriffe, und umgekehrt an. So Himmel und die Wasser ausströmende Erde für das Anschwellen des Nils, ein Herz über einem Rauchfass für Aegypten, eine Zunge über einem blutigen Auge für die Sprache,***) dagegen eine Viper für Kinder, die ihrer Mutter nachstellen.†)

Zeichen grammatischer Verbindung, oder grammatische Wörter, Praepositionen, Conjunctionen u. s. f. liefern Horapollo und die alten Schriftsteller überhaupt gar nicht; und sollte man nach der im Alterthum hochberühmten, schon im Vorigen erwähnten Saitischen Inschrift schliessen, so standen die Hauptbegriffe zwar in der Ordnung, in der sie gedacht werden mussten, aber ganz abgesondert, ohne alle grammatische Kennzeichen und Verbindungen, da. Es fragt sich aber, ob die in dieser Inschrift zusammengestellten Zeichen wirklich einen Spruch, eine bestimmte Wortreihe vorstellen sollten. Die Inschrift gehört vielleicht zu derjenigen Gattung von Hieroglyphen, die nur bestimmt waren, eine Wahrheit, oder Lehre symbolisch dem Geiste vorzuführen, wie die sogenannten τέσσαρα γράμματα bei Clemens von Alexan-

*) Ein ganz ähnliches Zeichen, nemlich die Gabel, und der Arm über zwei Beinen, nur mit noch zwei gegen einander gerichteten Stäben über dem Arm, steht Zeile 6., ohne dass Herr Young dessen erwähnt.

**) Horapollo. *l.* 2. *c.* 50. Von ganz gleicher Art sind die Hieroglyphen *c.* 51. 75. 86. 91. 106. 108.

***) *l. c. l.* 1. *c.* 21. 22. 27.

†) *l. c. l.* 2. *c.* 60.

drien. Ich werde von diesen weiter unten sprechen, man muss sie aber sorgfältig von der eigentlichen Schrift unterscheiden. Sehr leicht konnte sich aber auch in verschiednen Zeiten, oder für verschiedne Gegenstände in dem sparsameren und häufigeren Gebrauch grammatischer Zeichen eine Verschiedenheit in dem Hieroglyphenstile finden. In den Chinesischen Schriften ist dies bekanntermassen der Fall, und es zeigt sich in denselben, dass es wohl möglich ist, wenn Schriftsteller und Leser sich einmal in diese Art, unverknüpfte Begriffe hinzustellen, hineingedacht haben, der Grammatik bis auf einen gewissen Grad zu entbehren.

Herr Champollion und Herr Young glauben mehrere bloss grammatische Zeichen in den Hieroglyphen gefunden zu haben. In dem jetzigen Zustande der Hieroglyphenentzifferung wäre es voreilig, auf die gemachten Entdeckungen schon andre Folgerungen gründen zu wollen, allein gewiss noch mehr unrecht, sie, wenn sie auch nur glückliche Vermuthungen seyn sollten, zurückzuweisen, und dadurch der weiteren Untersuchung vorzugreifen. Was mir in der That die Behauptung grammatischer Zeichen sehr zu unterstützen scheint, ist die Häufigkeit, in der gewisse Hieroglyphen in wenigen Zeilen erscheinen. Unter diesen fällt, auch dem Ungeübten, am leichtesten die wagerechte in lauter spitzen Winkeln auf- und abwärtsgehende Linie ins Auge. Herr Young und Herr Champollion erklären sie für die den Genitiv bildende Praeposition, ohne jedoch andre bestimmte Beweise davon zu geben, als dass sie dem Koptischen gleichbedeutenden *nte* oder *n̄* entsprechen soll, weshalb sie, nach Herrn Champollion, auch den Buchstaben *n* bedeutet.*) Dass in der Hieroglyphenschrift ursprünglich das Wasser dadurch angedeutet werde, wie man nach der Aehnlichkeit mit den Vorstellungen dieses Elements in den Bildern**) schliessen sollte, läugnet der Letztere gänzlich. Dieses Zeichen nun findet sich in den 14 Zeilen Hieroglyphenschrift des Rosettasteins über sechzig Mal, in Verbindung mit verschiednen andren Zeichen, wo es denn auch andre Bedeutungen haben mag,***) und bestätigt daher allerdings dadurch die Vermuthung, dass es keinen Hauptbegriff, der nicht so oft wie-

*) Young. *Egypt. nr.* 177. Champollion. *Lettre à Mr. Dacier. p.* 36.

**) *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 2. *pl.* 90. Ueber die Hieroglyphe des Wassers s. oben S. 63. Anm. 2.

***) z. B. einer Substantivendung nach Young. *Egypt. nr.* 93.

derholt seyn könnte, sondern bloss eine grammatische Bestimmung anzeigt. Auch in andren Hieroglyphen-Inschriften ist es häufig; dagegen kommt dies Zeichen in den 515. Columnen der oben erwähnten hieroglyphischen Papyrusrolle auch nicht ein einziges Mal vor, wie ich mich durch sehr genaue Durchsicht derselben überzeugt habe. Ueber diese auffallende Erscheinung, die vielleicht dadurch zu erklären ist, dass in dieser Rolle an der Stelle dieses Zeichens ein andres, gleichbedeutendes gebraucht ist,*) darf man wohl erst von den ferneren Arbeiten der oft genannten Französischen und Englischen Gelehrten Aufschlüsse erwarten, vorzüglich von Herrn Jomard's angekündigtem Verzeichniss aller bekannten Hieroglyphen, aus dem sich auch unstreitig ergeben wird, welche dieser oder jener Art der Denkmäler eigenthümlich sind.

Die Bezeichnung des weiblichen Geschlechts scheint durch vielfache Analogie begründet, und dürfte wohl als gewiss angenommen werden können.**) In der Regel steht sie den Zeichen des Subjects nach; doch will Herr Young sie auch, nach Analogie des Koptischen Artikels, an dem allein das Geschlecht in der Sprache kenntlich ist, vor demselben gefunden haben. Das männliche Geschlecht wird nicht angedeutet. Im Koptischen sind Sonne und Mond (letzterer *pioh*) männlichen Geschlechts, und auch die Hieroglyphe des Ioh, des Mondgottes, trägt kein weibliches Zeichen. Dass auch der mythologische Begriff der Mondgöttin in das männliche Geschlecht hinüberschweifte, ist schon durch andre Untersuchungen bekannt.***)

Den Dualis und Pluralis findet Herr Young durch zwei- oder dreifache Wiederholung des Gegenstandes, oder durch zwei und drei Strichelchen bezeichnet.†) Nach Herrn Champollion wird, statt der Hinzufügung der Zahl, der Gegenstand auch so oft, als

*) Eine einfache wagerechte Linie kommt in dieser Rolle ungemein oft vor, und ich habe einen Augenblick geglaubt, dass der eckige Strich auf diese Weise vereinfacht sey, da diese Rolle die Zeichen überall nur in den äussersten Umrissen giebt. Dieselbe gerade Linie findet sich aber auch, neben der im Winkel gebrochnen, auf dem Rosettastein, und beide konnten daher wohl nicht, ohne Zweideutigkeit, zusammengeworfen werden.

**) Champollion. *Lettre à Mr. Dacier. p.* 9. 12. 46. *pl.* 1. *nr.* 21. Young. *Egypt. nr.* 3. 38.

***) Hirt in den Abhandl. der Berl. Acad. d. Wissensch. Hist. philol. Classe. Jahrg. 1820. 1821. S. 133. Creuzer. Symbolik. B. 2. S. 8—10.

†) *Egypt. nr.* 4. 11. 57. 187—196.

sie erfordert, wiederholt.*) Dies erklärte den Dual, der dem Koptischen fremd ist. Die Bezeichnung unbestimmter Mehrzahl durch drei wäre merkwürdig, selbst wenn die Zweideutigkeit, wie Herr Young behauptet, durch die Stellung vermieden war; und es ist mir in keiner Sprache aufgestossen, dass die Charakteristik des Plurals mit drei etymologisch zusammenhienge. Dagegen gilt fast in allen Sprachen diese Zahl, als eine Art Superlativus, für viel. Herrn Young's Behauptung hat unläugbar das für sich, dass auf dem Rosettastein keine einzige Hieroglyphenzeile ist, in welcher diese zwei- und dreifachen Strichelchen, oder Zeichen sich nicht wiederholten, und auch auf dem grossen Hieroglyphen-Papyrus selten einer Columne ein Beispiel dieser Art fehlt. Fast unmöglich kann die Zahl drei dort so oft nöthig gewesen seyn. Bei der grossen Leichtigkeit, die Zweiheit dergestalt auszudrücken, lässt sich das Entstehen eines Dualis in der Schrift denken, wenn auch die Sprache keinen kannte; und kann er nicht im Koptischen mit der Zeit ebenso, als dies fast ganz in der Griechischen Prosa der Fall ist, verloren gegangen seyn?

Sehr viel hat auch die Bemerkung für sich, dass die Ordinalzahlen durch ein über die Cardinalzahlen gesetztes Zeichen unterschieden werden. Denn in der letzten Hieroglyphen-Zeile des Rosettasteins folgen diese Zeichen mit den Zahlen 1, 2, 3 in dieser Ordnung auf einander, und in der Griechischen entsprechenden Stelle sind die letzten Worte vor dem Bruch: *τῶν τε πρώτων καὶ δευτέρ* ...**) Es wäre nur zu untersuchen, ob es nie allein vorkommt, wie auf dem Rosettastein wirklich nicht der Fall ist. Indess würde dies Herrn Young's Behauptung nicht zerstören. Denn das Koptische *mah*, mit welchem Herr Young es vergleicht, ist nichts andres, als ein, sich auf das mit der Ordinalzahl verbundne Substantivum beziehendes Adjectivum, da es mit ihm in gleichem Geschlecht stehen muss, und wohl eins mit *meh*, der volle, von *mah*, anfüllen. Im Saitischen Dialekt lautet auch das Zahlaffixum *meh*.

Andre grammatische Bemerkungen bei Herrn Young, die Bezeichnung einer Substantivendung,***) des Koptischen Praefixums

---

*) *Panthéon Égyptien.* Heft. 1. *p.* 2. *pl.* 1.

**) Schon Åkerblad (*lettre sur l'inscript. de Rosette. p.* 62.) ergänzt, und zwar nach der enchorischen Inschrift, . . *ων καὶ τρίτων*, und bemerkt die Uebereinstimmung des Hieroglyphentextes.

***) *Egypt. nr.* 93.

met,*) des Superlativs,**) des Verbums durch Verdoppelung,***) scheinen mir ungewisser.

Substantiv, Adjectiv und Verbum bedurften wohl keiner besondren Bezeichnung. Sinn und Stellung machen sie kenntlich, und in mehreren Sprachen fliessen sie grammatisch in einander, noch weniger haben alle Sprachen wirkliche Bildungsgesetze für die Steigerung der Begriffe. Sehr viele behelfen sich mit Hinzufügung von Adverbien. Der Natur der Hieroglyphe nach, musste auch der Grad höherer, oder geringerer Vollkommenheit, selbst oft das Adjectivum, ohne eines besondren Ausdrucks zu bedürfen, in dem danach gewählten Zeichen des Hauptbegriffs liegen. Horapollo hat viele solche Fälle,†) dagegen allgemeine Eigenschaftsbegriffe, wie bei Herrn Young gut††) ist, beinahe gar nicht. Auf gleiche Weise in das Zeichen des Hauptbegriffs gelegt, erscheinen bei Horapollo Activum, Passivum†††) und Medium.*†) Ob die Hieroglyphenschrift aber auch abgesonderte Zeichen für diese Arten des Verbums, ob für die Tempora hatte? wäre eine sehr wichtige, aber nach dem jetzigen Zustande der Entzifferungskunde wohl unbeantwortbare Frage. Wenn es sich zu befriedigender Wahrscheinlichkeit bringen liesse, dass, wie Herr Young vermuthet, die gehörnte liegende Schlange das Pronomen bedeutete,**†) so wäre man dem Aufschluss über das Verbum viel näher getreten. Häufig ist dieses Zeichen allerdings auch auf der Papyrusrolle.

Bei Gelegenheit der von Herrn Young angegebenen Hieroglyphen für Praepositionen und Conjunctionen,***†) ist es zwar ein glücklicher Einfall, den Kopf auf die Koptische Praeposition *edschō*,

*) *l. c. nr.* 143.

**) *l. c. nr.* 120. 121.

***) *l. c. nr.* 113. 114. Ich bin durch Herrn Professor Tölken darauf aufmerksam gemacht worden, dass, was hier Herr Young einen Altar nennt, die den Leichnam des Osiris einschliessende Säule vorstellt. Creuzer. Symb. B. 1. S. 261. Daher erklärt es sich, dass diese Säule heiliger Bedeutung auch als einzelne Hieroglyphe von glasirter Erde vorkommt, wie Herr Young sagt.

†) Grade der Vollkommenheit *l.* 1. *c.* 31. *l.* 2. *c.* 27. 68. Eigenschaften, in den Begriff verflochten, *l.* 2. *c.* 4. 52. 78. 100. 101.

††) *Egypt. nr.* 152.

†††) *l.* 2. *c.* 71.

*†) *l.* 2. *c.* 46. 65. 76. 88. 93.

**†) *Egypt. nr.* 74.

***†) *l. c. nr.* 166—177.

über, zu beziehen, die wörtlich zum, beim Kopf heisst.*) Allein die Hieroglyphe erscheint mit andren Zeichen zusammen, welche diese einfache und klare Beziehung wieder ins Dunkel stellen.

Aus allen diesen Angaben und Zusammenstellungen, bei denen ich absichtlich länger verweilt bin, geht für mich die Ueberzeugung hervor, dass, wie ungewiss auch noch die Bestimmung der einzelnen Zeichen seyn mag, es doch in der Hieroglyphenschrift wirklich grammatische gab.

Dass aber der Gebrauch derselben nicht so häufig und regelmässig gewesen seyn mag, als in unsrer Buchstabenschrift, lässt sich nicht nur schon an sich erwarten, sondern zeigt sich auch an Beispielen. So stehen da, wo ein König den Beinamen des Geliebten einer Gottheit erhält, die Zeichen für geliebt und für die Gottheit (deren Entzifferung ich für eine der sichersten unter den bisher entdeckten halten möchte) immer ohne ein verbindendes Praepositions- oder Casuszeichen.**)

Ich bin bis hierher die Bildungsart der Hieroglyphen auf ähnliche Weise durchgegangen, wie man es mit der einer Sprache thun muss, habe zuerst die ursprüngliche Bezeichnung der Begriffe, dann die lexicalische Analogie, endlich die grammatische Verbindung betrachtet. Ich habe dabei immer die Frage vor Augen gehabt, inwiefern sich die Hieroglyphen als wirkliche Schrift, d. h. als durch jedes Zeichen an einen bestimmten Laut erinnernd, lesen liessen?

Wir sind nun wesentlich nur auf zwei Dinge gestossen, welche dies zweifelhaft machen, nemlich die doppelte, eigentliche und figürliche, und die auch sonst mehrfache Bedeutung einiger Hieroglyphen, so wie die Häufung von Bestimmungen in dem Begriffe des Zeichens, die ein Wort nicht leicht in sich vereinigt.

Der aus dem letzteren Umstand herzunehmende Einwurf ist

---

*) *l. c. nr.* 174.

**) Champollion. *Lettre à Mr. Dacier. p.* 46. *pl.* 22. 23. *bis.* Das Zeichen für geliebt oder vielmehr für den Begriff der Liebe überhaupt ist eine Kette, also eine natürliche Metapher, bei Horapollo (*l.* 2. *c.* 26.) eine Schlinge (παγίς), also auch ähnlich. Herr Young (*Egypt. nr.* 162.) rechnet zu dem Zeichen noch ein Viereck, und einen Zirkelabschnitt, die sich auch bei Champollion (*l. c. pl.* 1. *nr.* 23. *bis.*) finden. In *nr.* 22 bei ihm fehlen sie, aber nur durch einen Fehler des Kupferstechers. Denn die Cartouche *nr.* 22. ist aus der Rosetta-Inschrift genommen, und diese hat das Zeichen in diesem Ausdruck (der dreimal darin vorkommt) immer.

schon oben entkräftet worden, der in dem ersteren liegende hebt sich grossentheils durch die Seltenheit des Gebrauchs kyriologischer Hieroglyphen, die gerade diesen Grund haben mochte, und durch die geringe Schwierigkeit, wenn eine Hieroglyphe mehreren Wörtern entsprechen konnte, das in jeder Stelle gemeinte ebenso zu errathen, als man in Sprachen den eigentlichen und figürlichen Sinn eines Wortes erkennt.

Dass aber eine Hieroglyphe mehr als Ein Wort in der Sprache haben konnte, und einige in diesem Fall seyn mussten, fanden wir auf nicht abzuläugnende Weise.

Hiermit scheinen aber die neuerlich aufgefundnen phonetischen Hieroglyphen, die nemlich keinen Begriff, sondern einen blossen Laut andeuten sollen, in Streit zu seyn. Denn wenn man an einer, aus dem Zusammenhang herausgerissenen Hieroglyphe den Anfangsbuchstaben erkennen soll, so muss es nur Ein mit derselben immer untrennbar verbundnes Wort geben. Es ist also hier der Ort, in diese Gattung der Hieroglyphen genauer einzugehen.

Ueber die phonetischen Hieroglyphen des Herrn Champollion des jüngern.

Herr Young sprach, seit der Auffindung des Rosettasteins, zuerst von dem Hervorgehen alphabetischer Schrift aus hieroglyphischer, erinnerte dabei an die bekannte Methode der Chinesen, und zergliederte die Namen Ptolemaeus und Berenice. Er erklärte auch sehr glücklich die meisten Buchstaben des ersteren, und einige des letzteren, gieng aber von einer Voraussetzung aus, die er nothwendig, auf dem Wege fernerer Entzifferungen, wieder hätte aufgeben müssen, dass nemlich ein Zeichen eine Sylbe mit zwei Consonanten, oder eine mit einem anfangenden Vocal bedeuten könne. Er wurde schon in jenen beiden Namen dadurch gezwungen, überflüssige und nichtssagende Zeichen anzunehmen, da doch die Erfahrung lehrt, dass wohl bisweilen Buchstaben fehlen, nie aber einer zu viel ist.*) Er scheiterte daher gleich bei dem Namen Arsinoe, gab in seinem hieroglyphischen Wörterbuch einen unrichtigen dafür, und deutete seine Ungewissheit selbst, seiner Wahrheitsliebe gemäss, durch ein Fragezeichen an.**)

*) Young. *Egypt. nr.* 56. 58. Champollion. *Lettre à Mr. Dacier. p.* 15. *nt.* 2.

**) Wenn Herr Young die Inschrift *nr.* 58. genau nach einem Urbilde gegeben hat,

Herr Champollion der jüngere setzte sein System phonetischer Hieroglyphen in einer kleinen, an Herrn Dacier gerichteten Schrift auseinander, nahm in jedem Zeichen nur Einen Consonanten an, es sey nun, dass der nicht besonders geschriebne Vocal bloss in der Aussprache hinzugesetzt, oder als mit dem vorhergehenden Consonanten von selbst zusammenhangend gedacht wurde, und entzifferte auf diese Weise eine sehr bedeutende Anzahl in Hieroglyphen geschriebner Namen. Der Erfolg war, dass man jetzt auf einer Menge Aegyptischer Denkmäler Griechische und Römische Namen von den Zeiten der Ptolemaeer an bis auf die Antonine herunter findet.*)

Bei einer Thatsache von dieser Wichtigkeit kommt alles darauf an, ob sie auf einer sichren Grundlage beruht; und deshalb, und weil der Gebrauch der Hieroglyphen, als Laute, zur Bezeichnung fremder Namen, die für den Aegyptier keine Sachbedeutung haben konnten, sehr innig mit den Fragen über das Alphabet der Aegyptier überhaupt zusammenhängt, schien mir zuerst eine strenge Prüfung der Behauptung Herrn Champollion's nothwendig. Ich habe diese nicht nur durch eine genaue Untersuchung der von ihm angeführten Beispiele vorgenommen, sondern bin auch nachher viele andre Namen-Hieroglyphen in dem grossen Französischen Werke, und den früheren Abbildungen der Obelisken durchgegangen, um das neue System auch an den nicht von ihm angeführten zu versuchen. Ich glaube mich auf diesem Wege überzeugt zu haben, dass man, mit Herrn Champollion, phonetische Hieroglyphen annehmen muss, und dass bisher für sehr alt gehaltne Denkmäler spätere Namen an sich tragen. Aber die Gründe, auf welche er sein System stützt, erfordern, meines Erachtens, eine noch sorgfältigere Sichtung, als er mit denselben vorgenommen hat, und bei einigen seiner Behauptungen sind mir Bedenken aufgestossen. Ich glaube daher in eine genaue und ausführliche Erörterung eingehen zu

---

so hätte ihn schon der Mangel des Zeichens des weiblichen Geschlechts erinnern sollen, dass der Name nicht Arsinoe seyn kann. Nach Herrn Champollion's Alphabet heisst das Wort **Autocrator**, aber die Zeichen sind nicht regelmässig gestellt.

*) Die wichtigen Schlüsse, die sich hieraus, verbunden mit den Griechischen Inschriften und der Beurtheilung des Stils der Gebäude und Bildwerke, auf das verschiedne Alter der Aegyptischen Denkmäler machen lassen, hat Herr Letronne in seinen *recherches sur l'histoire de l'Égypte* mit scharfsinniger Kritik zusammengestellt. Man sehe besonders *Introduction. p.* 12—40., *p.* 459. und andre Stellen dieses gehaltvollen Werks.

müssen, um sowohl vor den Zweiflern an Herrn Champollion's Alphabet, als vor den Vertheidigern desselben unpartheiisch zu erscheinen.

Herr Champollion nimmt an, dass die Aegyptier, um fremde Namen (da es am einfachsten ist, erst hierbei stehen zu bleiben) in Hieroglyphen zu schreiben, sich für jeden einzelnen Buchstaben der Hieroglyphe derjenigen Sache bedienten, welche mit diesem Laute anfieng, oder aus demselben bestand.*) Dies lässt sich allerdings nicht durch ein historisches Zeugniss beweisen, da die Alten dieser Art phonetischer Hieroglyphen gar nicht, sondern nur einer ganz verschiednen, von welcher in der Folge die Rede seyn wird, erwähnen.**)

Es liegt nicht allein in der Natur der Sache, wenn Ideenzeichen als Lautzeichen gebraucht werden sollen, sondern Herr Champollion weist auch an mehreren Beispielen nach, dass das Koptische Wort der als phonetische Hieroglyphe gebrauchten Sache mit dem Buchstaben anfängt, für welchen die Hieroglyphe gilt.***) Indess hätte er hier die Schwierigkeit zeigen sollen, welche diese Bezeichnungsart durch Hieroglyphen darin fand, dass es nothwendig viele derselben gab, für die, nach Verschiedenheit des Gebrauchs, mehrere Wörter galten. Denn bei dem hieroglyphischen Zeichen kamen sehr häufig figürliche und eigentliche Bedeutung zusammen; Einem Zeichen entsprachen auch mehrere Begriffe, die nicht immer unter einander, sondern jeder mit dem Zeichen in Verbindung standen. Diese verschiednen Bedeutungen derselben Zeichen konnten nun in der Sprache, die natürlich der

---

*) *Lettre. p.* 11. 12.

**) In einer Stelle des Horapollo (*l.* 1. *c.* 59.) sollte man auf den ersten Anblick wirklich glauben, dass von einem geschriebnen Namen, und sogar in einem Ringe, wie wir die Namen auf den Denkmälern finden, die Rede sey. Nachdem gesagt ist, dass ein sehr schlechter König durch eine, ihren Schwanz in dem Mund haltende Schlange angedeutet wird, heisst es: *τὸ δὲ ὄνομα τοῦ βασιλέως ἐν μέσῳ τῷ εἱλίγματι γράφουσιν.* Man sieht aber aus dem Gegensatz im folgenden Capitel, wo die Aegyptier *ἀντὶ δὲ τοῦ ὀνόματος τοῦ βασιλέως φύλακα ζωγραφοῦσιν,* dass nicht der Name, sondern das Wort König, entgegengesetzt dem Wort Wächter, gemeint ist. Auf den Unterschied der Wörter *γράφουσι* und *ζωγραφοῦσι* darf man hier kein Gewicht legen. Der Verfasser dieser Schrift braucht sehr häufig *γράφειν* für das Zeichnen der Hieroglyphe, so *l.* 1. *c.* 27. 29. 54. 56. *l.* 2. *c.* 1. u. s. f., obgleich, diese Ausnahmen abgerechnet, er gewöhnlich *γράφειν* mit dem auszudrückenden Begriff, *ζωγραφεῖν* mit der Hieroglyphe verbindet, wie *l.* 1. *c.* 52. *γνῶσιν δὲ γράφοντες, μύρμηκα ζωγραφοῦσιν.*.

***) *Lettre. p.* 12. 35—37.

Schritt vorangieng, nicht dieselben Laute mit sich führen. Dies ist im Vorigen an dem ganzen Ideengange der Bezeichnung durch Hieroglyphen gezeigt, und mit Beispielen belegt worden. Einer Hieroglyphe konnten daher mehrere Wörter entsprechen; und aus dem Zusammenhange herausgerissen, blieb das wirklich damit gemeinte ungewiss. Wäre man aber auch hiermit nicht einverstanden, so ist wenigstens das Gegentheil eine bisher unerwiesene Voraussetzung. Es kommt nun daher, dass Herr Champollion bald, wie bei der Hand (*t, tot*), die eigentliche, bald, wie bei dem Sperber (*a, ahi*, das Leben), die figürliche, bald eine generische, wie Vogel (*a, halēt*), auswählte.*) Dass das Letzte durchaus unstatthaft ist, habe ich schon weiter oben bemerkt, und den Beweis davon aus der Analogie der Hieroglyphenbezeichnung geführt. Beruhte das System wirklich auf dieser Grundlage, so wäre ein solches Schwanken höchst verdächtig. Glücklicherweise aber steht das System, dass die angegebnen Zeichen die angegebnen Buchstaben bedeuten, für sich selbst, und stützt sich auf ganz andre Beweise; und nur indem man sich die Gründe der Wahl dieser Zeichen deutlich machen will, kommt man auf die eben erwähnte Annahme. Diese scheint auch im Ganzen richtig zu seyn. Bei der Vieldeutigkeit der Hieroglyphen folgt aber nothwendig daraus, dass entweder die Aegyptier, nach uns unbekannten Regeln, von mehreren Bedeutungen einer Hieroglyphe, zum phonetischen Gebrauche, eine bestimmte auswählten, so wie die Chinesen**) auch eigne Methoden für den ähnlichen Zweck haben, oder dass diese ganze Art, Namen zu schreiben, doch unvollkommen war, und den, noch über den Inhalt ganz ununterrichteten Leser bisweilen über die wahre Geltung eines Zeichens in Ungewissheit lassen konnte. Dass die letztere Folgerung von beiden die wahrscheinlichere ist, zeigen auch andre vielfache Mängel dieser Bezeichnungsart. Zugleich aber ergiebt sich hieraus, und hierauf ist es

---

*) *Lettre. p.* 12.

**) Herr Young und Herr Champollion berufen sich auf das Beispiel der Chinesen, aber ohne tief genug in die Methode, welche das Chinesische hierbei beobachtet, einzugehen. In der Anzeige der Champollionschen Schrift im *Quarterly review. Vol.* 28. 1823. *p.* 191. 195. wird zwar auf mehrere Unterschiede zwischen der Chinesischen und Aegyptischen Lautbezeichnung durch Ideenzeichen aufmerksam gemacht, und auch bemerkt, dass im Chinesischen, was jedoch nicht unbedingt richtig ist, jedem Zeichen nur Ein Laut, dagegen Ein Laut einer Menge von Zeichen entspricht. Dass aber, und inwiefern es in den Hieroglyphen anders war, wird nicht angeführt.

wichtig aufmerksam zu machen, dass die etwanige Uebereinstimmung der phonetischen Geltung eines Zeichens mit einem Koptischen Worte nicht für einen Beweis der Richtigkeit der aufgefundnen Bedeutung dieses Zeichens dienen kann, und dass in der Champollionschen Schrift auf diese Beweisart noch immer zu viel Gewicht gelegt worden ist. Wenn auch die Koptische Sprache im Ganzen die Alt-Aegyptische war, so ist dies bei weitem nicht von jedem ihrer einzelnen Wörter (auch wenn es kein uns sonsther bekanntes ist) ausgemacht.

Die Andeutung der Vocale wird bei dieser Entzifferungsart sehr mangelhaft angenommen. Es finden sich wenige Zeichen dafür, und diese auch dienen mehreren Lauten zugleich. Oft sind sie ganz ausgelassen, so dass man sich alsdann die Geltung der Consonanten als syllabisch denken kann.*)

Jeder Buchstabe hat, oder kann wenigstens mehr als Ein Zeichen haben. In Herrn Champollion's Alphabet giebt es bis auf funfzehn und mehr für einen. Doch hat er auch sein Alphabet, ohne Noth, mit Zeichen überladen, indem er die Verschiedenheit der Richtung, die kleinste Veränderung der Form als eigene Zeichen giebt, unter *r* einige für *l*, unter *l* einige für *r* wiederholt, so wie unter *γ* und *δ* einige für *k* und *t*. Rechnet man dies ab, so bleiben zwischen 40 und 50. Indess hat seine Arbeit gewiss nicht alle erschöpft, und es kann sogar hierin gar keine Gränze gezogen werden. Denn, und dies ist ausnehmend wichtig für andre, später zu berührende Untersuchungen, diese Bezeichnungsart gieng gar nicht von der Idee eines Alphabets, d. h. der Andeutung aller nothwendigen Laute durch die möglichst kleinste Zahl von Zeichen aus, sondern nur von der Nothwendigkeit, bedeutungslose Laute durch Hieroglyphen auszudrücken. Dieser Zweck nun wurde durch jedes Zeichen, dessen Wort nur an den beabsichtigten Laut mit hinreichender Bestimmtheit erinnerte, erreicht, und man sieht daher auch durchaus dieselbe Erscheinung bei den Chinesen.**) Indess finden sich doch bei denselben Namen meistentheils dieselben Zeichen, da sich natürlich hierin eine gewisse Gewohnheit bildete. Man braucht nur die 3 Kupfertafeln Herrn Champollion's anzusehen, um sich zu überzeugen, dass die erste, welche bloss Griechische Namen enthält, meistentheils die-

*) Champollion. *Lettre. p.* 51.
**) *l. c. p.* 33. *Quarterly review. Vol.* 28. *p.* 191.

selben Zeichen giebt, und die auffallend neuen erst bei den Kaisernamen auf der zweiten und vorzüglich der dritten auftreten. Bisweilen hatte wohl auch auf die Wahl des Zeichens, so wie auf ihre Stellung, wovon gleich mehr, der Raum und die Symmetrie Einfluss, eine Rücksicht, die bei den Hieroglyphen auf Denkmälern nie aus den Augen gelassen werden muss. Obgleich die Ovale, welche die Namen zu umschliessen pflegen, von verschiedner Grösse sind, so richtete sich dieselbe doch zum Theil nach der Einrichtung der ganzen Hieroglyphenschrift; und meistentheils sind zwei gleich grosse gepaart, oft kehren mehrere in gleicher Grösse zurück. Ein längerer Name erhält daher oft nur denselben Raum, als ein kürzerer. Es scheint gewiss, dass die Ovale bisweilen früher gemacht wurden, als man den Namen einschrieb, obgleich sich damit sehr gut Herrn Letronne's Behauptung,*) dass es leere Ovale (*cartouches*) nur an nicht fertigen Denkmälern giebt, vereinigen lässt. Denn auf dem Barberinischen Obelisk**) finden sich zwei, auf dem Alexandrinischen (*Aiguille de Cléopatre*) ein leeres,***) wo man doch demungeachtet die übrige Hieroglyphenschrift fortgesetzt hat, und daher die Namen nachtragen wollte. In diesen Fällen nun musste der Name, wie er auch war, in den Raum gebracht werden.

Bei der Lesung der Namen nach dem Champollionschen Alphabet findet man bisweilen, jedoch selten, die Stellung der Zeichen sehr stark versetzt.†) Um *aoto* zu schreiben, steht fast regelmässig das *a*, der Sperber, zwischen dem *o* und *to*, so dass man eigentlich *oato* lesen müsste.††) Die beiden zusammen *i* bedeutenden Federn sind bisweilen, vermuthlich der Symmetrie wegen, durch einen andren Buchstaben getrennt. Im Folgenden werde ich einiger Fälle erwähnen, wo man erst in einer, dann einige Zeichen in der entgegengesetzten Richtung lesen muss. Allein in der Regel liest man, wie bei den Hieroglyphen überhaupt, von oben herab, und von der Seite in der den Köpfen entgegen-

*) *Recherches. p.* XXXV.

**) An der dritten Seite. Zoëga. Pl. 8.

***) *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 5. *pl.* 33.*

†) Champollion. *Lettre. pl.* 3. *nr.* 72. c. *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 1. *pl.* 60. *nr.* 9. *pl.* 80. *nr.* 7. *T.* 4. *pl.* 33. *nr.* 5.

††) Mehrere Beispiele bei Champollion. *Lettre. pl.* 2. Ferner *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 4. *pl.* 28. *nr.* 29. 31. 35.

gehenden Richtung. In jenen Fällen kann daher schon darum die Lesung verdächtig scheinen.

Ich muss bei dieser Gelegenheit bemerken, dass Herr Champollion meistentheils nur die regelmässigen Inschriften für seine Kupferplatten gewählt, und einige angeblich fehlerhafte stillschweigend ergänzt hat, und überhaupt der von der gewöhnlichen Schreibart abweichenden nur selten erwähnt.*) Er hat dabei

---

*) Es ist zu bedauern, dass Herr Champollion in seinen Abbildungen die Originale bei weitem nicht mit diplomatischer Treue wiedergiebt. Es mag dies zum Theil an der Nachlässigkeit des Kupferstiches liegen. Allein zum Theil kommt es aus einer andren Ursach. Herr Champollion hat mehrere Inschriften, die ihm vermuthlich fehlerhaft schienen, ergänzt. Bisweilen sind diese Ergänzungen bei ihm punktirt, so *pl.* 2. *nr.* 63.a. *pl.* 3. *nr.* 68; bisweilen aber ist nicht die mindeste Andeutung der Ergänzung oder Veränderung weder auf den Platten, noch im Text, noch in der Erklärung der Kupfer gemacht. Dass die Inschriften manchmal fehlerhaft sind, scheint wirklich die 52ste Kupfertafel des 3ten Bandes des grossen Französischen Werks zu beweisen. Der Name Ptolemaeus kommt auf derselben achtmal mit denselben Buchstaben, wie auf dem Rosettastein, ohne alle Veränderung vor. Ein neuntesmal aber steht statt des *m* ein *t*, was nur durch Unachtsamkeit des Aegyptischen Bildhauers, oder des neueren Zeichners entstanden seyn kann. So mögen auch Auslassungen geschehen seyn, wie Herr Champollion *p.* 46. *nr.* 26., aber zu beiläufig, und nur bei wenigen Fällen erwähnt. Es mag daher nicht unrichtig seyn, solche offenbaren Auslassungen zu ergänzen. Allein bei dem Vortrage eines Systems, das schon vielen Zweifeln ausgesetzt seyn muss, und wo man nicht genug thun kann, jeden Schein der Willkührlichkeit zu vermeiden, sollte man jede Ergänzung dieser Art anzeigen und mit Gründen belegen. Zu Beispielen des eben Gesagten mögen folgende Fälle dienen, bei denen Herr Champollion die Originale selbst citirt.

1., *Pl.* 1. *nr.* 22. vom Rosettastein. Z. 14. nach *Lettre. p.* 6. 46. Es fehlen die beiden ideographischen Zeichen vor der Kette.

2., *Pl.* 1. *nr.* 41. aus der *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 43. *nr.* 8. nach *Lettre. p.* 20. Hier sind *t* und *m*, die im Original fehlen, eingeschaltet, das deutliche *s* des Originals vor dem *r* ist in eine Feder, *a* oder *e*, und das sehr dünne Mondsegment, das im Original zwischen *n* und *r* steht, in ein, *t* bedeutendes Zirkelsegment verwandelt worden. Diese Aenderungen sind nach einer Inschrift *Descript. de l'Égypte. T.* 1. *pl.* 60. *nr.* 9. (Champollion. *pl.* 1. *nr.* 40.) gemacht, die aber gar nicht in den Zeichen, sondern nur in Herrn Champollion's Lesung derselben mit jener übereinkommt.

3., *Pl.* 1. *nr.* 42. aus *Descript. de l'Égypte. T.* 4. *pl.* 28. *nr.* 15. nach *Lettre. p.* 21. steht zwischen den beiden *s* ein Mund, der *r* anzeigen soll. Im Original aber ist ein deutliches Auge (nach Herrn Champollion's Alphabet ein *a*). Von dieser Inschrift werde ich unten weitläuftiger handeln. Hier bemerke ich nur Folgendes. Im Original steht *κησας*, und Herr Champollion will hierin Caesar erkennen. Es tritt aber hier gerade ein Fall ein, wo dies Wort sich nicht, aus andren sichren Gründen, erwarten lässt. Denn stände sonst fest, dass der Name das Wort Caesar enthalten müsste, so könnte, wenn man einmal Auslassungen

offenbar die Absicht gehabt, den Leser nicht durch Unregelmässigkeiten irre zu machen, welche, seiner Meinung nach, doch dem System keinen Eintrag thun. Ich stimme ihm hierin in mehreren Fällen bei. Da man aber nicht bei jedem Leser eigne Prüfung vorauszusetzen berechtigt ist, so werde ich, nicht um Herrn Champollion zu berichtigen, sondern um unpartheiisch die

---

annimmt, κηρας für κηρρας, *i. e.* καισαρος stehen. Denn Herr Champollion hat *pl.* 2. *nr.* 52. aus *Descript. de l'Égypte. T.* 4. *pl.* 28. *nr.* 9. κηρρατ (nach ihm Caesar Autocrator), und *T.* 4. *pl.* 28. *nr.* 12. steht in einem eignen Schilde κηρατ, was man ebenso, mit ausgelassnem ρ, erklären könnte. Die Lesung verliert aber, wo solche Voraussetzungen nothwendig sind, immer an Gewissheit.

4., *Pl.* 2. *nr.* 61. aus *Descript. de l'Égypte. T.* 1. *pl.* 20. *nr.* 8. nach der Beschreibung des Basreliefs *Lettre. p.* 26. Hier ist in dem Schilde, welches Caesar gelesen werden soll, das erste σ (Herr Champollion hat κηρρς, das Original κηρς) und eines der beiden Zeichen des weiblichen Geschlechts unter dem Thron, der ideographisch die Isis anzeigt, hinzugesetzt. Man sieht aber, dass hier der Kupferstecher gefehlt hat. Denn da die letzte Ergänzung punktirt ist, war es gewiss die Absicht des Verfassers, auch die erste punktiren zu lassen. Nur sollte der Text diese Verbesserungen angeben.

5., *Pl.* 3. *nr.* 72. aus *Descript. de l'Égypte. T.* 1. *pl.* 27. *nr.* 12. nach *Lettre. p.* 30. Hier hat das sechste Zeichen einen deutlichen Henkel, als *k*, von dem im Original jede Andeutung fehlt. Ich habe gefunden, dass diese henkellosen Gefässe (◡) sehr häufig auf den Inschriften sind, indem andre, sonst ganz gleiche Gefässe einen deutlichen Henkel haben. Herr Champollion sagt nichts hierüber, und nimmt die Abweichung nicht in sein Alphabet auf, scheint aber beide Zeichen für gleich zu halten.

Herr Champollion citirt selten seine Originale anders, als bloss nach dem Gebäude, wo sie waren; und man kann daher nicht behaupten, wenn man auch an denselben Gebäuden ganz gleiche Inschriften findet, ob sie die Urbilder der seinigen sind. Dies vorausgeschickt, bemerke ich noch folgende Abweichungen.

1., *Pl.* 3. *nr.* 72. c. gleich mit *Descript. de l'Égypte. T.* 1. *pl.* 80. *nr.* 9. hat das zwölfte Zeichen eine ganz andre Gestalt bei Herrn Champollion, wo es ein *r* ist, als im Original, wo es deutlich einen Bogen vorstellt. Für seine Verbesserung aber spricht auf derselben Tafel *nr.* 7., welche, die wagerechte Stellung des Schildes und den einen Buchstaben ausgenommen, gänzlich mit *nr.* 9. übereinkommt.

2., *Pl.* 3. *nr.* 78. vom Typhonium zu Denderah. Das Schild mit dem Namen Antoninus kommt mit *Descript. de l'Égypte. T.* 4. *pl.* 33. *nr.* 6. überein; aber das damit verbundne weicht von *nr.* 5. derselben Platte in der Stellung der ersten drei und im letzten Zeichen so ab, dass ich glauben möchte, beide Schilde (obgleich die Bilder von jener Platte auch von dem Typhonium sind) wären wo anders hergenommen. Ich bemerke schliesslich, dass ich einen Theil der Champollionschen Abbildungen nicht mit den Originalen verglichen habe, weil mehrere nicht aus dem Französischen Werke genommen sind, und andre mir haben beim Durchblättern dieses entgehen können.

Gründe für und wider seine Behauptungen zusammenzustellen, diese Auslassungen möglichst nachholen. Um jedoch gerecht zu seyn, darf man nicht vergessen, dass Herrn Champollion's Brief an Herrn Dacier nur eine vorläufige Entwicklung eines Theils seines Systems ist, dass die Form einer Flugschrift ihn nöthigte, sich in der Zahl der, als Beweise angeführten Inschriften zu beschränken, und dass er an einem Orte lebt, wo ihn eine Menge hieroglyphischer Denkmäler aller Art umgiebt. Er konnte daher seiner Behauptungen in mehreren Punkten durch einen Totaleindruck sicher seyn, den es ihm unmöglich war dem Leser in einer kurzen, nur einem Theil seines Systems bestimmten Schrift wiederzugeben. Es konnten ihm auf diese Weise Abweichungen als unbedeutend erscheinen, auf welche der, bloss diese Schrift, und eine beschränkte Anzahl von Denkmälern vor Augen habende Leser, aus seinem Standpunkt nicht mit Unrecht, Gewicht legt.

Herr Letronne bemerkt sehr richtig,*) dass man nur durch Hülfe der Griechen das alte Aegypten kennen zu lernen hoffen darf; und hierauf, auf eine Vergleichung der Hieroglyphen mit entsprechenden Griechischen Inschriften, gründet sich ursprünglich auch das System der phonetischen Hieroglyphen. Auf dem Rosettastein ergab die Vergleichung mit dem Griechischen Text viermal (zweimal ohne Anhängung ideographischer Zeichen) den Namen Ptolemaeus, auf dem Obelisk von Philae, dessen Griechische Sockel-Inschrift auch einen Ptolemaeus, und zwei Cleopatren nennt, fand sich in der Hieroglyphenschrift derselbe Name Ptolemaeus mit denselben Zeichen, und ein zweiter, dessen Zeichen zum Theil mit jenem übereinkamen, und an dessen Ende sich die Hieroglyphen des weiblichen Geschlechts fanden.**) Durch die Griechischen Inschriften stand also fest, dass der erstere Name gewiss Ptolemaeus, der zweite wahrscheinlich Cleopatra war, allein allerdings auch nicht mehr. Ob die Zeichen nur zusammen eine untrennbare Gruppe ausmachten, oder ob die einzelnen, und welche Geltung sie hatten? blieb ungewiss. Wenn man aber hypothetisch annahm, dass die Zeichen alphabetisch waren, worauf in beiden Namen die Vielheit, in dem ungewisseren die genaue Uebereinstimmung

---

*) *Recherches. p.* 9.

**) Diese Inschriften des Obelisks in Philae habe ich nicht Gelegenheit gehabt selbst zu sehen. Ich kenne sie nur aus Herrn Champollion's Nachbildungen. *pl.* 1. *nr.* 23. 24.

stimmung ihrer Zahl mit der Zahl der Buchstaben in Cleopatra führte, so fand sich nun, dass von den, beiden Namen gemeinschaftlichen Buchstaben *p, o, l* in ihnen in regelmässiger Ordnung (wie es die Lesung der Buchstaben und der Hieroglyphen forderte) mit denselben Zeichen vorkamen, *e* in Cleopatra auf analoge Weise mit *η* oder *αι* in Ptolemaeus, *t* aber mit einem verschiednen Zeichen; dass ferner von den Buchstaben, welche nur einer der beiden Namen hat, keiner in dem anderen war, und endlich dass genau an der Stelle, wo in Cleopatra derselbe Buchstabe (*a*) wiederkehren musste, auch pünktlich dasselbe Zeichen wirklich wiederkehrte. Dies, gestehe ich, kann ich nicht für das Spiel eines Zufalls halten, sondern die alphabetische Geltung der Zeichen in diesen beiden Namen, so wie die richtige Deutung des weiblichen, scheinen mir so sicher und vollständig erwiesen, als Beweise bei Dingen möglich sind, die einmal, ihrer Natur nach, nichts andres, als mit allen Umständen zutreffende Hypothesen zulassen.

Gegen die Wirklichkeit bloss als Laute geltender Hieroglyphen, und einer Bezeichnung von Namen durch sie lässt sich, meines Erachtens, schon hiernach kein andrer, als der allgemeine Zweifel erheben, dass, trotz aller dieser Wahrscheinlichkeiten, die Andeutung der Namen doch habe anders gemeint seyn können.

Tritt man der Hypothese bei, so sind durch sie elf Buchstaben gefunden.

Ehe ich aber diesen Punkt verlasse, muss ich, der Genauigkeit wegen, noch einen andren berühren. Ob die hieroglyphische Inschrift auf dem Obelisk von Philae mit der Griechischen auf dem Sockel*) in Zusammenhange steht, so dass jene aus dieser erklärt werden kann, wie wir oben voraussetzten? ist nicht als ganz ausgemacht anzusehen, jedoch höchst wahrscheinlich.**) Dass die beiden Inschriften nicht Uebersetzungen, eine der andren, sind, darüber ist man einverstanden.***) Die Griechische Inschrift ent-

---

*) Herr Champollion (*Lettre. p.* 6.) sagt: *l'obélisque était lié, dit-on, à un socle etc.* Hiernach wäre selbst ungewiss, ob der Sockel mit der Griechischen Inschrift wirklich der des Obelisks war? Herr Letronne (*Recherches. p.* 297.) sagt bestimmt: *il fit déblayer l'obélisque ainsi que le socle, qui le supportait.* Auf alle Fälle fand man also den Obelisk nicht mehr auf dem Sockel stehend.

**) Herr Letronne nennt es sogar gewiss. *l. c. p.* 333.

***) Letronne. *Recherches. p.* 338—340. Champollion in der *Revue encyclopédique. T.* 13. *p.* 517.

hält eine Bitte der Priester an den König Ptolemaeus Euergetes 2., gewissen, sie drückenden Misbräuchen abzuhelfen, und ihnen zu erlauben, zum Gedächtniss hiervon eine Stele zu errichten.*) Es fragt sich nun, ob der Obelisk selbst diese Stele ist? Herrn Letronne scheint dies nicht unmöglich. Herr Champollion ist aber aus den beiden, mir überwiegend scheinenden Gründen dagegen, dass ein Obelisk nie eine Stele genannt werde,**) und dass dieser Obelisk noch einen zu ihm gehörenden, der noch unter Trümmern daliege, neben sich gehabt habe. Er geht sogar so weit, allen Zusammenhang zwischen dem Obelisken und der Sockel-Inschrift abzuläugnen, doch nennt er den Obelisken einen von einem Ptolemaeus errichteten.***) Von dieser, in einer eignen Abhandlung in der *Revue encyclopédique* geäusserten Meinung scheint er in seinem Brief an Herrn Dacier†) zurückgetreten zu seyn. Denn ob er sich gleich zweifelhaft ausdrückt, so zieht er doch den möglichen Zusammenhang beider Inschriften mit in seine Beweisgründe für die Entzifferung des Namens Cleopatra. Indess geschieht dies nur beiläufig. Denn seine Hauptbeweise nimmt er immer von der Uebereinstimmung her, die, unter Voraussetzung seines Alphabets, zwischen allen von ihm angeführten, vermöge desselben lesbar gewordnen Inschriften herrscht. Wenn man bedenkt, dass in der Hieroglyphenschrift deutlich und mit den ganz gleichen Buchstaben der Rosetta-Inschrift Ptolemaeus vorkommt, und dass die Griechische Inschrift von einem Ptolemaeus redet, so wird der Zusammenhang beider Inschriften wahrscheinlich. Der Obelisk braucht darum nicht die auf dem Sockel verheissne Stele zu seyn. Oft waren Obelisken ursprünglich (wie noch mehrere in Rom) von Hieroglyphen leer, und konnten nachher Inschriften erhalten. Des Namens Cleopatra habe ich hier nicht erwähnt, obgleich die Sockel-Inschrift zwei Cleopatren, Mutter und Tochter, und beide Gemalinnen Euergetes 2., nennt, weil die Deutung der hieroglyphischen Zeichen desselben mit auf dem Zusammengehören des Obelisks und des Sockels beruht.

Die Beweise aus Inschriften in bekannten Sprachen gehen nun über das bis jetzt Gesagte nicht hinaus. Die Sicherheit der

*) Letronne. *l. c. p.* 300.

**) Über den Begriff von στήλη habe ich mich schon oben S. 59. Anm. 6. ausführlich erklärt, und verweise daher auf das dort Gesagte zurück.

***) *Revue encyclop. T.* 13. *p.* 512. 517. 518.

†) *p.* 6. 7.

übrigen Zeichen des Champollionschen Alphabets gründet sich darauf, dass unter mehreren jener zuerst gefundnen neue vorkommen, und durch jene erkennbar werden, oder, um mich bestimmter auszudrücken, in die gemachte Hypothese einer Namensdeutung mit jenen passen, dass dadurch die Zahl der gedeuteten Zeichen wächst, und dieselbe Operation nun mit neuen, und der sich immer vermehrenden Zahl der alten vorgenommen, und darin so weit gegangen wird, als die Zahl und Art der Inschriften es erlaubt.

Gegen diese Methode kann eine strenge Kritik nun freilich erhebliche Einwendungen machen. Denn erstlich kann die hypothetisch gemachte Deutung vielleicht unrichtig seyn. So giebt die Inschrift, auf der Alexander gelesen wird, von den ersten elf Zeichen *αλ.σε.τϱ.*, und drei neue an den mit Punkten bezeichneten Stellen. Diese ergänzt Herr Champollion durch . . *κ* . . *ν* . . *ς*. Man kann allerdings nun nicht mit Gewissheit behaupten, dass nicht vielleicht andre Laute einen ganz andren Namen bezeichneten.*)

Zweitens, und das ist das Wichtigste, wird man auf diese Weise von einem Zeichen zum andren fortgezogen, die Grade der Gewissheit der einzelnen sind nicht dieselben, ohne dass doch Herr Champollion sie unterscheidet, oder nur eines solchen Unterschiedes erwähnt. Es kann, und muss daher der Verdacht entstehn, dass man vielleicht, auch von einer wahren und richtigen Grundlage ausgehend, zu ganz falschen, oder wenigstens ganz unsichren Behauptungen gelangt, indem die Ungewissheiten allmählig zunehmen.

Drittens kann die häufigere Wiederkehr derselben Inschriften, insofern man sich darauf berufen sollte, nichts für die Richtigkeit der Lesung beweisen. Nur wo, bei der Wiederkehr, die Zeichen verschieden sind, und, nach der früher angenommenen Geltung, doch denselben Namen geben, sind sie wirklich beweisend.

---

*) Champollion. *Lettre. p.* 10. *pl.* 1. *nr.* 25. Er sagt, nachdem er den Namen *αλκσεντϱς*, mit *ε* zum fünften Zeichen, geschrieben hat: *qui est écrit ainsi, lettre pour lettre en écriture démotique dans l'inscription de Rosette et dans le papyrus du cabinet du roi.* Diese Papyrusrolle kann ich nicht beurtheilen; aber auf der Rosetta-Inschrift (Zeile 2.) steht deutlich und nach Herrn Champollion's eigner Lesung (*p.* 45. *pl.* 1. *nr.* 1.) *αλκσαντϱς*, mit *α* zum fünften Zeichen, und so schreibt er auch *p.* 14. und 15. Es fällt also entweder der Beweis der Uebereinstimmung mit der demotischen Schrift hinweg, oder der Name hat nicht drei, sondern vier neue Zeichen. Denn die einzelne Feder, die hier das fünfte Zeichen ist, bedeutete im Namen Cleopatra *ε*, und muss hier *α* seyn.

Dieser Einwendungen ungeachtet, halte ich die beobachtete Methode im Ganzen, wenn sie nur mit Behutsamkeit, und mit Beachtung der verschiednen Wahrscheinlichkeitsgrade der Geltung der einzelnen Zeichen angewendet wird, durchaus nicht für verwerflich; man darf vielmehr den Scharfsinn bei ihrer Auffindung nicht verkennen. Sie ist künstlich, auch wohl gefährlich; allein ich möchte fragen, ob man durch andre, als sehr künstliche Methoden stumme Hieroglyphen zum Reden bringen kann?

Die neuen Zeichen, wo sie jenen ersten beigemischt sind, für Buchstaben anzusehen, kann ich nicht mehr eine blosse Vermuthung nennen, da jene als Buchstaben erkannt sind, und die übrigen Namenschilde durchaus Gleichheit der Anordnung mit denen auf dem Rosettastein und dem Obelisken zu Philae zeigen, und jene ersten Zeichen bald vor, bald hinter, bald zwischen den neuen erscheinen, mithin die Idee einer Geltung, als zusammenhängender Gruppen, ganz wegfällt. Hiermit aber ist sehr viel gewonnen; denn es fragt sich nun bloss, welche Buchstaben man darunter zu verstehen hat?

Die Grade der Wahrscheinlichkeit der Deutung sind bei den verschiednen Zeichen allerdings verschieden, und ich möchte nicht alle von Herrn Champollion aufgestellten Buchstaben für gewiss halten.

Den ersten Grad der Sicherheit haben immer jene oben erwähnten elf.

An diese schliessen sich diejenigen neuen Zeichen an, die man in denselben Namen Ptolemaeus und Cleopatra an der Stelle einiger von jenen findet. Doch ist ihre Gewissheit nicht dieselbe mit jenen, da sie blosse Fehler, oder die Namen andre, nur wenig von jenen abweichende, seyn könnten. Es sind, soviel ich habe finden können, vier.*) So hangen also mit der Vergleichung mit

*) Champollion's *m, nr.* 3. Champ. *pl.* 1. *nr.* 40. *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 43. *nr.* 1. Champollion's *m, nr.* 5. Champ. *pl.* 1. *nr.* 31. Champollion's *o, nr.* 5. und 6. Champ. *pl.* 1. *nr.* 30. Champollion's *p, nr.* 2. 3. Champ. *pl.* 1. *nr.* 31. 34. 36. *Descr. de l'Ég. Ant. T.* 1. *pl.* 43. *nr.* 11. Dies Zeichen gilt auch ideographisch für dasselbe mit Champollion's *p, nr.* 1., wie *Descr. de l'Ég. Ant. T.* 4. *pl.* 28. *nr.* 9. zeigt, wo es vor dem Zeichen geliebt ebenso steht, als sonst jenes. Nachgesehen zu werden verdient *T.* 3. *pl.* 69. *nr.* 17., wo statt des *t* das Zeichen umgekehrt (also *k* ohne den Henkel) und ein neues Zeichen statt des *m* steht. Bedeutet dies auch Ptolemaeus? Ein Ptolemaeus ähnlich kommender Name ist *T.* 5. *pl.* 30. *nr.* 3.

den Griechischen Inschriften funfzehn Zeichen zusammen, ein Drittel des Champollionschen Alphabets. Der Grad der Gewissheit der übrigen kann nur auf der Häufigkeit der Fälle, und der Verschiedenartigkeit ihrer Mischung, in welcher sie, unter der einmal angenommenen Geltung immer lesbar, vorkommen, beruhen. Ich möchte indess, ungeachtet dieser Unterscheidung der Wahrscheinlichkeitsgrade, bei weitem die meisten dieser Zeichen nicht für weniger gewiss ansehen, als jene funfzehn.

Denn erstlich findet man die hier in Classen gesonderten Zeichen so mit einander untermischt, dass man weit mehr sie wie sich gegenseitig haltend, als wie die einen, weniger gewissen, sich auf die andren, sichreren, stützend ansieht.

Zweitens wird (die Verwechslung des *l* und *r*, und die Nichtbeachtung des Unterschiedes einiger harten und weichen Laute abgerechnet) jedes Consonantenzeichen nur in Einer Geltung angenommen, und giebt in dieser die behauptete Lesung.

Drittens kehren die Namen gar nicht immer in denselben Zeichen wieder, sondern sehr häufig mit einigen verschiednen, und die Geltung der einzelnen ist doch immer dieselbe. Dies zeigen besonders die Reihen der Wörter: Autocrator, Caesar, Tiberius, Domitianus bei Herrn Champollion.

Viertens finden sich eins, oder das andre der elf ersten Zeichen auf allen von Herrn Champollion angeführten Inschriften, und einige, auch der auf weit spätere Römische Kaiser gedeuteten, bestehen ganz, oder so weit aus denselben, als sie gleiche Buchstaben enthalten, so Autocrator*) hier und da, Tiberius,**) Domitianus:***) dagegen ist mir Caesar nie so vorgekommen, sondern immer mit einem oder dem andren der später aufgefundnen Zeichen.

Hiernach glaube ich, dass Herrn Champollion's oben beschriebne Methode wirklich haltbar ist, nur allerdings in der Anwendung Vorsicht erfordert, dass man bei weitem nicht alle Zeichen für unsicher ansehen kann, welche sich nicht mehr auf die Inschriften des Rosettasteins und des Obelisken von Philae stützen, und dass

---

*) Champollion. *pl.* 2. *nr.* 45. aus *Descript. de l'Égypte. T.* 1. *pl.* 23. *nr.* 18.

**) Von dem West-Tempel auf Philae. Champollion. *p.* 28. *pl.* 2. *nr.* 64. Ich habe im grossen Französischen Werk diese Inschrift vergebens gesucht.

***) Auch von Philae. Champollion. *p.* 28. *pl.* 2. *nr.* 65. Auch diese Inschrift habe ich nicht gefunden.

sogar die in diesen enthaltnen durch die später entdeckten neue Bestätigung erlangen. Indem nemlich, unter der vorausgesetzten Bedeutung, alle diese Zeichen zusammen Reihen articulirter Laute geben, welche bekannte Namen dadurch zu lesen erlauben, stützen sich die Theile des Gebäudes gegenseitig, ohne dass darum doch das Ganze in der Luft schwebt. Dies Urtheil kann indess nur von dem System überhaupt gelten: die einzelnen Zeichen müssen einzeln geprüft werden.*)

---

*) Da ich alle Buchstaben Herrn Champollion's genau durchgegangen bin, so bemerke ich hier die seltneren, und füge die mir vorgekommenen Beispiele hinzu, die Herr Champollion nicht angeführt hat, indem ich jedoch bloss vollständig lesbare Inschriften auswähle:

1., *a*, vorletzte Nummer. Champ. *pl.* 3. *nr.* 79. *Descr. de l'Égypte. Ant. T.* 4. *pl.* 28. *nr.* 15.

2., *b, nr.* 1. Champ. *pl.* 1. *nr.* 32. *pl.* 2. *nr.* 64. *pl.* 3. *nr.* 73. *Descr. de l'Ég. Ant. T.* 5. *pl.* 49. *nr.* 10. 19. 20.

3., *b, nr.* 2. Champ. *pl.* 2. *nr.* 62. 63. *bis. pl.* 3. *nr.* 77. 77.b. *Descr. de l'Ég. Ant. T.* 1. *pl.* 22. *nr.* 1. *pl.* 23. *nr.* 19.

4., *b, nr.* 3. Champ. *pl.* 3. *nr.* 70. 72.c.

5., *η* oder *αι*, *nr.* 8. 9. Champ. *pl.* 3. *nr.* 69. 70. 76. 77.

6., *k, nr.* 5. Champ. *pl.* 2. *nr.* 45. 46. 49.

7., *k, nr.* 6. Champ. *pl.* 3. *nr.* 72.c. *Descr. de l'Ég. Ant. T.* 5. *pl.* 49. *nr.* 8. 9.

8., *k, nr.* 7. 8. Champ. *pl.* 3. *nr.* 72.c., wo die Form noch dazu in etwas verschieden ist.

9., *k, nr.* 11. Champ. *pl.* 1. *nr.* 32.

10., *k, nr.* 14. Champ. *pl.* 3. *nr.* 60. 67.

11., *l, nr.* 3. 4. scheint bloss der Verwechslung des *l* und *r* wegen gesetzt. Ich kenne wenigstens kein Beispiel, wo diese Zeichen nicht *r*, sondern *l* bedeuteten.

12., *m, nr.* 4. Champ. *pl.* 3. *nr.* 67. 68.b. *Descr. de l'Ég. Ant. T.* 4. *pl.* 28. *nr.* 30. 32.

13., *s, nr.* 6. Champ. *pl.* 1. *nr.* 32. 77.b.

14., *s, nr.* 9. 10. Champ. *pl.* 3. *nr.* 71. 72.

15., *s, nr.* 11. ausser den Beispielen bei Champollion *Descr. de l'Ég. Ant. T.* 4. *pl.* 28. *nr.* 30. 32.

16., *s, nr.* 12. Champ. *pl.* 3. *nr.* 70. *bis.* 71. 72.

17., *s, nr.* 13. Champ. *pl.* 2. *nr.* 57. *pl.* 3. *nr.* 66. 76.

18., *s, nr.* 14. lässt mich sehr zweifelhaft. In zwei Beispielen, *Descr. de l'Ég. Ant. T.* 1. *pl.* 43. *nr.* 3. 4., beidemale im Namen Ptolemaeus, vertritt dies Zeichen die Stelle des *m*. Bei Herrn Champollion findet es sich zweimal, *pl.* 3. *nr.* 75.a. aus *Descr. de l'Ég. Ant. T.* 1. *pl.* 27. *nr.* 16. (*σβσ*(?)*τ*), und *pl.* 3. *nr.* 76. von dem Barberinischen Obelisk (Zoëga. Pl. 8.), eine Inschrift, über die ich weiter unten sprechen werde. Soll man nun in den beiden ersteren, in allen andren Buchstaben deutlichen Fällen *Ptolsäs* lesen, oder hier, in den weniger deutlichen, das Zeichen nicht für ein *s* halten? Es wäre zu wünschen gewesen,

Herrn Champollion's System der phonetischen Hieroglyphen hängt mit einem weitläuftigeren auch über die ideographischen, und die hieratische und demotische Schrift zusammen; und da er diese verschiednen Schriften nur als Abkürzungen, eine von der andren, betrachtet, so stützt er sich auch bisweilen darauf, dass zwei verschiedne hieroglyphische Zeichen, die jedoch denselben Buchstaben bedeuten, nur Einen und ebendenselben entsprechenden in der hieratischen Schrift haben.*) In diesen Beweisen habe ich ihm jedoch nicht folgen können, da man hierzu das Ganze seines Systems mehr kennen müsste, seine Citate zu unbestimmt sind, und gewiss nur ein an dies System schon gewöhntes Auge in der Abkürzung leicht die Hieroglyphe entdeckt.

Wenn aber auch in einer Inschrift die Buchstaben feststehen, so kommt es darauf an, ob diese die von Herrn Champollion angegebnen Namen bedeuten, oder überhaupt, bei dem Mangel vieler Vocallaute, und der Vieldeutigkeit der Vocalzeichen, eine sichre Lesung, oder bloss ein schwankendes Rathen erlauben. Die wenigen Griechischen Namen lassen, wenn man die Buchstaben für sicher hält, nicht gerade Zweifel übrig; Cleopatra findet sich mit allen Consonanten und Vocalen; bei den Römischen aber ist der Fall anders. Doch spricht diese Verschiedenheit für Herrn Champollion, da den Aegyptiern die Griechischen Namen natürlich geläufiger waren.

Der Name Ptolemaeus kommt, da es so viele Könige dieses Namens gab, sehr häufig vor, und, die wenigen oben angeführten Beispiele ausgenommen,**) immer mit denselben Zeichen, als auf

---

Herr Champollion hätte sich hierüber erklärt, und jener beiden Inschriften wenigstens erwähnt. Sonderbar genug ist es, dass dies Zeichen sehr leicht sowohl aus dem gewöhnlichen *m* (*nr.* 1. 2. bei Herrn Champollion), als aus dem *s* (*nr.* 13.), welches er (*p.* 48.) für eine Panflöte erklärt, entstehen konnte. War dies der Fall, und vertrat es hiernach zugleich die Stelle von *m* und *s*?

19., *s*, *nr.* 15. Champ. *pl.* 3. *nr.* 70.

20., *t*, *nr.* 4. Champ. *pl.* 3. *nr.* 66. 68. b. *Descr. de l'Ég. Ant. T.* 4. *pl.* 28. *nr.* 30. 32.

21., *to*, ausser Herrn Champollion's zahlreichen Beispielen, *Descr. de l'Ég. Ant. T.* 4. *p.* 28. *nr.* 30. 32. *pl.* 33. *nr.* 4.

Nicht in das Alphabet aufgenommen, aber in der Schrift gedeutet sind zwei andre Zeichen, noch eins für *a* oder *ha* (*pl.* 3. *nr.* 76.) und eins für *n.* (*pl.* 3. *nr.* 77. a.)

*) *Lettre. p.* 13.

**) Siehe S. 90. Anm.

dem Rosettastein,*) bisweilen auch abgekürzt, oder fehlerhaft: *Ptole, Ptoleäs, Ptoles, Poläs.***)

Cleopatra habe ich nur ein einzigesmal mehr gefunden, als es Herr Champollion hat, und zwar als *Claoptra****) (einmal,†) wo Herr Champollion Cleopatra liest,††) steht, wenn man nicht in entgegengesetzter Richtung der Zeichen lesen soll, *κλεοαπτρα*), Berenice, ausser den beiden Beispielen dieses Namens bei Herrn Champollion, welche beide dieselbe Inschrift, nur in umgekehrter Ordnung, sind, und Alexander gar nicht. Arsinoe†††) ist hieroglyphisch bis jetzt nicht vorgekommen.

Die Römischen, von Herrn Champollion entzifferten Namen und Benennungen sind *Autocrator* (*αοτοκρτρ*, *αοτκρτρ*, *αοτακρτρ*, *αοτοκλτλ*, *αοτοκρτλ*, *αοτοκρτορ*, *αοτκρτλ*, *αοτκροτορ*, *ατ*), *Caesar* (*κησρς*, *κησλς*, *κησρ*, *κεσρς*, *κσρς*, *κης*, *κσρ*), *Tiberius* (*τβρς*, *τβλς*, *τβρες*), *Domitianus* (*τομτηνς*, *τομητνς*, *τμητιηνς*, *τμητενς*), *Vespasianus* (*οσπσηνς*), *Trajanus* (*τρηνς*), *Nerva* (*νροα*, *νλοα*, *νρο*), *Claudius* (*κλοτης*, *κροτης*, *κρτιης*), *Hadrianus* (*ατρηνς*), *Sabina* (*σαβηνα*), *Antoninus* (*αντονηνς*, *ατονηνς*), *Germanicus* (*κρμνηκς*, *κρμηνκς*, *κλμνηκς*), *Dacicus* (*τηκκς*), *Sebastos* (*σβστς*), *Sebaste* (*σβστη*).*†)

Von allen diesen Namen darf man, wie man aus dem eben Gesagten sieht, regelmässig und richtig geschrieben, nur die Consonanten erwarten; die Vocale fehlen theils, theils steht einer für einen andren. Hierdurch werden einige Namen allerdings sehr entstellt. Da man aber mit diesen Namen die Benennungen Caesar, Autocrator, und Beinamen, wie Germanicus, Dacicus, und zwar auf denselben Cartouchen, verbunden findet, nicht bloss auf neben einander stehenden, so unterstützt dies die Richtigkeit der

---

*) Neunmal wiederholt (einmal darunter mit einem neuen, oder fehlerhaften Zeichen) *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 3. *pl.* 52., zweimal *pl.* 61., ferner *pl.* 69. *nr.* 11., auch *T.* 1. *pl.* 16. *nr.* 1. *pl.* 59. *nr.* 4. 5. *pl.* 60. *nr.* 7. 8. *pl.* 63. *nr.* 5., endlich die Abbildungen bei Herrn Champollion.

**) *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 3. *pl.* 69. *nr.* 70. *T.* 1. *pl.* 12. *nr.* 10. 11. *pl.* 23. *nr.* 8. (mit einem neuen Zeichen, das hier, nicht aber an andren Stellen, ein *m* zu seyn scheint). Ich brauche hier wohl kaum daran zu erinnern, dass die Namen auf den Münzen auch bei weitem nicht immer vollständig sind.

***) *l. c. pl.* 43. *nr.* 11.

†) Champ. *pl.* 1. *nr.* 36. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 4. *pl.* 28. *nr.* 16.

††) *Lettre. p.* 47. *pl.* 1. *nr.* 36.

†††) Siehe oben S. 78.

*†) Ich habe in den Parenthesen bei diesen Namen immer Herrn Champollion's Art, sie zu lesen, gegeben.

Lesung. Was ausserdem für dieselbe spricht, ist, dass bisweilen die Schreibung der Vocale verschieden ist, und eine den wahren Lauten näher kommt, als die andre; so *τμητιηνς* mehr,*) als *τομτηνς* für Domitianus. Man darf dabei nicht vergessen, dass den hieroglyphischen Inschriften immer die Griechische Aussprache zum Grunde liegt, und die Römischen Namen mithin einer doppelten Verdrehung unterworfen waren, was bei Lauten, wie *j* in Trajanus, sehr bemerkbar werden musste. Sehr beweisend für Herrn Champollion's Lesung ist, dass *ianus* in Domitianus, Vespasianus und Trajanus ganz gleich geschrieben ist. Alle diese Namen endigen sich regelmässig in *ηνς*.**)

In einigen Namen, Caesar, Autocrator, Tiberius, Germanicus, steht nicht selten *l* für *r*, eine Verwechslung, die allerdings, wie in mehreren Sprachen, so in demjenigen Dialekt der Koptischen gefunden wird, welchen man wohl den Baschmurischen zu nennen pflegt, und den Herr Champollion für die alte Landessprache von Mittel-Aegypten hält.***)

Wenn aber in demselben Namen von zwei *r* eins richtig, und eins in *l* verwandelt steht,†) so fällt dies immer sehr auf.

Dass *γ* und *κ*, *δ* und *τ* für dieselben Laute gelten, ist schon bemerkt worden. Dagegen finde ich *β* und *π* nicht verwechselt.

Bei den Kaisernamen stützt sich Herr Champollion mit Recht auch auf die Uebereinstimmung der hieroglyphischen Inschriften mit denen der Münzen.††)

Ich habe jedoch schon oben bemerkt, dass, wenn man auch alle Voraussetzungen Herrn Champollion's zugiebt, die Entzifferung aller Namen bei weitem nicht gleich deutlich und gewiss ist. Ich werde hier die Schwierigkeiten, die sich bei einigen finden, um so mehr zusammenstellen, als einige dieser Fälle nicht unwichtige Thatsachen betreffen.

Unter den vier Beispielen für den Namen Alexander ist nur eins, wo die Consonanten vollständig und zweifellos sind:†††)

---

*) Champ. *Lettre. pl.* 3. *nr.* 69. aus Kircher's *Obel. Pamphilius.* 72. 434.

**) Von Domitianus und Trajanus sind die Beispiele häufig, von Vespasianus auf dem Pamphilischen Obelisk. Champ. *pl.* 3. *nr.* 70. *bis.*

***) *Lettre. p.* 21. Es heisst: *Je persiste à considérer etc.* Herr Champollion hat also vermuthlich diese Meinung schon öffentlich irgendwo ausführlicher geäussert.

†) Wie Champ. *pl.* 2. *nr.* 56. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 4. *pl.* 28. *nr.* 35.

††) *Lettre. p.* 27. 28.

†††) Champollion. *pl.* 1. *nr.* 25. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 3. *pl.* 38. *nr.* 15.

αλκσεντρς; das fünfte Zeichen hier schwankt zwischen *α* und *ε*. Im zweiten, *αλκσνρες* (hier ist das vorletzte Zeichen der schwankende Vocallaut), fehlt das *τ*.*) Herr Champollion giebt diese Inschriften entschieden als aus Karnak (Theben) stammend, und Alexander dem Grossen zugehörend an.**) Allein die Erklärer des Französischen Werks sagen nur: *Légendes que l'on croit avoir été recueillies à Karnak*; und dass gerade Alexander der Grosse gemeint sey, ist wenigstens nicht gewiss, obgleich es wahrscheinlich seyn mag. Die beiden Inschriften des Ptolemaeus Alexander***) haben *αρκσντρς*. Hier kommt mehreres zusammen, was Bedenken erregen kann. Der Anfangsvocal ist nicht der Falke, der immer bestimmt *α* anzuzeigen scheint, sondern das zwischen *α* und *ε* schwankende Zeichen; für *l* ist *r* gesetzt, was auch sonst nicht vorkommt; und eine dieser beiden Inschriften ist die oben†) erwähnte, stillschweigend stark von Herrn Champollion ergänzte,††) wofür sich jedoch sagen lässt, dass die andre Inschrift die veränderten Buchstaben deutlich hat.

Der Name Caesarion's, des Sohnes der Cleopatra, soll sich, als Ptolemaeus Neo-Caesar, auf einer Inschrift in Denderah befinden.†††) Allein um den Aegyptischen Hieroglyphenschriften diesen Königsnamen einzuverleiben, würde ich doch ein anderes Beispiel abwarten. Denn einmal bemerkt Herr Champollion nicht, dass, wo auf seiner Platte ein *r* ist, das Original ein *α* hat, folglich nicht, wie er sagt, *νηο κηορς*, sondern *νηο κησας* steht;*†) dann muss das *η*, welches nur einmal steht, zweimal, zu *ν* und zu *κ*, gelesen werden. Dies nun wäre nicht so wichtig, da, nach Herrn Champollion, dies auch sonst vorkommt,**†) und Caesar auch in

---

*) Champollion. *p.* 46. *pl.* 1. *nr.* 26. aus *Descript. de l'Égypte. l. c.*

**) *Lettre. p.* 10. 21. *le nom d'Alexandre le Grand que nous avons lu sur les édifices de Karnak. p.* 46.

***) *Lettre. p.* 20. *pl.* 1. *nr.* 40. 41. In *nr.* 40. bleibt ein von Herrn Champollion nicht erklärtes Zeichen übrig, das aber schwerlich die Namen angeht. Es steht unmittelbar vor der ideographischen Gruppe für: zubenannt.

†) Siehe oben S. 84. Anm. 1. *nr.* 2.

††) Bei Herrn Champollion steht nemlich *αρκσντρς*, im Original *σρκσν* (ein Viertel-Mondsegment) *ρς*.

†††) *Lettre. p.* 21. *pl.* 1. *nr.* 42. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 4. *pl.* 28. *nr.* 15.

*†) Siehe oben S. 84. Anm. 1. *nr.* 3.

**†) Er citirt seine *pl.* 3. *nr.* 71. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 27. *nr.* 2., wo dies aber nur dann statt findet, wenn Sebastos einen Vocal haben soll, was, streng genommen, nicht nöthig ist. In dieser sowohl, als der daneben stehenden

andren Beispielen ohne allen Vocal geschrieben steht.*) Wichtiger ist, dass, um deutlich *νηο* lesen zu können, das *η* doch zu dem *ν* gehören müsste. Nun aber giebt die Lesung der Inschrift, wenn man das *η* schlechterdings zu dem *ν* ziehen will, eigentlich *νοη*, und nur wenn man der übrigen Hieroglyphen-Richtung auf dem Stein entgegen liest, *νηο*. Mit ungezwungener Anwendung der gewöhnlichen Regeln, lautet die Inschrift *νοκησας*, und die Frage ist nun, ob man dies für *νέον Καίσαρος* nehmen soll? Herr Champollion führt von derselben Kupfertafel des grossen Französischen Werks den Namen Cleopatra, als den der Mutter Caesarion's, an, und stützt sich auch auf zwei Inschriften Ptolemaeus und Caesar,**) die er *deux cartouches accolés* nennt. Aber gerade dieser Hauptumstand ist sehr zweifelhaft. Die angeführte Kupfertafel des Französischen Werks giebt kein Gebäude, an dem man die Stellung der Inschriften sehen könnte, sondern jede einzeln in vermuthlich willkührlicher Ordnung. Es ist nicht einmal gewiss, ob jene beiden sich in demselben Tempel befinden. Die Erklärung sagt bloss, von allen diesen Inschriften: *dessinées dans les temples de Denderah.* Gründet sich Herrn Champollion's Behauptung auf andre Thatsachen, so wäre es gut gewesen, sie anzuführen.***) Hat aber Caesarion wohl jemals den Namen *νέος Καῖσαρ,* oder Ptolemaeus Caesar getragen? Mir ist keine Stelle eines alten Schriftstellers bekannt, aus der sich der eine, oder andere Name rechtfertigen liesse. Bei Dio Cassius †) heisst er deutlich Ptolemaeus, mit dem Beinamen Caesarion, nicht Caesar. Man muss daher annehmen, dass er sich den Namen seines angeblichen Vaters so zugeeignet habe, als ihn August durch Caesar's Testament empfieng. Für den ersteren Namen würde Herr Champollion vielleicht anführen, dass Cleopatra sich *νέα Ἶσις,* ††) Ptolemaeus

---

Cartouche hat Herr Champollion in seiner Zeichnung richtig scheinende Ergänzungen gemacht.

*) Champ. *pl.* 2. *nr.* 59. und *pl.* 3. *nr.* 72. c. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 80. *nr.* 9.

**) *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 4. *pl.* 28. *nr.* 25. 26. Champ. *pl.* 1. *nr.* 43.

***) Herr Young ist mit diesem Sohn der Cleopatra noch viel weniger glücklich gewesen. Für seinen Cleopatriden (*Egypt. nr.* 65.) lässt sich kaum ein irgend scheinbarer Grund anführen.

†) *l.* 47. *c.* 31. *l.* 49. *c.* 41. Die andren Hauptstellen über ihn sind *l.* 50. *c.* 1. 3. *l.* 51. *c.* 6. 15. Plutarchus *in Caesare. c.* 49. *in Antonio. c.* 55. 71. 81. 82. Suetonius *in Caesare. c.* 52. *in Augusto. c.* 17.

††) Plutarchus *in Antonio. c.* 55.

Auletes *νέος Διόνυσος**) nannten, und dass Nero auf einer Aegyptischen Münze *νέος Ἀγαθοδαίμων* (*NEO . ΑΓΑΘ . ΔΑΞΜ.*)**) heisst. Allein diese Fälle erlauben hier nur insofern Anwendung, als man annimmt, dass Caesar, nach seinem Tode, göttliche Ehre in Aegypten genoss. Die Sache in sich ist aber nicht unwichtig, da es einen Beweis gegen Herrn Champollion's System abgeben würde, wenn die von ihm Caesar gedeuteten Zeichen in einer Verbindung vorkämen, wo sich dies Wort, mit Berücksichtigung der Geschichte, gar nicht, oder nicht leicht erwarten liesse.

Die einzige auf Augustus zu deutende Inschrift wird dadurch unsicher, dass Herr Champollion auf ihr hat ein Zeichen ergänzen müssen, und ohne dasselbe Caesar in einer sonst ungewöhnlichen Abkürzung, *κηϱς*, vorkommt.***)

Die Inschrift auf dem Zodiacus von Denderah †) lautet, wenn man der bei den Hieroglyphen sonst gewöhnlichen Richtung folgt, da der Kopf des Falken (*a*) nach der Linken hinsieht, und man daher nach der Rechten lesen muss, je nachdem man die beiden ersten Zeilen senkrecht, oder wagerecht liest, *οκατϱτϱ* oder *οακτϱτϱ*. Um, wie Herr Champollion thut, *αοτκϱτϱ*, oder, wie es senkrecht möglich wäre, *ατοκϱτϱ* zu lesen, muss man die Buchstaben entgegengesetzt, mithin der Richtung des Kopfs folgend, ordnen. ††)

Diese Bemerkungen mögen kleinlich scheinen, und die eben angeführte Inschrift mag dennoch Autocrator heissen. Indess vermisst man immer mit Bedauern, dass diese Inschrift gerade nicht eine so klare und deutliche Lesung, als andre, erlaubt, da

*) Diodorus Siculus. *l.* 1. *c.* 44.

**) Zoëga. *Nummi Aegyptii Imperatorii. p.* 23.

***) Champollion. *Lettre. p.* 27. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 20. *nr.* 8. Siehe oben S. 92. Anm. *nr.* 4.

†) Champollion. *Lettre. p.* 25. *pl.* 2. *nr.* 50. *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 4. *pl.* 21.*

††) Mit denselben Zeichen, aber in streng richtiger Folge, steht das Wort Champ. *pl.* 2. *nr.* 45. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 23. *nr.* 18. — *nr.* 61. aus *Descr. de l'Ég. Ant. T.* 1. *pl.* 20. *nr.* 8. — *nr.* 62. aus *Descr. de l'Ég. Ant. T.* 1. *pl.* 23. Auch in den übrigen Inschriften kann man beim Lesen des Worts die Ordnung richtig beobachten. Wie schon oben bemerkt ist, steht wohl *oato* für *aoto*, dies hat aber auf die Consonanten keinen Einfluss. Dass Herr Champollion sonst streng der Ordnung der Zeichen folgt, beweist *pl.* 2. *nr.* 46. aus *Descr. de l'Ég. Ant. T.* 4. *pl.* 28. *nr.* 17. Hier sind zwei *a*, von denen man das eine gern zwischen *κϱ* und *τ* setzen möchte. Er liest aber, streng nach der Zeichenrichtung, *αοτακϱτϱ*.

es hier auf die Zeitbestimmung eines wichtigen Denkmals ankommt. Ich läugne dabei aber keinesweges die Wichtigkeit der von Herrn Champollion versuchten Erklärung. Sie erschüttert vollständig den Glauben an das hohe Alterthum dieses Thierkreises.

Auf dem Barberinischen Obelisk hat Herr Champollion die Namen Hadrianus Caesar und Sabina Sebaste*) entdeckt; und hiermit stimmt sehr wohl überein, dass Zoëga auch den Barberinischen Obelisk für neuer hielt, obgleich er ihn, nach den damals herrschenden Ideen, immer in die Zeiten des Psammetichus versetzt.**) Vergleicht man aber, was er von dem Stil der Bildwerke desselben sagt, mit seiner Beschreibung einer Marmortafel, die er bestimmt den Zeiten Hadrian's zuschreibt,***) so wundert man sich, dass ihm nicht selbst die Uebereinstimmung aufgefallen ist. Für Herrn Champollions Entzifferung spricht ferner, dass das Wort *σεβαστη* auch in den Hieroglyphen deutlich weibliche Endung in *η* hat. Uebrigens aber ist die Lesung der beiden Namen gar nicht ohne Schwierigkeit, da in jedem ein durchaus neuer Buchstabe vorkommt, den auch Herr Champollion sehr richtig, weil die Geltung nur auf diesem Einen Beispiel beruhen würde, nicht in sein Alphabet mit aufnimmt. Hadrian ist nemlich gerade so, wie sonst Trajan, aber mit einem neuen Zeichen davor, geschrieben.†) Auf den Namen folgen die drei Buchstaben *κσρ*, von denen aber der zweite das oben erwähnte mir zweifelhafte *s* ist.††) Erwarten sollte man eher, dass Hadrian, wie auf den Griechischen Münzen, mit Vernachlässigung der Aspiration, mit einem deutlichen *a* geschrieben wäre. In Sabina, *σαβηνα*, ist das *ν* ein neues Zeichen, oder dieser Buchstabe fehlt ganz. Ueber der Hieroglyphe, welche ideographisch Göttin bedeutet, steht nemlich das Bild eines Kopfschmuckes, welcher dem sogenannten Pschent†††)

---

*) *Lettre. p.* 31. 50. 51. *pl.* 3. *nr.* 76. 77. a. b. Zoëga. Pl. 8.

**) *p.* 598. §. 2.

***) *p.* 618.

†) Herr Champollion sagt *p.* 50., ein neues Beispiel müsse erst entscheiden, ob dieser Buchstabe *ha*, oder *a* sey. Auf eine artige Weise hat Herr Champollion diesen Buchstaben mit *k* verbunden, um unter die Kupferplatten seiner Schrift seinen eignen Namen hieroglyphisch zu setzen.

††) Siehe oben S. 92. Anm. *nr.* 18.

†††) Ueber diese Kopfbedeckung vergleiche man Champollion. *Lettre. p.* 26. Als ideographisches Zeichen kommt sie sehr häufig in der Rosetta-Inschrift vor, so dass dadurch Young's Meinung, der sie für eine Partikel hält (*Egypt. nr.* 177.), Wahr-

ähnlich sieht, und nur einfacher, als dieser ist. Wenn hier ein *ν* seyn soll, muss dies Zeichen diesen Buchstaben vorstellen. Herr Champollion sagt: *ce cartouche contient en toutes lettres le nom de l'Impératrice Σαβηνα*, ohne des mangelnden, oder neuen *ν* zu gedenken. In *σεβαστη* ist das erste Zeichen ein Vogel, das, als *s*, auch, soviel ich habe finden können, keine andre Autorität für sich hat, als die beiden Inschriften der Berenice, *βρνηκς*.*) In diesen aber kann es ebenso gut einen Vocal bedeuten, wie sonst in Herrn Champollion's Alphabet mehrere Vogelgattungen einen solchen anzeigen.

In den beiden Inschriften,**) welche Herr Champollion *Autocrator* (*αοτοκρτρ*) *Caesar* (*κης*) *Nerva* (*νλοα*) *Trajanus* (*τρηνς*) *Germanicus* (*κρμνηκς*) *Dacicus* (*τηκκς*) liest, bleiben hinter *Nerva* zwei Zeichen unerklärt übrig, die nicht ideographisch scheinen, und nach dem Alphabet *oi* heissen; ebenso zwischen *Germanicus* und *Dacicus* ein unerklärtes *n*.

Herr Champollion hat natürlich nur eine Auswahl von Inschriften seinen Lesern mitgetheilt. Ich habe, soviel ich konnte, auch andre, von ihm übergegangne, nachgesehen, nicht um eine Nachlese zu halten, was ich billig schärfer blickenden und geübteren Entzifferern überlasse, sondern um mich zu überzeugen, von welcher Art diejenigen Inschriften wären, die Herr Champollion entweder nicht errathen konnte, oder die er aus andren Gründen unerwähnt liess. Ein vollständiges Urtheil über die phonetischen Hieroglyphen schien mir nur insofern möglich, als man das Ganze derselben zu umfassen suchte. Die Auffindung hieroglyphisch geschriebner Namen wird dadurch erleichtert, dass dieselben, wenn auch vielleicht nicht ganz ohne Ausnahme, doch so gut,

---

scheinlichkeit gewinnt. Sehr merkwürdig ist gleichfalls das häufige Erscheinen der gebrochnen Linie (in den Namenschilden das *n* Herrn Champollion's) auch in den fortlaufenden, nicht phonetischen Hieroglyphen. Auf der Rosetta-Inschrift findet es sich über sechzigmal. Dagegen steht es auch nicht einmal weder in der langen hieroglyphischen Papyrusrolle in der *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 2. *pl.* 72—75.*, noch in den beiden ähnlichen, jetzt hier aufgerollten Papyrusschriften aus der Sammlung des Grafen Minutoli. Ich habe mich hierüber schon oben (S. 74. und daselbst Anm. 1.) ausführlich geäussert, und auch der in jener Papyrusrolle so häufig wiederkehrenden, aber sich auch auf dem Rosettastein, neben der gebrochnen, findenden, einfachen wagerechten Linie erwähnt.

*) Champollion. *Lettre. pl.* 1. *nr.* 32. 33.

**) *pl.* 3. *nr.* 74. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 41. *nr.* 56.

als immer in ovale Schilde eingeschlossen sind. In diesen vermuthete schon Zoëga*) Namen, und neuerlich hat wohl Herr Young zuerst auf sie aufmerksam gemacht. Bemerkenswerth scheint es mir, dass auf der grossen, oft erwähnten hieroglyphischen Papyrusrolle im Französischen Werk kein einziges dieser Ovale zu finden ist.**) Sollte darum in derselben gar kein Name vorkommen?

Diese Namenschilde enthalten aber auch Beinamen, und nicht bloss phonetische, sondern oft auch ideographische Zeichen, dergleichen, wie man nicht vergessen muss, die phonetischen ursprünglich auch sind. Wenn man, wie ich glaube, annehmen darf, dass Herrn Champollion's Alphabet, wenn es auch bei weitem nicht vollständig seyn mag,***) doch einen grossen Theil der phonetischen Zeichen enthält, so kann man, immer im Sinn seines Systems gesprochen, hierauf die Vermuthung gründen, dass die Schilde, in welchen nur wenige, oder keine dieser Zeichen vorkommen, bloss ideographische, und andre die wenigen, bisweilen phonetisch gebrauchten nur in ideographischer Geltung enthalten.

Diese Schilde mögen nur die einheimischen Namen umfassen. Denn wie würden die Aegyptier, deren ganze Schrift ideographisch

---

*) *p.* 465. Er nennt sie *schemata ovata sive elliptica planae basi insidentia.*

**) *T.* 2. *pl.* 75.* *col.* 129. ist zwar ein Viereck mit einem kleineren in einer seiner Ecken, das Hieroglyphen einschliesst. Allein diese Vierecke dürfen wohl nicht mit jenen Ovalen verwechselt werden. Sie finden sich auch mit Ovalen zugleich; so *T.* 5. *pl.* 74. *nr.* 1. und etwas verschieden *T.* 1. *pl.* 59. *nr.* 5. Bei Herrn Young (*Egypt. nr.* 16.) bedeutet ein Habicht in solchem Viereck die Horus-Amme Bato, doch nach blosser Vermuthung.

***) Herr Champollion glaubt, dass seinem Alphabet nur wenige Buchstaben fehlen. Wenn man die von ihm nicht erklärten Namen durchgeht, findet man Zeichen mit so vielen der seinigen verbunden, dass man sich nicht erwehren kann, sie auch für phonetische zu halten; so auf dem Pamphilischen Obelisk (Kircher. 434.) eine Schlange, vielleicht als *t*, so ferner anderswo einen kleinen Kreis (◯), und den Strich, der den obern Theil der Sylbe *to* bei Herrn Champollion ausmacht. Doch ist es mir nicht gelungen, die beiden letzteren in den verschiednen Stellen, wo ich sie gefunden, gleichmässig zu erklären. Der Kreis scheint *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 23. *nr.* 8. ein *m*, *T.* 4. *pl.* 28. *nr.* 30. ein *n*, *T.* 5. *pl.* 49. *nr.* 19. ein *a*, und *T.* 1. *pl.* 36. *nr.* 8. ist mir die Bedeutung zweifelhaft geblieben. Der Strich ist, wie es auch die Zusammensetzung *to* angiebt, ein deutliches *t* *T.* 1. *pl.* 22. *nr.* 6. *pl.* 23. *nr.* 19. *pl.* 27. *nr.* 17., scheint aber ein *k* *pl.* 80. *nr.* 8. *T.* 5. *pl.* 49. *nr.* 19. ist ein Zeichen, das nichts andres, als *k* seyn zu können scheint, und vielleicht dasselbe, als Champollion's *k* *nr.* 14., nur anders gewandt, ist. Ein neues Zeichen für *r* geht aus der Vergleichung von *T.* 5. *pl.* 49. *nr.* 10. und 20. hervor.

war, darauf gekommen seyn, Namen alphabetisch, bloss nach den Lauten, zu schreiben, die in ihrer Sprache eine leicht erkennbare Bedeutung hatten? Wir lernen aus Horapollo,*) dass ein Falke, weil er *Baiäth* hiess, die Seele in ihrem Sitze, dem Herzen (*ψυχὴν ἐγκαρδίαν*) anzeigte, und haben daher hieran ein Beispiel, dass der Name einer Hieroglyphe, ohne Rücksicht auf den Gegenstand, einen andren bezeichnete. Hatte aber ein Name, und dies konnte auch bei einem einheimischen der Fall seyn, keine Bedeutsamkeit, oder war seine Bedeutung nicht leicht erkennbar, so musste man zur Bezeichnung des Lautes theilweise, nach Sylben oder Buchstaben, vorschreiten; und hierin scheint mir der Uebergang von den ideographischen Bezeichnungen der einheimischen Namen zu den phonetischen der fremden zu liegen.

Herr Champollion behauptet,**) dass die phonetische Hieroglyphenschrift als Hülfsschrift *(écriture auxiliaire)* bei der rein ideographischen lange vor der Griechischen und Römischen Herrschaft bestanden, einen nothwendigen Theil derselben ausgemacht, und ausserdem, vor und nach Cambyses Zeit, zum Schreiben fremder Namen gedient habe. Sein aus der Unvollkommenheit des hieroglyphischen Alphabets hergenommener Grund hierfür scheint mir zwar auf keine Weise entscheidend. Allein da er im Besitz der Entzifferung auch der ideographischen Hieroglyphen zu seyn behauptet, so würde es voreilig seyn, zu bestreiten, worüber man Belehrung erwarten muss.

Ich erlaube mir daher bloss die Bemerkung, dass Herr Champollion keine entzifferte Inschrift gegeben hat, welche über die Zeiten der Griechen, und da es unsicher ist, ob die mit dem Namen Alexander dem grossen Welteroberer angehören, über die der Ptolemaeer hinausgienge; so wie, dass mir die Prüfung vieler andren Namenschilde die Ansicht gegeben hat, dass frühere Namen wenigstens nicht mit den Champollionschen Buchstaben zu lesen sind. Ist dies richtig, so muss doch ein andres System in ihrer Schreibung vorherrschend seyn. Soll man die von Herrn Champollion nicht angeführten Namen-Inschriften bloss nach dem Eindrucke schildern, den ihre ungefähre Vergleichung mit seinem Alphabete macht, so enthält ein Theil wenig, oder gar keine

---

*) *l.* 1. *c.* 7. Ueber die Alt-Aegyptischen hierbei zur Sprache kommenden Wörter s. Zoëga. *p.* 454. *nt.* 53.

**) *p.* 40.

Buchstaben aus demselben, ein zweiter mehr, aber mit fremden Zeichen vermischt, ein dritter so wenige von diesen, dass jemand, mit Talent zum Entziffern begabt, sie wohl sollte lesen können.*) Die ersten will ich, ohne jedoch darum das Mindeste über sie behaupten zu wollen, ideographisch nennen. Als Beispiele führe ich die des Lateranensischen und Flaminischen Obelisks an.**) Finden sich unter lauter solchen ideographischen Inschriften einige phonetisch lesbare, wie *T.* 3. *pl.* 38. des grossen Französischen Werks, so ist dem Auge der Unterschied beim ersten Anblick so auffallend, als wenn man wirkliche Schrift mitten unter Bildern anträfe.

Vorzüglich aufmerksam bin ich auf solche Inschriften gewesen, die, bloss aus Zeichen des Champollionschen Alphabets bestehend, dennoch im Lesen keinen zu deutenden Namen geben. Ich habe ihrer nur wenige gefunden,***) so dass jeder Verdacht, Herr Cham-

---

*) Zu diesen rechne ich eine an der mittäglichen Seite des Pamphilischen Obelisks (Kircher. 434.), in der *tmtians* (Domitianus) deutlich zu erkennen, das Uebrige aber mir dunkel ist. Am Ende stehen die Zeichen des weiblichen Geschlechts, die sich, nach der Analogie von der Inschrift der Sabina (Champ. *pl.* 3. *nr.* 77. a.), nicht auf das ideographische Zeichen der Göttin am Ende zu beziehen scheinen. Herr Champollion erwähnt *p.* 29. der Inschriften auf der östlichen und mittäglichen Seite, allein so, als wären sie gleich. Seine Abbildung *pl.* 3. *nr.* 69. stimmt nur mit der ersteren, bis auf eine kleine, wohl richtige Abänderung im vierten Zeichen, überein. Ferner *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 22. *nr.* 6; es steht vor einem deutlichen Caesar ein andrer Name. *pl.* 27. *nr.* 8. 19—22. *pl.* 36. *nr.* 8. *pl.* 80. *nr.* 10. *T.* 3. *pl.* 69. *nr.* 14. 37. 54; auf allen diesen kommt ein fremdes Zeichen zwischen *e* und *n* als Anfangssylbe vor, und diese Gruppe kehrt auch sonst oft wieder. *pl.* 69. *nr.* 38; das vorletzte Zeichen findet sich auch auf dem Obeliscus Campensis mit einem *p*, einem *s*, und einem *m* vor, und einem *k* hinter sich. *T.* 5. *pl.* 26. *nr.* 3. vom Obelisken zu Heliopolis, wo die lesbaren Buchstaben auf der Kircherschen Abbildung (*Oedipus. T.* 3. *p.* 332.) gar nicht würden zu erkennen gewesen seyn. *pl.* 49. *nr.* 8. mit einem deutlichen Autocrator. *nr.* 11., wo die Ordnung der Buchstaben schwer herauszufinden, sonst nur Ein Zeichen (eine Schlange, siehe S. 101. Anm. 3.) neu ist.

**) Kircher. *Oedipus. T.* 3. *p.* 161. 213. Zu diesen möchte ich die meisten von Herrn Young als Namen aufgeführten Inschriften (*Egypt. nr.* 36—54.) rechnen, deren Erklärung aber, wie man sich durch das über sie Gesagte überzeugen kann, auf sehr schwachen Gründen beruht.

***) *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 36. *nr.* 3; den gehenkelten Schlüssel halte ich nemlich für ein ideographisches Zeichen. *T.* 4. *pl.* 33. *nr.* 4; der Anfang ist deutlich Autocrator. Am Ende ist das senkrechte *s* durch das wagerechte *n* gezogen. Was ich hier nicht lesen kann, kehrt, aber ohne *n*, *T.* 4. *pl.* 34. *nr.* 1. zurück. Beide Inschriften sind aus Denderah, die erste aus dem Typhonium, die andre aus dem Süd-Tempel. *T.* 5. *pl.* 30. *nr.* 4., womit, wegen der gleichen zwei Anfangs- und vier

pollion habe nur die lesbaren ausgewählt, wegfallen muss. Daraus aber, dass ich diese nicht habe entziffern können, folgt noch nicht, dass man überhaupt nicht Namen auffinden könnte, welchen sich ihre Laute anpassen lassen. Denn da oft Vocale zu ergänzen, die vorhandnen Vocalzeichen mehrdeutig sind, die harten und weichen Buchstaben, *r* und *l* verwechselt seyn können, bisweilen (vorzüglich, wo in der Inschrift keine Thiergestalten vorkommen) auch die Richtung unsicher ist, so ist dies Entziffern kein blosses und einfaches Lesen; und die Furcht, blossen Einfällen Raum zu geben, schreckt sogar vom Rathen ab.

Der fünfte Theil des grossen Französischen Werks liefert die Inschriften mit dem Namen des Kaisers Claudius, deren Herr Champollion, ohne sich aber weiter, als über die drei nicht in seinem Alphabet befindlichen Buchstaben darauf einzulassen, erwähnt.*)

Für das Ganze des Systems des Herrn Champollion, wie ich es hier zu prüfen versucht habe, muss ich noch an einen sehr für dasselbe sprechenden Beweis erinnern, den nemlich, dass gerade Denkmäler, auf welchen er spätere Namen zu finden glaubte, auch durch ihren Stil, oder andere Kennzeichen einen späteren Ursprung verrathen. Zu den in dieser Beziehung schon von Herrn Letronne**) angeführten kann man noch den Pamphilischen und Barberinischen Obelisken***) rechnen. Dass der Sallustische Obelisk, den Zoëga in die Zeiten nach den Antoninen setzt, und dessen Bildwerke er in Rom gemacht glaubt, keine Namen römischer Kaiser zu enthalten scheint, mag wohl daher kommen, dass seine Hieroglyphen, absichtlich, aber schlecht, älteren Werken, namentlich dem Flaminischen Obelisken, nachgeahmt sind.†) Dieser und der Lateranensische, und vermuthlich ebenso viele andre unter den Obelisken sind, soviel ich urtheilen kann, von späteren Inschriften frei, und ebenso finden sich ihrer wenige, wie es scheint, in den Gebäuden des alten Thebens, ob es gleich sehr vom Zufall abhängt, wie viel und welche gerade

---

Endbuchstaben, *T.* 3. *pl.* 52. zu vergleichen ist. *T.* 4. *pl.* 34. *nr.* 1. steht Herrn Champollion's *k nr.* 11. aufrecht, und die Thierfigur scheint kein Löwe, sondern eine Sphinx, übrigens lauter bekannte Zeichen.

*) *p.* 50. *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 5. *pl.* 49. *nr.* 10. 19. 20. Siehe S. 101. Anm. 3.

**) *Recherches. p.* XXXVII.

***) Siehe oben S. 99.

†) Zoëga. *p.* 591. 616. 617.

von Reisenden abgeschrieben, und uns auf diese Weise bekannt wurden.

Es ist bei weitem leichter, gegen ein aufgestelltes System Zweifel zu erheben, und zwischen den Gründen dafür und dagegen herumzuschwanken, als ein bestimmtes Urtheil darüber auszusprechen. Indess ist ein solches Ende einer im Einzelnen sehr ermüdenden Arbeit wenig erfreulich. Ich stehe daher nicht an, meine Meinung hier zusammenzufassen.

Ich glaube Herrn Champollion's Behauptung über die beiden Namen auf dem Rosettastein und dem Obelisken von Philae von den ferneren trennen zu müssen. In den ersteren finde ich überzeugende Beweise für den Gebrauch phonetischer Hieroglyphen bei den Aegyptiern in der Art, wie Herr Champollion ihn angiebt. Sie würden auch stehen bleiben, wenn man das ferner auf sie Gegründete, als blosse Hypothese, bei Seite setzte.

Dieses, und besonders die Erklärung der Römischen Namen und Benennungen ist nun zwar scharfsinnig und kunstreich mit jenen Behauptungen in Verbindung gebracht, und stützt sich zum Theil auf sie. Strenger beurtheilt aber, bilden doch nur diese Behauptungen mit jenen ein Gebäude, das sich selbst gegenseitig tragen muss, und, um nicht in der leeren Luft zu schweben, darauf beruht, dass die Befolgung der aufgestellten Regeln eine Reihe von Inschriften hervorbringt, welche mit sich, und äusseren in Betrachtung kommenden Umständen übereinstimmt. Auf diese Weise betrachtet, finde ich in Herrn Champollion's Erklärungen einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit, und gewiss einen hinreichenden, um ihm den Dank und die Theilnahme aller Sprach- und Geschichtsforscher zu gewinnen, und das Bemühen zu rechtfertigen, auf dem eröfneten Wege weiter zu gehen. Immer aber wird, meines Erachtens, die grösste Aufmerksamkeit darauf zu wenden seyn, ob, bei fortgesetztem Forschen, vermittelst des schon vorhandnen, oder neuen Stoffes, auch noch, so wie es jetzt scheint, alle erforderlichen Bedingungen zusammentreffen? Um diese Art der Prüfung möglich zu machen, müsste man suchen, häufig alle Namenschilde Eines Gebäudes, oder wenigstens Eines abgesonderten Theiles desselben vollständig mit einander zu vergleichen. Jetzt, wo man grösstentheils nur einzelne Schilde vor sich hat, ohne ihre Stellung gegen einander zu kennen, lässt sich zu wenig entscheiden, ob nicht vielleicht Inschriften neben einander stehen, die, nach Champollionscher Weise gelesen, zu ein-

ander nicht gehörende Namen und Benennungen geben. Vorzüglich wünschenswerth aber bleibt es, dass das System, ausser der auf dem eben beschriebnen Wege zu erreichenden Bestätigung, auch noch eine neue in entsprechenden Griechischen Inschriften finden möge.

Ich muss es andren überlassen, ob sie diesem Urtheil, zu welchem meine Prüfung mich führt, beitreten werden, oder nicht? Immer aber hoffe ich dazu beigetragen zu haben, diese Untersuchung dem nachtheiligsten Standpunkt zu entreissen, auf dem sich wissenschaftliche Forschungen befinden können, dem nemlich, wo die, auch gegründete Behauptung nicht vollkommen gesichert ist, und der, auch ungegründete Zweifel immer noch Anhaltspunkte findet.

3.

Ueber die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau.

[Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 20. Mai 1824.]

Es hat mir bei dem Nachdenken über den Zusammenhang der Buchstabenschrift mit der Sprache immer geschienen, als wenn die erstere in genauem Verhältniss mit den Vorzügen der letzteren stände, und als wenn die Annahme und Bearbeitung des Alphabets, ja selbst die Art und vielleicht auch die Erfindung desselben, von dem Grade der Vollkommenheit der Sprache, und noch ursprünglicher, der Sprachanlagen jeder Nation abhienge.

Anhaltende Beschäftigung mit den Amerikanischen Sprachen, Studium der Alt-Indischen und einiger mit ihr verwandten, und die Betrachtung des Baues der Chinesischen schienen mir diesen Satz auch geschichtlich zu bestätigen. Die Amerikanischen Sprachen, die man zwar sehr mit Unrecht mit dem Namen roher und wilder bezeichnen würde, die aber ihr Bau doch bestimmt von den vollkommen gebildeten unterscheidet, haben, soviel wir bis jetzt wissen, nie Buchstabenschrift besessen. Mit den Semitischen und der Indischen ist diese so innig verwachsen, dass auch nicht die entfernteste Spur vorhanden ist, dass sie sich jemals einer andren bedient hätten. Wenn die Chinesen beharrlich die ihnen seit so langer Zeit bekannten Alphabete der Europaeer zurückstossen, so liegt dies, meines Erachtens, bei weitem nicht bloss in ihrer An-

---

Erster Druck: Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahre 1824 S. 161—188 (1826).

hänglichkeit am Hergebrachten, und ihrer Abneigung gegen das Fremde, sondern viel mehr darin, dass, nach dem Mass ihrer Sprachanlagen, und nach dem Bau ihrer Sprache, noch gar nicht das innere Bedürfniss nach einer Buchstabenschrift in ihnen erwacht ist. Wäre dies nicht der Fall, so würden sie durch ihre eigene, ihnen in hohem Grade beiwohnende Erfindsamkeit, und durch ihre Schriftzeichen selbst dahin gekommen seyn, nicht bloss, wie sie jetzt thun, Lautzeichen als Nebenhülfe zu gebrauchen, sondern ein wahres, vollständiges und reines Alphabet zu bilden.

Auf Aegypten allein schien diese Vorstellungsart nicht recht zu passen. Denn die heutige Coptische Sprache beweist unläugbar, dass auch die Alt-Aegyptische einen Bau besass, der nicht von grossen Sprachanlagen der Nation zeugt, und dennoch hat Aegypten nicht nur Buchstabenschrift besessen, sondern war sogar, nach keinesweges verwerflichen Zeugnissen, die Wiege derselben. Allein auch wenn eine Nation Erfinderin einer Buchstabenschrift ist, bleibt ihre Art, dieselbe zu behandeln, ihrer Anlage entsprechend, den Gedanken aufzufassen, und durch Sprache zu fesseln und auszubilden; und die Wahrheit dieser Behauptung leuchtet gerade recht aus der wunderbaren Art hervor, wie die Aegyptier Bilder- und Buchstabenschrift in einander übergehen liessen.

Buchstabenschrift und Sprachanlage stehen daher in dem engsten Zusammenhange, und in durchgängiger Beziehung auf einander. Dies werde ich mich bemühen, hier sowohl aus Begriffen, als, soviel es in der Kürze geschehen kann, welche diesen Abhandlungen geziemt, geschichtlich zu beweisen. Die Wahl dieses Gegenstandes hat mir aus dem zwiefachen Grunde angemessen geschienen, dass die Natur der Sprache in der That nicht vollständig eingesehen werden kann, wenn man nicht zugleich ihren Zusammenhang mit der Buchstabenschrift untersucht, und dass gerade jene neuesten Beschäftigungen mit der Aegyptischen Schrift den Antheil an Untersuchungen über Schrift-Erfindung und Aneignung im gegenwärtigen Augenblicke verdoppeln.

Alles, was sich auf die äussren Zwecke der Schrift, ihren Nutzen im Gebrauch für das Leben und die Verbreitung der Kenntnisse bezieht, übergehe ich gänzlich. Ihre Wichtigkeit von dieser Seite leuchtet zu sehr von selbst ein, und nur Wenige dürften in dieser Hinsicht die Vorzüge der Buchstabenschrift vor den übrigen Schriftarten verkennen. Ich beschränke mich bloss auf den Einfluss der alphabetischen auf die Sprache und ihre

Behandlung. Ist dieser wirklich bedeutend, ist der Zusammenhang der Sprache mit dem Gebrauche eines Alphabets innig und fest, so können auch die Ursachen begieriger Aneignung der Buchstabenschrift, oder kalter Gleichgültigkeit gegen dieselbe nicht länger zweifelhaft bleiben.

Wie aber schon oft von den Sprachen selbst behauptet wird, dass ihre Verschiedenheit nicht von grosser Wichtigkeit sey, da, wie auch der Schall laute, und die Rede sich verknüpfe, doch endlich immer derselbe Gedanke hervortrete, so dürfte die Art der Schriftzeichen noch für bei weitem gleichgültiger gehalten werden, wenn sie nur nicht gar zu grosse Unbequemlichkeit mit sich führe, oder die Nation sich gewöhnt habe, die mit ihr verbundnen zu überwinden. Auch machen diejenigen, welche sich der Schrift häufig, und noch weit mehr diejenigen, welche sich derselben auf eine sinnige Weise bedienen, immer nur von jedem Volke einen kleinen Theil aus. Jede Sprache hat also nicht bloss lange Zeit ohne Schrift bestanden, sondern lebt auch grossentheils beständig auf gleiche Art fort.

Allein das tönende Wort ist gleichsam eine Verkörperung des Gedanken, die Schrift eine des Tons. Ihre allgemeinste Wirkung ist, dass sie die Sprache fest heftet, und dadurch ein ganz andres Nachdenken über dieselbe möglich macht, als wenn das verhallende Wort bloss im Gedächtniss eine bleibende Stätte findet. Es ist aber auch zugleich unvermeidlich, dass sich nicht irgend eine Wirkung dieser Bezeichnung durch Schrift, und der bestimmten Art derselben überhaupt dem Einflusse der Sprache auf den Geist beimischen sollte. Es ist daher keinesweges gleichgültig, welche Art der Anregung die geistige Thätigkeit durch die besondre Natur der Schriftbezeichnung erhält. Es liegt in den Gesetzen dieser Thätigkeit, das Denkbare und Anschauliche als Zeichen und Bezeichnetes zu betrachten, wechselsweise hervorzurufen, und in verschiedne Stellung gegen einander zu bringen; es ist ihr eigen, bei einer Idee oder Anschauung auch die verwandten wirken zu lassen, und so kann die Uebertragung des erst als Ton gehefteten Gedanken auf einen Gegenstand des Auges, nach Massgabe der Art, wie sie geschieht, dem Geiste sehr verschiedne Richtungen geben. Offenbar aber müssen, wenn die Gesammtwirkung nicht gestört werden soll, das Denken in Sprache, die Rede und die Schrift übereinstimmend gebildet, und wie aus Einer Form gegossen seyn.

Darum dass die Schrift nur immer Eigenthum eines kleineren Theils der Nation bleibt, und wohl überall erst entstanden ist, als der schon festbestimmte Sprachbau nicht mehr wesentliche Umänderungen zuliess, ist ihr Einfluss auf sie nicht minder wichtig. Denn die gemeinschaftliche Rede umschlingt doch (freilich in einer Lebensform weniger, als in der andren) das ganze Volk, und was auf sie bei Einzelnen gewirkt ist, geht doch mittelbar auf Alle über. Die feinere Bearbeitung der Sprache aber, für welche der Gebrauch der Schrift eigentlich erst den Anfangspunkt bezeichnet, ist gerade die wichtigste, und unterscheidet, an sich und in ihrer Wirkung auf die Nationalbildung, die Eigenthümlichkeit der Sprachen bei weitem mehr, als der gröbere, ursprüngliche Bau.

Die Eigenthümlichkeit der Sprache besteht darin, dass sie, vermittelnd, zwischen dem Menschen und den äussren Gegenständen eine Gedankenwelt an Töne heftet. Alle Eigenschaften jeder einzelnen können daher auf die beiden grossen Hauptpunkte in der Sprache überhaupt bezogen werden, ihre Idealität und ihr Tonsystem. Was der ersteren an Vollständigkeit, Klarheit, Bestimmtheit und Reinheit, dem letzteren an Vollkommenheit abgeht, sind ihre Mängel, das Entgegengesetzte ihre Vorzüge.

Diese Ansicht habe ich in zwei, dieser Versammlung früher vorgelegten Abhandlungen aufzustellen und zu rechtfertigen versucht, und mich bemühet zu zeigen:

dass das, auch unverknüpfte Wortsystem jeder Sprache eine Gedankenwelt bildet, die, gänzlich heraustretend aus dem Gebiet willkührlicher Zeichen, für sich Wesenheit und Selbständigkeit besitzt;

dass diese Wortsysteme niemals einem einzelnen Volk allein angehören, sondern auf einem Wege der Ueberlieferung, den weder die Geschichte, noch die Sprachforschung ganz zu verfolgen im Stande sind, zu dem Werke der gesammten Menschheit alle Jahrhunderte ihres Daseyns hindurch werden, und dass mithin jedes Wort ein doppeltes Bildungselement in sich trägt, ein physiologisches, aus der Natur des menschlichen Geistes hervorgehendes, und ein geschichtliches, in der Art seiner Entstehung liegendes; ferner:

dass der Charakter der vollkommner gebildeten Sprachen dadurch bestimmt wird, dass die Natur ihres Baues beweist, dass

es dem Geist nicht bloss auf den Inhalt, sondern vorzüglich auf die Form des Gedanken ankommt.

Ich glaube diesen Weg auch hier verfolgen zu können, und es leuchtet nun von selbst ein, dass die Buchstabenschrift die Idealität der Sprache schon insofern negativ befördert, als sie den Geist auf keine, von der Form der Sprache abweichende Weise anregt, dass aber das Tonsystem, da Lautbezeichnung ihr Wesen ausmacht, erst durch sie Festigkeit und Vollständigkeit erlangen kann.

Dass jede Bilderschrift durch Anregung der Anschauung des wirklichen Gegenstandes die Wirkung der Sprache stören muss, statt sie zu unterstützen, fällt von selbst in die Augen. Die Sprache verlangt auch Anschauung, heftet sie aber an die, vermittelst des Tones, gebundene Wortform. Dieser muss sich die Vorstellung des Gegenstandes unterordnen, um als Glied zu der unendlichen Kette zu gehören, an welcher sich das Denken durch Sprache nach allen Richtungen hinschlingt. Wenn sich das Bild zum Schriftzeichen aufwirft, so drängt es unwillkührlich dasjenige zurück, was es bezeichnen will, das Wort. Die Herrschaft der Subjectivität, das Wesen der Sprache, wird geschwächt, die Idealität dieser leidet durch die reale Macht der Erscheinung, der Gegenstand wirkt nach allen seinen Beschaffenheiten auf den Geist, nicht nach denjenigen, welche das Wort, in Uebereinstimmung mit dem individuellen Geiste der Sprache, auswählend zusammenfasst, die Schrift, die nur Zeichen des Zeichens seyn soll, wird zugleich Zeichen des Gegenstandes, und schwächt, indem sie seine unmittelbare Erscheinung in das Denken einführt, die Wirkung, welche das Wort gerade dadurch ausübt, dass es nur Zeichen seyn will. An Lebendigkeit kann die Sprache durch das Bild nicht gewinnen, da diese Gattung der Lebendigkeit nicht ihrer Natur entspricht, und die beiden verschiednen Thätigkeiten der Seele, die man hier zugleich anregen möchte, können nicht Verstärkung, sondern nur Zerstreuung der Wirkung zur Folge haben.

Dagegen scheint eine Figurenschrift, welche Begriffe bezeichnet, recht eigentlich die Idealität der Sprache zu befördern. Denn ihre willkührlich gewählten Zeichen haben ebensowenig, als die der Buchstaben, etwas, das den Geist zu zerstreuen vermöchte, und die innere Gesetzmässigkeit ihrer Bildung führt das Denken auf sich selbst zurück.

Dennoch wirkt auch eine solche Schrift gerade der idealen,

d. h. der die Aussenwelt in Ideen verwandelnden Natur der Sprache entgegen, wenn sie auch nach der strengsten Gesetzmässigkeit in allen ihren Theilen zusammengefügt wäre. Denn für die Sprache ist nicht bloss die sinnliche Erscheinung stoffartig, sondern auch das unbestimmte Denken, inwiefern es nicht fest und rein durch den Ton gebunden ist; denn es ermangelt der ihr wesentlich eigenthümlichen Form. Die Individualität der Wörter, in deren jedem immer noch etwas andres, als bloss seine logische Definition liegt, ist insofern an den Ton geheftet, als durch diesen unmittelbar in der Seele die ihnen eigenthümliche Wirkung geweckt wird. Ein Zeichen, das den Begriff aufsucht, und den Ton vernachlässigt, kann sie mithin nur unvollkommen ausdrücken. Ein System solcher Zeichen giebt nur die abgezognen Begriffe der äussren und innren Welt wieder; die Sprache aber soll diese Welt selbst, zwar in Gedankenzeichen verwandelt, aber in der ganzen Fülle ihrer reichen, bunten und lebendigen Mannigfaltigkeit enthalten.

Es hat aber auch nie eine Begriffsschrift gegeben, und kann keine geben, die rein nach Begriffen gebildet wäre, und auf die nicht die in bestimmte Laute gefassten Wörter der Sprache, für welche sie erfunden wurde, den hauptsächlichsten Einfluss ausgeübt hätten. Denn da die Sprache doch vor der Schrift da ist, so sucht dieselbe natürlich für jedes Wort ein Zeichen, und nimmt diese, wenn sie auch durch systematische Unterordnung unter ein Begriffssystem vom Laut unabhängige Geltung hätten, doch in dem Sinn der ihnen untergelegten Wörter. Daher ist jede Begriffsschrift immer zugleich eine Lautschrift, und ob sie, nebenher und in welchem Grade, auch als wahre Begriffsschrift gilt? hängt von dem Grade ab, in welchem der sie Gebrauchende die systematische Unterordnung ihrer Zeichen, den logischen Schlüssel ihrer Bildung, kennt und beachtet. Wer die den Wörtern entsprechenden Zeichen nur mechanisch kennt, besitzt in ihr nichts, als eine Lautschrift. Wenn eine solche Schrift auf eine andre Sprache übergeht, findet der gleiche Fall statt. Denn auch in dieser muss der Gebrauch, wenn die Schrift wirklich Schrift seyn soll, doch jedem Zeichen seine Geltung in Einem, oder mehreren bestimmten Wörtern anweisen. Die Schriftzeichen sind also in beiden Sprachen nur insofern gleichbedeutend, als es die ihnen untergelegten Wörter sind, und das Lesen des in einer beider Sprachen Geschriebnen wird für den dieser Sprache Unkundigen immer zu einem Uebersetzen, in welchem die Individualität der

Ursprache allemal aufgegeben wird. Es geht also bei dem Gebrauche Einer solchen Schrift unter verschiednen Nationen immer hauptsächlich nur der Inhalt über, die Form wird wesentlich verändert, und der unläugbare Vorzug einer Begriffsschrift, Nationen verschiedner Sprachen verständlich zu seyn, wiegt die Nachtheile nicht auf, welche sie von andren Seiten her mit sich führt.

Als Lautschrift ist eine Begriffsschrift unvollkommen, weil sie Laute für Wörter angiebt, mithin der Sprache allen Gewinn entzieht, der, wie wir sehen werden, aus der Lautbezeichnung der Wortelemente entspringt. Sie wirkt aber auch niemals rein als Lautschrift. Da man der Geltung und dem Zusammenhang ihrer Zeichen nach Begriffen nachgehen kann, den Gedanken, gleichsam mit Uebergehung des Lautes, unmittelbar bilden, so wird sie dadurch zu einer eignen Sprache, und schwächt den natürlichen, vollen und reinen Eindruck der wahren und nationellen. Sie ringt auf der einen Seite, sich von der Sprache überhaupt, wenigstens von einer bestimmten frei zu machen, und schiebt auf der andren dem natürlichen Ausdruck der Sprache, dem Ton, die viel weniger angemessene Anschauung durch das Auge unter. Sie handelt daher dem instinctartigen Sprachsinn des Menschen gerade entgegen, und zerstört, je mehr sie sich mit Erfolg geltend macht, die Individualität der Sprachbezeichnung, die allerdings nicht bloss in dem Laut einer jeden liegt, aber an denselben durch den Eindruck gebunden ist, den jede bestimmte Verknüpfung articulirter Töne unläugbar specifisch hervorbringt.

Das Bemühen, sich von einer bestimmten Sprache unabhängig zu machen, muss, da das Denken ohne Sprache einmal unmöglich ist, nachtheilig und verödend auf den Geist einwirken. Eine Begriffsschrift übt diese Nachtheile nur insofern nicht in dem hier geschilderten Grade aus, als ihr System nicht consequent durchgeführt ist, und als sie im Gebrauch phonetisch aufgenommen wird.

Die Buchstabenschrift ist von diesen Fehlern frei, einfaches, durch keinen Nebenbegriff zerstreuendes Zeichen des Zeichens, die Sprache überall begleitend, ohne sich ihr vorzudrängen, oder zur Seite zu stellen, nichts hervorrufend, als den Ton, und daher die natürliche Unterordnung bewahrend, in welcher der Gedanke nach dem durch den Ton gemachten Eindruck angeregt werden, und die Schrift ihn nicht an sich, sondern in dieser bestimmten Gestalt festhalten soll.

Durch dies enge Anschliessen an die eigenthümliche Natur

der Sprache verstärkt sie gerade die Wirkung dieser, indem sie auf die prangenden Vorzüge des Bildes und Begriffsausdrucks Verzicht leistet. Sie stört die reine Gedankennatur der Sprache nicht, sondern vermehrt vielmehr dieselbe durch den nüchternen Gebrauch an sich bedeutungsloser Züge, und läutert und erhöht ihren sinnlichen Ausdruck, indem sie den im Sprechen verbundnen Laut in seine Grundtheile zerlegt, den Zusammenhang derselben unter einander, und in der Verknüpfung zum Wort anschaulich macht, und durch die Fixirung vor dem Auge auch auf die hörbare Rede zurückwirkt.

An diese Spaltung des verbundnen Lauts, als an das Wesen der Buchstabenschrift haben wir uns daher zu halten, wenn wir den inneren Einfluss derselben auf die Sprache beurtheilen wollen.

Die Rede bildet im Geiste des Sprechenden, bis sie einen Gedanken erschöpft, ein verbundnes Ganzes, in welchem erst die Reflexion die einzelnen Ahschnitte aufsuchen muss. Dies erfährt man vorzüglich bei der Beschäftigung mit den Sprachen ungebildeter Nationen. Man muss theilen und theilen, und immer mistrauisch bleiben, ob das einfach Scheinende nicht auch noch zusammengesetzt ist. Gewissermassen ist freilich dasselbe auch bei den hochgebildeten der Fall, allein auf verschiedne Weise; bei diesen nur etymologisch zum Behuf der Einsicht in die Wortentstehung, bei jenen grammatisch und syntaktisch zum Behuf der Einsicht in die Verknüpfung der Rede. Das Verbinden des zu Trennenden ist allemal Eigenschaft des ungeübten Denkens und Sprechens; von dem Kinde und dem Wilden erhält man schwer Wörter, statt Redensarten. Die Sprachen von unvollkommnerem Bau überschreiten auch leicht das Mass dessen, was in einer grammatischen Form verbunden seyn darf. Die logische Theilung, welche die Gedankenverknüpfung auflöst, geht aber nur bis auf das einfache Wort. Die Spaltung dieses ist das Geschäft der Buchstabenschrift. Eine Sprache, die sich einer andren Schrift bedient, vollendet daher das Theilungsgeschäft der Sprache nicht, sondern macht einen Stillstand, wo die Vervollkommnung der Sprache weiter zu gehen gebietet.

Zwar ist die Aufsuchung der Lautelemente auch ohne den Gebrauch der Buchstabenschrift denkbar, und die Chinesen besitzen namentlich eine Analyse der verbundnen Laute, indem sie die Zahl und Verschiedenheit ihrer Anfangs- und End-Articulationen und ihrer Wortbetonungen bestimmt und genau angeben. Da

aber nichts weder in der gewöhnlichen Sprache, noch in der Schrift (insofern sie nemlich wirklich Zeichenschrift ist, da die Chinesen bekanntlich dieser auch Lautbezeichnung beimischen) zu dieser Analyse nöthigt, so kann sie schon darum nicht so allgemein seyn. Da ferner der einzelne Ton (Consonant und Vocal) nicht durch ein nur ihm angehörendes Zeichen isolirt dargestellt, sondern nur den Anfängen und Endigungen verbundner Laute abgehört wird, so ist die Darstellung des Tonelements nie so rein und anschaulich, als durch die Buchstabenschrift, und die Lautanalyse, wenn ihr auch nichts an Vollständigkeit und Genauigkeit abgienge, macht nicht auf den Geist den Eindruck einer rein vollendeten Sprachtheilung. Bei der inneren Wirkung der Sprachen aber, welche allein ihre wahren Vorzüge bestimmt, kommt Alles auf das volle und reine Wirken jedes Eindrucks an, und der geringste, im äusseren Erfolg gar nicht bemerkbare Mangel an einem von beiden ist von Erheblichkeit. Das alphabetische Lesen und Schreiben dagegen nöthigt in jedem Augenblick zum Anerkennen der zugleich dem Ohr und dem Auge fühlbaren Lautelemente, und gewöhnt an die leichte Trennung und Zusammensetzung derselben; es macht daher eine vollendet richtige Ansicht der Theilbarkeit der Sprache in ihre Elemente in eben dem Grade allgemein, in welchem es selbst über die Nation verbreitet ist.

Zunächst äussert sich diese berichtigte Ansicht in der Aussprache, die, durch das Erkennen und Ueben der Lautelemente in abgesonderter Gestalt, befestigt und geläutert wird. So wie für jeden Laut ein Zeichen gegeben ist, gewöhnen sich das Ohr und die Sprachorgane, ihn immer genau auf dieselbe Weise zu fordern und wiederzugeben; zugleich wird er, mit Abschneidung des unbestimmten Tönens, mit dem, im ungebildeten Sprechen, ein Laut in den andren überfliesst, schärfer und richtiger begränzt. Diese reinere Aussprache, die feine Ausbildung des Ohrs und der Sprachwerkzeuge ist schon an sich, und in ihrer Wirkung auch auf das Innre der Sprache von der äussersten Wichtigkeit; die Absonderung der Lautelemente übt aber auch einen noch tiefer in das Wesen der Sprache eingehenden Einfluss aus.

Sie führt nemlich der Seele die Articulation der Töne vor, indem sie die articulirten Töne vereinzelt und bezeichnet. Die alphabetische Schrift thut dies klarer und anschaulicher, als es auf irgend einem andren Wege geschehen könnte, und man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, dass durch das Alphabet einem

Volke eine ganz neue Einsicht in die Natur der Sprache aufgeht. Da die Articulation das Wesen der Sprache ausmacht, die ohne dieselbe nicht einmal möglich seyn würde, und der Begriff der Gliederung sich über ihr ganzes Gebiet, auch wo nicht bloss von Tönen die Rede ist, erstreckt; so muss die Versinnlichung und Vergegenwärtigung des gegliederten Tons vorzugsweise mit der ursprünglichen Richtigkeit und der allmählichen Entwicklung des Sprachsinnes in Zusammenhang stehen. Wo dieser stark und lebendig ist, wird ein Volk aus eignem Drange der Erfindung des Alphabets entgegengehen, und wo ein Alphabet einer Nation von der Fremde her zukommt, wird es die Sprachausbildung in ihr befördern und beschleunigen.

Obgleich der articulirte Laut körperlich und instinctartig hervorgebracht ist, so stammt sein Wesen doch eigentlich nur aus der inneren Seelenanlage zur Sprache, die Sprachwerkzeuge besitzen bloss die Fähigkeit, sich dem Drange dieser gemäss zu gestalten. Eine Definition des articulirten Lauts, bloss nach seiner physischen Beschaffenheit, ohne die Absicht oder den Erfolg seiner Hervorbringung darin aufzunehmen, scheint mir daher unmöglich. Er ist ein sich einzeln abschneidender Laut, nicht ein verbundnes und vermischtes Tönen oder Schmettern, wie die meisten Gefühllaute. Sein charakteristischer Unterschied liegt nicht, musikalisch, in der Höhe und Tiefe, da er durch die ganze Tonleiter hindurch angestimmt werden kann. Derselbe beruht ebensowenig auf der Dehnung und Verkürzung, Helligkeit oder Dumpfheit, Härte oder Weiche, da diese Verschiedenheiten theils Eigenschaften aller articulirten Töne seyn können, theils Gattungen derselben bilden. Versucht man nun aber die Unterschiede zwischen *a* und *e*, *p* und *k* u. s. w. auf einen allgemeinen sinnlichen Begriff zurückzuführen, so ist mir wenigstens bis jetzt dies immer mislungen. Es bleibt nichts übrig, als überhaupt zu sagen, dass diese Töne, unabhängig von jenen Kennzeichen, dennoch specifisch verschieden sind, oder dass ihr Unterschied aus einem bestimmten Zusammenwirken der Organe entsteht, oder eine andre ähnliche Beschreibung zu versuchen, die aber nie eine wahre Definition giebt. Erschöpfend und ausschliessend wird ihr Wesen immer nur dadurch geschildert, dass man ihnen die Eigenschaft zuschreibt, unmittelbar durch ihr Ertönen Begriffe hervorzubringen, indem theils jeder einzelne dazu gebildet ist, theils die Bildung des einzelnen eine in bestimmbaren Classen bestimmbare Anzahl

gleichartiger, aber specifisch verschiedner möglich macht und fordert, welche nothwendige oder willkührliche Verbindungen mit einander einzugehen geeignet sind. Hierdurch ist jedoch nicht mehr gesagt, als dass articulirte Laute Sprachlaute und umgekehrt sind.

Die Sprache aber liegt in der Seele, und kann sogar bei widerstrebenden Organen und fehlendem äusseren Sinn hervorgebracht werden. Dies sieht man bei dem Unterrichte der Taubstummen, der nur dadurch möglich wird, dass der innere Drang der Seele, die Gedanken in Worte zu kleiden, demselben entgegenkommt, und vermittelst erleichternder Anleitung den Mangel ersetzt, und die Hindernisse besiegt. Aus der individuellen Beschaffenheit dieses Dranges, verständliche Laute hervorzubringen, aus der Individualität des Lautgefühls (überhaupt in Hinsicht des Lautes, als solchen, des musikalischen Tons und der Articulation), und endlich aus der Individualität des Gehörs und der Sprachwerkzeuge entsteht das besondre Lautsystem jeder Sprache, und wird, sowohl durch seine ursprüngliche Gleichartigkeit mit der ganzen Sprachanlage des Individuums, als in seinen tausendfachen, einzeln gar nicht zu verfolgenden Einflüssen auf alle Theile des Sprachbaues, die Grundlage der besondren Eigenthümlichkeit der ganzen Sprache selbst. Die aus der Seele heraustönende specifische Sprachanlage verstärkt sich in ihrer Eigenthümlichkeit, indem sie wieder ihr eignes Tönen, als etwas fremdes Erklingendes, vernimmt.

Wenn gleich jede wahrhaft menschliche Thätigkeit der Sprache bedarf, und diese sogar die Grundlage aller ausmacht, so kann doch eine Nation die Sprache mehr oder weniger eng in das System ihrer Gedanken und Empfindungen verweben. Es beruht dies auch nicht bloss, wie man wohl zuweilen zu glauben pflegt, auf ihrer Geistigkeit überhaupt, ihrer mehr oder weniger sinnigen Richtung, ihrer Neigung zu Wissenschaft und Kunst, noch weniger auf ihrer Cultur, einem höchst vieldeutigen, und mit der grössesten Behutsamkeit zu brauchenden Worte. Eine Nation kann in allen diesen Rücksichten vorzüglich seyn, und dennoch der Sprache kaum das ihr gebührende Recht einräumen.

Der Grund davon liegt in Folgendem. Wenn man sich das Gebiet der Wissenschaft und Kunst auch völlig abgesondert von Allem denkt, was sich auf die Anordnung des physischen Lebens

bezieht, so giebt es für den Geist doch mehrere Wege dahin zu gelangen, von denen nicht jeder die Sprache gleich stark und lebendig in Anspruch nimmt. Diese lassen sich theils nach Gegenständen der Erkenntniss bestimmen, wobei ich nur an die bildende Kunst und die Mathematik zu erinnern brauche, theils nach der Art des geistigen Triebes, der mehr die sinnliche Anschauung suchen, trocknem Nachdenken nachhängen, oder sonst eine, nicht der ganzen Fülle und Feinheit der Sprache bedürfende Richtung nehmen kann.

Zugleich liegt, wie schon oben bemerkt ist, auch in der Sprache ein Doppeltes, durch welches das Gemüth nicht immer in der nothwendigen Vereinigung berührt wird; sie bildet Begriffe, führt die Herrschaft des Gedanken in das Leben ein, und thut es durch den Ton. Die geistige Anregung, die sie bewirkt, kann dahin führen, dass man, vorzugsweise von dem Gedanken getroffen, ihn zugleich auf einem andren, unmittelbareren Wege, entweder sinnlicher, oder reiner, unabhängiger von einem, als zufällig erscheinenden Schall, aufzufassen versucht; alsdann wird das Wort nur als Nebenhülfe behandelt. Es kann aber auch gerade der in Töne gekleidete Gedanke die Hauptwirkung auf das Gemüth ausüben, gerade der Ton, zum Worte geformt, begeistern, und alsdann ist die Sprache die Hauptsache, und der Gedanke erscheint nur als hervorspriessend aus ihr, und untrennbar in sie verschlungen.

Wenn man daher die Sprachen mit der Individualität der Nationen vergleicht, so muss man zwar zuerst die geistige Richtung derselben überhaupt, nachher aber immer vorzüglich den eben erwähnten Unterschied beachten, die Neigung zum Ton, das feine Unterscheidungsgefühl seiner unendlichen Anklänge an den Gedanken, die leise Regsamkeit, durch ihn gestimmt zu werden, dem Gedanken tausendfache Formen zu geben, auf welche, gerade weil sie in der Fülle seines sinnlichen Stoffes ihre Anregung finden, der Geist von oben herab, durch Gedankeneintheilung nie zu kommen vermöchte. Es liesse sich leicht zeigen, dass diese Richtung für alle geistige Thätigkeiten die am gelingendsten zum Ziel führende seyn muss, da der Mensch nur durch Sprache Mensch, und die Sprache nur dadurch Sprache ist, dass sie den Anklang zu dem Gedanken allein in dem Wort sucht. Wir können aber dies für jetzt übergehen, und nur dabei stehen bleiben, dass die Sprache wenigstens auf keinem Wege eine

grössere Vollkommenheit erlangen kann, als auf diesem. Was nun die Articulation der Laute, oder, wie man sie auch nennen kann, ihre gedankenbildende Eigenschaft hervorhebt, und ins Licht stellt, wird in dieser geistigen Stimmung begierig gesucht oder ergriffen werden, und so muss die Buchstabenschrift, welche die Articulation der Laute, zuerst bei dem Aufzeichnen, hernach bei allgemein werdender Gewohnheit, bei dem innersten Hervorbringen der Gedanken, der Seele unablässig vorführt, in dem engsten Zusammenhange mit der individuellen Sprachanlage jeder Nation stehen. Auch erfunden oder gegeben, wird sie ihre volle und eigenthümliche Wirkung nur da ausüben, wo ihr die dunkle Empfindung des Bedürfnisses nach ihr schon vorangieng.

So unmittelbar an die innerste Natur der Sprache geknüpft, übt sie nothwendig ihren Einfluss auf alle Theile derselben aus, und wird von allen Seiten her in ihr gefordert. Ich will jedoch nur an zwei Punkte erinnern, mit welchen ihr Zusammenhang vorzüglich einleuchtend ist, an die rhythmischen Vorzüge der Sprachen, und die Bildung der grammatischen Formen.

Ueber den Rhythmus ist es in dieser Beziehung kaum nöthig, etwas hinzuzufügen. Das reine und volle Hervorbringen der Laute, die Sonderung der einzelnen, die sorgfältige Beachtung ihrer eigenthümlichen Verschiedenheit kann da nicht entbehrt werden, wo ihr gegenseitiges Verhältniss die Regel ihrer Zusammenreihung bildet. Es hat gewiss rhythmische Dichtung bei allen Nationen vor dem Gebrauch einer Schrift gegeben, auch regelmässig sylbenmessende bei einigen, und bei wenigen, vorzüglich glücklich organisirten hohe Vortreflichkeit in dieser Behandlung. Es muss diese aber unläugbar durch das Hinzukommen des Alphabetes gewinnen, und vor dieser Epoche zeugt sie selbst schon von einem solchen Gefühl der Natur der einzelnen Sprachlaute, dass eigentlich nur das Zeichen dafür noch mangelt, wie auch in andren Bestrebungen der Mensch oft erst von der Hand des Zufalls den sinnlichen Ausdruck für dasjenige erwarten muss, was er geistig längst in sich trägt. Denn bei der Würdigung des Einflusses der Buchstabenschrift auf die Sprache ist vorzüglich das zu beachten, dass auch in ihr eigentlich zweierlei liegt, die Sonderung der articulirten Laute, und ihre äussren Zeichen. Wir haben schon oben, bei Gelegenheit der Chinesen, bemerkt, und die Behauptung lässt sich, unter Umständen, auch auf wahrhaft alphabetische Schrift ausdehnen, dass nicht jeder

Gebrauch einer Lautbezeichnung den entscheidenden Einfluss auf die Sprache hervorbringt, den die Auffassung der Buchstabenschrift in ihrem wahren Geist einer Nation und ihrer Sprache allemal zusichert. Wo dagegen, auch noch ohne den Besitz alphabetischer Zeichen, durch die hervorstechende Sprachanlage eines Volks jene innere Wahrnehmung des articulirten Lauts (gleichsam der geistige Theil des Alphabets) vorbereitet und entstanden ist, da geniesst dasselbe, schon vor der Entstehung der Buchstabenschrift, eines Theils ihrer Vorzüge.

Daher sind Sylbenmasse, die sich, wie der Hexameter und der sechzehnsylbige Vers der Slocas aus dem dunkelsten Alterthum her auf uns erhalten haben, und deren blosser Sylbenfall noch jetzt das Ohr in einen unnachahmlichen Zauber wiegt, vielleicht noch stärkere und sichrere Beweise des tiefen und feinen Sprachsinns jener Nationen, als die Ueberbleibsel ihrer Gedichte selbst. Denn so eng auch die Dichtung mit der Sprache verschwistert ist, so wirken doch natürlich mehrere Geistesanlagen zusammen auf sie; die Auffindung einer harmonischen Verflechtung von Sylben-Längen und Kürzen aber zeugt von der Empfindung der Sprache in ihrer wahren Eigenthümlichkeit, von der Regsamkeit des Ohrs und des Gemüths, durch das Verhältniss der Articulationen dergestalt getroffen und bewegt zu werden, dass man die einzelnen in den verbundnen unterscheidet, und ihre Tongeltung bestimmt und richtig erkennt.

Dies liegt allerdings zum Theil auch in dem, der Sprache nicht unmittelbar angehörenden musikalischen Gefühl. Denn der Ton besitzt die glückliche Eigenthümlichkeit, das Idealische auf zwei Wegen, durch die Musik und die Sprache, berühren, und diese beiden mit einander verbinden zu können, woher der von Worten begleitete Gesang wohl unbestreitbar im ganzen Gebiete der Kunst, weil sich zwei ihrer bedeutendsten Formen in ihm vereinen, die vollste und erhebendste Empfindung hervorbringt. Je lebendiger aber jene Sylbenmasse auch für die musikalische Anlage ihrer Erfinder sprechen, desto mehr zeugen sie von der Stärke ihres Sprachsinnes, da gerade durch sie dem articulirten Laut, also der Sprache, neben der hinreissenden Gewalt der Musik, sein volles Recht erhalten wird. Denn die antiken Sylbenmasse unterscheiden sich eben dadurch am allgemeinsten von den modernen, dass sie, auch in dem musikalischen Ausdruck, den Laut immer wahrhaft als Sprachlaut behandeln, die wieder-

kehrende, vollständige oder unvollständige Gleichheit verbundner Laute (Reim und Assonanz), die auf den blossen Klang hinausläuft, verschmähen, und nur sehr selten die Sylben gegen ihre Natur, bloss der Gewalt des Rhythmus gehorchend, zu dehnen oder zu verkürzen erlauben, sondern genau dafür sorgen, dass sie in ihrer natürlichen Geltung, klar und unverändert austönend, harmonisch zusammenklingen.

Die Beugung, auf welcher das Wesen der grammatischen Formen beruht, führt nothwendig auf die Unterscheidung und Beachtung der einzelnen Articulationen. Wenn eine Sprache nur bedeutsame Laute an einander knüpft, oder es wenigstens nicht versteht, die grammatischen Bezeichnungen mit den Wörtern fest zusammenzuschmelzen, so hat sie es nur mit Lautganzen zu thun, und wird nicht zu der Unterscheidung einer einzelnen Articulation, wie durch das Erscheinen des nemlichen, nur in seinen Beugungen verschiednen Wortes angeregt. So wie daher Feinheit und Lebendigkeit des Sprachsinnes zu festen grammatischen Formen führen, so befördern diese die Anerkennung des Alphabetes, als Lauts, welcher hernach leichter die Erfindung, oder fruchtbarere Benutzung der sichtbaren Zeichen folgt. Denn wo sich ein Alphabet zu einer grammatisch noch unvollkommneren Sprache gesellt, kann Beugung durch Hinzufügung und Umänderung einzelner Buchstaben gebildet, die vorhandne sichrer bewahrt, und die noch halb in Anfügung begriffne reiner abgeschieden werden.

Wodurch aber die Buchstabenschrift noch viel wesentlicher, obgleich nicht so sichtlich an einzelnen Beschaffenheiten erkennbar, auf die Sprache wirkt, ist dadurch, dass sie allein erst die Einsicht in die Gliederung derselben vollendet, und das Gefühl davon allgemeiner verbreitet. Denn ohne die Unterscheidung, Bestimmung und Bezeichnung der einzelnen Articulationen, werden nicht die Grundtheile des Sprechens erkannt, und der Begriff der Gliederung wird nicht durch die ganze Sprache durchgeführt. Jeden in einem Gegenstande liegenden Begriff aber vollständig durchzuführen, ist überhaupt und überall von der grössesten Wichtigkeit, und noch mehr da, wo der Gegenstand, wie die Sprache, ganz ideal ist, und wo, theils zugleich, theils nach einander, der Instinct handelt, das Gefühl ahndet, der Verstand einsieht, und die Verstandeseinsicht wieder auf das Gefühl, und dieses auf den Instinct berichtigend zurückwirkt. Die Folgen des Mangels

davon erstrecken sich weit über den unvollendet bleibenden Theil hinaus, bei den Sprachen ohne Buchstabenschrift, und ohne sichtbare Spuren eines nach derselben empfundnen Bedürfnisses, nicht bloss auf die richtige und vollständige Einsicht in die Articulation der Laute, sondern über die ganze Art ihres Baues und ihres Gebrauchs. Die Gliederung ist aber gerade das Wesen der Sprache; es ist nichts in ihr, das nicht Theil und Ganzes seyn könnte, die Wirkung ihres beständigen Geschäfts beruht auf der Leichtigkeit, Genauigkeit und Uebereinstimmung ihrer Trennungen und Zusammensetzungen. Der Begriff der Gliederung ist ihre logische Function, so wie die des Denkens selbst. Wo also, vermöge der Schärfe des Sprachsinnes, in einem Volk die Sprache in ihrer ächten, geistigen und tönenden Eigenthümlichkeit empfunden wird, da wird dasselbe angeregt, bis zu ihren Elementen, den Grundlauten, vorzudringen, dieselben zu unterscheiden und zu bezeichnen, oder mit andren Worten, Buchstabenschrift zu erfinden, oder sich darbietende begierig zu ergreifen.

Richtigkeit der intellectuellen Ansicht der Sprache, von Lebendigkeit und Feinheit zeugende Bearbeitung ihrer Laute, und Buchstabenschrift erheischen und befördern sich daher gegenseitig, und vollenden, vereint, die Auffassung und Bildung der Sprache in ihrer ächten Eigenthümlichkeit. Jeder Mangel an einem dieser drei Punkte wird in ihrem Bau, oder ihrem Gebrauche fühlbar, und wo die natürliche Einwirkung der Dinge nicht durch besondre Umstände Abweichungen erfährt, da darf man sie vereint, und noch verbunden mit Festigkeit grammatischer Formen und rhythmischer Kunst anzutreffen hoffen.

Die hier gemachte Einschränkung beugt dem Bestreben vor, dasjenige, was sich theoretisch ergiebt, nun auch durch die Geschichte der Völker (sollte man es ihr auch aufdringen müssen) sogleich beweisen, oder voreilig widerlegen zu wollen. Darum darf aber die Entwicklung aus blossen Begriffen, wenn sie nur sonst richtig und vollständig ist, nicht unnütz genannt werden. Sie muss vielmehr, wo es nur irgend angeht, die Prüfung der Thatsachen begleiten, und ihr die Punkte der Untersuchung bestimmen helfen. Nach dem im Vorigen über den Zusammenhang des Sprachbaues mit der Buchstabenschrift Gesagten, werden erschöpfende Untersuchungen über die Verbreitung der letzteren nicht von der Geschichte der Sprachen selbst getrennt werden dürfen, und es wird überall auf die Frage ankommen: ob es die

Beschaffenheit der Sprache, und die sich in ihr ausdrückende Sprachanlage der Nation, oder andre Umstände waren, welche wesentlich auf die Art der Erfindung oder Aneignung eines Alphabets einwirkten? inwiefern diese Entstehungsweise die Beschaffenheit desselben bestimmte oder veränderte, und welche Spuren es, bei allgemein gewordenem Gebrauch, in der Sprache zurückliess?

Es kann hier nicht meine Absicht seyn, nach der bis jetzt versuchten Entwicklung aus Ideen, noch in eine historische Untersuchung der Sprachen in Beziehung auf die Schriftmittel, deren sie sich bedienen, einzugehen. Nur um im Ganzen den behaupteten Zusammenhang zwischen der Buchstabenschrift und der Sprache auch an einer Thatsache zu erläutern, sey es mir erlaubt, diese Abhandlung mit einigen Betrachtungen über die Amerikanischen Sprachen in dieser Hinsicht zu beschliessen.

Man kann es als eine Thatsache annehmen, dass sich in keinem Theile Amerika's eine Spur einer Buchstabenschrift gezeigt hat, obgleich es bisweilen behauptet oder vermuthet worden ist. Unter den Mexicanischen Hieroglyphen findet sich zwar eine, zum Theil den Chinesischen Coua's ähnliche Gattung, die noch nicht genau erläutert ist, und dies, bei den wenigen vorhandnen Ueberbleibseln, auch wahrscheinlich nicht zulässt; wären aber darin auf irgend eine Weise Lautzeichen, so würden die Nachrichten, die wir über das Land und seine Geschichte besitzen, davon Spuren enthalten. Man könnte zwar hier die Einwendung machen, dass auch von Buchstabenzeichen in den Hieroglyphen das Alterthum schweigt. Allein hier ist der Fall durchaus anders. Dass Aegypten Buchstabenschrift besass, fieng nur in den allerneuesten Zeiten an bezweifelt zu werden, als man auch die demotische Schrift für Begriffszeichen erklärte, sonst gab es eine Menge von Zeugnissen, die es bewiesen, oder vermuthen liessen. Nur darüber stritt man, welche unter den Aegyptischen Schriftarten die alphabetische gewesen sey, oder suchte vielmehr den Sitz dieser bloss in der obengenannten demotischen.

Dass in Amerika ein Zustand früherer Cultur über die ältesten Anfänge der uns bekannten Geschichte hinaus untergegangen ist, beweist eine Reihe von Denkmälern, theils in Gebäuden, theils in künstlicher Bearbeitung des Erdbodens, die sich von den grossen Seen des nördlichen Theiles bis zur südlichsten Gränze Peru's erstrecken, von welchen ich zu einem andren Zweck theils aus der

Reise meines Bruders, der ihre Gränzen, die Mittelpunkte dieser Civilisation, und den Strich, dem sie folgt, genau angiebt, und die Ursachen des letzteren sehr glücklich nachweist, theils aus andren Quellen, vorzüglich den Werken der ersten Eroberer, ein Verzeichniss zusammengetragen habe.

Meine Aufmerksamkeit bei der Untersuchung der Amerikanischen Sprachen ist daher immer zugleich darauf gerichtet gewesen, ob ihr Bau Spuren des Gebrauchs verloren gegangner Alphabete an sich trage? Ich habe jedoch nie dergleichen angetroffen: vielmehr ist der Organismus dieser Sprachen gerade von der Art, dass man, von den obigen allgemeinen Betrachtungen über den Zusammenhang der Sprache mit der Buchstabenschrift ausgehend, recht füglich begreifen kann, dass weder sie zur Erfindung eines Alphabets führten, noch auch, wenn sich ein solches dargeboten hätte, eine mehr als gleichgültige Aneignung desselben erfolgt seyn würde. Die Aufnahme der nach Amerika gekommenen Europaeischen Schrift beweist indess freilich hierfür nichts. Denn die unglücklichen Nationen wurden gleich so niedergedrückt, und ihre edelsten Stämme grossentheils dergestalt ausgerottet, dass an keine freie, wenigstens keine geistige nationelle Thätigkeit zu denken war. Einige Mexicaner ergriffen aber wirklich das neue Aufzeichnungsmittel, und hinterliessen Werke in der einheimischen Sprache.

Alle Vortheile des Gebrauchs der Buchstabenschrift beziehen sich, wie im Vorigen gezeigt ist, hauptsächlich auf die Form des Ausdrucks, und vermittelst dieser, auf die Entwicklung der Begriffe, und die Beschäftigung mit Ideen. Darin liegt ihre Wirkung, daraus entspringt das Bedürfniss nach ihr. Gerade die Form des Gedankens aber wird durch den Bau der Amerikanischen Sprachen, die zwar bei weitem nicht die bisweilen behauptete, aber doch, und eben hierin, eine auffallende Gleichartigkeit haben, nicht vorzüglich begünstigt, oft durchaus vernachlässigt, und die Amerikanischen Volksstämme standen, auch bei der Eroberung, und in ihren blühendsten Reichen, nicht auf der Stufe, wo im Menschen der Gedanke, als überall herrschend, hervortritt.

An die Seltenheit und zum Theil den gänzlichen Mangel solcher grammatischer Bezeichnungen, die man ächte grammatische Formen nennen könnte, will ich hier nur im Vorbeigehen noch einmal erinnern. Aber ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich auch die nur durch höchst seltne Abweichungen unter-

brochne strenge und einförmige Analogie dieser Sprachen, die Häufung aller durch einen Begriff gegebnen Nebenbestimmungen, auch da, wo ihre Erwähnung nicht nothwendig ist, die vorherrschende Neigung zu dem besondren Ausdruck, statt des allgemeineren, hierher zähle. Der dauernde Gebrauch einer alphabetischen Schrift würde, wie es mir scheint, nicht nur diese Dinge abgeändert oder umgestaltet haben, sondern lebendigere nationelle Geistigkeit hätte sich auch dieser unbehülflichen Fesseln zu entledigen gewusst, die Begriffe in ihrer Allgemeinheit aufgefasst, die in dem Gedanken und der Sprache liegende Gliederung energischer und angemessner angewandt, und den Drang gefühlt, das ängstliche Aufbewahren der Sprache im Gedächtniss durch Zeichen für das Auge zu sichern, damit die Reflexion ruhiger über ihr walten, und der Gedanke sich in festeren, aber mannigfaltiger wechselnden und freieren Formen bewegen könne. Denn wenn die Buchstabenschrift nicht die Bevölkerung Amerika's begleitet hatte (insofern man nemlich überhaupt eine von der Fremde her annimmt), so waren die Amerikanischen Nationen wohl nur auf eigne Erfindung derselben zurückgewiesen, und da diese mit ungemeinen Schwierigkeiten verbunden ist, so mag die lange Entbehrung einer Buchstabenschrift nicht unbedeutend auf den Bau ihrer Sprachen eingewirkt haben. Diese Einwirkung konnte auch noch dadurch besonders modificirt werden, dass auch die Gattung der Schrift, welche einige Amerikanische Völker wirklich besassen, nicht von der Art war, bedeutenden Einfluss auf die Sprache und das Gedankensystem auszuüben.

Ich berühre jedoch dies nur im Vorbeigehn, da, um wirklich darauf fussen zu können, es eine Vergleichung der Sprachen Amerika's mit denen der Völkerstämme andrer Welttheile, die sich gleichfalls keiner Schriftzeichen bedienen, und mit der Chinesischen, der wenigstens alphabetische fremd sind, nothwendig machen würde, zu welcher hier nicht der Ort ist.

Dagegen liegt es den hier anzustellenden Betrachtungen näher, und leuchtet von selbst ein, dass lange Entbehrung der Schrift die regelmässige Einförmigkeit des Sprachbaues, die man fälschlich für einen Vorzug hält, befördert. Abweichungen werden dem Gedächtniss mühevoller aufzubewahren, vorzüglich wenn noch nicht hinreichendes Nachdenken über die Sprache erwacht ist, um ihre inneren Gründe zu entdecken und zu würdigen, oder nicht genug Forschungsgeist, ihre bloss geschichtlichen aufzusuchen.

Das Vorherrschen des Gedächtnisses gewöhnt auch die Seele an das Hervorbringen der Gedanken in möglichst gleichem Gepräge, und der auf genaue Sprachuntersuchung gerichteten Aufmerksamkeit endlich sind die Fälle nicht fremd, wo die Schrift selbst, das Aneinanderreihen der Buchstaben, Abkürzungen und Veränderungen hervorbringt.

Man darf hiermit nicht verwechslen, dass die Schrift den Formen auch mehr Festigkeit, und dadurch in andrer Rücksicht mehr Gleichförmigkeit giebt. Dadurch wirkt sie vorzüglich nur der Spaltung in zu vielfältige Mundarten entgegen, und schwerlich würden sich, bei anhaltendem Schriftgebrauch, die den meisten Amerikanischen Sprachen eignen Verschiedenheiten der Ausdrücke der Männer und Weiber, Kinder und Erwachsnen, Vornehmen und Geringen erhalten haben. In demselben Stamm und derselben Classe zeigen sonst gerade die Amerikanischen Nationen ein bewunderungswürdiges Festhalten der gleichen Formen durch die blosse Ueberlieferung. Man hat Gelegenheit, dies durch die Vergleichung der Schriften der in die ersten Zeiten der Europaeischen Ansiedelungen fallenden Missionarien mit der heutigen Art zu sprechen zu bemerken. Vorzüglich bietet sich dieselbe bei den Nordamerikanischen Stämmen dar, da man sich in den Vereinigten Staaten (und jetzt leider nur dort) auf eine höchst beifallswürdige Weise um die Sprache und das Schicksal der Eingebornen bemüht. Es wäre indess sehr zu wünschen, dass sich die Aufmerksamkeit noch bestimmter auf diese Vergleichung derselben Mundarten in verschiednen Zeiten richtete. Die durch die Schrift hervorgebrachte Festigkeit ist daher mehr ein Verallgemeinern der Sprache, welches nach und nach in die Bildung eines eignen Dialects übergeht, und sehr verschieden von der Durchführung Einer Regel durch eine Menge zwar ähnlicher, doch, Begriff und Ton genau beachtet, nicht immer ganz gleicher Fälle, von der wir oben redeten.

Alles hier Gesagte findet auch auf das Zusammenhäufen zu vieler Bestimmungen in Einer Form Anwendung, und wenn man den Gründen tiefer nachgeht, so hängen die hier erwähnten Erscheinungen sämmtlich von der mehr, oder weniger stark und eigenthümlich auf die Sprache gerichteten Regsamkeit des Geistes ab, von welcher die Schrift zugleich Beweis und befördernde Ursach ist. Wo diese Regsamkeit mangelt, zeigt es sich in dem unvollkommneren Sprachbau; wo sie herrscht, erfährt dieser eine

heilsame Umformung, oder kommt von Anfang an nicht zum Vorschein. Mit dem einen und andren Zustande aber ist die Schrift, das Bedürfniss nach ihr, die Gleichgültigkeit gegen sie, in beständiger Verbindung.

Bei der Aufzählung der Ursachen der Eigenthümlichkeit der Amerikanischen Sprachen darf man aber auch die oben erwähnte Gleichartigkeit derselben, so wie die Absonderung Amerika's von den übrigen Welttheilen nicht vergessen. Selbst wo entschieden verschiedne Sprachen ganz nahe bei einander waren, wie im heutigen Neu-Spanien, habe ich in ihrem Bau nie eine belebende oder gestaltende Einwirkung der einen auf die andre an irgend einer sichren Spur bemerken können. Die Sprachen vorzüglich gewinnen aber an Kraft, Reichthum und Gestaltung durch das Zusammenstossen grosser und selbst contrastirender Verschiedenheit, da auf diesem Wege ein reicherer Gehalt menschlichen Daseyns, schon zu Sprache geformt, in sie übergeht. Denn dies nur ist ihr realer Gewinn, der in ihnen, wie in der Natur, aus der Fülle schaffender Kräfte entsteht, ohne dass der Verstand die Art dieses Schaffens ergründen kann, aus der Anschauung, der Einbildungskraft, dem Gefühl. Nur von diesen hat sie Stoff und Bereicherung zu erwarten; von der Bearbeitung durch den Verstand, wenn dieselbe darüber hinausgeht, dem Stoff seine volle Geltung in klarem und bestimmtem Denken zu verschaffen, eher Trockenheit und Dürftigkeit zu fürchten. Die Schrift nun kann sich leichter verbreiten, selbst leichter entstehen, wo verschiedne Völkereigenthümlichkeit sich lebendig gegeneinander bewegt; einmal entstanden und ausgebildet, kann sie aber auch, wie die logische Bearbeitung, zu der sie am mächtigsten mitwirkt, der Lebendigkeit der Sprache, und ihrer Einwirkung auf den Geist nachtheilig werden.

Bei den Amerikanischen Völkerstämmen lag aber dasjenige, was sie, da ihnen Buchstabenschrift einmal nicht von aussen zugekommen war, von derselben fern hielt, freilich vorzüglich noch im Mangel geistiger Bildung, ja nur intellectueller Richtung überhaupt. Davon geben die Mexicaner ein auffallendes Beispiel. Sie besassen, wie die Aegyptier, Hieroglyphen-Bilder und Schrift, machten aber nie die beiden wichtigen Schritte, wodurch jenes Volk der alten Welt gleich seine tiefe Geistigkeit bewies, die Schrift von dem Bilde zu sondern, und das Bild als sinniges Symbol zu behandeln, Schritte, welche, aus der geistigen Individualität des

Volks entspringend, der ganzen Aegyptischen Schrift ihre bleibende Form gaben, und die man, wie es mir scheint, nicht als bloss stufenweis fortgehende Entwicklung des Gebrauchs der Bilderschrift ansehen darf, sondern die geistigen Funken gleichen, die, plötzlich umgestaltend, in einer Nation oder einem Individuum sprühen. Die Mexicanische Hieroglyphik gelangte ebensowenig zur Kunstform. Und doch scheinen mir die Mexicaner unter den uns bekannt gewordnen Amerikanischen Nationen an Charakter und Geist die vorzüglichsten zu seyn, und namentlich die Peruaner weit übertroffen zu haben, so wie ich auch glaube, die Vorzüge ihrer Sprache vor der Peruanischen beweisen zu können. Die Grässlichkeit ihrer Menschenopfer zeigt sie allerdings in einer unglaublich rohen und abschreckenden Gestalt. Allein die kalte Politik, mit welcher die Peruaner, nach blossen Einfällen ihrer Regenten, unter dem Schein weiser Bevormundung, ganze Nationen ihren Wohnsitzen entrissen, und blutige Kriege führten, um, soweit sie zu reichen vermochten, den Völkern das Gepräge ihrer mönchischen Einförmigkeit aufzudrücken, ist kaum weniger grausam zu nennen. In der Mexicanischen Geschichte ist regere und individuellere Bewegung, die, wenn auch die Leidenschaften Rohheit verrathen, sich doch, bei hinzukommender Bildung, zu höherer Geistigkeit erhebt. Die Ansiedlung der Mexicaner, die Reihe ihrer Kämpfe mit ihren Nachbarn, die siegreiche Erweiterung ihres Reichs erinnert an die Römische Geschichte. Von dem Gebrauch ihrer Sprache in Dichtkunst und Beredsamkeit lässt sich nicht genau urtheilen, da, was auch von Reden, im Rath und bei häuslichen Veranlassungen, in den Schriftstellern vorkommt, schwerlich hinlänglich treu aufgefasst ist. Allein es lässt sich sehr wohl denken, dass, vorzüglich in den politischen, dem Ausdruck weder Scharfsinn, noch Feuer, noch hinreissende Gewalt jeder Empfindung gefehlt haben mag. Findet sich doch dies alles noch in unsren Tagen in den Reden der Häuptlinge der Nord-Amerikanischen wilden Horden, deren Aechtheit nicht zu bezweifeln scheint, und wo diese Vorzüge gerade nicht können aus dem Umgange mit Europaeern abgeleitet werden. Da Alles, was den Menschen bewegt, in seine Sprache übergeht, so muss man wohl die Stärke und Eigenthümlichkeit der Empfindungsweise und des Charakters im Leben überhaupt von der intellectuellen Richtung und der Neigung zu Ideen unterscheiden. Beides strahlt in dem Ausdruck wieder, aber auf die Gestaltung und den Bau der Sprache kann

doch, ohne das letztere, nicht mächtig und dauernd gewirkt werden.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass, wenn auch das Mexicanische und Peruanische Reich noch Jahrhunderte hindurch unerobert von Fremden bestanden hätte, diese Nationen doch nicht würden aus sich selbst zur Buchstabenschrift gelangt seyn. Die Bilderschrift und die Knotenschnüre, welche beide besassen, von welchen aber, aus noch nicht gehörig klar gewordenen Ursachen, jene bei den Mexicanern, diese bei den Peruanern ausschliesslich im Staats- und eigentlichen Nationalgebrauch blieben, erfüllten die äussren Zwecke der Gedanken-Aufzeichnung, und ein innres Bedürfniss nach vollkommneren Mitteln wäre schwerlich erwacht.

Ueber die Knotenschnüre, die auch in andren Gegenden Amerika's, ausserhalb Peru und Mexico, üblich waren, und die auf Vermuthungen eines Zusammenhanges der Bevölkerung Amerika's mit China, so wie die Hieroglyphen mit Aegypten geführt haben, werde ich an einem andren Orte die Nachrichten, die sich von ihnen finden, zusammenstellen. Sie sind allerdings sehr mangelhaft, aber doch hinreichend, einen bestimmteren und genaueren Begriff von dieser Gattung von Zeichen zu geben, als man durch Robertson's,[1]) und andrer neuerer Schriftsteller Berichte erhält. Ihre Bedeutung lag in der Zahl ihrer Knoten, der Verschiedenheit ihrer Farben, und vermuthlich auch der Art ihrer Verschlingung. Diese Bedeutung war jedoch wohl nicht überall dieselbe, sondern verschieden nach den Gegenständen, und man musste vermuthlich, um sie zu erkennen, wissen, von wem die Mittheilung herrührte, und was sie betraf. Denn es waren auch der Aufbewahrung dieser Schnüre, nach der Verschiedenheit der Verwaltungszweige, verschiedne Beamte vorgesetzt. Ihre Entzifferung endlich war künstlich, und sie bedurften eigener Ausleger. Sie scheinen daher im Allgemeinen mit den Kerbstöcken in Eine Classe zu gehören, allein durch einen Grad sehr hoher Vervollkommnung künstliche Mittel, zuerst, mnemonisch, der Erinnerung, hernach, wenn der Schlüssel des Zusammenhanges der Zeichen mit dem Bezeichneten bekannt war, der Mittheilung gewesen zu seyn. Es bleibt nur zweifelhaft, in welchem Grade sie sich von subjectiven Verabredungen für bestimmte und genau bedingte Fälle zu wirklichen Gedankenzeichen erhoben. Dass sie

---

[1]) *Im vierten Buch seiner* „History of America".

beides zugleich waren, ist offenbar, da z. B. in denjenigen, durch welche die Richter von der Art und Menge der verhängten Bestrafungen Nachricht gaben, die Farben der Schnüre die Verbrechen, die Knoten die Arten der Strafen andeuteten. Ob aber in ihnen auch ein allgemeinerer Gedankenausdruck möglich war, ist nicht klar, und sehr zu bezweifeln, da die Verschlingung auch farbiger Schnüre keine hinlängliche Mannigfaltigkeit von Zeichen zu gewähren scheint.

Dagegen lagen in dieser Kunst der Knotenschnüre vielleicht besondre Methoden der Gedächtnisshülfe oder Mnemonik, wie sie auch dem classischen Alterthum nicht fremd waren. Diese scheinen bei den Peruanern wirklich üblich gewesen zu seyn. Denn es wird erzählt, dass Kinder, um ihnen von den Spaniern mitgetheilte Gebetsformeln zu behalten, farbige Steine an einander reiheten, also, nur mit andren Gegenständen, ein den Knotenschnüren ähnliches Verfahren beobachteten. In dieser Voraussetzung waren die Knotenschnüre allerdings Schrift im weitläufigeren Sinne des Worts, entfernten sich doch aber sehr von diesem Begriff, da das Verständniss bei der Mittheilung in der Entfernung auf der Kenntniss der äusseren Umstände beruhte, und wo sie zu geschichtlicher Ueberlieferung dienten, dem Gedächtniss doch die hauptsächlichste Arbeit blieb, der die Zeichen nur zu Hülfe kamen, die Fortpflanzung mündlicher Erklärung hinzutreten musste, und die Zeichen nicht eigentlich und vollständig (wie es die Schrift, wenn nur der Schlüssel ihrer Bedeutung gegeben ist, doch thun soll) den Gedanken durch sich selbst aufbewahrten.

Mit Sicherheit lässt sich jedoch hierüber kein Urtheil fällen. Ich bin auch nur darum in die vermuthliche Beschaffenheit dieser Knotenschnüre, von welchen sich noch im vorigen Jahrhundert einer (aber ein Mexicanischer) in der Boturinischen Sammlung befand, eingegangen, um zu zeigen, auf welche Weise die Völker Amerika's die doppelte Art der Zeichen kannten, zu welcher alle Schrift, wie sie seyn mag, gehört, die durch sich selbst verständliche der Bilder, und die durch willkührlich für das Gedächtniss gebildete Ideenverknüpfung, wo das Zeichen durch etwas Drittes (den Schlüssel der Bezeichnung) an das Bezeichnete erinnert. Die Unterscheidung dieser beiden Gattungen, die da in einander übergehen, wo die allegorisirende Bilderschrift auch ihre unmittelbare Verständlichkeit aufgiebt, und die, der Masse nach, und im

Fortschreiten willkührlich scheinenden Zeichen zum Theil ursprünglich Bilder waren, ist aber, und gerade in Rücksicht auf die Sprache, von erheblicher Wichtigkeit, wie man an der Mexicanischen und Peruanischen zeigen kann.

Die Mexicanischen Hieroglyphen hatten einen nicht geringen Grad der Vollkommenheit erreicht; sie bewahrten offenbar den Gedanken durch sich selbst, da sie noch heute verständlich sind, sie unterschieden sich auch bisweilen deutlich von blossen Bildern. Denn wenn auch z. B. der Begriff der Eroberung in ihnen meistentheils durch den Kampf zweier Krieger vorgestellt wird, so findet man doch auch den sitzenden König mit seinem Namenszeichen, dann Waffen, als Trophaeen gebildet, und das Sinnbild der eroberten Stadt, welches zusammengenommen die deutliche Phrase: der König eroberte die Stadt, und eine viel bestimmter ausgedruckte ist, als die berühmte Saitische Inschrift, die als die einzige angeführt zu werden pflegt, wo sich in dem Zeugniss des Alterthums zugleich Bedeutung und Zeichen erhalten haben. Man sieht auch aus dem eben Gesagten, dass es nicht an Mitteln fehlte, auch Namen zu schreiben, und man daher auf dem Wege war, Lautzeichen in der Art der Chinesischen zu besitzen. Dennoch ist sehr zu bezweifeln, ob die Mexicanische Hieroglyphik jemals wahre Schrift geworden ist.

Denn wahre Schrift kann man nur diejenige nennen, welche bestimmte Wörter in bestimmter Folge andeutet, was, auch ohne Buchstaben, durch Begriffszeichen, und selbst durch Bilder möglich ist. Nennt man dagegen Schrift im weitläuftigsten Verstande jede Gedanken-Mittheilung, die durch Laute geschieht, d. h. bei welcher der Schreibende sich Worte denkt, und welche der Lesende in Worte, wenn gleich nicht in dieselben, übersetzt (eine Bestimmung, ohne die es gar keine Gränze zwischen Bild und Schrift geben würde), so liegt zwischen diesen beiden Endpunkten ein weiter Raum für mannigfaltige Grade der Schriftvollkommenheit. Diese hängt nemlich davon ab, inwieweit der Gebrauch die Beschaffenheit der Zeichen mehr, oder weniger an bestimmte Wörter, oder auch nur Gedanken gebunden hat, und mithin die Entzifferung sich mehr, oder weniger dem wirklichen Ablesen nähert, und in diesem Raum, ohne den Begriff wahrer Schrift zu erreichen, allein auf einer Stufe, die sich jetzt nicht mehr bestimmen lässt, scheint auch die Mexicanische Hieroglyphenschrift stehen geblieben zu seyn. Ob man z. B. Gedichte, von welchen es berühmte und namentlich

angeführte gab, hieroglyphisch aufbewahren konnte? da die Poesie einmal unwiderruflich an bestimmte Worte in bestimmter Folge durch ihre Form gebunden ist, lässt sich jetzt nicht mehr entscheiden. War es nicht möglich, so befanden sich die Peruaner hierin in einer vortheilhafteren Lage. Denn eine Schrift, oder ein Analogon derselben, das nicht die Gegenstände selbst darstellt, sondern mehr innerliches Gedächtnissmittel ist, kann sich, wenn auch weniger fähig, auf ein andres Volk, oder eine entfernte Zeit überzugehen, der Sprache ganz genau anschliessen. Indess darf man freilich nicht vergessen, dass ein Volk, welches sich einer solchen Schrift in solchem Sinne bedient, nicht sowohl wirklich eine Schrift besitzt, als vielmehr nur den Zustand, ohne Schrift auf das blosse Gedächtniss verwiesen zu seyn, durch künstliche Mittel in hohem Grade vervollkommnet hat. Das aber ist gerade der wichtigste Unterscheidungspunkt in dem Zustande mit und ohne Schrift, dass in dem ersteren das Gedächtniss nicht mehr die Hauptrolle in den geistigen Bestrebungen spielt.

Welches indess auch die Vorzüge und Nachtheile jedes dieser beiden Schriftsysteme seyn mochten, so genügten sie den Nationen, welche sie sich angeeignet hatten; sie hatten sich einmal an dieselben gewöhnt, und jedes, vorzüglich aber das Peruanische, war sogar in die Verfassung des Staats, und die Art seiner Verwaltung verwebt. Es ist daher nicht abzusehen, wie eins dieser Völker von selbst auf Buchstabenschrift gekommen seyn würde; die Möglichkeit lässt sich allerdings nicht bestreiten. Das Beispiel Aegyptens zeigt die nahe Verwandtschaft von Laut-Hieroglyphen und Buchstaben, und aus der graphischen Darstellung der Verschlingungen der Knotenschnüre konnten Zeichen entstehen, die in der Gestalt den Chinesischen glichen, sich aber phonetisch behandeln liessen. Es hätte aber dazu eine ähnliche geistige Anlage gehört, als die Aegyptier schon so frühe verriethen, dass auch die älteste Ueberlieferung sie uns nicht anders darstellt, und es ist allemal ein ungünstiges Zeichen für die künftige Entwicklung einer Nation, wenn sie, ohne dass jene Anlage zugleich ans Licht tritt, schon einen so bedeutenden Grad der Cultur, und so mannigfache und feste gesellschaftliche Formen erreicht, als dies in Mexico und Peru der Fall war. Vermuthlich hätte man sich in beiden Reichen, so wie heute in China, den Gebrauch der Buchstabenschrift anzunehmen geweigert, wenn er sich freiwillig, und nicht auf dem nöthigenden Wege der Eroberung dargeboten hätte.

So wie ich versucht habe, bei den grammatischen Formen zu zeigen, dass auch blosse Analoga ihre Stelle vertreten können, ebenso ist es mit der Schrift. Wo die wahre, der Sprache allein angemessne fehlt, können auch stellvertretende andre alle äusseren, und bis auf einen gewissen Grad auch die inneren Zwecke und Bedürfnisse befriedigen. Nur die eigenthümliche Wirkung jener wahren und angemessnen, so wie die eigenthümliche Wirkung der ächten grammatischen Form, kann nie und durch nichts ersetzt werden; sie liegt aber in der inneren Auffassung und der Behandlung der Sprache, in der Gestaltung des Gedanken, in der Individualität des Denk- und Empfindungsvermögens.

Wo jedoch solche stellvertretende Mittel (da dieser Ausdruck nunmehr verständlich seyn wird) einmal Wurzel gefasst haben, wo der instinctartig in der Nation auf das Bessere gerichtete Sinn nicht ihr Emporkommen verhindert hat, da stumpfen sie diesen Sinn noch mehr ab, erhalten das Sprach- und Gedankensystem in der falschen, ihnen entsprechenden Richtung, oder geben ihm dieselbe, und sind nicht mehr zu verdrängen, oder ihre wirkliche Verdrängung übt nun die erwartete heilsame Wirkung viel schwächer und langsamer aus. Wo also die Buchstabenschrift von einem Volke mit freudiger Begierde ergriffen und angeeignet werden soll, da muss sie demselben früh, in seiner Jugendfrische, wenigstens zu einer Zeit dargeboten werden, wo dasselbe noch nicht auf künstlichem und mühevollem Wege eine andre Schriftgattung gebildet, und sich an dieselbe gewöhnt hat. Noch weit mehr wird dies der Fall seyn müssen, wenn die Buchstabenschrift aus innrem Bedürfniss, und geradezu ohne durch das Medium einer andren hindurchzugehen, erfunden werden soll. Ob dies aber wirklich jemals geschehen seyn mag, oder so unwahrscheinlich ist, dass es nur als eine entfernte Möglichkeit angesehen werden darf? darauf behalte ich mir vor, bei einer andren Gelegenheit zurückzukommen.

4.

Ueber vier Aegyptische löwenköpfige Bildsäulen in den hiesigen Königlichen Antikensammlungen.*)

[Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 24. März 1825.]

Die hiesigen Königlichen Antikensammlungen besitzen vier Bildsäulen weiblicher löwenköpfiger Aegyptischer Gottheiten, von welchen zwei Geschenke des Grafen von Sack sind, die beiden

---

Handschrift (26 halbbeschriebene Folioseiten) in der Königlichen Bibliothek in Berlin. Eine andre Handschrift (23 halbbeschriebene Folioseiten) befindet sich im Archiv in Tegel. Ebenda ist eine ältere, erheblich abweichende Fassung von Schreiberhand (30 halbbeschriebene Folioseiten) mit eigenhändigen Korrekturen Humboldts erhalten. — Erster Druck: Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahre 1825 S. 145—168 (1828).

*) Da mich die Untersuchung dieser Denkmäler über mehrere Punkte zweifelhaft liess, so wandte ich mich mit einer Reihe sie betreffender Fragen an Herrn Champollion den jüngeren. Nach der grossen und wahrhaft musterhaften Gefälligkeit, mit welcher dieser Gelehrte, frei von aller kleinlichen Eifersucht und ängstlichen Geheimhaltung, über die ihn die Sicherheit seiner Forschungen emporhebt, seine Entdeckungen frei und offen mittheilt, beantwortete derselbe meine Fragen in einem ausführlichen Briefe, in welchem er jede seiner Erklärungen, mit gewohnter Genauigkeit, mit Beweisen aus Aegyptischen Denkmälern belegt. Ich habe es mir zur Pflicht gemacht, dasjenige aus diesem Briefe, was zunächst hierher gehört, in meine Abhandlung zu verweben, und wo ich Herrn Champollion ohne Nennung einer seiner Schriften anführe, beziehe ich mich auf diese briefliche Mittheilung. Ich hoffe Herrn Champollion richtig verstanden zu haben, sollten indess Unrichtigkeiten in dem als seine Meinung Vorgetragenen vorkommen, so bitte ich, sie nur mir, nicht ihm beizumessen. Zwar klagt er in seinem aus Livorno datirten Briefe darüber, dass er sich dort entfernt von allen seinen Handschriften und Materialien befand. Allein der Inhalt beweist, wie die abgehandelten Gegenstände ihm geläufig und seinem Gedächtniss gegenwärtig sind. Diejenigen, welche den Versuchen

andren aber zu der Minutolischen Sammlung gehören. Eine der letzteren ist eine stehende, mit dem Lotusstabe in der einen, und dem gehenkelten Kreuze (dem Zeichen des göttlichen Lebens) in der andren. Die andren sind sitzende, und wie schon Herr Hirt (Abhandl. d. Akad. d. Wissensch. Hist. phil. Classe 1820. 1821. S. 136. Anm.) bemerkt hat, durchaus der in der *Déscr. de l'Egypte* (*T.* 3. *pl.* 48.) abgebildeten ähnlich. Diese Bildsäulen waren überaus häufig in Aegypten, man fand bei einer einzigen Ausgrabung in den Trümmern von Thebae bei Karnak über 15 derselben (*ib. Déscr. A. T. I. Chap.* 9. *p.* 278. 279.), die Drovettische Sammlung enthält deren allein zehn. Alle diese sitzenden Statuen tragen, wie es scheint, im Wesentlichen dieselben Hieroglyphen-Inschriften

---

der Hieroglyphen-Entzifferung sorgfältig gefolgt sind, werden auch aus diesen brieflichen Mittheilungen mit Vergnügen sehen, wie Herr Champollion immer neue Fortschritte macht, immer mehr Zeichen zu entziffern lehrt, und auch hie und da von ihm bisher angenommene Entzifferungen berichtigt. Die Offenheit, mit der er begangene Irrthümer anerkennt, zeigt nicht nur seinen unpartheiischen Eifer für die Entdeckung der Wahrheit, sondern seine Verbesserungen beweisen selbst die Richtigkeit des von ihm eingeschlagenen Weges. Bei einer Entzifferung, die zwar auf sicheren Grundlagen ruht, aber nur von der Vergleichung immer neuer Zeichen, und Anwendungen derselben ihre Vollendung erhalten kann, müssen die Fortschritte, sowohl dem Umfang als der Genauigkeit nach, nothwendig allmählich geschehen, aber die Berichtigungen der einzelnen Erklärungen, wenn genau verfahren worden, zu Bestätigungen des Systems werden. Ohne selbst darauf Anspruch zu machen, das Studium der Hieroglyphen-Entzifferung durch eigne Entdeckungen zu erweitern (wie denn auch das, was in der gegenwärtigen Abhandlung Verdienstliches liegen könnte, allein Herrn Champollion angehört), habe ich mir ein besondres Geschäft daraus gemacht, was von Andren darin geschehen ist, einer möglichst genauen Prüfung zu unterwerfen, und das Studium der Koptischen Sprache nach ihrem Baue und den von Zoëga herausgegebenen Texten damit verbunden. Ich lege daher gern hier das Bekenntniss ab, dass mir der von Herrn Champollion eingeschlagene Weg der einzig richtige scheint, dass ich die von ihm gegebenen Erklärungen, die vorzüglich in historischer Rücksicht zu so wichtigen Entdeckungen geführt haben, (bis vielleicht auf wenige bei einem solchen Studium unvermeidliche Ausnahmen) für wahr und fest begründet halte, und dass ich die gewisse Hoffnung nähre, dass, wenn ihm vergönnt bleibt, diese Arbeiten eine Reihe von Jahren hindurch fortzusetzen, man ihm eine so sichere und vollständige Entzifferung der Hieroglyphen-Denkmäler verdanken wird, als sie von Urkunden möglich ist, von denen, wie viele man auch besitzt, doch immer ein gewisser Theil, der gerade zur Vollendung der Entzifferung unentbehrlich seyn kann, unwiederbringlich verloren gegangen ist. Ein bei weitem vollgültigeres Zeugniss für das Champollionsche System, als das meinige, und eine wahre Bestätigung desselben gewährt Herrn Salt's Schrift: *essay on Dr. Youngs and Mr. Champollions phonetic system of hieroglyphics.* Denn Herr Salt kannte, während er diese Schrift abfasste, Herrn Champollions Ideen nur sehr unvollkommen, fand aber selbst Vieles auf dem nemlichen Wege übereinstimmend mit ihm auf.

an sich, und mehrere beziehen sich auf dieselbe Epoche der Aegyptischen Geschichte. Die stehende, welcher auch die Füsse und ein Theil der Beine fehlen, hat leider gar keine Inschrift. Sowohl Herr Champollion der jüngere (*Lettres à Mr. le Duc de Blacas. Lettre* 1. *p.* 39.) als Herr Gazzera (*Descrizione dei monumenti Egizj. p.* 16.) haben Beschreibungen und Erklärungen der sitzenden Bildsäulen dieser Art im Turiner Museum gegeben, und diese Bildsäulen kommen im Wesentlichen ganz mit den hiesigen überein. Die Inschriften der unsrigen weichen aber in mehreren, und nicht ganz unwesentlichen Punkten von jenen ab. Die Schriften der Herren Champollion und Gazzera geben auch nur die französische und italienische Uebersetzung der Hieroglyphen, ohne sie einzeln in diesen nachzuweisen, und stimmen nicht ganz mit einander selbst überein. Auch habe ich geglaubt, dass bei der Theilnahme, welche die so ganz unerwarteten Entdeckungen des Herrn Champollion erregen, es, selbst wenn ich wenig Neues hinzufügen könnte, schon interessant seyn würde, nur dasjenige, was über vor unsren Augen befindliche Denkmäler gesagt worden ist, so zusammenzustellen, dass dadurch das Urtheil über jene Entdeckungen geleitet werden kann.*)

§. 1.

Erklärung der sitzenden Gottheit.

Man erkennt bei dem ersten Anblick, dass die Statuen, mit welchen wir uns hier beschäftigen, Vorstellungen einer weiblichen Gottheit sind. Die genaue Bestimmung der Aegyptischen Gottheiten wird aber dadurch erschwert, dass dasselbe göttliche Wesen, nach den verschiednen ihm zugetheilten Geschäften, auf ganz verschiedene Weise vorgestellt wird, und wieder gleiche Attribute verschiedene Gottheiten bezeichnen. So kommt Phthah bisweilen mit menschlichem Haupte, oft aber auch mit einem Falkenkopf, und andremale mit einem sogenannten Nilmesser an der Stelle des Kopfes vor, und ebenso giebt es auf der andren Seite mehrere falkenköpfige Götter, und mehrere Göttinnen, deren Kopfschmuck

*) Auf der angehängten Kupfertafel befindet sich eine treue Abbildung der an unsren Statuen vorhandnen Inschriften, bei welcher bloss die sich wiederholenden Zeichenreihen weggelassen sind. Fig. A. ist von der einen Sackischen, B. C. von der andren Sackischen, D. E. F. von der Minutolischen Statue entnommen.

in einem liegenden Geier, oder einer Scheibe zwischen Kuhhörnern besteht. Einige Götter sind auch bloss Incarnationen einer des andren, und erscheinen daher, indem sie wirklich nur Eins sind, als zwei. So der dreimal grosse falken- oder habicht- (hieracocephale) und der zweimal grosse ibisköpfige Hermes. (Champollions *Panthéon*. VII. *ad pl.* 30. Toelcken. Reise des Freiherrn von Minutoli. S. 139.)

Hieraus muss man wohl die vielen Ungewissheiten und unläugbaren Verwirrungen herleiten, die noch in der Bestimmung der Aegyptischen Gottheiten herrschen. Man ist es auch hier Herrn Champollion schuldig, dass er einen Weg vorgezeichnet hat, der wenigstens zu einem entscheidenden Mittel der Anerkennung hinführt, nemlich den, nur diejenigen Bestimmungen als gewiss anzusehen, die aus Vorstellungen genommen sind, wo die Bilder von Inschriften begleitet sind. Aus diesen, sie mögen nun den Namen, oder die den verschiednen Gottheiten eigenthümlichen Titel enthalten, lässt sich alsdann wenigstens mit Sicherheit sehen, wofür die Vorstellungen bei ihren eignen Urhebern galten. Herr Champollion bemerkt an mehreren Stellen seiner Werke (z. B. *Panthéon*. VII. *ad pl.* 15. c.), dass bisweilen nur die Inschrift bestimme, welche der mehreren ähnlich vorgestellten Gottheiten gemeint sey. Nach diesen Grundsätzen hat derselbe in seinem Aegyptischen Pantheon eine ebenso anziehende, als belehrende Darstellung der Aegyptischen Gottheiten angefangen, die sich schon dadurch auszeichnet, dass sie ganz aus Denkmälern genommen ist, und die Zeugnisse der alten Schriftsteller nur mit diesen vergleicht.

Es war nothwendig, diese Bemerkungen voranzuschicken, da auch die hier vorgestellte Gottheit in verschiednen Gestalten, und verschiednen Graden ihres göttlichen Ranges angetroffen wird.

Was nemlich die hier betrachteten Bildsäulen charakterisirt, ist das Löwenhaupt. Nach diesem, dem Symbol der Tapferkeit und der durch Edelmuth gebändigten Stärke, hatte schon Herr Hirt (a. a. O.) dieselben für Vorstellungen der Neith, der Aegyptischen Minerva,*) erklärt.**) Herr Champollion ist der gleichen

---

*) In einer andren Ideenverbindung entsprach Neith auch der Aegypischen Juno. (Champollion, *Panthéon,* Heft 11. zu *pl.* 28.)

**) In ihrer Beziehung auf Amon-Ra war der Göttin Neith auch das Symbol des Widders nicht fremd. In Sais sowohl als in Theben wurden heilige Widder unter-

Meinung, hat dieselbe aber weiter und bestimmter ausgeführt, und ein zweites, die Göttin charakterisirendes Kennzeichen in der Hieroglyphen-Inschrift (Fig. B. Zeichen 9—11.) hierzu aufgefunden. Diese beiden vereinten Kennzeichen heben allen Zweifel über die Deutung dieser Denkmäler im Ganzen auf.

Neith ist in der Aegyptischen Mythologie das zweite der göttlichen Wesen, das, als das urweibliche Princip, mit Ammon, dem urmännlichen, von dem es aber seinen Ursprung erhalten hatte, vor aller Schöpfung vorhanden war, und in dieser Epoche mit Ammon dergestalt Eins ausmachte, dass die Göttin oft auch als Mannweib bezeichnet und dargestellt wird. Von diesem Grundbegriff ausgehend, findet Herr Champollion die Göttin in folgenden bildlichen Vorstellungen und Bestimmungen ihres Wesens.

1. mit menschlichem, mit dem vollständigen Pschent geschmücktem Kopf, in ihrem Hauptbegriff, als weibliches Urwesen, mit dem hieroglyphisch geschriebenen Namen der Mutter, oder grossen Mutter. Der Begriff der Mutter wird alsdann durch einen Geier (*vautour*), der eine Geissel auf dem Rücken trägt, angedeutet. (Champollion. *Panthéon Eg.* Heft. 1. zu *Pl.* 6.) Von dem Beinamen der grossen Mutter, Aegyptisch *tschor-maut*, oder *dschor-maut*, leitet Herr Champollion die griechische Benennung *Τερμουτὶς* oder *Θερμουτὶς* ab, und hält also die mit demselben bezeichnete Göttin für diese Urmutter der Wesen. (*Panthéon.* Heft. 8. zu *Pl.* 23. a.)*)

---

halten und Herr Champollion hält es für wahrscheinlich, dass Neith auch mit einem Widderkopfe dargestellt wurde. (*Panthéon Eg.* Heft. 5. zu *pl.* 2. *bis.* Guigniault. *Réligions de l'Antiquité. T.* 1. *part.* 2. *p.* 828. *nt. p.* 900. *nt.* 1.) Dies spricht für die von Herrn Tölcken (Reise des Freiherrn von Minutoli. S. 145. Taf. IX.) gegebene Erklärung einer stehenden widderköpfigen Figur. Auf den Begriff der Rhea, welchen Herr Tölcken auf eine stehende löwenköpfige Figur anwendet, werden wir weiter unten zurückkommen.

*) Ich bemerke hier, dass ich in der Schreibung der Koptischen Wörter mit lateinischen Buchstaben *ou* durch *u*, den 8ten Buchstaben des Scholtzischen Alphabets (*Gramm. Aegypt. p.* 2.) (das *hida*) durch *ä*, den 23sten (das *chi*) durch *ch*, den 25sten (das *schei*) durch *sch*, den 26sten (das *phei*) durch *f*, den 27sten (das *chei*) durch *chh*, den 29sten (das *genga*) durch *tsch* oder *dsch*, den 30sten (das *skima*) durch *sk*, den vorletzten (das *dei*) durch *ti* bezeichne. Die richtige Bestimmung der Aussprache des Koptischen ist noch grossen Schwierigkeiten unterworfen. Es entgeht mir bei der hier gewählten Bezeichnung nicht, wie unbehülflich das Italienische *ci* und *gi* durch *tsch* und *dsch* ausgedrückt werden. Unstreitig ist es gefälliger für das Auge und richtiger für das Ohr, sich, wie Herr A. W. v. Schlegel thut, für diese Laute des Englischen *ch* und *j* zu bedienen. Dies führt aber die, meines Erachtens, noch wesent-

2. in weiblicher Gestalt, aber mit dem Löwenhaupt, das mit der Sonnenscheibe oder zwei langen Blättern geschmückt ist. In dieser Gestalt, welche unsren Bildsäulen entspricht, trägt sie den mit den Zeichen 9. 10. 11. der angehängten Tafel (*fig.* A.) geschriebenen Namen. Die beiden letzten Zeichen bilden das Koptische Wort: ein andrer,*) werden aber hier phonetisch genommen; das erste der Gruppe, ein Scepter, ist, seiner Aussprache nach, noch unbekannt, und mit ihm daher auch dieser ganze Name der Gottheit. Dass aber diese löwenköpfigen Figuren die Göttin Neith vorstellen, wird dadurch ausser Zweifel gestellt, dass diese Göttin, mit dem so eben beschriebenen Namen, auf dem letzten Theile der grossen Leichenrituale vorkommt, dass sie darin dem Amon-Ra unmittelbar zur Seite steht, und in den daneben befindlichen Hieroglyphen als königliche Gemahlin Palehakas, eines Beinamen des Amon, und königliche Mutter Pschakasis, eines Beinamens des Phthah, bezeichnet wird. Die Göttin heisst auch auf vielen löwenköpfigen Bildsäulen Beherrscherin der Gegenden Amerru (oder Amerlu) und Sesau, die an andren Orten beständig der Neith zugeschrieben werden.

3. mit menschlichem Haupt, aber nur mit dem unteren Theile des Pschent geschmückt. In dieser Gestalt wird sie hieroglyphisch so bezeichnet, wie man es in Herrn Champollion's *Panthéon* Heft 8. *Pl.* 23. Fig. 12. findet, nemlich durch ein figürliches Zeichen und ein nachfolgendes *t*, dem auch wohl das Zeichen der Weiblichkeit beigefügt ist. Das figürliche Zeichen hatte Herr Champollion für zwei Bogen mit ihren Pfeilen gehalten. (a. a. O.)

---

lichere Unbequemlichkeit mit sich, Buchstaben, die in unsrer Sprache festbestimmte Laute haben, mit solchen zu gebrauchen, die ihnen eine fremde giebt. Man kann, wie es mir scheint, in unsrer Sprache fremde Laute nur entweder durch Verbindungen unsrer Buchstaben in ihrer gewöhnlichen Stellung, oder durch ganz fremde Zeichen, wie Herr Klaproth in der *Asia polyglotta* gethan, wiedergeben. Dass das Englische *j* ein einfacher Laut ist, dürfte der Schreibung durch *dsch* wenig entgegenstehen, da man im Deutschen die, meinem Urtheil nach, auch einfachen Laute *ch, sch* gleichfalls mit zwei und drei Buchstaben schreibt.

*) Herr Champollion führt, indem er, in seinem letzten Briefe an mich, diese Erklärung giebt, das Koptische Wort *ke, chet,* oder *chhet,* als die Bedeutung der Zeichen 10. 11. an. Ich möchte aber nicht behaupten, dass er darum das 10. Zeichen, den leeren oder gestreiften Kreis, als Buchstaben für *k* oder *ch* nimmt. In seinem hieroglyphischen System erklärt er es durch *u,* und ein späterer Brief von ihm bestätigt mir diese Entzifferung. Sie verträgt sich auch mit seiner jetzigen Behauptung, da auch das Koptische Wort *uët* dasselbe als *ke* bedeutet.

Jetzt erklärt er es für ein Weberschiff, dem es auch in der That viel ähnlicher sieht. Neben dieser Bezeichnung findet sich bisweilen phonetisch *nt*, und *nat* oder *net* heisst, nach Herrn Champollion (im La Crozischen Wörterbuch finde ich das Wort nicht), ein Weberschiff. Die Saitische Göttin wird daher hierdurch, wie die Griechische Minerva, als Erfinderin und Beschützerin der Webereien dargestellt. Die Saitischen Monumente bieten häufig diesen Namen, auf die obige Weise geschrieben, dar. Herr Champollion leitet sogar Neith aus *nat* oder *net* ab, und findet den Namen der Göttin auch in dem der Königin Nitokris der 6. Dynastie, den er, nach Eratosthenes Uebersetzung desselben in Ἀθηνᾶ νικηφόρος (*Eratosthenica. Ed.* Bernhardy. *p.* 260.), von Neith (*nit*) und *skro*, siegen, ableitet. Auf Namenschilden, die Herr Champollion von dieser Königin gefunden hat, kommt der Name mit demselben Zeichen des Weberschiffs, übrigens aber phonetisch vor.*) In dieser Vorstellung erhält die Göttin Neith bei den Griechen den Namen Buto, und wird mit Latona verglichen. Sie gehört in dieser Eigenschaft zu den ersten Aegyptischen Gottheiten, ist die uranfängliche Nacht, aber die Mutter des Sonnengottes Phre. (Champ. *Panthéon.* Heft 8. *Pl.* 23. 23.a. Heft 11. *Pl.* 23.c. 25.d. und die Erklärungen dazu.) Denn Phre ist ein weniger alter Gott als Amon-Ra (*l. c.* Heft 4. zu *Pl.* 24.) und so kann Neith-Buto zugleich die erste Emanation Amon-Ra's, der gleichfalls in unmittelbarer Beziehung auf die Sonne steht, Amon-Sonne ist (*l. c.* Heft 1. zu *Pl.* 2.), und Mutter Phre's seyn.

Von dem ersten Range der Gottheit in die Gottheiten des zweiten tretend, wird Neith

4. erstlich zur Netpe oder Netphe, der Aegyptischen Rhea, der Mutter der Isis und des Osiris. Die hieroglyphische Bezeichnung dieser Göttin giebt Herr Champollion im *Précis du système hieroglyphique.* (Kupfertafeln. *nr.* 54.) Herr Salt hat (*Essay cet. p.* 36.) die hieroglyphischen Namen der Neith und Netphe verwechselt, indem er das figürliche Zeichen des Himmels (phonetisch *pe*) zu dem letzteren nicht hinzugenommen hat. Dieser Irrthum ist aber gering, da die beiden Gottheiten nahe verwandt, ja dieselben, nur in verschiednen Potenzen genommen, sind. Es

*) Herr Champollion theilt mir in seinem Briefe Titel- und Namenschild dieser Königin mit. Ich habe aber diese Schilde nicht hier mit abbilden lassen, um ihm hierin nicht vorzugreifen.

würde daher auch weniger sonderbar seyn, als es beim ersten Anblick erscheint, wenn Netphe in einer Griechischen, von Herrn Bankes in der Nähe von Esneh abgeschriebenen Inschrift (Salt. *l. c. p.* 46. *nt.* 7.) als Athene dargestellt würde. Denn in der That war die Aegyptische Rhea Athene in der zweiten, niedrigeren Potenz. Dagegen ist seine Lesung des Namens, in dem er (*l. c. p.* 47.) die Göttin Netphe, Anephthe geschrieben, gefunden zu haben glaubte, durchaus falsch. Ich vermuthete bei der Ansicht seiner Kupfertafel, dass er das *k* mit dem *p* (Champ. *syst. hiero. Alphab. nr.* 47. mit *nr.* 106.) verwechselt habe, und der hieroglyphische Name die Göttin Anuki, die Aegyptische Vesta (Champ. *Panthéon.* Heft. 2. zu *Pl.* 19.), bezeichnen müsse, und Herr Champollion bestätigt mir diese Vermuthung in seinem, mir aus Livorno geschriebenen Briefe, wo er das Monument selbst vor Augen hatte,*) vollkommen. Der Name Anephthe ist ihm nie in Hieroglyphen vorgekommen.

5. Zweitens wird Neith zur Schwester des Aegyptischen Herkules, Tafne. Diese ist die eigentliche Incarnation der löwenköpfigen Neith-Beschützerin, mit der wir uns hier beschäftigen, und immer auch löwenköpfig, so wie ihr Urbild. Die griechischen und römischen Schriftsteller und die Inschriften in diesen Sprachen erwähnen dieser Göttin nicht, man findet sie nur in Hieroglyphen-Denkmälern, aus welchen Herr Champollion ihren Namen in seinem *Système hieroglyphique nr.* 53. gegeben hat. Das in diesen Inschriften dem Namen nachfolgende *t* gehört nicht zu demselben, sondern ist der weibliche Artikel. Durch diese Inschriften nun lassen sich die beiden löwenköpfigen Gottheiten, die beide Neith sind, die des ersten Ranges, die Neith-Beschützerin, und die des zweiten Ranges, die Neith-Tafne, bestimmt unterscheiden. Die erstere führt die oben erwähnten (Kupfertafel. A. Zeichen 9—11.) in dem jetzigen Zustand des Hieroglyphen-Studiums noch nicht lesbaren Zeichen, die letztere den eben erwähnten Namen mit sich. Die sitzenden Statuen, die wir hier vor uns haben, und welche mit jenen Zeichen versehen sind, dürfen daher nicht Tafne genannt werden, sondern können nur die Neith des ersten uralten Götterranges vorstellen. Von allen ähnlichen Statuen, die Herr

*) Die Saltische Sammlung Aegyptischer Alterthümer ist bekanntlich von der Französischen Regierung angekauft worden, und Herr Champollion besorgte ihre Versendung zur See von Livorno aus.

Champollion gesehen, und deren keiner jene Zeichen fehlen, gilt dasselbe. So erklärt sich jetzt Herr Champollion ausdrücklich und bestimmt. Was er über diese sitzenden Statuen in seinem 1. Briefe an den Herzog von Blacas (*p.* 44.) sagt, konnte zweifelhafter scheinen. Wirklich belegt Herr Gazzera (*Descrizione dei monumenti Egizj del regio Museo. p.* 18.) eine den unsrigen ganz gleiche Bildsäule fälschlich mit dem Namen Tafne.

Als Göttin des dritten Ranges wird Neith endlich

6. zur Isis, so wie Osiris und Horus Incarnationen von Amon-Ra und Phthah sind.

In dieser aus Herrn Champollions neuestem Schreiben an mich entlehnten, lichtvollen Aufzählung der verschiedenen Vorstellungen und Eigenschaften der Göttin Neith erwähnt derselbe nicht ihrer Erscheinung als Ilithyia, Aegyptisch Suan,*) durch welche Neith auch mit der Griechischen Here zusammenhängt. Man kann aber über diese die Erklärung zu den Kupfertafeln 28. 28.a. 28.b. im 11. Heft seines Aegyptischen Pantheons nachlesen.

Nach allem, bis hierher Gesagten leidet es demnach keinen Zweifel, dass die Bildsäulen, mit denen wir uns hier beschäftigen, Vorstellungen der Neith in ihrer beschützenden Eigenschaft und in ihrem höchsten Götterrange sind. Das Löwenhaupt und die Inschrift vereinigen sich, diese Deutung festzustellen; ausserdem aber folgt (Kupfertafel. A. Zeichen 12.) in den Inschriften unsrer Bildwerke unmittelbar auf den Namen der Göttin ihr Bild. Denn in der kleinen, auf Aegyptische Art am Boden sitzenden Figur erkennt man, obgleich der an diesen Stellen sehr verwitterte Stein die Löwenmaske nicht mehr deutlich zeigt, doch den thierischen Kopf an der sehr verlängerten Gesichtslinie. An einer ganz ähnlichen, mit demselben Königsnamen, als die unsrigen, versehenen Statue der Pariser königlichen Sammlung ist das Löwenhaupt an dieser kleinen Figur noch in allen seinen Zügen sichtbar.

Die sitzenden Statuen der Beschützerin Neith wurden in grosser Anzahl vor den Tempeln in gerader Linie, oder als Zugänge, wie die Widder und Sphinxe, in Doppelreihen aufgestellt, um diese heiligen Oerter gegen den Zutritt von Gottlosen zu sichern, und Herr Champollion, der viele derselben mit einander zu vergleichen

*) Man sehe die von Herrn Bachmann übersetzte Schrift des Herrn Angelo Mai über die Vaticanischen Papyrus. S. 26. E. *nr.* 7. Der Falkenkopf erscheint hier befremdend, da das Zeichen der Mütterlichkeit bei den Aegyptiern immer der Geier ist.

Gelegenheit hatte, glaubt, dass die unsrigen, eine der Pariser Sammlung, zwei der Turinischen, zwei der Saltischen, nun auch nach Paris gekommenen, und drei des Vaticans zu derselben Doppelreihe gehört haben, und von dem gleichen Ort nach Europa gebracht worden sind.

§. 2.

Namen und Titelschild des Königs.

Der historisch wichtigste Theil der hier betrachteten Statuen sind die in der Inschrift befindlichen Namenschilde des Königs, welcher sie entweder selbst aufrichten liess, oder welcher der Gründer oder Verschönerer des Gebäudes war, vor dem sie standen. Nach Herrn Champollions Deutung ist dies Amenophis 2., der achte König der 18. Dynastie, wenn man die Königin Amense mitzählt, derselbe, der bei den Griechen Memnon hiess, und dem der grosse tönende Koloss bei Thebae gewidmet war. Dass diese Champollionsche Erklärung die richtige ist, wird es leicht seyn, aus Denkmälern, die wir theils selbst, theils in getreuen Abbildungen vor uns haben, zu beweisen.

Die Einrichtung der königlichen Namenschilde ist schon im Ganzen hinlänglich bekannt. Jeder König führt bestimmt zwei, einen, welchen ich den Titelschild nennen werde, der seinen officiellen Beinamen, eigentlich seinen angenommenen Titel enthält, und meistentheils, jedoch bei weitem nicht immer, das phonetisch geschriebene Wort König und eine Biene, als Sinnbild des gehorsamen Volks, über sich führt, und einen zweiten eigentlichen Namenschild, in dem sein Name steht, und der oben mit der Sonnenscheibe und der Fuchsgans versehen ist. Nur wo diese beiden Schilde die nemlichen sind, ist von Einem und demselben König die Rede, und in der Regel reichen die Titelschilde zur Bezeichnung hin. Indess führen doch die Könige Usireï und Mandueï (Champ. 1. *lettre au Duc de Blacas. p.* 85.) den nemlichen, der auch in der Abydischen Geschlechtstafel (es ist der 16te in der zweiten horizontalen Reihe von der rechten Seite an gerechnet; s. Salt *l. c.*) nur einmal vorkommt, da beide Könige unmittelbar auf einander folgten.

Diese Geschlechtstafel ist als die vorzüglichste Urkunde zu betrachten, aus der sich die Reihe der Könige der 18. Dynastie und einiger der 17ten herstellen lässt, und man muss gestehen,

dass dies Herrn Champollion, der ausserdem viele hieroglyphische Inschriften und die Berichte Manethos dabei benutzte, äusserst glücklich gelungen ist. Die Tafel ist auf einer der Wände eines Gebäudes in Abydos eingehauen, die Wand ist aber oben und an einer ihrer Seiten zertrümmert. (Champollion. *Syst. hieroglyphique p.* 245. 2. *lettre au Duc de Blacas. p.* 12. Salt. *l. c. p.* V—VII.) Das übrigens gut erhaltene Denkmal wurde in verschiedenen Zeiten von Herrn Bankes und Herrn Cailliaud entdeckt und abgezeichnet, und beide Zeichnungen sind nun, die erstere in Herrn Salt's oft angeführtem Werk, die letztere in Herrn Champollions zweitem Briefe an den Herzog von Blacas herausgegeben worden. (Taf. 6.) Obgleich beide Zeichnungen im Wesentlichen übereinstimmen, so weichen sie doch in einigen Stücken von einander ab, wie man sich durch die eigne Vergleichung besser, als durch Beschreibung davon überzeugen kann.*)

Suchen wir nun den Titelschild unsrer Statuen (Kupfertafel. A. B. C.) auf der Abydischen Geschlechtstafel auf, so finden wir ihn in beiden Zeichnungen als den 13ten der mittleren Horizontalreihe von Schildern, und erkennen ihn aus dieser Stellung als den des 6ten Abkömmlings des Stifters der 18. Dynastie, dessen Titelschild die 7te Stelle in derselben Reihe einnimmt. Ehe wir aber in der Erklärung dieses Titelschildes weiter vorgehn, ist es besser, uns erst zu dem Namenschilde zu wenden.

Dieser (Kupfertafel. E.) ist an der sitzenden Bildsäule der Minutolischen Sammlung, an der überhaupt die Hieroglyphen vortreflich eingeschnitten sind, so schön und vollständig erhalten, dass er nichts zu wünschen übrig lässt. Die an den beiden Sackischen sind verwittert, jedoch bleiben die Buchstaben des Namen kenntlich. Vergleicht man nun den erhaltenen Namenschild und alle Titelschilde, so stimmen sie vollkommen mit mehreren in der grossen Pariser Beschreibung der Aegyptischen

---

*) Ueber die Gründe dieser Abweichung drückt sich Herr Champollion in seinem neuesten Briefe an mich folgendergestalt aus: *La différence entre la table d'Abydos donnée par Mr Salt et le même monument dessiné par Monsieur Cailliaud, ne vient que de ce que l'un des deux dessinateurs a sû distinguer mieux que l'autre, au milieu des fractures, les lignes constituantes de quelques cartouches de plus dans la seconde série. Le dessin de Monsieur Cailliaud est défectueux dans la troisième rangée de cartouches en ce qu'il ne donne pas, comme l'a fait Mr Bankes, toutes les variations du nom propre de Ramsès le Grand qui avec son prénom ordinaire occupe cette troisième série.*

Alterthümer abgezeichneten, namentlich aber mit zwei von dem Porticus des grossen Tempels von Ombos (*T.* I. *Pl.* 43. *nr.* 12. 13.) hergenommenen überein. Es fehlt bloss bei dem Namenschilde der letzteren ein Zeichen (Kupfertafel E. Zeichen 13.), das aber, wie wir gleich sehen werden, nicht wesentlich ist. Mit derselben unbedeutenden Veränderung haben beide Schilde die Herren Champollion (*Lettre* 1. *à Mr. le Duc de Blacas. Pl.* 2. *nr.* 9. a. b.) und Gazzera (*l. c. Pl.* 4. A. B.) nach einer stehenden Bildsäule des bezeichneten Königs und nach einer eben solchen sitzenden Neith, als die unsrige ist, gegeben. Diesen Namenschilden ganz gleich ist der in Herrn Salts Schrift (*Pl.* IV. *nr.* 12.) vorkommende. Endlich sind dieselben Schilde an dem nördlichen Memnon-Koloss, dem tönenden, (*Déscr. de l'Egypte. T.* II. *Pl.* 22. *nr.* 3.) und mit kleinen, den Namen nicht angehenden Verschiedenheiten, auch an dem südlichen (*l. c. Pl.* 21. *nr.* 2.) anzutreffen.

Die Namenschilde enthalten sehr häufig nach dem Namen noch einen Titel, oder ein Beiwort des Regenten, und so stehen in dem unsrigen erst die Buchstaben *a* (Kupfert. E. Z. 8.), *m* (Z. 9.), *n* (Z. 10.), einer, der ein langes *o*, *ü* oder *f* bedeuten kann (Z. 11.); dann folgt in drei andren Zeichen (Z. 12—14.) ein Titel. Von diesem gleich nachher. Jene Buchstaben lesen sich also mit blosser Hinzusetzung der Vocallaute *Ameno* oder *Amenof*. Da nun Memnon in einer griechischen Inschrift an den Beinen des nördlichen Thebaeischen Kolosses ausdrücklich, mit hinzugefügtem Aegyptischem Artikel Φαμενώφ genannt wird (*Μέμνονος ἢ Φαμενώφ*) und auch Manetho bei Georgius Syncellus (*p.* 57. 120.) von einem Amenophis aus der 18. Dynastie der Aegyptischen Könige sagt, dass er für den Memnon, den tönenden Stein, gehalten werde, so kann die von Herrn Champollion behauptete Identitaet (*Syst. hier. p.* 235.) des auf unsren Statuen genannten Königs mit den Thebaeischen Kolossen nicht in Zweifel gezogen werden. Man kann dem so eben Gesagten auch noch das Zeugniss des Pausanias (I. 42. 2.) hinzufügen, obgleich dies weniger beweist, da nach ihm auch Sesostris von einigen für Memnon gehalten wurde.

Bei Georgius heisst dieser König *Ἀμενῶφις* und *Ἀμενώφθις*, welches vermuthlich daher kommt, dass im Aegyptischen *amnf* nur eine Abkürzung von *amnftp*, dem von Ammon Geprüften, Gebilligten, Besiegelten ist. Nach Herrn Champollions in seinem hieroglyphischen System (*p.* 238.) geäusserter Meinung,

wurden beide Namen gleichgültig von denselben Personen gebraucht, und er erklärt ein Grabmal, in dem man Figuren mit dem Namen Amenoftep fand, für ein Grabmal des Amenophis-Memnon. Herr Salt führt auch einen deutlichen Amenoftep mit dem unverkennbaren Titelschilde unsres Amenophis-Memnon (*l. c. Pl.* 4. *nr.* 11.) an, so dass es offenbar ist, dass dieser König beide Namen trug. Indess hat Herr Champollion selbst in seinen Briefen an den Herzog von Blacas doch den Unterschied beibehalten, und den Gründer der 18. Dynastie (Br. 1. *p.* 19.) Amenoftep, seinen Ururenkel (*l. c. p.* 38.) Amenophis 1., dessen Enkel (*l. c. p.* 85.) Amenophis 2. und den dritten König der 19. Dynastie (Br. 2. *p.* 85.) Amenoftep 2. genannt. Herr Champollion schreibt mir aber, dass er nur, um der gewöhnlichen Schreibung auf den Denkmälern getreu zu bleiben, diese Bezeichnungen gewählt hat. Sonst beharrt er bei seiner früheren Meinung über die Einerleiheit beider Namen. und erklärt sich jetzt noch deutlicher dahin, dass der Name, der bei den Griechen als Amenophis, Amenophthes, Amenephthes und Amenoth vorkommt, nach der Geltung der hieroglyphischen Zeichen, eigentlich, nach Verschiedenheit des Thebanischen und Memphitischen Dialects, sollte *Amenothph* oder *Amenotp* gelesen werden, und dass er genauer verfahren wäre, wenn er die Zahl der Regenten hätte durch alle durchlaufen lassen. Wirklich heisst der Amenoftep der 19. Dynastie bei seinem Bruder, Herrn Champollion Figeac (2. Brief an den Herz. von Blacas. *p.* 157.) Amenophis 4. Ich würde hierbei nicht so lange verweilt haben, wenn Herr Gazzera (*l. c. p.* 21.) nicht irrigerweise die nothwendige Unterscheidung beider Namen als einen unumstösslichen Grundsatz aufstellte.

In der Reihe der von Manetho angegebenen Könige ist Amenophis-Memnon der achte der 18. Dynastie, und Nachfolger eines Thutmosis. Unter seinen sieben Vorfahren ist aber eine Königin Amense (Josephus. *contr. Apionem.* I. 15.) oder Amesse, und da diese die Schwester, nicht die Tochter ihres Vorfahren auf dem Throne war, so ist Amenophis-Memnon nur der siebente in der Geschlechtsfolge. Gerade so verhält es sich nun auch in der Tafel von Abydos, welche nicht eine Reihe von Königen, sondern eine Geschlechtstafel derselben giebt. Sechs andre Titelschilde gehen dem auf unsren Statuen gezeichneten voran, nemlich von Amenoftep (Salt. Mittlere Reihe. Schild 7.) an gerechnet, und die Tafel von Abydos stimmt also genau mit dem Zeugniss

Manethos überein. (Champollion. *lettres à Mr. le Duc de Blacas. Lettre* 1. *p.* 77.)

Durch diese glückliche Uebereinstimmung wird gerade dieser Amenophis der feste Punkt, an welchen die weitere Vergleichung des Schriftstellers und der Monumente angereiht werden kann. Denn einige wenige Ausnahmen abgerechnet, weichen die Namen des Manetho von denen der Monumente, und sehr bedeutend ab, wie man aus der Nebeneinanderstellung beider (*l. c. p.* 107.) sehen kann. In der Zahl aber herrscht genaue Uebereinstimmung, und für die Abweichungen giebt Herr Champollion (*l. c. p.* 77.) Gründe an, die man selbst bei ihm nachlesen muss. Ich hebe nur die eine, wie es mir scheint, höchst glückliche Bestätigung der Champollionschen Behauptungen heraus, dass der von ihm auf den Monumenten gelesene Name des grossen Sesostris (des ersten Königs der 19. Dynastie), Rhamses, im ganzen Alterthum nur bei Tacitus (*Annal.* II. 60.) und Ammianus Marcellinus (XVII. 4.) vorkommt, wo die Stellen selbst zeigen, dass er von Gebäuden durch einheimische Erklärer abgelesen worden war.

Auf den Namen folgt, noch im Namenschilde, ein Titel, der Amenophis den 2. (um bei dieser einmal angenommenen Bezeichnung stehen zu bleiben) von den andren Königen gleiches Namens unterscheidet. (Kupfertafel. Fig. E. Z. 12—14.) Der genaue Sinn und die Lesung dieses Titels sind Herrn Champollion, so wie er es schon im *système hieroglyphique* (*p.* 235.) gestand, auch jetzt noch unbekannt. Von dem ersten dieser Zeichen (*nr.* 12.) ist es Herrn Champollion durch viele Stellen bewiesen, dass es L e i t e r, A u f s e h e r, H e r r s c h e r bedeutet, und es findet sich in verschiedenen Zusammensetzungen als e w i g e r H e r r s c h e r, H e r r s c h e r a l l e r L e b e n d e n u. s. f. Das zweite Zeichen (*nr.* 13.) ist ein *k* und muss zu dem hier gemeinten noch unbekannten Aegyptischen Worte gehören. Es fehlt in einigen Inschriften, was sich eben daraus leicht erklärt Von dem letzten dieser Zeichen (*nr.* 14.) hält es Herr Champollion für ausgemacht, dass es der symbolische Name irgend einer himmlischen oder irdischen Gegend ist, da in ausführlichen Texten die Zeichen L a n d, G e g e n d ihm regelmässig nachfolgen, und dasselbe auch in Texten in hieratischer Schrift im Turiner Museum bei dem Titel Amenophis 2. der Fall ist. So wie oft weibliche Gestalten mit der sich auf Aegypten beziehenden Lotuspflanze auf dem Kopf auf den Denkmälern vorkommen, so finden sie sich auch dieses Zeichen als Kopfschmuck

tragend. Als Beherrscher dieser Gegend wird der Gott Mandu genannt.*) Allein welche Gegend mit diesem Symbol gemeint sey, bleibt ferneren Untersuchungen vorbehalten.

Der Schild an dem südlichen Memnons-Koloss hat zum Titel das gehenkelte Kreuz, und eine thronende Figur, die wohl eine Gottheit vorstellt. Man müsste ihn also wohl: der lebendige Gott übersetzen. Eine der Sackischen Statuen scheint auch das gehenkelte Kreuz im Titel (Kupfertafel. Fig. B. Z. 9.) gehabt zu haben, doch ist die Stelle zu sehr verwittert, um genau darüber urtheilen zu können.

Die kleine sitzende Figur des Titelschildes (Kupfertaf. Fig. A. B. Z. 7. Fig. D. Z. 10.) erklärte Herr Champollion bisher für die Göttin Sate**) (*Syst. hieroglyph. Planches. nr.* 51. *p.* 99. 100.) und übersetzte die ganze Inschrift des Schildes (*l. c. p.* 234.) Herr durch Phre und Sate. Seit ganz kurzer Zeit aber glaubt er mit Gewissheit gefunden zu haben, dass die, vorzüglich durch die Feder oder das Blatt auf dem Haupte charakterisirte Göttin das Sinnbild der Wahrheit ist. Er übersetzt daher jetzt diesen königlichen Titel: Sonne, Herr der Wahrheit, *le soleil, seigneur de vérité.* Nach den gleich anzuführenden Gründen hat diese Meinung wirklich sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich.

Zuerst wurde Herr Champollion auf diese Vermuthung dadurch geführt, dass er am Halse einiger sehr reich ausgestatteter Mumien das Bild der Göttin, wie sie auf dem Titelschild des Amenophis vorgestellt ist, hängend fand, und dass er sich dabei an die Erzählung Diodors von Sicilien (I. 75.) erinnerte, dass es zur Amtspflicht des Oberrichters in Aegypten gehörte, ein kleines Bild, das man die Wahrheit nannte, an einer goldnen Kette am Halse zu tragen. Hieran knüpfte Herr Champollion, dass in der Vorstellung des Todtengerichts, mit welcher der zweite Theil der grossen Leichenrollen immer schliesst,***) nicht nur eben solche

*) Man sehe über diesen Gott Champollions *Panthéon.* Heft 10. zu Taf. 27. Niebuhr's *Inscriptiones Nubienses. p.* 10.

**) Auf welche Weise Herr Champollion in dieser Voraussetzung die Verrichtungen der Göttin Sate in der Unterwelt erklärte, kann man in Angelo Mai's Verzeichniss der Aegyptischen Papyrus (Bachmanns Uebers. S. 12—14.) ausführlich nachlesen.

***) Die genauere Einsicht in den Inhalt dieser Leichenrollen, der grossen mit Bildern und Hieroglyphen- oder hieratischer Schrift versehenen Papyrus, die man gewöhnlich zwischen den Schenkeln der Mumien findet, verdankt man gleichfalls Herrn Champollion's glücklichen Entdeckungen. Die zerstreuten Bemerkungen, die sich darüber

Figur (als er bisher Sate nannte) Vorsitzerin der 42 Richter ist, sondern auch ihr charakteristisches Sinnbild des Blattes häufig in der einen Wagschale liegt, indess in der andren ein Gefäss ist, welches die begangenen Fehler des Verstorbenen vorstellen soll. (Die Papyrus der Vaticanischen Bibl. Aus d. Ital. des Angelo Mai von L. Bachmann. S. 4.) Das Blatt stellt ihnen mithin seine guten, in Wahrheit und Gerechtigkeit gegründeten Handlungen entgegen. Beides kann man auch in dem grossen Aegyptischen Werk (Kupfertafeln. *Antiquités. Vol.* 2. *pl.* 72.) deutlich sehen, wo die Wahrheit die obere Reihe der Richter zur rechten Hand eröffnet, und obgleich auch die Richter das ihr charakteristische Blatt tragen, am mangelnden Bart kenntlich ist. Mit diesen Symbolen verbindet sich das erste Zeichen des hieroglyphisch geschriebenen Namen der Göttin (Champollion. *Syst. hierogl.* Alphabet. *nr.* 95.), welches ein Längenmass (*coudée*) vorstellen soll. Was aber in meinen Augen dieser neueren Erklärung des Herrn Champollion den grössesten Werth giebt, ist die glückliche Anwendung, die er auch hier, wie schon sonst öfter, von der uns durch Ammianus Marcellinus (XVII, 4. *Ed. Bip. Vol.* I. *p.* 130.) erhaltenen Uebersetzung einer Obeliskeninschrift nach Hermapion macht. In dieser Inschrift wird dem Könige Ramestes (wie er dort heisst) der Beiname φιλαλήθης gegeben, und auf allen Römischen Obelisken hat Herr Champollion die Figur dieser sitzenden Göttin mit dem Blatt auf dem Kopf und dem gehenkelten Kreuz in der Hand angetroffen, namentlich auch mit dem bekannten Zeichen des Aegyptischen Wortes *mei*, geliebt, unmittelbar verbunden.

---

in seinen Schriften und seinen Briefen finden, zeigen, wie er selbst nach und nach tiefer in dieselben eindringt, und es wird höchst interessant seyn, einmal die vollständige Erklärung dieser grossen Todtenrituale von ihm zu erhalten. Das in dem grossen Aegyptischen Werk in Hieroglyphen-Schrift enthaltene giebt nur den zweiten der verschiednen Abschnitte, in welche, nach Herrn Champollion, diese Rituale zerfallen. Dieser zweite Abschnitt wird durch die beiden Bilder, die Vorstellung der drei Regionen der Götter, der Sonne und des Mondes (die letztere fehlt in dem Pariser Papyrus) und die des Todtengerichts begränzt. Sehr viel Lehrreiches über den Inhalt und die Anordnung dieser Leichenrituale findet sich in dem von Angelo Mai herausgegebenen Verzeichniss der Vaticanischen Papyrus von Herrn Champollion (Bachmannische Uebersetzung. S. 1—23.) Es werden darin vier Abschnitte derselben erwähnt. Die Vergleichung der ähnlichen hiesigen Papyrus in dieser Rücksicht behalte ich einer andren Gelegenheit vor.[1])

[1]) *Ausführliche Materialien zu dieser Arbeit enthält Humboldts sprachwissenschaftlicher Nachlaß.*

Den Namen liest und erklärt Herr Champollion jetzt auch anders, als bisher, nemlich nicht mehr (*Syst. hier. Planches. nr.* 51.) *stä* sondern *smä,* indem er hiebei an das Koptische Wort *mäi,* gerecht, wahr, denkt, und das *s* (was aber fernerer Rechtfertigung bedürfen wird) als praefigirten Buchstaben annimmt. Er hat nemlich über das zweite hieroglyphische Zeichen des bisher *stä* gelesenen Namen seine Meinung geändert, und hält dasselbe nicht mehr. wie früher (*Syst. hier.* Alphabet. *nr.* 30.) für ein *t,* sondern für ein *m,* weil er die Sylbe *ma* durch einen von diesem Zeichen durchkreuzten, *a* bedeutenden Vogel, mithin als eine synonyme Gruppe von andren *ma* anzeigenden gefunden hat.

Die Göttin Sate, die darum den Aegyptischen Denkmälern nicht entzogen wird, findet Herr Champollion jetzt in der Göttin, die er bisher (*Panth.* Heft 2. zu Taf. 19.) Anuki benannte, so wie er der letzteren jetzt die Gestalt giebt, welche Tiphe oder Tpe (der Himmel. *Panth.* Heft 3. Taf. 20.) führt. Denn er gesteht freimüthig, dass er bisher diese beiden Göttinnen, Anuki und Sate, die übrigens gewöhnlich eine die andre begleiten, verwechselt hat. Er ist zu diesem Irrthum durch einen Englischen eine Stele des Lord Belmore vorstellenden Kupferstich verleitet worden, auf dem die Namen dieser Göttinnen falsch gestellt sind. Der hieroglyphische Name der Anuki ist in dem *Panthéon* (Heft 2. Taf. 19.) zu sehen; der der Sate, *stä,* kommt, wie ihn Herr Champollion jetzt annimmt, noch nicht darin vor. Er besteht aus dem 101., 28. und 6. Buchstaben des Champollionschen Alphabets, von welchen aber der erste auf seiner oberen Spitze noch einen abgestumpften Kegel trägt. Der horizontale Strich des Kreuzes, aus dem dieser Buchstabe besteht, ist bisweilen ein Pfeil, wodurch das figürliche Zeichen der Göttin, der Pfeil, mit der hieroglyphischen Gruppe gepaart ist. Mit dem Pfeil bringt Herr Champollion auch den im Koptischen diese Waffe bedeutenden Namen der Göttin, Sate,*) in Verbindung.

Dass in Amenophis 2. Titelschilde das Zeichen der Wahrheit dem Zeichen der Herrschaft vorangeht, dürfte schon an sich nicht wundern, da ja der Genitiv in der Verbindung die erste Stelle einnehmen kann. Herr Champollion macht aber hierbei darauf aufmerksam, dass auf architektonischen und statuarischen Denk-

*) Nemlich von *sat,* werfen. *Sate* findet sich im LaCrozischen Wörterbuch nicht als Pfeil. Der Pfeil heisst aber darin *sothnef,* worin sichtbar dasselbe Stammwort liegt.

mälern die Zeichen, der blossen Symmetrie wegen, wohl anders gestellt werden, als es die Aussprache erfordert. In der hieratischen Schrift, bei welcher diese Rücksicht hinwegfällt, geht auch in den Titeln Amenophis 2. das Zeichen Herr, die henkellose Schale, dem Bilde der Wahrheit, der sitzenden Göttin mit dem Blatt auf dem Haupte voran.

Nach einer Hieroglypheninschrift im grossen Französischen Aegyptischen Werke von einem Pfeiler des Südtempels in Elephantine (*Antiquités. Planches. Vol.* I. *pl.* 36. *fig.* 3.) sollte man glauben, dass der Titelschild Amenophis 2. auch einem andren Könige angehörte, dessen hieroglyphisch geschriebener Name *Entonts* gelesen werden kann. Ich hielt diesen Namen für verschrieben, nur die ausdrückliche, dieser Abbildung in der Erklärung der Kupfertafeln hinzugefügte Versicherung der Genauigkeit dieser hieroglyphischen Abschrift (*fig.* 3. *tous les hieroglyphes sont exacts*) liess mich zweifelhaft. Herr Champollion bestätigt aber meine Vermuthung, und sagt mir, dass die genaueren Zeichnungen dieser Pfeilerinschrift der Herren Huyot aus Paris und Ricci aus Florenz den Namen Amenophis geben.

Die ältesten Theile des Pallastes von Louqsor, das Memnonium, der Tempel des Amon-Chnubis und andre grosse Gebäude bis in Nubien hinein wurden von Amenophis 2. theils erbaut, theils verziert.

Nach der chronologischen Bestimmung des Herrn Champollion Figeac (*Lettre* 1. *à Mr. le Duc de Blacas. p.* 107.) fällt seine dreissigjährige Regierung von 1687. bis 1657. vor unsrer Zeitrechnung, also um mehrere Jahrhunderte vor den Memnon des Troischen Kriegs.

§. 3.

Inschriften.

Herr Gazzera giebt (*l. c. Pl.* 3. *nr.* 2. 3.) die Inschriften von zwei der löwenköpfigen Statuen des Turiner Museums, so dass wir mit den unsrigen die Inschriften von fünfen vor Augen haben. In jeder von diesen finden sich Verschiedenheiten.

Die Einrichtung der unsrigen, und wahrscheinlich auch der Turiner ist so, dass die den Titelschild begleitenden Hieroglyphen neben dem rechten, die andren neben dem linken Bein der Bild-

säule in einem schmalen Streifen herablaufen. Ich fange von jenen an.

Ueber dem Titelschild steht in allen: der Gott, *nute* (Kupfertaf. Zeichen 1.), der gute (wohlthätige, heilbringende), *nanef* (Z. 2.), der Herr, *näb* (Z. 3.), der irdischen Welt, *to.* (Z. 4. 5.) In der Minutolischen folgt hierauf noch: der Herr (Fig. C. Z. 6.) der drei Regionen. (Z. 8. 7.)

Dann kommt der schon oben erklärte Titelschild.

Hinter diesem steht eine Phrase, die sich auf das zuletzt nachfolgende Participium: geliebt, *mei* (Fig. A. Z. 16. 17. Fig. B. Z. 18. 19. Fig. C. Z. 21. 22.), bezieht.

Das Wesen, von dem er geliebt wird, ist unmittelbar nach dem Titelschild ausgedrückt, und die ersten drei Zeichen nach demselben sind daher in allen fünf Inschriften ohne allen Unterschied dieselben. In einer der Turiner Statuen (Gazzera. *Pl.* 3. *nr.* 2.) und in unsren beiden Sackischen ist ihnen zu grösserer Deutlichkeit das figürliche Zeichen der Göttin (Kupfertaf. Fig. A. B. Z. 12.) beigefügt, und dann folgen bis zum Ende der Phrase Titel, die nicht überall dieselben sind.

Von den in allen fünf Inschriften auf den Titelschild folgenden drei Zeichen und der sie begleitenden Figur habe ich schon oben bei Gelegenheit der Göttin Neith geredet.

Nach dieser Gruppe kommen in jeder Inschrift verschiedene Zeichen. Ich bleibe aber bei denen der Berlinischen Statuen stehen.

Auf der einen Sackischen folgt in der Inschrift hier der Artikel des weiblichen Geschlechts *t* (Kupfertafel. Fig. A. Zeichen 13.), und dann kommen die beiden Zeichen, welche Herr Champollion (*Syst. hierogl. p.* 136. *Planches. nr.* 347.) durch m ä c h t i g erklärt, und mit fehlendem Vocal *dschr* (bei LaCroze *dchor*) schreibt.

Auf der zweiten Sackischen Bildsäule steht nach dem Titel der Göttin wieder das Participium *mei*, geliebt (Fig. B. Zeichen 13. 14.), und ein darauf folgender Cirkelabschnitt. (Z. 15.) Diesen erklärt Herr Champollion, ohne sich über die phonetische Geltung auszulassen, für ein Zeichen, welches anzeigt, dass das Wort, hinter dem es steht, doppelt genommen werden soll, entweder so, dass es dadurch in den Dualis gesetzt, oder so, dass sein Sinn verstärkt genommen, oder endlich so, dass das Wort selbst zweimal ausgesprochen werde. Denn es war, wie man noch aus dem Koptischen sieht, der Aegyptischen Sprache eigen, in Substantiven

und Verben dieselbe Sylbe, nur bisweilen mit verändertem Vocal, zweimal auf einander folgen zu lassen.*) Gewöhnlich führt nun zwar der Cirkelabschnitt in dieser Bedeutung zwei kleine Striche nach sich, wie sie im Champollionischen Alphabete (*nr.* 42.) den Vocal *i* bezeichnen, und die Erklärung dieser beiden verbundnen Zeichen, als Verdoppelungsandeutung, rührt ursprünglich von Herrn Salt her. Unsre Inschrift hat nur das erste der beiden Zeichen, Herr Champollion versichert aber die Gruppe öfter so abgekürzt gefunden zu haben.

Eine andre solche Abkürzung sieht er in derselben Inschrift in dem Charakter, welcher dem am Ende stehenden Participium: geliebt unmittelbar vorhergeht. (Fig. B. Z. 17.) Es ist ein *s* (Champ. *syst. hier.* Alphabet. *nr.* 86.) und der Anfangsbuchstabe der schon oben erwähnten Gegend Sesau, über welche die Herrschaft der Göttin Neith durch die unmittelbar vorhergehende Schaale (Fig. B. Z. 16.) angedeutet wird. In anderen Texten ist der Name hieroglyphisch vollständig ausgeschrieben und mit dem erläuternden Zeichen: Land, Gegend versehen. Die Göttin trägt diesen Titel als Göttin des ersten Ranges in menschlicher Bildung sowohl, als mit dem Löwenhaupt vorgestellt.

Die in der Inschrift der Minutolischen Bildsäule auf den Namen der Göttin folgende Gruppe (Fig. C. Z. 15—17.) heisst: der Guten, Wohlthätigen. Sie pflegt aber an andren Stellen zwischen den auf der angehängten Kupfertafel (Fig. C.) mit 15. und 16. bezeichneten Charakteren noch ein *f* (Champ. *syst. hier.* Alphabet. *nr.* 119.) zu führen, dessen Mangel indess hier die Lesung nicht aufhalten darf. Denn das erste Zeichen dieser Gruppe (*nr.* 15.) ist eine Theorbe, ein musikalisches Instrument, das als Symbol der Wohlthätigkeit gilt. (Champ. 1. *Lettre au Duc de Blacas. p.* 17.) Da mithin hierin schon der ganze Begriff liegt, so kann das nachfolgende (*nr.* 16.) nur die Endung des gesprochenen Wortes *nof-ri* seyn. Der Cirkelabschnitt (Z. 17.) ist bekanntlich der weibliche Artikel.

In der in derselben Inschrift weiter folgenden Gruppe (Z. 18—20.)

---

*) Solche Wörter sind *susu*, Augenblick, *chremrem*, Gemurmel, *loflef*, zermalmt werden, *mokmek*, denken, *monmen*, bewegt werden, *kemkem*, Trommel, *ladschledsch*, Demuth, u. s. w. Sie scheinen, wie so vieles in der Sprache, aus phonetischer Gewohnheit entstanden zu seyn, und der Grund der Veränderung des Vocals der Endsylbe liegt wohl in der grösseren dadurch bezweckten Leichtigkeit der Aussprache.

erkennt man nur die beiden letzten den Plural andeutenden Zeichen, das erste ist bis jetzt noch von unbekannter Bedeutung, obgleich es oft auf Mumien und Papyrusrollen angetroffen wird. Herr Champollion sieht es für ein mit zwei Geisseln versehenes Siegel an.

Die letzte Gruppe der Inschriften der Minutolischen und einer der Sackischen Statuen und die vorletzte der andren Sackischen heissen: Geber des Lebens. Der Begriff des Lebens liegt in dem gehenkelten Schlüssel. (Kupfertaf. Fig. A. Z. 19. Fig. B. Z. 21. Fig. C. Z. 24.) Es ist das Koptische Wort *ônchh*. Das vorhergehende Zeichen, der Triangel, bedeutet den *t*-Laut (Champ. *syst. hier. p.* 43. *pl.* 3. *fig.* 3.), und ist hier das koptische *ti*, geben. Die ganze Gruppe sieht Herr Champollion für das Koptische Wort *tanchho*, beleben, der Belebende, an, da, seiner Bemerkung nach, die langen Vocale in zusammengesetzten Wörtern kurz zu werden pflegen.

Die Schlussgruppe der Inschrift der einen Sackischen Statue hat nach vielen Stellen und namentlich auch der Rosettischen Inschrift die Bedeutung für immer, ewig, allein das dadurch ausgedrückte Koptische Wort weiss Herr Champollion noch nicht anzugeben. (Kupfertafel. Fig. B. Z. 22—24.)

Die Hieroglyphensäule des Namenschildes fängt bei allen hier betrachteten Statuen, ausser der Minutolischen, mit den Worten an: Sohn der Sonne, welche ihn liebt, *rä* (Kupfertafel. Fig. D. Z. 1.), *schäri* (Z. 2.), *m*, Abkürzung von *mei* (Z. 3.), *f*, angehängtes Pronomen 3. pers. sing. mascul. (Z. 4.)

Auf der Minutolischen Statue folgen auf die Worte: Sohn der Sonne fünf Zeichen (Kupfertafel. E. Z. 3—7.), die theils an sich, theils in dieser Verbindung in den Schriften des Herrn Champollion nicht angetroffen werden. In seinem Briefe an mich aber giebt er über dieselben folgende Erklärung, die er jedoch von der des 4. Zeichens abhängig macht. Er glaubt nemlich in diesem einen Aegyptischen Spiegel (*ial* bei LaCroze) zu erkennen, und in dieser Voraussetzung hiesse nun die Hieroglyphengruppe, welche dem Namenschild vorhergeht: Sohn der Sonne und sein Bild oder wörtlicher Spiegel. Das 3. Zeichen, *n*, kann man entweder für das Casuszeichen des Nominativs, oder für den Anfangsbuchstaben des Verbindungswörtchens *nem*, und, nehmen. Herr Champollion äussert sich darüber nicht bestimmt. Das 7. Zeichen ist das schon oben erklärte Pronomen der 3. Person. Sehr merkwürdig aber, und für die ganze Hieroglyphen-Entziffe-

rung erweiternd ist, was mir Herr Champollion über das 5. und 6. Zeichen mittheilt. Diese Gruppe wird nemlich gesetzt, wenn ein zugleich figürlich und phonetisch geltendes Zeichen in einer Stelle die erstere Geltung, wie hier der Spiegel, haben soll. Auf diese Weise bezeichnen das Auge, der Mund, die Hand, mit diesen beiden Zeichen nach sich, diese Gegenstände, ohne dieselben die Buchstaben *a, r, t.* (Champ. *syst. hier.* Alphabet. *nr.* 9. 59. 22.)

Auf diesen Eingang folgt der Namenschild, und nach diesem werden auf jeder der fünf Statuen dieselben Hieroglyphen wiederholt, welche hinter dem Titelschild stehen.

Die ganze Inschrift der Berlinischen Statuen, mit Bemerkung der noch nicht zu entziffernden Stellen, lautet daher folgendermassen. Ich lege nemlich hier die Inschrift der einen Sackischen Statue (Fig. B. D.) als die vollständigste zum Grunde, und bemerke die Abweichungen in Parenthesen und Anmerkungen.

Der Gott, der Wohlthätige, der Herr der irdischen Welt, (Fig. C. der Herr der drei Regionen), die Sonne, der Herr der Wahrheit, von der . . . . der Göttin Neith*) (Fig. A. der Grossen) (Fig. C. der Wohlthätigen den . . . .), der doppelt geliebten**) Herrscherin über Sesau, geliebt, der Geber des Lebens, für immer.

Der Sohn der Sonne, geliebt von ihr (Fig. E. und ihr Spiegel)***), Amenof†) (Fig. E. der Herrscher über . . . .) u. s. f.

Es ist bekannt, dass den Aegyptischen Königen nicht bloss erst nach ihrem Tode, sondern auch schon bei ihrem Leben göttliche Ehre erwiesen wurde.

§. 4.

Verzierung des Fussgestells.

An den beiden Seiten des Fussgestells unsrer, und vermuthlich aller ähnlichen Statuen sieht man eine Verschlingung von Lotusstengeln und Blumen, die man schon darum nicht für eine

---

*) Dies Figürchen befindet sich nur auf den beiden Sackischen Statuen.

**) Herr Champollion übersetzt *deux fois aimable dame.* Ich bin bei der auf dasselbe hinauskommenden wörtlicheren Uebertragung geblieben.

***) Die Worte geliebt von ihr fehlen hier.

†) Man kann auch *Amenô* lesen.

bedeutungslose Verzierung halten könnte, weil sie so überaus häufig und immer auf fast ganz gleiche Weise gefunden wird. (Kupfertafel. Fig. F., ferner *Déscr. de l'Egyptc. T.* 1. *Pl.* 16. 80. *nr.* 5. *T.* 2. *Pl.* 89. Gazzera. *l. c. Pl.* 4. *nr.* 4. *Pl.* 9.) Wo dieser Vorstellung die ganze Ausführung gegeben ist, stehen neben ihr zwei Figuren, eine auf jeder Seite, die selbst Lotuspflanzen in Gefässen auf dem Kopf tragen, und die der Verzierung zusammengeknüpft halten. (*Déscr. de l'Egypte. T.* 1. *Pl.* 10. *nr.* 5. *T.* 2. *Pl.* 28. gr. Form. *Pl.* 21. 22.) Dieselben Figuren kommen auch oft einzeln vor, und sind zugleich mit dem gehenkelten Kreuz und andren Emblemen versehen. (*l. c. T.* 3. *Pl.* 47. *nr.* 4.)

Da Herr Gazzera nach Herrn Champollion die in dieser Verzierung enthaltene Hieroglyphe für ein Symbol der Erhaltung oder Beschützung der obern und niedern Gegend erklärt, so war es leicht, das spatenähnliche Werkzeug, welches die Verzierung in zwei Hälften theilt, für die schon oben erwähnte Theorbe, das Symbol der Wohlthätigkeit und Beschirmung, zu erkennen. Zwar weicht die Gestalt ein wenig davon ab, allein man findet auch auf andren Denkmälern, dass jenes Emblem bisweilen in ein solches herzförmiges Blatt endigt, und mit dem langen Stiel nicht über den oberen Queerstrich hinausgeht. (*Déscr. de l'Egypte. T.* 1. *pl.* 36. *nr.* 3. *T.* 2. *pl.* 21. *nr.* 2.) Auch in dem erklärenden Verzeichniss der Papyrus der Vaticanischen Bibliothek (Bachmann. S. 7.) übersetzt Herr Champollion diese Hieroglyphe in die Worte: Wohlthäter der obern und der untern Region.

Die Bezeichnung der beiden Theile Aegyptens, die hier mit der obern und untern Gegend gemeint sind, liegt in den beiden Lotuspflanzen, wie durch eine Stelle der Inschrift von Rosetta (Zeile 5.) deutlich zu beweisen ist. Nur über den Unterschied beider Gegenden in der hieroglyphischen Deutung liess mich das, was Herr Champollion in seinem Pantheon (Heft 7. *nr.* 7. A. B.) sagt, zweifelhaft. Sein letzter berichtigender Brief an mich aber hebt alle Dunkelheit in dieser Rücksicht auf, und stellt beide Zeichen bestimmt fest. Das obere Aegypten wird durch eine Lotusart, deren immer blau und roth gefärbte Blume der Lilie gleicht, mithin durch die in unsrer Kupfertafel zur Linken stehende Pflanze bezeichnet, die untere durch die daneben zur Rechten befindliche mit andrer, blau und grün gefärbter Blume. In dieser Gestalt der Blumen, nicht aber in den zur Seite zerknickt herabhängenden Stengeln liegt der Unterschied beider Gegenden. In

dem Münchner Abdruck der Inschrift von Rosetta ist zwar nicht der oben angegebene Unterschied der Blumen, aber ganz deutlich eine Verschiedenheit der Pflanzen selbst zu erkennen. Die mannweiblichen, am Bart und den weiblichen Brüsten kenntlichen Figuren, welche der hier betrachteten Verzierung oft gleichsam zu Schildhaltern dienen (*Descr. de l'Egypte. ll. cc.*), erklärt Herr Champollion für Vorstellungen des oberen und unteren Nils. Er bemerkt zugleich, dass die Aegyptier den oberen und unteren Theil ihres Landes noch bestimmter als den südlichen und nördlichen fassten, daher die Embleme, von denen wir hier reden, auch den Süden und den Norden überhaupt bezeichnen. Er knüpft hieran sehr interessante Ausführungen, wie nördliche und südliche besiegte Völker auf diese Weise angedeutet werden, und beweist dies aus Stellen hieroglyphischer Denkmäler. Ich trage indess gerechtes Bedenken, hierin weiter einzugehen, um ihm nicht in der eignen Mittheilung dieser interessanten Entdeckungen zuvorzukommen.

Der Lotus spielt in der Aegyptischen Symbolik eine wichtige Rolle. Er galt auch für das Symbol der Erhabenheit des göttlichen Verstandes über die Materie. Diese Deutung war von dem Emporragen der langstieligen Lotusblume über dem Wasser hergenommen. Dieselbe Eigenschaft veranlasste die Indischen Dichter, das sittlich Reine mit der Lotusblume zu vergleichen, die auf dem Wasser schwimmt, ohne benetzt zu werden. Man muss aber gestehen, dass die Aegyptische Deutung tiefer geschöpft ist.

5.

Ueber die Bhagavad-Gîtâ.

Mit Bezug auf die Beurtheilung der Schlegelschen Ausgabe im Pariser Asiatischen Journal.

I.

Journal Asiatique. Vol. IV. *p.* 109. 111. — Das hier aufgestellte aesthetische Urtheil möchte ich nicht zu vertreten haben. Ich finde in der Gîtâ nichts, wodurch man veranlasst würde, sie als ein zur Gedächtnisshülfe in Verse gebrachtes Werk anzusehen. Eher lässt

---

Handschrift (47 halbbeschriebene Folioseiten) in der Königlichen Bibliothek in Berlin. Sie führt den Titel: „Bemerkungen über die Langloissche Recension der Schlegelschen Bhagavad-Gitâ. An Schlegel nach Bonn am 17. Junius, 1825. geschickt." — Erster Druck: Schlegels Indische Bibliothek 2, 218—258. 328—372 (1826). Der Titel hat dort den Zusatz: „Aus einem Briefe von Herrn Staatsminister von Humboldt". Schlegel, dessen sonstige Anmerkungen ebenso wie die in der Handschrift fehlenden langen Zitate aus Langlois hier fortgelassen sind, leitet den Aufsatz durch folgende „Vorerinnerung" ein: „Die sorgfältigste Benutzung der folgenden Bemerkungen bei einer künftigen, vielleicht bald von mir vorzunehmenden Durchsicht meiner Übersetzung ist meine persönliche Angelegenheit. Was ein tiefsinniger Denker, ein Kenner der philosophischen Systeme alter und neuer Zeit, der in der Kunst charakteristischer Nachbildung selbst am Aeschylus eine so schwierige Aufgabe gelöst hat, im Sinn oder Ausdruck an meiner Übersetzung nicht befriedigend findet, kann von mir nicht genau genug erwogen werden. Aber die in dem Aufsatze enthaltenen Betrachtungen über den Geist des Gedichtes, über die metaphysische Terminologie der Indier und deren Übertragung in andre Sprachen haben ein allgemeineres Interesse und gehen weit über die Prüfung des von mir Geleisteten hinaus. Ich bin deswegen dem Verfasser sehr dankbar für die mir erteilte Erlaubnis zur öffentlichen Mitteilung. Die Artikel von Herrn Langlois im Asiatischen Journal über die sechs ersten Kapitel der Bhagavad-Gita, welche die Veranlassung zu einstimmenden oder

sich dies von einem grossen Theile des Gesetzbuchs des Manus sagen. Indess hat es überhaupt mit dem allgemeinen Gebrauch der Verse bei Völkern, deren Weisheit im Beginnen ist, eine ganz andre Bewandtniss. Die Vergleichungen mit Homer und den Griechen, die man leider so oft anstellt, scheinen mir sehr unpassend, dagegen gewiss, dass diese Episode des Mahâbhârata das schönste, ja vielleicht das einzige wahrhaft philosophische Gedicht ist, das alle uns bekannte Literaturen aufzuweisen haben.

2.

p. 112—114. Der Verfasser hat wohl in dieser Stelle die Yoga-Lehre nicht vollständig schildern wollen. Das von Colebrooke (*Transactions of the Asiatic society.* I. *p.* 24—26. 31. 33.) darüber Gesagte scheint mir bestimmter und erschöpfender. Indess ist es allerdings richtig, dass diese Lehre mehr auf das Handeln gieng, was aus dem, soviel ich sehe, nirgends von Herrn Langlois vollständig entwickelten Begriff *Yoga* entsprang, der, in seiner wahren Tiefe aufgenommen, eine zur Thatkraft werdende Anstrengung des Nachdenkens bezeichnet. Dass aber in der Gîtà von dem doppelten Charakter der Yoga-Lehre, dem religiösen und praktischen, mehr und vorzüglich der letztere der Sànkhya-Lehre entgegengesetzt wird, entspringt aus der Natur dieses Gedichts selbst. Es ist kein abgesondertes philosophisches Werk, sondern eine Episode einer Epopoee. Der dem Streit entsagende Ardschunas, eine in dieser Stimmung wohl nie sonst geschilderte Heldengestalt, soll überzeugt werden, dass er streiten muss. Darum muss ihm die Nothwendigkeit und die Schuldlosigkeit des Handelns, des Kämpfens, ja des Mordens vorgelegt werden, und nie ist das wohl mit grösseren, mehr umfassenden, und zur tiefsten Ansicht des Seyns und Nicht-Seyns hinabsteigenden Argumenten geschehen. Darum kehrt in den abstractesten Theilen der Untersuchung immer der Aufruf zum Kampfe wieder, und erhöht durch diesen Contrast selbst die poetische Wirkung.

---

berichtigenden Anmerkungen gaben, sind vielleicht nicht allen unsern Lesern bekannt oder gegenwärtig: wo es also nötig schien, habe ich seine eigenen Worte eingerückt. Herr Langlois hat seitdem mit seinen Kritiken fortgefahren und zwar auf eine Weise, welche mich bewogen hat, seine Befugnis zum Richteramt etwas näher zu prüfen und für so viele Bereitwilligkeit im Zurechtweisen ihm den Gegendienst einer gründlichen Zurechtweisung zu leisten. Wenn diese Antikritik nicht anderswo eine schicklichere Stelle findet, so wird sie in der Fortsetzung dieser Blätter erscheinen.“

3.

p. 237. Die Beschuldigung, dass der Dichter vernachlässigt habe, anzugeben, woher Sandschayas das Gespräch Krischnas mit Ardschunas erfahren habe, ist nicht ganz gerecht. Ges. 18. *sl.* 75. sagt Sandschayas selbst, dass er es durch Vyâsas Gunst gehört habe. Wenn man aber diese Stelle genau betrachtet, und auf die Worte *śrutawân krishṇât sâkshât kathayataḥ swayam* achtet, so sieht man, dass hier nicht von einer Erzählung des Gespräches durch Vyâsas die Rede ist, sondern von einem Wunder, durch welches Sandschayas selbst Zeuge desselben wurde. Vielleicht hängt dies damit zusammen, dass Ges. X. 37. Krischnas sich selbst als identisch mit Vyâsas darstellt. Diesen Vers hat vermuthlich Herr Langlois im Sinn, wenn er (*p.* 107.) sagt, dass der Verfasser der Gîtâ sich selbst Vyâsas nenne. Dies scheint mir aber noch bei weitem aus keiner dieser Stellen zu folgen.

4.

Herr Langlois bemerkt nichts über den 31. Slokas des ersten Gesanges. Sie übersetzen den ersten Vers desselben: *atque omina video infelicia,* Wilkins ebenso: *and I behold inauspicious omens on all sides.* Nach beiden Uebersetzungen, die sich allerdings mit dem allgemeinen Begriff der Worte des Originals vereinigen lassen, sollte man glauben, dass Ardschunas besondre, nicht in der Sache selbst liegende Unglückszeichen, wirkliche *omina* (Vögelflug, Blitze u. s. f.) sehe. Davon kommt aber sonst in dem ganzen Gedicht nichts vor, und diese Vorstellungsart scheint ihm überhaupt fremd zu seyn. Haben Sie aber vielleicht auch die *omina* nicht buchstäblich, sondern nur figürlich verstanden?

5.

p. 239. I. 40—44. Ich bin auch der Meinung, dass die Uebersetzung von *dharmâḥ* und *adharmaḥ* durch „*sacra gentilitia*“ und „*impietas*“ nicht vollständig den Begriff wiedergiebt. Für das erstere hätte ich „*jura*“ vorgezogen. Da aber alles politische Recht in Indien auch religiöses war, wenige Zeilen später von Opfern die Rede ist, und sich für *adharmaḥ* (das vernichtete Recht) schwer hätte ein Wort finden lassen, so ist Ihre Uebersetzung gewiss zu vertheidigen. Dagegen scheint mir Herr Langlois den Sinn zu weit zu nehmen, wenn er die Stelle von allen Familien-

pflichten versteht. Es ist hier nicht von Moral, sondern von Staatsverfassung und Castenabsonderung die Rede. *kuladharmâḥ* sind die durch die *sacra gentilitia* geheiligten Satzungen, welche die Geschlechter von einander abgränzen, und diese politischen Scheidewände stürzen bei der Vernichtung der Familien ein, indem die Frauen, durch den Mangel gesetzmässiger, ungesetzmässige Ehen einzugehen genöthigt werden. *kulastriyaḥ* sind freilich die Frauen der vertilgten, oder verminderten Geschlechter, aber es liegt in dem Ausdruck mehr, als Herr Langlois sagt. Es sind die wahren *matres familiae*, die durch *justas nuptias* und *sacra gentilitia* in das Geschlecht gekommen sind, es ist hier überhaupt nur von solchen Geschlechtern die Rede, die ein politisches Daseyn haben, und dies deutet Ihr *nobilissimae feminae* wenigstens an, da es in der Langloisschen Erklärung gänzlich verloren geht. Da ich die einseitige Uebersetzung von *dharmaḥ* durch Pflicht in dieser Stelle nicht billigen kann, so scheint mir auch die Erklärung des Herrn Langlois von *jâti-* und *kuladharmâḥ* willkührlich. Sollte nicht zwischen *jâtiḥ* und *kulan* derselbe Unterschied, wie zwischen *familia* und *gens* seyn? Der Ursprung beider Wörter spricht dafür, und in diesem Fall ist hier von den Satzungen beider die Rede.

6.

p. 241. Hier scheint mir der Dichter von Herrn Langlois eine unnöthige Zurechtweisung über die Art, wie die Seele tödtet, zu erfahren. Er meinte wohl mit *sl.* 19. nichts anders, als dass man nicht tödten kann, was nicht zu sterben vermag. Dies geht, dünkt mich, aus *sl.* 20. ganz deutlich hervor.

7.

p. 241. 242. Ich weiss nicht, ob in dieser Stelle über den Spiritualismus und Materialismus das Verhältniss des letzteren zu der hier von Krischnas vorgetragenen Lehre richtig dargestellt ist. Dieser nimmt *sl.* 26. nicht, wie Herr Langlois zu behaupten scheint, bloss an, dass die Seele sterblich sey. Seine unveränderliche Grundlehre ist, dass was einmal gelebt hat, für ewig dem Leben angehört. Der von ihm aufgestellte Unterschied ist nur der: ob die Fortdauer ohne Unterbrechung bleibt (*sl.* 12.), oder ob sie in einem sich erneuernden Sterben und Wiedererscheinen besteht. (*sl.* 26.) Im ersteren Fall wechselt die Seele nur den Körper,

wie ein Kleid, im letzteren stirbt sie wirklich, wird aber wiedergeboren, Nun haben freilich die Materialisten das Untergehen der Seele behauptet, wohl aber nicht ihre Wiedergeburt und noch weniger die Nothwendigkeit derselben. Gerade hierin aber liegt das Eigenthümliche der[1]) Lehre Krischnas.

8.

p. 243. II, 12. Die schöne Bezeichnung des die Materie inwohnend Belebenden durch ein blosses grammatikalisches Suffixum in *dêhin, śarîrin, kshêtrin* (XIII. 33.) ist allerdings in jeder andren Sprache unnachahmlich. So wie die philosophische Indische Terminologie überhaupt bewundernswürdig ist, so hat sie, wie in diesen Wörtern, sehr oft den Vorzug, dem Wortlaut gerade nur das an Bedeutung zu lassen, was der abstracte Begriff erfordert, und nicht mehr. Ich stimme jedoch Herrn Langlois in dem Wunsche bei, dass Sie möchten für die beiden ersten Wörter immer nur gleichförmig *anima* gebraucht haben, und nicht *animans* (II. 13.), *spiritus* (II. 18. 22. 30. XIV. 5.) und *mortalis.* (II. 59. V. 13. XIV. 20.) *Anima* scheint mir darum allein dem Indischen Ausdruck recht angemessen, weil es nichts als den reinen Gegensatz des Körpers, das ihn belebende, in ihm athmende, wie meist auch unser S e e l e, aussagt. Doch möchte auch *spiritus* gewählt seyn, nur eine gleichförmige Uebersetzung ist immer da vorzuziehen, wo kein nöthigender Grund zu einer Abweichung ist. Am unzulässigsten scheint mir *mortalis.* In allen ebengenannten Stellen hat das Indische Wort offenbar denselben Sinn, und welcher dies ist, leuchtet am besten aus XIV. 5. hervor, wo es heisst: im Körper die unvergängliche Seele. XIV. 20. geht bei Ihrer Uebersetzung durch *mortalis* der Gegensatz: *qualitatibus hisce tribus exsuperatis a n i m a, e c o r p o r e genitis*, verloren. Auch (V. 13.) in der neunthorigen Stadt sitzend erwartet man eher die S e e l e als den Sterblichen.

9.

II. 14. Möchte der Tadel wohl auf sehr wenig hinauslaufen. Das bestrittene Wort deutet doch schwerlich etwas anders als die Eindrücke der Materie auf die Sinne an, und *elementorum* ist der metaphysischen Sprache des Textes und selbst dem Wort

---

[1]) *In der Handschrift: „der pantheistischen, jedoch gerade spiritualistischen".*

angemessner, als *physicorum objectorum.* Dass unter *mâtrâ* wirklich die elementarische Materie verstanden wird, und die Uebersetzung durch die wirklichen Körper immer ungenau seyn würde, beweist der Ausdruck *tanmâtraḥ* für die Uratome der Elemente (Colebrooke. *l. c. p.* 30.) und folgender Slokas aus Manus Gesetzbuch I. 56.

yadâṇumâtrikô (nemlich der *sarwabhûtâtmâ*) *bhûtwâ wîjaṇ*
sthâsnu charishṇu cha,
samâwiśati samsṛishṭas tadâ mûrtiṇ wimunchati.

Hier wird die Seele, um eine eigentliche Körperform anzunehmen (wie doch alle *objecta physica* sie haben), erst vorher zu einem mit Elementar-Materie versehenen (*aṇumâtrikaḥ*) Wesen.

10.

p. 244. II. 34. würde ich immer Ihre Erklärung vorziehen. Die Geschiedenheit, welche in diesem Gebrauche der Wurzel *rich* zugeschrieben wird, besteht immer darin, dass die so geschiedene Sache als mächtiger, wie die andre, mit ihr verglichene dargestellt wird. Ist nun die Ehrlosigkeit mächtiger, als der Tod ist, so sehe ich nicht darin, dass sie „*pire*“ ist, sondern dass der Tod ihr kein Ende macht. Diesen Begriff des Mächtiger-Seyns, des Vorwaltens in dem Verbum mit dieser Praeposition beweisen sehr schön drei Stellen des Hitopadesa (*Ed. Lond. p.* 9. *l.* 2. *p.* 30. *l.* 8. *p.* 118. *l. penult. et ult.*), auf die mich Herr Ballhorn-Rosen aufmerksam gemacht hat, der das Studium des Sanskrits in kurzem mit einem Wurzelverzeichniss, das jedoch eigentlich ein Wörterbuch der Verba ist, bereichern wird.

11.

p. 245. II. 41. Den Gegensatz von *wyawasâyâtmikâ* und *awyawasâyinâm* in dem *zele pieux* und der *indifférence* zu finden, scheint mir wenigstens nicht genau, und den schönen und grossen Sinn dieser Stelle nicht zu erschöpfen. Es wird hier die Sânkhya-Lehre der Yoga-Lehre entgegengesetzt. In der ersteren ist das raisonnirende und philosophirende Nachdenken, in der andern dasjenige rege, welches, ohne Raisonnement, durch innere Vertiefung zu unmittelbarer Anschauung der Wahrheit, ja zur Vereinigung mit der Urwahrheit selbst gelangen will. Das Raisonniren setzt Gewandtheit, Einschlagung vieler Wege voraus, giebt der

Beredsamkeit (*sl.* 42.) Raum. Die Vertiefung sammelt alle Kräfte auf Ein Ziel, das sie mit Festigkeit verfolgt, sie bedarf nicht bloss der Denk- sondern auch der Willenskräfte. Deshalb kann *dharmaḥ* (*sl.* 40.) von ihr gebraucht werden. Darum nun bringt die Yoga-Lehre Einen, unabweichliche Anstrengung athmenden Sinn hervor, die Sânkhya-Lehre, nicht aus Gleichgültigkeit, sondern ihrer Natur nach, mehrere und verschiedenartige Sinne und Meinungen. Ihr *ad constantiam efformata sententia* ist nicht ohne Grund gewählt. Wer die grosse Genauigkeit Ihrer Uebersetzung kennt, sieht gleich aus *efformata*, dass das Wort des Textes neben dem Hauptbegriff der Festigkeit einen andren Zusatz (*âtmikâ*) hat. Dass für *samâdhiḥ continentia* das richtige Wort und *contemplatio* eine unbestimmte Uebersetzung sey, kann ich nicht finden. Der Sinn des Worts ist hier derselbe, in dem es zur Ueberschrift eines Kapitels von Patandschalis Yoga-System dient (*Transactions of the Asiatic society.* I. *p.* 25.), tiefes Nachdenken, freilich mit dem Nebenbegriff der festen Anstrengung des Yogî, aber der Hauptbegriff ist immer das Nachdenken. Gerade der Gebrauch dieses Worts an dieser Stelle zeigt, dass in ihr überhaupt nicht, wie Herr Langlois sagt, von Eifer und Gleichgültigkeit die Rede war, sondern von verschiedenen Arten des untersuchenden Nachdenkens. Dies hätte aus *continentia* niemand sehen können. So wie in dem Yogî eine der Wahrheit nachspürende und sich ihr anbildende Verbindung des Wollens und Denkens liegt, so liegt sie gleichfalls in diesem Worte. Dies geht noch klarer aus IV. 24. hervor, wo nun wirkliches Handeln als mit dem Nachdenken über Brahma verbunden dargestellt wird. Wilsons Ableitung des Wortes von *dhâ* scheint mir nicht zu billigen; es kommt ja wohl, wie *âdhiḥ* selbst nach Wilson, von *dhyâi.*

12.

p. 246. II. 45. Aus Herrn Langlois Worten: *ne soyez point partisan des trois qualités ou seulement de deux* muss man schliessen, dass er unter *nirdwanḍwa* zwei der, allen Dingen der Natur eigenthümlichen Guna, nemlich *rajas* und *tamas* versteht. Diese Erklärung ist aber offenbar dem philosophischen Sprachgebrauch entgegen. Unter *dwanḍwa* sind die entgegengesetzten Empfindungen, Freude und Schmerz, Hitze und Kälte, Sieg und Niederlage u. s. f. zu verstehen, gegen welche dem Weisen so oft (z. B. II. 31.) gleichgültig zu seyn empfohlen wird. *Nirdwanḍwa* ist also, wer von diesen Empfindungen und ihrer Gewalt frei ist. Gerade diesen

Sinn, und dies kann wohl entscheidend genannt werden, hat das Wort V. 3. und *dwandwa* IV. 22. VII. 28. In XV. 5. wird der Plural für alle aus dem allgemeinen Gefühl des Vergnügens und des Schmerzes entstehenden einzelnen Empfindungen gebraucht. Auch steht Herrn Langlois Erklärung die in *nistraigunya* liegende Vorschrift, sich von allen drei Eigenschaften zu befreien, im Wege.

Dagegen ist nicht zu läugnen, dass man nun bei dieser von Ihnen, in Ihrer Uebersetzung: *tu autem liber esto a ternis qualitatibus, liber a gemino affectu* angenommenen Erklärung mit dem Ausdruck *nitya-sattwastha* ins Gedränge kommt. Da *sattwa* eine jener drei *guna* ist, so ist es wunderbar, wie man zugleich in ihr stehen und von den *guna* frei seyn soll. Ich sehe hier nur zwei Auswege. Man muss nemlich entweder dem Wort *sattwa* in dieser Stelle nicht die bestimmte Bedeutung einer der drei Natureigenschaften, sondern die allgemeinere der realen Kraft und Treflichkeit überhaupt beilegen, oder man muss annehmen, dass, um die Freiheit von allen drei Eigenschaften zu erlangen, anempfohlen wird, in der treflichsten derselben zu verharren, die wirklich, wie aus den letzten Gesängen des Gedichts hervorgeht, eine nothwendige Stufe zur wahren und letzten Seelenbefreiung ist.

Welcher von beiden Wegen hier einzuschlagen ist? möchte ich lieber von Ihnen erfahren, als selbst entscheiden.

Sattwa wird aber nicht immer in der bestimmten Bedeutung einer der drei Natureigenschaften, sondern bei weitem häufiger allgemeiner genommen, Herr Langlois hätte es indess am wenigsten tadeln sollen, wenn Sie es in dieser Stelle durch *essentia* übersetzen. Als Natureigenschaft, den beiden andren entgegengesetzt, ist dies offenbar ein so richtiger Ausdruck dafür, dass ein besserer lateinischer nicht aufgefunden werden könnte. Im Deutschen möchte Wesenheit den Begriff noch genauer geben. Als Natureigenschaft nimmt doch aber Herr Langlois hier offenbar das Wort. Denn was könnte ihn sonst bewegen, *dwandwa* von den beiden andern zu verstehen? Zu der Uebersetzung durch *vérité* würde ich am wenigsten rathen. Denn obgleich das Indische Wort auch Wahrheit und Treflichkeit jeder Art unter sich begreift, so dürften die Stellen, wo man durch Wahrheit den Begriff adaequat erschöpfte, doch selten seyn. In der Gîtâ ist mir keine einzige bekannt. Das Seyn ist nicht bloss der Ursprung, sondern der Hauptbegriff des Worts, der, je nachdem man, in immer praegnanterem Sinne, mehr reales, vom Negativen freies

Seyn in dem Worte annimmt, mannigfaltig gesteigert wird. In diesen Steigerungen heisst das Wort, wenn man das Participium und Abstractum zusammenfasst: das schlichte Seyn (wie so oft in *sad-asat*), ein seyendes Wesen (Geschöpf, Ding, XIII. 26. XVIII. 40.), die Eigenthümlichkeit jedes Geschöpfs (sein bestimmtes Seyn), dasselbe als real, von Schwäche und Unvollkommenheiten entblösst, angesehen (mithin Wahrheit und Treflichkeit), dies bis zum höchsten, in der Menschheit möglichen Grade gesteigert (eine der drei Natureigenschaften), endlich als das ur- und allreale göttliche Seyn (XVII. 23.) betrachtet. Als reale Kraft haben Sie es X. 36. sehr treffend durch *vigor* gegeben, als eigenthümliches Seyn durch *ingenium.* Bei *sattwa-sanśuddhi* (XVI. 1.) gestehe ich, habe ich lange angestanden, ob ich Ihre Uebersetzung *ingenii sui lustratio* billigen, und nicht unter dem Wort, wie es bei diesen zusammengesetzten Wörtern auch möglich ist, die Reinigung durch die Natureigenschaft der *sattwa* verstehen sollte. Allein die Vergleichung von *sattwânurûpa* (XVII. 3.) hat mich von der Richtigkeit Ihrer Erklärung überzeugt.

Dem Begriff der Wahrheit entspricht *tattwa*, die Diesheit (II. 16. V. 8. XVIII. 1.), von dem auch häufig ein Adverbium *tattwataḥ* gebildet wird. (IV. 9. VII. 3. XVIII. 55.) *Sattwataḥ,* als wahr, ist mir wenigstens unbekannt. Allein dem Gebrauch des Worts in der Gîtâ nach zu schliessen, wird das Substantivum und Adverbium vorzugsweise auf die reine, den Dingen an sich zukommende Wahrheit, die nur durch von der Natur abgezogenes Denken erreichbar ist, angewandt. So scheint es auch Colebrooke (*Transactions.* I. *p.* 114. *nr.* 12.) zu nehmen. *Tat* ist auch das Ur-dies, Ur- und All-Wahrheit. (XVII. 23—25.)

Wie man sich von den drei Natureigenschaften befreien soll, wird Ges. XIV. *sl.* 19—25. ausführlich gelehrt. Dies scheint zwar mit der Behauptung (XVIII. 40.), dass kein Geschöpf irgend einer Art von diesen Eigenschaften frei sey, in Widerspruch zu stehen. Allein die letztere Stelle spricht wohl nur von der ursprünglichen Anlage der Wesen, nicht von dem, was sie durch Willenskraft zu erreichen vermögen. Dann aber verhält es sich auch hiermit gerade wie mit der Vorschrift zu handeln, aber dennoch das Handeln wieder in ein Nichthandeln aufzulösen. Es geschieht, indem man sich über die Natur hinwegsetzt, das Handeln und die Eigenschaften in ihr, oder vielmehr in sich, insofern man der

Natur angehört, bestehen lässt (XIV. 23.), aber sich durch Gleichmuth über sie erhebt.

13.

Bei *nir-yôgakshêma* verstehe ich Ihre Uebersetzung, ob sie gleich mit der von Wilkins übereinstimmt, nicht recht, und noch weniger, wenn ich IX. 22. vergleiche. Ohne über diese Stellen das Mindeste entscheiden zu wollen, scheint es mir doch zu einer richtigen Erklärung führen zu können, dass IX. 22. *yôgakshêmaṇ* dem *gatâgataṇ* entgegengesetzt ist. Diejenigen, welche sich nach dem niedren Himmel, *swargatiṇ,* sehnen, empfangen dieses, die an nichts, als an Krischnas denken, jenes.

14.

p. 247. II. 54. *Sermo* ist gewiss die einzige richtige Uebersetzung von *bhâshâ* auch in dieser Stelle. Der Commentar hat ganz recht zu sagen, dass Ardschunas Frage nicht auf die Rede gerade, sondern auf das Merkmal des Weisen, dem er nachforscht, geht; aber dies Merkmal ist, nach dem Text, seine Rede und ein Uebersetzer soll den Text, nicht einen Commentar liefern. Durch solche Uebersetzungen, wie die von Wilkins von dieser Stelle, müssen, dünkt mich, noch grössere Unbestimmtheiten der Wortbedeutung entstehen, als zu denen schon Wilsons nach Indischen Wörterbüchern zusammengetragenes Lexicon Anlass giebt. Denn es ist gar nicht unwahrscheinlich, dass die grosse Mannigfaltigkeit der Bedeutungen einiger Wörter zum Theil daher kommt, dass die Lexicographen den durch den nächsten Sinn des Wortes (hier Sprache) angedeuteten entfernteren Sinn (hier Merkmal) dem Worte selbst als Synonymon untergeschoben haben. Bei *bhâshâ* ist dies indess nicht geschehen.

15.

p. 247—249. Ich habe mich weiter oben selbst für die Beibehaltung des gleichen Ausdrucks für das gleiche Wort erklärt. Hier aber fordert Herr Langlois offenbar zuviel von einem Uebersetzer. Man muss bei jeder Beurtheilung einer Uebersetzung zuerst davon ausgehen, dass das Uebersetzen an sich eine unlösbare Aufgabe ist, da die verschiedenen Sprachen nicht Synonymieen auf gleiche Weise gebildeter Begriffe sind. Nur von demjenigen, der dies richtig versteht, und davon durchdrungen ist, lässt sich eine

gute Uebersetzung erwarten. Jede Uebersetzung kann nur eine Annäherung, nicht bloss an die Schönheit, sondern auch an den Sinn des Originals seyn. Für den, der die Sprache nicht weiss, bleibt sie nur das; demjenigen aber, der die Sprache kennt, muss sie mehr leisten. Er muss nemlich bei einer guten Uebersetzung an jedem Worte der Uebersetzung zu erkennen im Stande seyn, welches Wort im Text steht. Dies leisten aber nur die besten Uebersetzungen. Ich glaube nicht zuviel zu sagen, wenn ich diesen Vorzug gerade, neben so vielen andren, der Einfachheit, der Kürze, des Nachdrucks, der Leichtigkeit, der Zierlichkeit, der ächten Latinitaet endlich, an der Ihrigen, wenige Ausnahmen abgerechnet, und die mehr leichte Begriffe (wie das oben angeführte *dêhin*) als schwierigere treffen, preise. Wenn, wie mehrere philosophische Ausdrücke des Sanskrit, Wörter Bedeutungen haben, deren Vielseitigkeit sich nicht in Einem Wort in der Sprache, in die man übersetzt, wiederfindet, so bleibt nichts übrig, als jede Seite der Bedeutung mit einem Worte zu stempeln, und nun genau an jeder Stelle das richtige zu gebrauchen. So ist es z. B. mit *dharma.* Musste nicht auch Herr Langlois es bald durch *droit,* bald durch *devoir* übersetzen? Es ist das zu Haltende bald von Seiten desjenigen genommen, der das Halten verlangen kann, bald desjenigen, der es leisten muss. Es wird auch gebraucht, wie II. 40., wo wir Neueren gar nicht den Begriff des Rechts brauchen würden. Sie haben an dieser Stelle *religionis* gebraucht, das, im wahrhaft Römischen Sinn genommen, jeden mit der Sprache vertrauten an das gemeinte Wort erinnern muss. Ebenso ist es mit Yôga. Herr Langlois übersetzt es ganz richtig (*p.* 241.) in *sânkhya-yôga* durch *application,* würde es aber doch gewiss nicht in dem Sinne so übersetzen, in welchem es den Weisen zum Yogî macht.

16.

Da aber dieser Ausdruck das Hauptwort der Gîtâ ist, so sey es mir erlaubt, die verschiedenen Arten, wie Sie es übersetzt haben, hier durchzugehen. Eine für alle Stellen passende Uebersetzung würden Sie für einen, aus der tiefsten Geisteseigenthümlichkeit eines originalen Volks entspringenden Begriff in allen Sprachen vergebens gesucht haben. Sie haben also mehrere wählen müssen, und wenn sich gleich gegen mehrere Einwendungen machen lassen, wenn man sogar geradezu eingestehen

muss, dass, wer das Indische bloss aus Uebersetzungen kennt, niemals einen wahren Begriff des Yoga bekommen kann, so möchte es doch schwer seyn, bessere Uebersetzungsarten vorzuschlagen, und unmöglich jenem Mangel abzuhelfen. Irgend ein von sinnlicher Anschauung hergenommenes Wort wird nemlich in den Sprachen zu Bezeichnung eines geistigen Begriffes gebraucht. Dieser geistige Begriff wird nun philosophisch bearbeitet, zergliedert, angewandt. Alles, was der Begriff gewinnt, geht auf das Wort über, steht allerdings mit seiner ursprünglichen Bedeutung im Zusammenhange, aber dieser Zusammenhang beruht grossentheils darauf, dass der angewandte und ursprüngliche Begriff immer zusammengedacht worden sind. An sich waren sie nur verträglich, aber der ursprüngliche nöthigte nicht den Geist, zu dem angewandten zu kommen. Der Uebersetzer hat nunmehr bloss die Wahl zwischen zwei Wegen, von denen er jedoch nur den einen mit Erfolg einschlagen kann. Er muss in seiner Sprache das dem ursprünglichen Begriff entsprechende Wort aufsuchen, oder die den verschiedenen Anwendungen gemässen. Thut er das erstere, so bedarf er, um verstanden zu werden, eines Commentars. Denn da in seiner Sprache der ursprüngliche Begriff nicht in allen diesen Anwendungen gedacht worden ist, so können auch keinem diese Anwendungen von selbst dabei einfallen. Wird er hierdurch gegen seinen Willen zu dem zweiten Wege hingetrieben, so erfährt er, zu grossem Nachtheil der philosophischen Schärfe oder Tiefe, zwei andere Uebelstände. Es geht einmal der gemeinschaftliche Zusammenhang der verschiedenen angewandten Begriffe in Einem ursprünglichen, und ausserdem in jedem einzelnen die Nuance verloren, welche gerade aus diesem Ursprung entsteht. Wenn Sie *yôga*, und ich wiederhole es, auf gar nicht zu tadelnde Weise, durch *exercitatio, applicatio, destinatio, disciplina activa, devotio, mysterium, facultas mystica,* und denselben Begriff in *yukta* durch *intentus* übersetzen, so fehlt dem Leser bei allen diesen verschiedenen Ausdrücken der ursprüngliche allgemeine Begriff dieses Worts, durch welchen man erst die einzelnen Anwendungen, jede in ihrer Eigenthümlichkeit, wahrhaft fassen kann, dessen Entwicklung ich aber einer andren Gelegenheit vorbehalte. Der Leser erkennt ferner nicht die bestimmte Art der *facultas mystica,* von der hier die Rede ist, und noch weniger versteht er *devotio* in dem zu dem Indischen Ausdruck passenden Sinn. Denn es ist wunderbar, dass Sie, Wilkins (*p.* 140.) und Herr Langlois

gewissermassen darin übereinkommen, dass *devotio* und *devotion* die passendsten allgemeinen Ausdrücke für Yoga sind, dass ich auch selbst gestehen muss, dass Sie das für sich haben, dass Sie dadurch die Endrichtung des Yoga auf die Gottheit zeigen, dass aber demungeachtet gerade diese Ausdrücke, meinem Gefühl nach, zu wenig die Eigenthümlichkeit des Yoga bezeichnen. Denn nimmt man das Wort in dem Sinn, in welchem man französisch von einem *dévot* spricht, so fällt das den Yogî Auszeichnende durch nichts in das Auge. Zieht man den Römischen Begriff der Weihung vor, so weiht sich der Yogî allerdings der Gottheit, aber sein Begriff umfasst mehr, und die Weihung kann auf so verschiedene Art geschehen, dass die hier gemeinte nicht genug dadurch charakterisirt wird. Wo in der Gità von jener Bestimmung der Weihung die Rede ist, bezeichnet sie der Dichter auch meistentheils noch auf besondre Weise. Daher lässt sich am wenigsten im Sinne von *yuj* in dem Medium das Verbum *devovere* brauchen. Sie haben es nur einmal, soviel ich bemerke, (X. 7.) gethan, und wohl nur aus dem Grunde, weil Sie Sich scheuten zu sagen *is indefessa devotione devotionem exercet.* Wie wenig *devotio* selbst nur zu allen den Stellen passt, wo der Hauptbegriff doch derselbe ist, sieht man aus der Redensart (VI. 19.) *yunjatô yôgamâtmanaḥ.* Ohne das letzte Wort giebt *exercere devotionem* wenigstens einen durch nichts anstossenden Sinn. Aber *exercere suam ipsius devotionem* kann, meines Erachtens, nichts mehr heissen, als das einfache *se devovere,* und so geht die Hauptnuance, dass man, in ausschliessender Richtung auf sein Inneres, sein Ich, seine Seele zur Ausübung jenes vertieften Nachdenkens anspannen soll, verloren. Wo *yôga* das letzte Element eines zusammengesetzten Wortes und mithin dasjenige ist, von welchem das erste abhängt, haben Sie in *jnâna-yôga,* und *karma-yôga* (III. 3.) es durch *destinatio* oder ein gleichbedeutendes Wort, in *buddhi-yôga* (II. 49.), *abhyâsa-yôga* (XII. 9.), *bhakti-yôga* (XIV. 26.), *dhyâna-yôga* (XVIII. 52.) durch *devotio* übersetzt. Es hat Sie dabei das sehr richtige Gefühl geleitet, dass in den Stellen, wo die letzteren Ausdrücke gebraucht sind, zu dem allgemeinen Begriff von *yôga, applicatio,* der dem Wort eigenthümliche hinzutritt, was hingegen in den andren nicht der Fall ist, wie deutlich daraus hervorgeht, dass *jnâna-yôga* den den *yôginaḥ* entgegengesetzten *sânkhyânâḥ* beigelegt wird. Der Tadel nicht beobachteter Gleichförmigkeit wäre daher hier nicht an seiner Stelle. Doch bleibt allerdings *assiduitatis devotio* ein sehr

dunkler Ausdruck. Es gehört aber auch diese Stelle XII. 9—12. zu den schwierigsten der Gîtâ, und vorzüglich lassen mich die letzten Worte des ersten Verses des 10. Slokas zweifelhaft. *Mat-karma-paramaḥ* scheint mir durch *meis operibus intentus* nicht ganz richtig wiedergegeben. Könnte nicht bei der vielfachen Art der Verbindung, in welcher die Sanskrita Sprache einfache Wörter zusammensetzt, unter *matkarma* das um Krischnas willen, in alleiniger Richtung auf ihn von Ardschunas zu übende Handlen verstanden seyn? Die angeführten Worte scheinen in der That durch die nächstfolgenden *madarthaṇ karmâṇi kurwan*, die offenbar diesen Sinn haben, erklärt zu werden. Derselbe Sinn scheint mir in *matkarmakṛit* (XI. 55.) zu liegen, wo Wilkins auch *whose works are done for me* hat, und wo Ihre Uebersetzung: *mea opera qui perficit* dem Sterblichen etwas Unmögliches aufzuerlegen scheint. Die Stufenleiter, die (XII. 9—12.) zum Leichteren hinabsteigt, scheint so zu seyn, dass gradweise *chittaṇ sthiraṇ*, *abhyâsaḥ*, *karma* (charakterisirt durch die Richtung auf die Gottheit) und *karma-phala-tyâgaḥ* empfohlen werden. In der unmittelbar folgenden Steigerung scheint gerade das letzte das höchste. Diesen Widerspruch muss man aber wohl so lösen, dass *śrêyas* vorzüglich das Heilbringende ist, die endliche Ruhe, *śânti*, ohne die Verzichtung auf die Früchte des Handelns gar nicht denkbar ist, und dass die andren XII. 12. genannten Dinge zwar, vollkommen erreicht, höher sind, allein auch ausser dem Yogî auf andre Weise vorhanden, da die Verzichtung diesem ganz eigenthümlich angehört, und also in ihm, wenn man auch von ihr beginnen muss, doch den höchsten Platz einnimmt. An einer andern Stelle (VIII. 8.) lassen Sie *abhyâsa* ganz in der Uebersetzung aus, was ich nicht billigen kann. Denn wie es mir scheint, enthalten *sl.* 8. und *sl.* 9. 10. Beschreibungen zwei verschiedener Zustände, von denen der eine den andern übertrifft. In dem ersteren übt der Weise nur ein Nachdenken über die Gottheit, das zwar auf keinen andren Gegenstand geht, aber nicht stier (*sthira*) ist, sondern nur immer, wenn gleich unterbrochen in seiner Kraft, sie von neuem anstrengend, und dies liegt gerade in dem ausgelassenen Wort; in dem andern Zustande herrscht die volle Kraft, und das volle Feuer (vgl. IV. 27.) der religiösen Vertiefung. Unter den Stellen, wo Yoga eine mystische Thatkraft anzeigt, kann ich (X. 7.) die Uebersetzung von *wibhûti* durch *majestas* nicht billigen. Es ist eben jene, die Art und die Schranken des Daseyns verändernde Gewalt, und *majestas* ist

dafür ein viel zu unbestimmter Begriff. Sollte man nicht lieber haben *qui hanc meam conditionis mutandae facultatem et vim mysticam novit cet.* sagen können?

Herr Langlois macht (*Cah.* 28. *p.* 250.) auf den allerdings sehr klaren und richtigen Unterschied eines *yôgin* und eines *yukta* aufmerksam. Er thut aber Ihrer Uebersetzung Unrecht, wenn er sagt, dass beide Wörter immer durch *devotus* gegeben seyen. An Stellen, wo der Unterschied, welcher Ihnen gewiss nicht entgehen konnte, vorzüglich wichtig wird, übersetzen Sie das erstere *devotioni initiatus* (z. B. VI. 15.) und das letztere *intentus* (z. B. IX. 22.) oder umschreiben es auf andere Weise. Hier wäre jedoch völlige Gleichförmigkeit allerdings vorzuziehen gewesen, und wenigstens hätte der Unterschied da beobachtet werden sollen, wo beide Wörter, wie VI. 47. dicht neben einander stehen. Denn dort ist offenbar der Sinn der, dass unter allen, der Vertiefung Ergebenen der dort Beschriebene der angespannteste ist. XVII. 17. ist *yuktâiḥ*, vermuthlich aus Versehen, ganz unübersetzt geblieben.

17.

Ich kehre aber zu Herrn Langlois zurück. Mit grossem Recht macht er auf die Wichtigkeit aufmerksam, die Bedeutung der Wörter für intellectuelle Begriffe genau festzustellen. Es wäre nur zu wünschen gewesen, dass er sich ausführlicher und mit Beziehung auf Stellen hierüber erklärt hätte. So scheint mir einiges in seinen Behauptungen unvollständig, andres ungerechtfertigt zu bleiben.

Bei *âtman* wäre es doch nothwendig gewesen zu bemerken, dass es, wenn es *souffle vital* übersetzt wird, nicht mit dem blossen Athmen (wofür *prâṇa* dient, welches Sie auch durch *anima* übersetzen XV. 14.) verwechselt werden muss. Auch ist der Begriff des Wortes mit *souffle vital qui anime tout* nicht erschöpft. Es ist das beseelende (weit mehr, als das belebende) Princip, geschaffen vor allen den Wesen sonst inwohnenden (Manus. I. 15.), also die Seele, insofern sie Geist ist (nicht insofern sie den Körper bewohnt). Daher wird es vorzugsweise vom reinen Geiste gebraucht. (Gîtâ. II. 45. IV. 41.) Endlich ist eine Haupteigenthümlichkeit des Worts, die bei seiner Erklärung nicht übergangen werden darf, dass es die Seele (Manus. VI. 73.) als das Selbst, das Ich des Menschen bezeichnet. (II. 55. V. 26. VI. 6. 7.,

um nur einige sehr vorzügliche Stellen unter den unzähligen herauszuheben.) Wie schön die Begriffe von selbst und Seele sich in dem Worte verbinden, sieht man aus der Stelle IV. 35. Wird es da, wie wir es in unsren Sprachen müssen, bloss durch selbst übersetzt, so sieht man nicht gleich die Folge ein, warum man, indem man alle Wesen in sich erblickt, sie auch gleich darauf in der Gottheit erblicken wird. Das Indische Wort führt aber zugleich unmittelbar auf die Seele und den reinen Geist, und mithin auf die Gottheit. Eine dieser hierin ähnliche Stelle ist VI. 32., wo *âtmâupamyêna* die Aehnlichkeit des Ichs, als Geistes, mit allem sonst vorhandnen Geist andeutet, was *sui ipsius similitudine ductus* nicht auf gleiche Weise zu thun vermag. Hieraus geht deutlich hervor, dass *anima* eine sehr unzulängliche Uebersetzung des Worts ist. Sie mussten daher verschiedene brauchen. Unter den vielen Stellen, in denen es vorkommt, habe ich nur Eine, auch von Herrn Langlois gemisbilligte (*Cahier* 28. *p.* 242.) bemerkt, wo ich Ihrer Uebersetzung nicht beipflichten kann. (III. 30.) *Adhyâtma-chêtasa* ist wohl nicht *qui cogitationem ad intimam conscientiam* sondern *ad id quod supra spiritum est, convertit.* So übersetzen Sie selbst in Stellen (VII. 29. XV. 5.), die offenbar dasselbe, als diese, nur auf andre Weise sagen.

18.

Herrn Langlois Frage: ob Sie *animus* für eine genügende Uebersetzung von *manas* halten? möchte ich wohl die entgegensetzen, welches andre Lateinische Wort Herr Langlois an dessen Stelle setzen möchte? Der von Herrn Langlois richtig angegebene, und von Colebrooke (*Transactions of the Asiatic society.* I. *p.* 31. 99.) systematischer auseinandergesetzte metaphysische Begriff der Indier war den Römern und Griechen fremd, indess kommen ihm θυμὸς und *animus* am nächsten. *Manas* ist die gemeinsame, den äusseren Organen der Sinnenauffassung und der Sinnenhandlung innerlich entsprechende sinnliche Kraft, sie handelt aber auch als wahre Seelenkraft, denn es wird ihr Erinnerung (III. 6.) zugeschrieben. Daher sind *partie animale, instinct charnel* wohl zu starke Ausdrücke für den Begriff. Diese Kraft gehört zur Natur (XV. 7.), nicht zu dem reinen Geiste. Sie geradezu materiell zu nennen, wie Herr Langlois thut, erfordert doch eine nähere Erklärung, wie man aus dem ihr Manus I. 14. gegebenen Beiwort und Colebrooke *p.* 100. sieht. Ein sechster Sinn konnte *manas* nur im

Nyâya-System seyn, welches (Colebrooke. *p.* 99.) nur die Wahrnehmungsorgane annahm und die Handlungsorgane abläugnete. Die Gîtâ folgt, so wie Manus Gesetzbuch, der Lehre von zehn Organen, deren eilftes *manas* ist. Dies geht schon aus III. 6. 7., ganz ausdrücklich aber aus XIII. 5. 6. hervor. Die Stelle XV. 7. ist nicht von einem sechsten Sinn, sondern sechs aufgezählten Stücken zu verstehen. Jedoch setzt auch die Gîtâ *manas* in dieselbe Classe mit jenen Organen. Denn X. 22. sagt Krischnas, dass er unter ihnen *manas* sey. In der oben erwähnten Stelle XIII. 5. 6. macht der Ausdruck *sensuum perceptiones* die Uebersetzung undeutlich. Man kann darunter doch nur innere in den Sinnen vorgehende Wahrnehmungen verstehen, und glaubt die in den zehn Organen schon erwähnten Sinne noch einmal zu finden. Es ist aber hier von den fünf Sinnenobjecten, *indriya-gôcharâḥ* die Rede, die mit jenen Organen zum Irdischen (*Kshêtraṇ*) gehören. Auch im Nyâya-System folgen sie unmittelbar auf die Organe. (Colebrooke. *p.* 100.) Sonderbar ist es, dass Wilson bei Angabe der Etymologie von *gôchara* das erste Element des Worts *an organ of sense* erklärt, dagegen bei *gâuḥ* selbst nicht diese Bedeutung, sondern nur die von Auge hat. Es ist ein blosses Versehen, wenn Herr Langlois Sie tadelt, dass Sie *manôgataṇ* (II. 55.) *quae mentem afficiunt* übersetzt hätten. Es steht in Ihrer Uebersetzung *quae animum afficiunt. Mens* für *manas* zu brauchen ist allerdings nicht zu billigen. Sie thun es, soviel ich bemerkt habe, nur zweimal: I. 30. und XVIII. 65. In der letzteren Stelle bei *manmanâ* haben Sie vielleicht, da in Ihrer Uebersetzung nicht leicht ein Wort ohne Ursach steht, andeuten wollen, dass nur die höhere Seelenkraft, nicht die sinnliche, so der Gottheit hingegeben seyn kann. Aber der Sinn ist doch hier, dass gerade das Sinnenstörungen in den Menschen bringende Gemüth durch den Gedanken der Gottheit gefesselt seyn soll, und daher nur *animus* der passende Ausdruck, den Sie auch in einer Stelle, die man als eine Parallelstelle von dieser ansehen kann, (VII. 1.) wirklich gebraucht haben.

19.

Herrn Langlois Tadel, dass Sie einigemale *buddhi* durch *sententia* (II. 39.) und *opinio* (III. 26.) übersetzen, vermag ich nicht beizustimmen. Das Wort bedeutet in seiner allgemeinsten Bedeutung die Gedanken, Vorstellungen, im Gegensatz der Hand-

lungen, hervorbringende Kraft. *Buddhîndriyâṇi* in der von Herrn Langlois angeführten Stelle aus Manus (II. 91.) sind Vorstellungs-organe, die von uns ausschliesslich so genannten Sinne. Denn die Indier haben, soviel ich weiss, keinen einzelnen besondren Ausdruck dafür, da *indriyâṇi* auch die körperlichen Werkzeuge des Handelns in sich fasst. In engerem Sinne entspricht *buddhi* unserm Vernunft, dem Ueberlegenden, Bestimmenden, die Sinne und Leidenschaften Beherrschenden im Menschen. Von beiden gestört und in Gefahr der Verwirrung (*môha*) gebracht, besiegt sie dieselben, und gelangt zu der Klarheit und geistigen Heiterkeit, welche das Indische *prasâda* bezeichnet. Allein weder unser Vernunft, noch das von Herrn Langlois angeführte Griechische *νόος* sind wahre Synonyme des Indischen Ausdrucks. Beide sind reine, nicht zur Natur gehörende Seelenkräfte. *Buddhi* hingegen gehört mit *manas* und den Organen in Eine Classe, wie Herr Langlois sagt, zu den *élémens matériels*. So den Begriff festgestellt, bedeutet nun das Wort entweder die Kraft überhaupt, oder die Kraft in einem bestimmten Zustand. Ihr Zustand kann nur ein intellectueller, eine geistige Affection, eine Reihe von Gedanken oder Entschlüssen seyn; dies drückt, wenn er allgemeiner ist, *opinio*, wenn er einen ganz einzelnen Punkt betrift, *sententia* aus. Gerade so ist es mit *νόος*, mit dem Deutschen Sinn und dem Lateinischen *mens* selbst. Wie hätte wohl III. 26. anders, als Sie gethan haben, übersetzt werden können? Indess ist es allerdings wahr, dass *opinio* (und noch weniger *sententia*) nicht dem wahren Sinne von *buddhi*, als Kraft in einem bestimmten Zustand entsprechen. Beide drücken etwas zu Einzelnes, nicht sich tief genug über die ganze Seele Verbreitendes und in sie Eindringendes aus, wie hierin bei uns Meinung, Ansicht (das Indische *dṛishṭi* XVI. 9., und *darśana*, der technische Ausdruck für System) und Sinn verschieden sind. Wo in der Gîtâ das Wort so steht, bedeutet es, meinem Gefühl nach, nicht eine einzelne Meinung, einen einzelnen Entschluss, sondern die Anbildung des ganzen Geistes an das System, von dem die Rede ist, den ganzen Ideengang, die ganze Willensrichtung. In diesem Verstande würde man im Deutschen III. 26. vielleicht besser Spaltung der Geister als der Meinungen übersetzen. Vorzüglich finde ich diesen Sinn in dem Gebrauche des Worts II. 39. Bei der Vergleichung Ihrer Uebersetzung dieser Stelle *buddhyâ yuktô yayâ, cui sententiae devotus*, und der von XVIII. 51. *buddhyâ wiśuddhayâ yuktaḥ, mente*

pura devotus. blieb ich zweifelhaft, ob Sie nicht auch hier besser *qua mente devotus* übersetzt hätten. Denn es schien mir, dass *yuj*, wenn es den einfachen Sinn des Verbindens mit einer Sache, des Aneignens derselben hätte, mit dem Dativ, und nur wo der mystisch religiöse Sinn mit in Betrachtung käme, mit dem Instrumentalis construirt würde. Ein solcher Unterschied aber ist, wie ich mich später überzeugt habe, nicht vorhanden. In zwei Stellen des Manus I. 26. 109. ist offenbar, ebenso wie Bhag. G. II. 38. bloss vom Verbinden, Zusammenspannen die Rede, und dennoch der Instrumentalis gebraucht. Für den Dativ wüsste ich jetzt nur die beiden Stellen der Gîtâ II. 38. 50. anzuführen. In beiden steht das Verbum in der 4. Classe und so, dass man es ebensowohl, seiner Form nach, für ein Passivum nehmen kann. Denn bei den Verben der 4. Classe, die im Atmanepadam conjugirt werden, und von der Beschaffenheit sind, dass sie im Passivum kein *i* annehmen, oder sonst eine Veränderung erleiden, kenne ich zwischen dem Passivum und dem Verbum der 4. Classe durchaus keinen Unterschied. In den beiden eben angeführten Stellen scheint zwar die reflexive Bedeutung die passendere. Aber XVII. 26. möchte ich das mit dem Locativ construirte, zweimal nach einander vorkommende Verbum lieber passiv nehmen. Die gewöhnliche Construction von *yuj* (in der 4. Classe, als Causale, und als part. praet. 3. pass.) scheint immer die mit dem Instrumentalis. (II. 39. VI. 23. X. 7. XVIII. 51. Manus. I. 26. 109. II. 78. 80. u. a. m.) Es liegt vielleicht alsdann in dem Ausdruck die Nebenidee, dass die Natur des Dinges, mit dem die Verbindung geschieht, zu derselben wirksam beiträgt. Wo von der mystischen Anspannung die Rede ist, passt dieser Casus vorzugsweise, weil er alsdann, ohne alle Beziehung auf Verbindung, die hervorbringende oder doch die bestimmende Kraft dieser Anspannung bezeichnet. Es findet sich aber auch der Locativus (III. 1. VI. 12. XVII. 26. Manus. I. 28. 108. u. a. m.), der die Verbindung ihrem Ort nach andeutet, und mithin gleich natürlich ist. Dass *yuj* auch mit dem Accusativ vorkommen muss, liegt in der Natur der Sache (XVIII. 59.), vorzüglich in der Causalform. (III. 1. Manus. I. 26.) Sonst scheint in dieser Verbindung besonders die 7. Classe des Verbum, zu der man auch das part. praes. parasm. rechnen muss (da dies Participium dem Conjugationsunterschied folgt), gebraucht zu werden, sowohl im Parasmaipadam (VI. 12. 15. 19. VII. 1.) als im Atmanepadam (VI. 10. Manus. I. 28.) Mit dem Accusativ ist dann nach

Umständen der Instrumentalis (Manus. I. 26.) oder Locativus (III. 1. VI. 12. Manus. I. 28.) verbunden.

20.

Ahankâra erwähnt Herr Langlois in dem vor mir liegenden Theil seiner Arbeit nicht. Obgleich aber die Stellen, die mich zu Bemerkungen darüber veranlassen, in späteren Gesängen vorkommen, kann ich den Ausdruck hier nicht übergehen, da er, dem Systeme der Indischen Philosophen nach, enge mit den beiden eben betrachteten verbunden ist. Denn die drei dadurch bezeichneten Seelenfähigkeiten gehören mit den zehn Organen zu Einer Classe und in das Gebiet der Natur, *prakriti, kshêtra.* Sie übersetzen das Wort zweimal (VII. 4. und XVIII. 5.) durch *sui conscientia,* und obgleich ich weit entfernt bin, diese Uebersetzung zu tadeln, so sind doch *ahankâra* und Selbstbewusstseyn durchaus nicht Begriffe, die sich in den Gränzen ihres Umfanges, als wahre Synonyme, decken, da der Indische, indem er weiter ist, eigentlich auch zu einem andren wird. Einmal bezeichnet *ahankâra* gar nicht bloss eine Function des Vorstellens, Denkens, Wissens, sondern auch des Wollens, Beschliessens, Handelns. Nach Colebrooke (*l. c. p.* 30.) bringt *ahankâra* auf eine Weise, die man freilich näher erläutert wünschte, die Urelemente, und diese die gröberen irdischen hervor. Zweitens ist darunter eine Eigenschaft verstanden, von der man sich, um die höchste Ruhe, die Vereinigung mit der Gottheit zu erlangen, losmachen muss. Nun passt dies zwar auch auf das Selbstbewusstseyn, da in diesem [1]) System in Erreichung der höchsten Vollendung der Mensch sein einzelnes Daseyn soll in dem allgemeinen Daseyn der Gottheit untergehen lassen. Doch ist in vielen Stellen der Gîtâ offenbar mehr, als Selbstbewusstseyn, und das Gefühl gemeint, welches das Ich geltend macht, Alles auf ihm beruhend glaubt, und das All dem Ich unterordnet. Das durch den Indischen Begriff Bezeichnete gehört zu den Naturkräften des Menschen. Krischnas nennt zwar (VII. 4.) den *ahankâra* auch einen der acht Theile seiner Natur, und er wohnt daher auch der Gottheit bei, aber nur der unteren Natur derselben, nur weil in diesem [2]) System die Gottheit Alles durchdringen, und Alles in sich enthalten muss. Sie schliesst selbst die ungezügelte

---

[1]) *In der Handschrift: „diesem pantheistischen".*

[2]) *In der Handschrift: „diesem ganz pantheistischen".*

Begierde der Thiere (VII. 11.) nicht aus, und die drei Eigenschaften der Natur stammen von ihr. Sie ist nicht in ihnen, aber sie sind in ihr. (VII. 12.) Allein auch die Gîtâ rechnet den *ahankâra* (XIII. 5.) zu dem vergänglich Irdischen (*kshêtraṇ*), dem ewig sterbenden und wieder entstehenden, entgegengesetzt dem Unvergänglichen (*awyayaṇ*). Hiermit stimmt auch Colebrooke's Darstellung (*l. c. p.* 31.) der Yogalehre überein. Nach derselben macht, wenn Sinn und Gemüth gewirkt haben, ehe die Vernunft beschliesst und das Werkzeug ausführt, *ahankâra* die selbstische Anwendung. *Consciousness,* sagt er, *makes the selfish application.* Ich gestehe aber, dass mir der erste Ausdruck dieser Erklärung nicht recht mit dem übrigen Theil zusammen zu passen scheint. Aber Colebrooke bekennt auch selbst (*p.* 30. *nr.* 3.), dass *egotism* der richtigere ist. In der Gîtâ kommt das Wort in zwei Arten von Stellen vor, einer, wo auf die Unterdrückung dieser Eigenschaft gedrungen wird (II. 71. III. 27. XIII. 8. XVIII. 17. 53. 58. 59.), und einer, wo ihm systematisch sein Platz in der Natur und mit ihr in der Gottheit angewiesen wird. (VII. 4. XIII. 5.) Sie übersetzen es, meiner Meinung nach, vollkommen befriedigend durch *sui studium,* wofür ich im Deutschen Selbstgefühl sagen würde; Selbstsucht wäre nicht entsprechend. Sie brauchen dies Wort aber nur wenigemale (z. B. XVI. 18.), sonst in der ersten Gattung von Stellen *fiducia,* wogegen nichts einzuwenden ist, in der zweiten *sui conscientia,* was einer genaueren Bestimmung bedarf. Wie dürftig die Wilsonsche Erklärung durch *pride* ist, geht aus dem eben Gesagten hervor. Wenn Sie II. 66. auch *bhâwanâ* durch *sui conscientia* übersetzen, so nehmen Sie das Wort wohl in einem praegnanteren, als dem gewöhnlichen psychologischen Sinn, nach dem jedem menschlichen Wesen Selbstbewusstseyn beiwohnt.

21.

Ueber den von Herrn Langlois zwischen *chêtas* und *mêdhâ* festgesetzten Unterschied hätte ich ausführlichere Belehrung gewünscht, theils wie er eigentlich, da dies nicht von selbst klar ist, *rassembler* und *associer les idées* einander entgegensetzt, theils wie sich dieser Unterschied durch Stellen rechtfertigen lässt. Der letzteren Kraft die Verknüpfung der Ideen zuzuschreiben, scheint ihn die Ableitung von *mêdh,* begleiten, nach Wilson: verknüpfen, geleitet zu haben. Soviel ich aus den mir bekannten Stellen schliessen kann, bezeichnen die von *chit* gebildeten Substantiva

alle die Denkkraft, das Denken im Allgemeinen, dem Fühlen, Begehren, Wollen entgegengesetzt. So reisst in Ardschunas Himmelreise (II. 32.) der Sinnenreiz die Gedanken, die Vernunft, endlich das ganze fühlende und begehrende Gemüth hin. Die Steigerung ist hier so, dass das vom Handeln entfernteste, schwächste zuerst, dass demselben nächste, gewaltigste zuletzt steht. Zu bemerken ist, dass auch *chêtanâ* (XIII. 6.) dem Irdischen beigezählt wird. Sie übersetzen diese Wörter gewöhnlich durch *cogitatio* (III. 30. IV. 21. VI. 12. XII. 9. XIII. 6.), allein bei der Allgemeinheit ihres Begriffs auch durch *mens* (II. 7.), *mens sana* (I. 39.), *intellectus* (IV. 23. VII. 23. X. 22.) und in Adjectivform durch *animatus*. Ob *mêdhâ* je eine bestimmte Seelenkraft, wie Herr Langlois will, oder immer eine Eigenschaft, einen Vorzug des Geistes bezeichnet, ist mir sehr zweifelhaft. Mir scheint das letztere der Fall zu seyn, und ich kenne wenigstens keine Stelle des Gegentheils, sondern nur solche, wo es Klugheit, Einsicht, Ueberlegung (X. 34. XVIII. 10. Ardschunas Himmelsreise. IV. 9.) bedeutet. Das Wort gleicht hierin dem Griechischen μῆτις, das ich nicht mit Herrn Langlois von *mati* sondern von *mêdhâ* ableiten möchte, dem und der Wurzel *mêdh* es aber in der Form μήδομαι und den lateinischen *medeor* und *meditor* noch näher steht. *Mati* stammt von *man*, das, verwandt mit *mnâ* (in 3. s. pr. *manati*), einer andren Familie Lateinischer Wörter entspricht. Der Begriff der Wurzel *mêdh* dauert aber in *mêdhâ* fort, da die Klugheit in einem Anpassen an bestehende Verhältnisse besteht.

22.

Wenn Herr Langlois *jnâna la science des choses utiles* erklärt, so erscheint mir diese Umschreibung weder richtig, noch erschöpfend. Er übersetzt dasselbe Wort freilich auch *Cahier* 28. *p.* 244. *la science du salut, la sagesse,* also wie hier *prajnâ,* allein schon aus diesem, sonst von ihm selbst getadelten Wechsel der Ausdrücke scheint eine Unbestimmtheit hervorzugehen, die eine festere Begränzung des Begriffes nothwendig macht. Ich halte weder *science* für das wahrhaft demselben entsprechende Wort, noch kann ich in den *choses utiles*, unter denen ich, ohne die zweite Uebertragung durch *science du salut,* praktische, irdische verstanden haben würde, sein eigentliches Gebiet finden. Ich würde *jnâna* durch Erkenntniss übersetzen, wofür aber die Lateinische und Französische Sprache keine gleich gut zu brauchenden

Ausdrücke besitzen, und welche Art Erkenntniss hier gemeint ist, lehrt der fast allein diesem Begriff gewidmete vierte Gesang. Als Erkenntniss im Allgemeinen steht der Begriff (III. 3.) dem Handlen gegenüber, Erkenntniss ist eine höhere, vorzüglichere Eigenschaft des Menschen. (IV. 33.) Sie zerstört sogar die Handlungen (IV. 12.) und befreit den Geist von ihren Banden. Alles Handeln aber ist in ihr enthalten und wird durch sie beherrscht. (IV. 33. XVIII. 18.) Man wird über sie von denen unterrichtet, welche die reine Wahrheit, *tattwa*, schauen, sie hat das Tiefste und Höchste zum Gegenstande, denn man erkennt durch sie, dass alle Dinge in der Gottheit sind. Die von Krischnas als *jnânaṇ* gestempelte Erkenntniss (denn es giebt mehrere. XIV. 1.) ist die Erkenntniss des Irdischen und des das Irdische Durchschauenden, d. i. der Welt und der Weltseele (*kshêtrajnaṇ* und *kshêtra* sind gleichbedeutend. XIII. 33.), und durch die Verbindung dieser beiden entsteht alles Bewegliche und Unbewegliche. (XIII. 26.) Die Erkenntniss, von der hier die Rede ist, umfasst daher alles Seyn. Der Gläubige erlangt sie, sie führt absolute Gewissheit mit sich, und zerschneidet den Zweifel. Wer sie besitzt, erreicht bald nachher die höchste Ruhe (IV. 34. bis zu Ende), nemlich durch die Vertiefung des Yoga, dessen Feuer durch die Erkenntniss (IV. 27.) angezündet wird. Denn der Vertiefte steht (VI. 46.) noch höher, als der mit Erkenntniss Begabte. Auf ähnliche Weise wird auch in Manus Gesetzbuch (I. 86.) die Erkenntniss nur in das zweite der vier Weltalter gesetzt, in das erste aber die Büssung, *tapas*, welche nach der Gîtâ (VI. 46.) selbst dem *yôga* nachsteht. In beiden Gedichten weicht also die Erkenntniss der Religion, oder ist vielmehr die Stufe dazu. Auch *dhyâna* wird (XII. 12.) über sie gestellt, unter dem also wohl das reine Nachdenken verstanden wird, zu dem sich der Geist erst erhebt, wenn die Erkenntniss und die Liebe zu ihr in ihm herrschend wird. Schon aus dem hier Gesagten erhellt, dass hier nicht von kalter und trockner, noch weniger von discursiver Verstandeserkenntniss die Rede ist. Die durch *jnâna* bezeichnete ist die begeisterte Ansicht der absoluten und reinen Wahrheit, die, indem sie den Geist belebt, alles mit ihr Unverträgliche zerstört. Es wird ihr daher ein Feuer zugeschrieben, welches die auf das Handeln gerichtete Sucht verzehrt (IV. 19.), und alle Tugenden eines durch sie beherrschten Gemüths werden in die Schilderung ihrer Natur (XIII. 7—11.) aufgenommen. Verfolgt man ihren Ursprung im

endlichen Menschen, so entsteht sie aus der edelsten Natureigenschaft, der Wesenheit, *sattwa,* und gegenseitig erlangt diese ihre Reife, wie jene leuchtend in alle Thore des sterblichen Körpers einzieht. (XIV. 17. 11.) Mit dieser Wesenheit verbunden, sieht sie in allem mannigfaltigen und getheilten Seyn das Eine Unvergängliche. Die andren beiden Natureigenschaften ziehen sie herunter. In der Leidenschaft, oder wie man vielleicht besser übersetzte, dem Staube (dem durch irdisches Treiben und irdische Begier aufgeregten und befleckten Gemüthszustande), erkennt sie im Einzelnen nur einzelnes Seyn, in der Finsterniss wähnt sie im Einzelnen das All zu erblicken. (XVIII. 20—22.)

23.

Ueber *wijnâna* werde ich mir erlauben, eine eigne Ansicht zu äussern. Herrn Langlois Erklärung ist an sich dunkel, und scheint mir weder durch die Bedeutung der Praeposition, noch durch Stellen begründet. *Une science plus intime* ist ein sehr unbestimmter Ausdruck; *le sentiment intérieur* muss, soweit Gefühl mit Erkenntniss verträglich ist, schon in dem blossen *jnâna* liegen, wenn ich diesen Ausdruck richtig verstehe. Ihre Uebersetzungen durch *cognitio*, *judicium*, *scientia particularis*, der *universalis* entgegengesetzt, scheinen mir auch nicht vollkommen genügend, obgleich die beiden letzten die Kraft der Praeposition richtig ausdrücken. Was die Erklärung dieses Ausdrucks so schwierig macht, ist, dass er in allen Stellen, wo er in der Gitâ vorkommt (III. 41. VI. 8. VII. 2. IX. 1. XVIII. 42.), immer bloss mit *jnâna* verbunden, aber in keiner weder ausdrücklich, noch durch den Zusammenhang erklärt wird. Das Einzige, was sich aus diesem Gebrauche abnehmen lässt, ist, dass damit eine besondre, und wahrscheinlich noch genauere oder tiefere Erkenntniss gemeint sey. Dies hat Herr Langlois vermuthlich durch *science plus intime* sagen wollen. Ich glaube aber, dass sich der Begriff genauer bestimmen lässt. Die Bedeutung der Praeposition ist überhaupt Trennung, und daher auch Absonderung von oder aus einem Mannigfaltigen. Selbst wo sie verstärkt, bewirkt sie es dadurch, *wiśrutaḥ* (Bopps Lehrgebäude. S. 80.), hie und dort, an jedem einzelnen vieler Orte gehört, sehr berühmt. Das Verbum *jnâ* mit *wi* verbunden, ist herauserkennen, unterscheiden, bald von dem wirklichen Unterscheiden mehrerer einander ähnlicher Gegenstände, bald von dem recht genauen Erkennen gebraucht, welches den

Gegenstand von allen andren, mit denen er etwa verwechselt werden könnte, absondert. So erkennt (Ardschunas Himmelsreise. V. 40.) Ardschunas seine Stammmutter aus den übrigen Apsarâs heraus. So beklagen sich (Hidimbas Tod. I. 6.) die Pândawâs, nicht mehr in der Dunkelheit die Gegenden erkennen, von einander unterscheiden zu können. So wird das Wort von einem noch schärferen, philosophischen Unterscheiden in Manus Gesetzbuch II. 212. gebraucht, und der zwanzigjährige Brahmanen-Schüler *guṇadôshâu wijânan* genannt, Unterscheider von Tugend und Laster. So endlich steht es in beiden, oben angegebenen Bedeutungen in unsrem Gedichte selbst XIII. 18. als das Unterscheiden der drei Begriffe, von denen dort die Rede ist, und XI. 31. XIII. 15. als genaues und bestimmtes Herauserkennen. In diesen drei Stellen übersetzen Sie es sehr treffend durch *dignoscere, discernere.* Nun bestand ein sehr wesentlicher Theil der in der philosophischen Terminologie der Gîtâ durch *jnâna* bezeichneten Erkenntniss im Unterscheiden der beiden Hauptprincipien des Daseyns, des Irdischen und des Unvergänglichen, das Irdische Durchschauenden. (XIII. 34. a.) Dies war auch die Lehre des ganzen Sànkhya-Systems, nach welchem (Colebrooke. *l. c. p.* 27.) die wahre und vollkommene Erkenntniss in der richtigen Unterscheidung der beiden Principien, der materiellen Welt und der immateriellen Seele bestand. Die sich mit diesem Unterscheiden beschäftigende Erkenntniss scheint mir die durch *wijnâna* bezeichnete zu seyn, und ich würde sie daher in Ihrer Uebersetzung in allen Stellen durch *scientia dignoscendi* oder auf ähnliche Weise, als die Erkenntniss des Unterscheidens, übersetzt wünschen. In diesem Sinne scheint mir auch in den Ueberschriften, auf die Herr Langlois einen so hohen Werth setzt, der siebente Gesang *wijnâna-yôga* benannt worden zu seyn. Denn dieser Gesang handelt ganz ausschliesslich davon, wie man das höchste göttliche Wesen, obgleich es die ganze Natur durchdringt, und gleichsam in jeder Gestalt erscheint, doch in seiner, ihm allein eigenthümlichen Unvergänglichkeit erkennen, sich durch die Magie, in die es gleichsam gehüllt ist, nicht irre machen lassen, und seine sichtbare Natur nicht mit der höheren, unsichtbaren verwechseln soll. Dies geht aus jedem Verse, vorzüglich aber aus *sl.* 13. und 24. hervor.

24.

p. 249. zu II. 43. a. Herr Langlois macht aus den letzten zwölf Silben dieses Verses, die Sie in zwei Wörter theilen, ein einziges, und nimmt also das an *swarga* gehängte *parâ* für das indeclinable Wort, und nicht, wie Sie mit ausgelassenem Wisarga für den Nom. plur. von *paraḥ.* Herr Langlois scheint ferner nach den Worten *p.* 250. *le poëte critique les gens qui donnent pradân* für den accus. plur. zu nehmen, obgleich ich ihm dies nicht Schuld geben möchte, da es der Construction der ganzen Stelle entgegen ist, und er auch alsdann Ihnen hätte den Vorwurf machen müssen, dass Sie, sehr bekannten grammatischen Regeln entgegen, das Anuswâra statt des *n* gesetzt hätten. Ich gestehe, dass ich Ihre Erklärung dieser Stelle für die allein richtige halte. Zuerst verliert bei Herrn Langlois Lesung der Vers seine Caesur, und obgleich Verse vorkommen, die keinen Einschnitt nach der 8. Sylbe haben (wie z. B. VI. 23. a.), so sind dies doch sehr seltne Ausnahmen. Zweitens ist mir in den Verbindungen declinabler und indeclinabler Wörter die Gattung unbekannt, die, wie es hier der Fall seyn würde, die letzteren den ersteren nachsetzt. Drittens kann ich, obgleich *janma* allerdings die irdische Geburt ist, dem zwischen diesem Wort und *swargaḥ* angenommenen Gegensatz, für den sonst (XVII. 28.) *iha* und *prêtya* gebraucht wird, nicht beistimmen, und endlich halte ich den von Herrn Langlois herausgebrachten Sinn nicht für den, dem philosophischen Zusammenhange der Stelle entsprechenden. *Swarga* und *janma* scheinen mir hier so wenig einen Gegensatz zu bilden, dass sie vielmehr sich auf einander beziehen, und beide zu der gleichen Ansicht gehören, die einer ganz andren entgegengesetzt wird. Wenn ich die Stelle richtig verstehe, so wird in derselben zweierlei getadelt, einmal dass man die Früchte der Handlungen als Bewegungsgründe gebraucht, dann dass man sich ein zu niedriges, immer auf Genuss berechnetes, also im Irdischen befangen bleibendes Ziel steckt. Das wahre Ziel des vollendeten Weisen ist in diesem System nicht *swargaḥ* sondern *môkshaḥ, śântiḥ, brahmanirwâṇaṇ.* Unter *swargaḥ* wird hier und in andren Stellen die Wohnung der Himmlischen, das Leben mit ihnen verstanden, und dass dieses nicht sinnlichen Genüssen fremd ist, beweist Ardschunas Himmelsreise zur Gnüge. So nimmt es auch Wilkins, indem er *a transient enjoyment of heaven* übersetzt. Diese Umschreibung ist den Indischen Begriffen

vollkommen angemessen. Der wahre Gegensatz hier, wie in der ganzen Gitâ, ist zwischen dem Trachten nach der Befreiung von aller Wiedergeburt, nach dem Uebergang in die unvergängliche Gottheit, und der Begierde nach verbessertem Zustand durch erneuerte Geburt. In den Zwischenzeiten dieser Geburten führten die Edlen jenseits ein den griechischen Vorstellungen von den Inseln der Seligen ähnliches Leben, und dass man nach dem Genuss der Swargafreuden in die sterbliche Welt zurückkam, wird IX. 20. 21. ausdrücklich gesagt. Auf diese Weise gehören *swargaḥ* und *janma* zusammen, und zu demselben Geschick, *gatiḥ*. Als eine Parallelstelle von der, die wir hier vor uns haben, kann man VI. 37—42. ansehen, und der in dieser herrschenden Vorstellungsart entsprechen auch die *insignes natales* Ihrer Uebersetzung, an der sich vielleicht nur das tadeln lässt, dass sie hier umschreibt, statt sich zu begnügen, bloss den Indischen Ausdruck *janma* wiederzugeben, bei dem jeder, mit dem philosophischen System des Ganzen vertraute Leser sich das Richtige gedacht haben würde.

25.

Cahier. 28. *p.* 242. zu III. 3. Die Erklärung, die Herr Langlois dem *purâ* an dieser Stelle geben will, nimmt nicht allein ihrer Schönheit und Feierlichkeit sehr viel, sondern scheint mir auch offenbar unrichtig. Dass der in Ihrer Uebersetzung angedeutete Sinn der richtige ist, beweist der Eingang des folgenden Gesanges. Was dort *purâtanaḥ* (IV. 3.) ist, drückt hier *purâ prôktaḥ* aus.

26.

III. 15. Wenn ich diese Stelle recht verstehe, so ist allerdings *ortum* die richtige Uebersetzung und *constans* würde die Hauptnuance des Begriffs unausgedrückt lassen. Nur hätten Sie, meiner Meinung nach, *samudbhawaṇ* in *sl.* 14. b. und 15. a. durch dasselbe lateinische Wort übersetzen müssen. Indess hat Herr Langlois ganz Recht, dass die Praeposition *saṇ* nicht ohne Grund mit *ut* verbunden ist. Beide zusammen drücken die Vorstellung aus, welche in der Indischen Philosophie für das Entstehen einer Sache aus der andren herrschend war. Wir lernen nemlich aus Colebrookes Darstellung des Sânkhya-Systems (*p.* 38.), dass die Wirkung nicht, als durch die Ursach aus dem Nichts erzeugt, sondern als, schon vor der Hervorbringung, in ihr vorhanden

angesehen wurde, nicht als ein Product, sondern als ein Educt, und dies bezeichnen die beiden mit einander verbundenen Praepositionen auf das genaueste. Dieser Sinn passt aber auch in den allgemeinen Zusammenhang dieser Stelle. Denn das Einfache, aus welchem das göttliche Princip (*Brahma*) entstanden seyn soll, ist der allgemeine Stoff, der, näher specificirt, zum Brahma wird. Das Brahma ist darum gleich ewig, es könnte aber nicht da seyn, wenn das Einfache nicht als sein Urstoff gedacht würde. Eben so ist Opfer eine Species des allgemeinen Princips oder Stoffs des Handelns, und wenn man sich aller Handlungen enthielte, würde es auch keine Opfer geben.

27.

zu III. 34. Wenn Herr Langlois hier die Verdoppelung des ersten Wortes unbeachtet, und die Uebersetzung unvollständig nennt, so hat er wohl nur übersehen, dass Sie *sensui cuilibet* übersetzen, und dadurch die Verdoppelung, die Lateinisch gar keinen Sinn gegeben haben würde, vollständig ausdrücken.

28.

zu III. 35. Es wäre zu wünschen gewesen, dass Herr Langlois durch Stellen bewiesen hätte, dass *guṇa*, das gewöhnlich vorzügliche Eigenschaft, Talent, Tugend bedeutet, auch für Ruhm, Ehre genommen wird, und dass *anushṭhita* nicht genau, vollendet heissen kann, obgleich der Begriff von *anu*, nach, gemäss, also einer Vorschrift, Regel entsprechend, vollkommen dieser Bedeutung zusagt.

29.

p. 244. 245. Ich möchte den Satz, dass der Weise mitten im Handeln eigentlich nicht handelt (IV. 20.), nicht bloss eine sophistische Behauptung nennen. Es liegt wenigstens, meines Erachtens, in dem allerdings grell gewählten Ausdruck ein tiefer philosophischer Sinn. Das Handeln wird in dieser Lehre immer der Erkenntniss entgegengesetzt. An sich also, und von ihr entblösst, bindet es die Seele, denn sie sucht durch das Handeln Genuss, worin die *karmaphalâsaṇga* liegt, und der Genuss führt wieder zum Handeln; durch beides also bleibt sie im Irdischen und Sinnlichen befangen. Wenn aber der Weise so handelt, dass er dabei alle Rücksicht auf die Folgen der Handlungen aufgiebt, so zerstört er den dem Handeln im Gegensatz mit der Erkenntniss

eigenthümlichen Charakter, das eigentliche Wesen desselben, und dies nun drückt der Dichter, vermöge einer warlich nicht zu gewagten Hyperbel, durch die Vernichtung des Handelns selbst aus. In dem Verzichten auf die Früchte der Handlungen liegt das, was wir auch noch heute für die reinste Sittenlehre erkennen, das Handeln aus blosser Pflichtmässigkeit, das Ueben der Tugend um ihrer selbst willen. Obgleich aber der Indische Begriff auf der einen Seite hiermit zusammenfällt, so enthält er freilich auf der andren eine, bloss dieser Lehre eigenthümliche Modification dadurch, dass dem Handlen (was im Grunde alle Wirkung der Materie im Menschen ist) eine viel grössere Ausdehnung gegeben wird, als die Sittlichkeit der Handlungen umfasst, so wie durch den Begriff von der Selbständigkeit der Materie, und dem unaufhaltbaren Geschick, das alle Wesen in ewig wechselndes Untergehen und Wiederentstehen fortreisst. Dadurch wird jenes Verzichten auf die Erfolge der Handlungen weit mehr zu einer stumpfen Gleichgültigkeit, als zu einem Bemühen, die Idee in der Materie, das Gesetz in den Handlungen geltend zu machen.

30.

Noch weniger gerecht scheint mir Herr Langlois gegen den Inhalt des Endes des Gesanges. Die verschiedenen Arten der Opfer werden mehr aufgezählt, als gerechtfertigt, und wenigstens hätte nicht unerwähnt bleiben müssen, dass der Dichter sich selbst für das Opfer der Erkenntniss, worunter man wohl nur die Verehrung der Gottheit durch Erkenntniss verstehen kann, erklärt, dass er zu dieser übergeht, und sie (*sl.* 34.) zu suchen anmahnt. Den Zweifel mit der Erkenntniss zerschneiden (*sl.* 42.) ist, auch abgesehen von allem religiösen Glauben, ein kraftvoller und schöner poetischer Ausdruck für die Erkenntniss, welche die Zuversicht der Wahrheit in sich trägt, und der jeder nachstreben muss, der nicht unaufhörlich zwischen Zweifeln hin- und herschwanken will.

31.

p. 245. zu IV. 13. Ich bin Herrn Langlois Meinung, dass in *akartâraṇ* nicht der Sinn von *auctore carentem* liegt, sondern der einfache von *non-facientem.* Dass aber mit dem Worte, wie Herr Langlois behauptet, gesagt seyn sollte, dass Krischnas wohl der Urheber des *guṇa* nicht aber des *karma* der Casten sey, scheint mir der Construction und der Sprache entgegen. *Tasya* geht

sowohl auf *akartâran*, als auf *kartâran*, und bezieht sich auf *châturwarṇyaṇ*, in welchem *guṇa* und *karma* dergestalt zugleich liegen, dass nicht eins allein davon herausgenommen werden kann. Auch haben beide einander entgegengesetzte Wörter offenbar, den durch das privative *a* bezeichneten Gegensatz ausgenommen, dieselbe Bedeutung. Mir scheint Krischnas nicht mehr zu sagen, als dass er, obgleich er im Schaffen der vier Kasten gehandelt hat, doch eigentlich (nemlich in dem IV. 20. und sonst ausgedrückten Sinn) nicht gehandelt hat. Herr Langlois bezieht sich auf V. 14. Allein bei Vergleichung dieser beiden Stellen muss man, wie mich dünkt, auf den Unterschied zwischen *karma* und *karmâṇi* achten. *Karma* ist gleichsam der Stoff des Handelns in der Welt, das Handeln überhaupt, der Erkenntniss entgegengesetzt, das unaustilgbar im Menschen da liegt. Die Beschaffenheit dieses Handelns in den vier Kasten hat Krischnas, oder die Gottheit offenbar mitgeschaffen. Aber die einzelnen Handlungen, die Art, wie einer sich zum Urheber einer Handlung macht, *kartṛitwaṇ*, daran ist die Gottheit unschuldig, sie gehen aus jedes eignem Charakter hervor. *Karma* ist gleichgültig, und kann das uneigennützige Handeln des Weisen, oder das selbstsüchtige seyn. Aber die einzelne Handlung verbindet sich, wie sie entsteht, mit Begierde nach ihren Früchten, oder mit dem, jeden Erfolg geringschätzenden Gleichmuth.

32.

zu IV. 17. *Wikarma* kommt, soviel ich bemerkt habe, ausser dieser Stelle in der Gitâ nicht vor. Ich halte aber *secessio ab opere* für die vollkommen richtige Uebersetzung dieses Ausdrucks, und Herr Langlois unterscheidet wohl nicht genau genug, wenn er dies mit *otium* (*akarma*) für dasselbe hält. Was Colebrooke (*p.* 108. *nr.* 9.) von *conjunction* und *disjunction* (vermuthlich *saṇyôga* und *wiyôga*) bemerkt, dass nemlich der letztere beider Ausdrücke nicht bloss die Verneinung des ersteren ist, trift gewiss auch hier ein. *Akarma* ist das NichtHandeln überhaupt, aus irgend einem Grunde, und ohne Rücksicht darauf, ob je vorher gehandelt worden ist, *wikarma* das absichtliche Aufgeben des Handelns, das Uebergehen vom *karma* zum *akarma*. Hierin liegt ein sehr wesentlicher Unterschied, und gar keine blosse Spitzfindigkeit.

33.

p. 248. zu V. 16. Wenn man nicht, wie Herr Langlois jedoch fast anzunehmen scheint, dem Scholiasten schlechterdings in jede*r*

Erklärung folgen muss, so würde ich mit Ihnen *âtmanaḥ* für den Ablativ halten, und *yêshâṇ* auf dies Wort, und nicht auf *jnânaṇ* beziehen. Herr Langlois scheint gar nicht darauf zu achten, dass ausdrücklich *tad-ajnânaṇ* da steht. Dadurch wird die Unwissenheit, oder vielmehr der Mangel an Erkenntniss, von dem hier die Rede ist, auf den vorhergehenden Slokas bezogen, und dieser spricht augenscheinlich von dem Mangel der Erkenntniss überhaupt, welcher der Ursprung lasterhafter Handlungen ist. Dagegen dass Herr Langlois *âtmanaḥ* durch *summi spiritus* übersetzt, lässt sich noch erinnern, dass, um diesen Begriff auszudrücken, immer *paramâtman* gebraucht wird, was auch im 6. Gesange, auf den er sich bezieht, (*sl.* 7.) ausdrücklich steht, und dass er eine Stelle hätte anführen sollen, wo *âtman* allein in derselben Bedeutung genommen wird. Als eine solche könnte die in Manus Gesetzbuch angesehen werden, wo es (XII. 119.) heisst:

âtmâiwa dêwatâḥ sarwâḥ sarwamâtmanyawasthitaṇ,
âtmâ hi janayatyêshâṇ karmayôgaṇ śarîriṇâṇ.

Hier erklärt der Scholiast *âtmâ* richtig durch *paramâtmâ.* Denn wenn der Brâhman Alles in sich selbst, in seiner Seele sehen soll, wie *sl.* 118. gesagt wird, so kann dies nur dadurch geschehen, dass der höchste Geist Alles beseelt, und daher alles Beseelte in sich fasst, die Allseele ist, was der Scholiast durch *sarvâtmatwaṇ paramâtmanaḥ* ausdrückt. Es ist aber hier offenbar der allgemeine Ausdruck für den besondren gebraucht, damit der 119. Slokas zum 118. passen soll, und weil auch wirklich der philosophische Grund der Behauptung in der Einerleiheit alles Geistigen liegt. Es lässt sich daher, nach meinem Ermessen, aus der Verwechslung beider Ausdrücke an dieser Stelle nichts auf andre schliessen, wo solche besondren Gründe nicht vorhanden sind. Bopp, den ich über diese Stelle zu Rathe gezogen habe, zweifelt, dass *âtmanaḥ*, mit *nâśinaṇ* verbunden, der Ablativ seyn könne, da dieser Casus immer nur da gebraucht werde, wo man, wie bei Bewegung, Hervorbringung, Vergleichung, den Begriff der Entfernung anwenden könne, was bei Zerstörung nur gezwungner Weise möglich sey. Er wünschte wenigstens eine Stelle zu kennen, die in dieser Construction der gegenwärtigen ähnlich sey. Er verbindet also bis dahin das Wort, als Genitiv, mit *yêshâṇ tad-ajnânaṇ,* deren eben erwähnte Unwissenheit der Seele oder des Geistes durch Wissen zerstört, vernichtet ist.

34.

p. 251. zu VI. 23. Auch hier scheint mir der Sinn dem philosophischen Zusammenhange allein angemessen, wenn man mit Ihnen den Apostroph weglässt. Freilich aber muss man die Bedeutung von *nirwiṇṇa-chêtasâ* richtig auffassen. Dies Wort scheint mir denjenigen anzudeuten, dessen Geist nicht von Wissen und Sorgen gestört und beladen ist, welcher den *nirwêda* besitzt, der II. 52. als Ziel vorgestellt wird, und den an jener Stelle Herr Langlois selbst ebenso erklärt.

Die weitere Fortsetzung der Auszüge des Herrn Langlois ist mir bis jetzt nicht zu Gesichte gekommen. Nicht vergessen darf man bei seiner Arbeit, dass er, als er dieselbe niederschrieb, die meisterhaften Colebrookschen Abhandlungen nicht benutzen konnte, die ein so grosses Licht auch über die Bhagavad Gità (obgleich er sonderbarer Weise derselben mit keinem einzigen Worte gedenkt) verbreiten, und vor deren Lesung mir wenigstens der philosophische Inhalt dieses wundervollen Gedichts in mehreren Theilen dunkel geblieben war.

6.

Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gîtâ bekannte Episode des Mahâ-Bhârata.*)

I.

[Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 30. Juni 1825.]

Der Gott Krischnas, die eigentliche und vollständige Incarnation Vischnus, begleitet, nach der Dichtung des Mahâ-Bhârata, den Ardschunas, den dritten und vorzüglichsten, eigentlich vom Gott Indras gezeugten Sohn Pândus, als Wagenlenker, in den Kampf

---

Erster Druck: Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahre 1825 S. 1—44 (1828).

*) Die gegenwärtige Abhandlung hat keinen andren Zweck, als den, in möglichster Kürze einen treuen und vollständigen Begriff von dem oben erwähnten Gedicht, und vorzüglich von dem darin vorgetragenen philosophischen System auf eine, auch des Indischen nicht kundigen Lesern verständliche Weise zu geben. Ich habe mir daher nur selten eine Vergleichung der Lehre der Bhagavad-Gîtâ mit anders woher bekannten Indischen Lehrsätzen erlaubt. Ein Werk, das so reichhaltig an philosophischen Ideen ist, verdient abgesondert für sich, als ein Ganzes, behandelt zu werden, und ich glaube auch ausserdem, dass es schwerlich ein andres Mittel giebt, die mannigfaltigen Dunkelheiten aufzuklären, welche noch in der Indischen Mythologie und Philosophie übrig bleiben, als jedes der Werke, die man als Hauptquellen derselben ansehen kann, einzeln zu excerpiren, und erst vollständig für sich abzuhandeln, ehe man Vergleichungen mit andren anstellt. Genaue und vollständige, bloss in dem Sinn und der Absicht treuer und vollkommner Darstellung des mythologischen und philosophischen Gehaltes gemachte Bearbeitungen sämmtlicher Hauptwerke der Indischen Literatur, der Vêdâs, des Gesetzbuchs des Manus, der beiden grossen Heldengedichte, der achtzehn Purânâs und der vorzüglichsten philosophischen Lehrbücher würden eine Grundlage abgeben, alle Indischen philosophischen und mythologischen Systeme, ohne Gefahr der Verwirrung, mit einander vergleichen und zur Benutzung der übrigen Schriften und der Denkmäler

gegen die nah mit ihm verwandten Söhne des Königs Dhritarâschtras. Als Ardschunas in den Schaaren der Feinde sein eignes Geschlecht, seine Religionslehrer und Freunde erblickt, geräth er in Zweifel, ob es besser sey, dass er die, ohne welche das Leben selbst keinen Werth für ihn haben würde, besiege, oder von ihnen besiegt werde, verfällt in zaghaften Kleinmuth, lässt Bogen und Pfeil sinken, und fragt Krischnas um Rath. Der Gott ermuntert ihn aus philosophischen Gründen zum Kampf, und es entspinnt sich zwischen ihnen im Angesicht beider Heere ein Gespräch, das in achtzehn Gesängen (etwa siebenhundert Distichen) ein vollständiges philosophisches System durchläuft.

Colebrooke, dessen neuesten Abhandlungen in den Denkschriften der Englischen Asiatischen Gesellschaft[2]) wir die ersten bestimmten und ausführlichen Nachrichten über die verschiednen Indischen philosophischen Systeme verdanken, hat dieser Episode des Mahâ-Bhârata nicht erwähnt, vermuthlich weil seine Absicht darauf gieng, nur aus wirklichen Lehrbüchern der Philosophie (die aber, nach Indischer Sitte, auch in Versen abgefasst sind) und ihren Commentatoren Auszüge zu liefern. Krischnas Lehre scheint nun zwar wohl im Ganzen mit dem von Colebrooke dargestellten Systeme Patandschalis überein zu kommen, sie entwickelt sich aber auf eine ganz eigenthümliche Weise, ist, soviel

---

übergehen zu können. Wieviel aber auch bereits hierfür geschehen ist, und von wie unschätzbarem Werthe namentlich Colebrooke's trefliche Auszüge aus den Vêdâs und den wichtigsten Werken über die verschiednen philosophischen Systeme sind, so fehlt doch offenbar noch sehr viel an der Vollständigkeit dieser unerlasslich nothwendigen Vorarbeiten, und man ist noch viel zu sehr in der Nothwendigkeit, bei dem Vortrag der Indischen Philosophie und Mythologie, Materialien aus allen Quellen mit einander verbinden zu müssen, ohne der Vollständigkeit der Benutzung der einzelnen gewiss zu seyn, und ohne jede hinlänglich einzeln in ihrer Eigenthümlichkeit zu kennen. Auch muss man offenherzig gestehen, dass man wenigstens in den meisten Fällen im Stande seyn müsste, die vorhandnen Auszüge und Uebersetzungen mit den Originalen zu vergleichen, was bis jetzt noch theils unmöglich, theils ungemein schwierig ist. Noch lange also wird das Uebersetzen, Bearbeiten, und vorzüglich das Herausgeben der einzelnen Schriften allgemeinen Darstellungen vorangehen müssen.

Wegen der richtigen Betonung der Indischen Namen und Wörter erinnere ich hier, dass ich das lange *a, i, u* mit einem Accent bezeichnet habe, *e* und *o* dagegen nie, weil sie im Sanskrit nie kurz seyn können.[1])

[1]) *Vgl. aber hierzu Band 4, 360 Anm.*

[2]) „On the philosophy of the Hindus“ *in den* Transactions of the royal asiatic society *1, 19. 92 (wieder abgedruckt in seinen* Miscellaneous essays *1, 227).*

ich zu urtheilen vermag, reiner von Spitzfindigkeit und Mysticismus, und verdient schon, da sie als ein freies Dichterwerk in das eine der beiden grossen und ältesten Indischen Heldengedichte verwebt ist, besondre Aufmerksamkeit.

Ich will versuchen, dieselbe hier kurz zusammenzufassen, ohne mich an die Anordnung des Originals zu binden, und ohne für jetzt darauf einzugehen, welche Vergleichungspunkte diese Lehre mit bekannten griechischen philosophischen Systemen darbietet.

Die beiden Hauptsätze, um welche sich das in dieser Dichtung enthaltne System dreht, sind, dass der Geist, als einfach und unvergänglich, seiner ganzen Natur nach, von dem zusammengesetzten und vergänglichen Körper geschieden ist, und dass von dem nach Vollendung Strebenden jede Handlung ohne alle Rücksicht auf ihre Folgen, und mit völligem Gleichmuth über dieselben, vorgenommen werden muss.

Es sind dies die beiden natürlichsten Beziehungspunkte auf Krischnas Absicht, seinen Heldenfreund zum Kampf zu bewegen. Denn Tod und Handlungen verlieren ihr Gewicht, und werden gewissermassen gleichgültig, wenn jener nur den ohnehin vergänglichen Körper trift, und diese, frei von Leidenschaft und Absicht, bloss Werk der Natur oder Gebot der Pflicht sind. Durch die bestimmte Scheidung des Geistigen und Körperlichen, und die ewig eingeschärfte Uneigennützigkeit der Handlungen aber wird reine Intellectualität die Grundlage des ganzen Systems, und, wie die Folge bestimmter zeigen wird, die Erkenntniss an die Spitze aller menschlichen Bestrebungen gestellt.

Die Körper der ihnen inwohnenden Seele sind endlich und veränderlich, wie die ewig strömenden Elemente, aus denen sie bestehen (II. 14. 18.), die Seele ewig, unvernichtbar, fest und unveränderlich. (II. 24. 25.) Sie verbindet sich mit neuen Körpern, wie der Mensch neue Kleider annimmt (II. 22.), wie im Körper selbst Kindheit, Jugend und Alter wechseln. (II. 13.) Diese Unvergänglichkeit ist wahre Ewigkeit, ohne Anfang, wie ohne Aufhören. Denn die Unmöglichkeit eines Ueberganges vom Seyn zum Nichtseyn, und umgekehrt, ist ein Hauptsatz der Indischen Philosophie.*)

*) *Et plures non scientes dicunt, quod mundus cum artifice primum non-est fuit et deinde e τῷ non-est ens (existens) factus est. O purum desiderans, ex hoc non-est ens quomodo possit fieri? hoc omne primum ens unicum, sine simili fuit. Oupnek'hat op. Anquetil Duperron. Oupn.* 1. *Brahmen.* 16. *p.* 52.

Kein Grund ist eigentlich ein hervorbringender, in jedem ist die Wirkung, gleich ewig mit ihm selbst, vorhanden.

Des Nichtseyenden ist nicht Seyn; Nichtseyn ist nicht des Seyenden.
Die Scheidung beider durchschaut wird von den Wahrheit Erkennenden.
(II. 16.)

Darin erklärt Krischnas sich, als Gott, mit den Menschen gleich.

In keiner Zeit ich nicht da war, du, diese Völkerfürsten, nicht,
und niemals werd' ich nicht da seyn; von jetzt fortan wir alle sind.
(II. 12.)

Mit eben dieser Vorstellungsart hängt es zusammen, dass der unvermeidlichen Nothwendigkeit des Todes die gleich unvermeidliche Nothwendigkeit der Wiedergeburt entspricht, und das Todte nicht todt bleiben kann. Es ist daher in dieser Hinsicht gleichgültig, ob man sich die Seele als unvergänglich, oder als immer sterbend und wieder werdend denkt.

Wenn aber werdend stets auch du sie denkst, und wieder sterbend stets,
auch also dennoch, Grossarmger, du nimmer sie bejammern musst.
Denn dem Werdenden steht fest Tod, fest steht Geburt dem Sterbenden.
Nicht zu ändernden Schicksals Loos darum du nie bejammern musst.
Die Geschöpfe unsichtbaren Ursprungs, sichtbarer Mitte dann,
und unsichtbaren Ausgangs sind; wie ist da Trauer, Bhâratas?
Gleich einem Wunder erblickt einen jemand, gleich einem Wunder darauf spricht ein andrer,
gleich einem Wunder ihn hört dann ein andrer; doch keiner, auch hörend ihn, weiss, noch kennt ihn.
Die Seel' ist unverletzbar stets im Körper Jedes, Bhâratas,
Darum der Wesen Allzahl auch du nimmer doch bejammern musst.
(II. 26—30.)

Der Geist ist unsichtbar, unvorstellbar, überall hindringend (II. 25.), der Körper hat die entgegengesetzte Natur. Auf die Einfachheit und Ungetheiltheit des Geistigen werden wir aber noch einmal bei Gelegenheit der Natur der Gottheit zurückkommen. Denn der überall waltende Geist ist einer und ebenderselbe. (VIII. 20. 21. XIII. 27.)

Das Handeln fesselt den Geist, indem es ihn den Bedingungen der Wirklichkeit unterwirft, und vom reinen Nachdenken abzieht. Es hat daher in der Welt von alter Zeit her zwei Systeme gegeben, des Handelns und der Erkenntniss (III. 3.), und die Beobachtung des Rechten in Absicht des Handelns ist schwer, da man sowohl auf das Handeln, als Nichthandeln achten muss. (IV. 17.) Man hat bald das eine, bald das andre vorgezogen. (XVIII. 2. 3.)

Aber die Wahrheit ist, dass das erstere vor dem letzteren den Vorzug verdient. (III. 8. V. 2.) Es kommt nur darauf an, sich von den Fesseln der Handlungen (II. 39.) loszumachen. Dies aber geschieht, wenn man alle Rücksicht auf den Erfolg verlässt, und nur handelt um zu handeln. Alsdann vereinigt man beide Systeme, vernichtet gleichsam die Handlungen, indem man sie ihrer fesselnden Natur beraubt, und handelt, mitten im Handeln, eigentlich nicht. (IV. 20. XVIII. 17.) Denn dies ist nothwendig, weil es immer wahr bleibt, dass das Handeln weit unter der Erkenntniss steht. (II. 49.)

Man würde aber auch umsonst versuchen, das Handeln gänzlich aufzugeben. In keinem Augenblick kann der Mensch ohne Handlungen bleiben, sie gehen unabhängig von seinem Willen vor, und entstehen aus der Natur und ihren Eigenschaften. (III. 5.) Der Weise lässt in ihnen die Natur walten, und sieht sie, bloss in ihr vorgehend, als von sich geschieden an. (IV. 21. XIV. 19. XIII. 19. III. 28. V. 8—10.) Diese Behauptung der Unvermeidlichkeit der Handlungen gründet sich darauf, dass in diesem System unter Handlung alle und jede körperliche Verrichtung, eigentlich jede Veränderung der Materie verstanden wird, was wieder damit zusammenhängt, dass die Vollendung des Weisen, wie wir bald sehen werden, in die höchste Ruhe, die Vertiefung und den Uebergang in die Gottheit gesetzt wird. Eine andre Nothwendigkeit der Handlungen entsteht aus den verschieden vertheilten Pflichten der Stände, welchen jeder, selbst wenn Schuld damit verbunden wäre, getreu bleiben muss. (XVIII. 47. 48.) Endlich liegt in dieser Lehre ein nothwendiger Fatalismus, da die mit der Gottheit gleich ewige Natur das Rad ihrer Veränderungen unaufhaltsam umwälzen muss, und dadurch die jedes einzelne Seyn in sich fassende Gottheit, genau gesprochen, zum einzigen wahrhaft Handelnden wird. Mit Recht kann daher Krischnas zu Ardschunas sagen:

Drum auf zum Schlachtkampf jetzt! erringe Ruhm dir! den Feind besiegend, geneuss Herrschaftsfülle!
durch mich vormals diese geschlagen sind schon; nur Werkzeug werde du, links gleich Geübter!
Den Drônas, Bhîschmas und den Dschayadrathas, Karnas, die andren des Kampfs Helden alle,
die ich geschlagen, du schlag' unverzagend! Auf, kämpfe, dein wird im Streite der Sieg seyn.

(XI. 33. 34.)

Nur die irdisch Verblendeten setzen den Grund ihrer Handlungen in sich, der bescheidene Weise hält nie sich für den Thäter. (XVIII. 16. XIV. 19. XIII. 29.)

Das Verzichten auf die Früchte der Handlungen wird auch durch ein Niederlegen der Handlungen in die Gottheit ausgedrückt. (XII. 6. III. 30. XVIII. 57.) Es befreit von den Fesseln der Handlungen (IV. 41.), und wer es übt, bleibt unbefleckt von Sünde, wie das auf dem Wasser schwimmende Lotusblatt (V. 10.) nicht benetzt wird.

Auf die Nothwendigkeit des Verzichtens auf die Früchte der Handlungen, und des Gleichmuths, ja der Gleichgültigkeit über ihre Erfolge kommt der Dichter fast in jedem Gesange in mehr als einer Stelle zurück, und verbunden mit dem eben so oft wiederholten Dringen auf Handlung, bezeichnet sie unläugbar philosophisch eine an das Erhabne gränzende Seelenstimmung, und bringt zugleich eine grosse poetische Wirkung hervor.

Den einfachsten Ausdruck der Verzichtleistung möchten folgende Verse enthalten:

Im Handeln sey des Werths Würdgung, in den Früchten dir nie und nie.
Nicht sey, dem Handelns Frucht Grund ist; Sucht nicht sey nach Nichthandeln dir.
Vertieften Geists, von Sehnsucht frei, so handle, Goldverschmäher, du,
ob erfolgreich, erfolglos, gleich; Gleichmuth Vertiefung wird genannt.

(II. 47. 48.)

Auf diese Weise lösen sich Handeln und Nichthandeln vor dem Geist in denselben Begriff auf.

Wer sieht im Handeln Nichthandeln, im Nichthandeln das Handeln wer,
unter den Menschen der weis' ist, vertieft, an alles Handelns Ziel.

(IV. 18.)

Der Gleichmuth ist mit einem eignen Worte, der Freiheit von der Zwiefachheit, dem gelingenden oder mislingenden Erfolge, bezeichnet. Die aus Wunsch und Abscheu entspringende Verblendung dieser Zwiefachheit bringt alle Verirrungen unter den Geschöpfen hervor. (VII. 27.) Der Weise macht sich davon los, und für seinen Gleichmuth kann kein Ausdruck stark genug gefunden werden. Nicht bloss Hitze und Frost, Vergnügen und Schmerz, Gelingen und Mislingen, Glück und Unglück, Sieg und Niederlage, Ehre und Unehre müssen ihm dasselbe seyn, auch zwischen Freunden und Feinden, Guten und Bösen muss er partheilos da stehen, gleich achten Erde, Steine und Gold. (II. 38.

VI. 7—9. XII. 17—19.) Diese seine Abgezogenheit von der Bewegung des irdischen Seyns, der Gegensatz, in dem er hierin mit dem grossen Haufen steht, wird in dieser, sonst bilderkargen Dichtung in mehreren Bildern geschildert.

> Wer den Gliedern der Schildkröte gleich, zurückziehet überall
> die Sinne von dem Sinnreizstoff, des Geist in Weisheit fest besteht.
>
> (II. 58.)
>
> Dem nie sich füllenden, unschwankend stillen Weltmeer wie einströmet der Wasser Menge,
> wem einströmt so aller Begierden Fülle, der Ruh' erlangt, nicht der Begierbegierge.
>
> (II. 70.)
>
> Welche jedem Geschöpf Nacht ist, in der wacht der Gesammelte,
> in der jeglich Geschöpf wachet, ist des schauenden Weisen Nacht.
>
> (II. 69.)

Die reine Scheidung des Geistigen von dem Körperlichen und die Vernichtung der Handlungen führen beide, jene positiv durch die Einerleiheit alles rein Geistigen, diese negativ durch die Entfernung der Störungen, in welche das Handeln den Menschen verwickelt, zu der Erkenntniss und Anschauung der Gottheit, aus welchen die höchste Vollendung hervorgeht. Es ist daher nothwendig, gleich den Begriff richtig aufzufassen, den Krischnas, dessen Lehre nicht bloss eine philosophische, sondern ganz eigentlich eine religiöse ist, von der Gottheit aufstellt.

Ich werde auch hier versuchen, die Hauptsätze durch Stellen des Originals selbst zu belegen. Ich habe auf die Auswahl derselben absichtlich grosse Sorgfalt verwandt, und wünschte sehr, dass diejenigen, welche Gegenständen dieser Art eine grössere Aufmerksamkeit schenken, die Mühe nicht scheuen möchten, diese Stellen nachzulesen, wozu auch denen, welche nicht Sanskrit wissen, A. W. von Schlegels lateinische, seiner Ausgabe der Gitâ[1]) angehängte Uebersetzung eine trefliche Gelegenheit darbietet. Diese Uebertragung ist so meisterhaft und zugleich von so gewissenhafter Treue, von so geistvoller Behandlung des philosophischen Gehaltes des Gedichts und von so ächter Latinität, dass es ohnehin unendlich zu bedauern wäre, wenn sie bloss zum besseren Verständniss des Textes gebraucht, und nicht von

---

[1]) „Bhagavad-Gita, id est *Θεσπέσιον μέλος* sive almi Krishnae et Arjunae colloquium de rebus divinis, Bharateae episodium; textum recensuit, adnotationes criticas et interpretationem latinam adjecit Augustus Guilelmus a Schlegel", *Bonn 1823.*

allen denjenigen recht fleissig gelesen würde, die sich mit Philosophie und Alterthumskunde beschäftigen.

Da wo ich einzelne Stellen selbst metrisch zu übersetzen versucht habe, muss ich mich mit Nachsicht zu beurtheilen bitten, da man noch lange nicht genug die Eigenthümlichkeiten und Feinheiten des Indischen Versbaues, sondern nur sein Sylbenmass und seine Hauptabschnitte kennt, wodurch für die wahrhaft gelingende Nachbildung einer Versart wenig geschehen ist. Was die Stellen an sich betrift, so habe ich durchaus nicht gerade die schönsten und gefälligsten ausgewählt, worüber das Urtheil ohnehin verschieden ausfallen dürfte, sondern, dem Zweck dieser Abhandlung gemäss, diejenigen, aus welchen die Eigenthümlichkeit des philosophischen Systems am meisten hervorgeht. Ich habe aus dem gleichen Grunde mit möglichster Genauigkeit Wort für Wort wiederzugeben versucht, und würde auf das Metrum gänzlich Verzicht geleistet haben, wenn nicht eine metrische, selbst weniger gelungene Uebersetzung immer einen anschaulicheren Begriff von dem Originale gewährte. Auch kann in unsrer Sprache eine metrische Uebersetzung gerade an Treue gewinnen. Der Uebersetzer wird durch den Rhythmus in eine, dem Original ähnliche Stimmung versetzt, die bindenden Gesetze der Sylbenzahl und Sylbenlänge machen schleppende prosaische Umschreibungen unmöglich, und schneiden die sonst leicht zu weit gehende Unschlüssigkeit über die Wahl der Ausdrücke auf eine wohlthätige Weise ab. Die in den Versen, als Anreden vorkommenden Namen Bhâratas, Pârthas, Kâuntêyas, sind Sanskritisch geformte Zunamen des Ardschunas, von seinen Voreltern hergenommen.

Zum Verständniss der hier bald folgenden Stellen muss ich bemerken, dass, wenn Krischnas, der in ihnen meistentheils der redend Eingeführte ist, von sich spricht, damit die höchste Gottheit, oder was der Reinheit dieser Lehre besser entspricht, die Gottheit absolut gemeint ist. Krischnas begleitet den Ardschunas als Mensch (IX. 11.), als einer der Nachkommen des alten Königs Yadus, und Ardschunas, da er ihn als Gott erkennt, bittet ihn (XI. 41. 42.) wegen der Vertraulichkeit um Verzeihung, mit der er mit ihm umgegangen ist. Nach der Indischen Mythologie ist Krischnas*) die achte der zehn Irdischwerdungen, oder Nieder-

---

*) Mehrere Abbildungen von ihm kann man in Guigniauts *réligions de l'antiquité*. IV. 13. *nr.* 61—66. nachsehen. Man vergleiche auch I. 210. 211.

steigungen (*Awatârâs*) Vischnus.*) Von diesen Erscheinungen der Gottheit in verschiednen Thier- und Menschengestalten kommt zwar in unsrem Gedicht, das überhaupt von mythologischer Dichtung frei ist, nichts vor, aber Krischnas erwähnt doch, dass er von Weltalter zu Weltalter auf die Erde zurückkehrt. (IV. 6—8.) Indem aber Krischnas eine Emanation der Gottheit ist, bleibt diese, oder vielmehr er in ihr in ihrem ewigen Seyn, und in diesem Verstande spricht er wohl, jedoch soviel ich habe sehen können, nur in dieser einzigen Stelle des Gedichts, von sich und Gott, wie von zwei verschiednen Wesen, wenn er sagt:

Zu diesem urersten Geist hin mich richt' ich, von wannen alles Geschöpfs alter Strom fliesst.

(XV. 4. b.)

Gott nun ist das ewige, unsichtbare, ungetheilte und daher einfache, von allen vergänglichen, sichtbaren und in Individuen vertheilten Wesen verschiedne Princip. (XII. 3. VII. 24. 25.)

Verschieden ist vom sichtbaren ein unsichtbares, ewges Seyn,
das, wenn vernichtet ist jedes Geschöpf, nicht mit vernichtet wird,
das unsichtbar Untheilbare, das sie preisen den höchsten Pfad,
den erringend, man nicht rückkehrt, dort wo mein höchster Wohnungsort.

(VIII. 20. 21.)

Unvernichtbar das ist, wisse, was ausgespannet dieses All.
Vernichtung dieses Urewgen keiner, wer irgend, machen kann.

(II. 17.)

Gott ist allwissend, Alles durchdringend, keines Zuwachses fähig, unendlich, der Herr aller Dinge; es giebt nichts über ihm; er ist Eins und muss in Einheit angebetet werden. (VII. 26. III. 15. 22. XI. 19. 20. IX. 11. 17. 18. VII. 7. VI. 31.) Ardschunas sagt von ihm:

Nicht Ende, noch Mitte, noch irgend Anfang dir schau ich, Allherrschender, Allgestaltger.

(XI. 16.)

Der Welt, des Festen, des Regsamen, Vater, der Lehrer ehrwürdigster, höchster bist du;
nichts ist dir gleich, unermessbarer Herrscher, wer höher könnt' in der Dreiwelt, als du, seyn?

(XI. 43.)

*) Guigniaut. *l. c.* I. 181—193.

Der Wohnsitz Gottes ist über alle Schöpfung hinaus und ausserhalb derselben.

> Den dort erleuchten nicht Sonnen, nicht Mondesscheibe, Feuer nicht,
> wohin gehend man nicht rückkehrt, ihn meinen höchsten Wohnungsort.
>
> (XV. 6.)

Gott ist der Schöpfer der Welt, Alles ist nur durch ihn, er ist der unvergängliche Ursprung aller Dinge. (IX. 4. 10. 13. VII. 6. 7. 10.)

> Was jegliches Geschöpfs Samen ist, das bin ich, o Ardschunas;
> nichts ohne mich im Weltkreis ist, nicht Festes, nicht Bewegliches.
>
> (X. 39.)

> Von dem der Wesen Ausfluss ist, der ausgespannet dieses All,
> nach seiner Art den anbetend, hin zur Vollendung strebt der Mensch.
>
> (XVIII. 46.)

Wie Gott Alles hervorgebracht hat, so ist er auch Alles, und Alles ist in ihm. Dies ist ein Hauptsatz dieser Lehre, der auf die mannigfaltigste Weise durchgeführt wird. Er scheint auf der einen Seite mit dem Begriff der göttlichen Unendlichkeit zusammen zu hangen, die Alles in sich begreift, auf der andren mit der, der Indischen Philosophie eigenthümlichen Vorstellungsart von der Entstehung eines Dinges aus einem andren. Da es, wie wir im Vorigen gesehen, keinen Uebergang von dem Seyn zum Nichtseyn, oder umgekehrt, giebt, sondern beide zwei ins Unendliche fortlaufende Linien bilden, so ist alle Schöpfung aus Nichts unmöglich; jede Wirkung muss also schon in ihrer Ursach, und gleich ewig mit ihr, vorhanden seyn. (Colebrooke in den *Transactions of the royal Asiatic Society. Vol. I. part. I. p.* 38.) Wenn daher Gott der Schöpfer aller Dinge ist, so müssen alle Dinge, schon vor seinem Schaffen, in ihm vorhanden gewesen seyn. In unsrem Gedicht ist diese Schlussfolge selbst nicht ausgesprochen, allein da der Grundsatz (II. 16.) klar und bestimmt aufgestellt wird, so liegt sie von selbst am Tage.

Alles Geistige ist mit einander verwandt und Eins und dasselbe, und der Mensch kann in sich, d. h. in seinem geistigen Selbst (da die Sprache den Begriff des Geistes und der Selbstheit in demselben Wort mit einander verbindet) alle übrigen Geschöpfe und in ihnen Gott erkennen. Indem aber der göttliche Geist in Geschiedenheit in die einzelnen Individuen vertheilt ist, ist er zugleich in Einheit unsichtbar, unvergänglich und ungetheilt

vorhanden, und diese seine ungetheilte Natur ist der wahre Urquell alles Daseyns.

Was jedem Dinge den ihm eigenthümlichen Vorzug giebt, das ist Gott, der Glanz der Gestirne, das Leuchten der Flamme, das Leben der Lebendigen, die Stärke der Starken, der Verstand der Verständigen, die Erkenntniss der Erkennenden, die Heiligkeit der Heiligen. (VII. 8—11. X. 38.) Was irgend für ein Verhältniss zwischen ihm und der Welt gedacht werden kann, in dem steht er, als Vater, Mutter, Erhalter, Zuflucht u. s. f., er ist die Lehre, die Reinigung, die heiligen Schriften, das Stillschweigen des Geheimnisses (IX. 16—18. X. 38.), die nie aufhörende Zeit. (X. 33.) Im zehnten Gesange geht Krischnas die ganze Schöpfung durch (19—42.) von den Fischen im Wasser bis zu den Göttern hinauf, die Berge, Meere, Winde, die Jahreszeiten und Zeitabschnitte, die Heerführer, Weisen, Heiligen, Dichter, Heldengeschlechter, und in jeder Gattung nennt er sich das oder den, welche in jeder das Vorzüglichste sind, unter den Nachkommen Pândus Ardschunas, unter den Heiligen Nâradas, unter den Einsiedlern Vyâsas, unter den Dichtern Usanas u. s. f. Selbst die grammatischen Formen und Buchstaben werden nicht vergessen. Er ist unter den zusammengesetzten Wörtern die zwei Begriffe unabhängig von einander verbindende Gattung, unter den Buchstaben das *a*, wobei, wenn es nicht bloss die Ehrfurcht andeutet, mit der man die Erfindung der Schrift betrachtete, vermuthlich mystische Vorstellungen zum Grunde lagen. Ich hebe aber dies ausdrücklich heraus, weil es beweist, dass, wenn dieses Distichon (X. 33.) nicht ein späteres Einschiebsel ist, zu der Zeit, in welcher das Gedicht entstand, schon ein Alphabet vorhanden war. Denn das deutliche Absondern eines Vocals vor der Reflexion kann kaum durch irgend einen Zeitraum von der Bezeichnung desselben getrennt seyn. Alles einzeln Aufgezählte aber, sagt Krischnas beim Schluss, habe er nur beispielsweise angeführt, denn die ganze Zahl der Wesen, in welchen er durch seine Wunderkraft erscheine, zu nennen, werde kein Ende gefunden. Was irgend gross, ausgezeichnet und vorzüglich, sey seines Glanzes theilhaftig und diese ganze Welt habe er mit einem Theile seiner Natur ausgestattet. (X. 40—42.) Hieraus geht nun auch deutlicher hervor, in welchem Sinne er sich Eins mit den Dingen der Natur nennt.

Was in den hier angeführten Stellen einzeln angegeben ist, wird in einer andren (VII. 19.) in den kurzen Ausdruck: Vâsu-

dêvas (d. i. Krischnas, der Sohn des Vâsudêvas) ist das All, zusammengezogen.

Auf diese Weise muss das göttliche Wesen einander entgegengesetzte Eigenschaften in sich fassen, deren Widerspruch sich nur in der Allheit seiner Natur auflöst. In demselben Distichon sagt Krischnas von sich:

> Der Kraftbegabten Kraft bin ich, von Begier frei und Leidenschaft,
> Begier bin ich, die kein Recht hemmt, in den Geschöpfen, Bhâratas.
>
> (VII. 11.)

Ein Gott, der das Rasen der ungebändigten Naturkraft mit der Ruhe in sich verbindet, die in reiner Herrschaft des Geistigen über allem Endlichen schwebt, regt alle Bilder in der Phantasie an, welche eine grosse dichterische Wirkung hervorzubringen im Stande sind.

Diesem entspricht nun auch die Körpergestalt, die Gott zugeschrieben wird. Sie ist nichts anders, als eine sinnliche Uebertragung seines geistigen Begriffes, nach welchem er, alle Wesen in sich fassend, sich in alle einzelne ergiesst und doch zugleich in seiner Einheit, als wahre Monas dasteht. Man darf diese Vorstellung eines göttlichen Körpers nicht mit der menschlichen Gestalt verwechseln, welche die Mythologie andrer Völker und, in einem andren Verstande, die Indische selbst ihren Göttern anbildet. In diesem philosophischen, nicht mythischen System wird die ganze Körperwelt zum Körper des Unendlichen, und zwar nicht wie sie sich allmählich und einzeln in ihren Wirkungen entwickelt, sondern in ihren, alles Vergangne, Gegenwärtige und Zukünftige zugleich in sich fassenden Urkräften.

Ardschunas bittet Krischnas (XI. Gesang) sich ihm so zu zeigen, wie er sich ihm (seinem Wesen nach, denn bis dahin ist im Gedicht nicht von Körperform die Rede) geschildert hat. Krischnas gewährt seine Bitte, leiht ihm ein göttliches Auge, da menschliche dies nicht zu schauen vermögen, und offenbart sich ihm in seiner glanzgebildeten, allumfassenden, unendlichen, uranfänglichen, von niemand bis dahin erblickten Gestalt. Ardschunas sieht ihn nun zu dem Himmel emporragend, ohne Anfang, Mitte, noch Ende, mit vielen Köpfen, Augen und Armen, Tausende von göttlichen, an Farbe und Umrissen verschiednen Gestalten in sich vereinigend, das Weltall mit seinem Glanz erwärmend, und in ihm alle Götter von dem im Lotuskelch sitzenden Brahmâ

an, alle Weisen, und die ganzen Schaaren der Geschöpfe jeglicher Art.

> Wenn hoch am Himmel urplötzlich von tausend Sonnen rings empor
> Licht flammte, gliche sein Strahlen dem Glanz dieses Erhabenen.
> Das Weltganze, als Eins stehend, und mannigfaltig doch vertheilt,
> in dem Körper der Sohn Pândus des Gotts der Götter schauete.
>
> (XI. 12. 13.)

So hatte sich ihm Krischnas auch angekündigt,

> Das Weltganze, als Eins stehend, was sich bewegt, was nicht, erblick'
> in meinem Körper, Haarlockger, und was du sonst begehrst zu schaun.
>
> (XI. 7.)

und wer sich diese Ansicht zu eigen macht, erreicht die höchste Vollendung.

> Wer, als in Einheit da stehend der Geschöpfe getheiltes Seyn,
> und verbreitet von da schauet, der erhebet zur Gottheit sich.
>
> (XIII. 30.)

Die niedrigste Stufe der Erkenntniss ist die, auf der man das Einzelne, getrennt von seinem Ursprung, als wäre es selbst das Ganze, betrachtet; die mittlere, wenn man im Einzelnen nur das Einzelne sieht, ohne zum Allgemeinen aufzusteigen. (XVIII. 20—22.)

Es ist aber bemerkenswerth, dass Krischnas ausdrücklich sagt (XI. 47.), dass er dem Ardschunas diese seine höchste Gestalt durch Wirksamkeit seines Selbst gezeigt hat, d. h. durch die Wunderkraft,*) von der in der Folge die Rede seyn wird, vermöge welcher Gott und Menschen im Stande seyn sollen, indem sie sich, abstrahirend und auf Einen Punkt heftend, in ihr Innres vertiefen, ihr Wesen umzuformen, und Unmögliches hervorzubringen. Man darf vielleicht hieraus schliessen, dass der Dichter diese Erscheinung Krischnas wirklich nur als einen Schein genommen wissen will, da sein von wahrem Spiritualismus durchdrungnes System dieser Vorstellung von vielfachen Gliedern, Sonnenglanz u. s. f. nicht bedarf, auch, wie wir gesehen, das

---

*) Diese Kraft wird als ein wahrer Zauber (*mâyâ*) geschildert, und diese *Brahmamâyâ* findet sich auf Bildwerken so dargestellt, dass sie das zwiefache Wesen, welches sie in sich vereinigt, nicht bloss durch ihre mannweibliche Gestalt anzeigt, sondern auch auf der einen Seite der halb nach dem Munde hinaufgezogne Fuss auf das über sich selbst brütende Brahma, auf der andren die tanzende Bewegung auf die schaffend gaukelnde *Mâyâ* hindeutet. (Guigniaut. IV. 1. *nr.* 2. *pl.* 1. *fig.* 2.)

göttliche Wesen sonst von ihm bloss als unsichtbar und ungetheilt geschildert wird.

Gott umfasst aber nicht bloss alle Arten des Seyns, auch das Nicht-seyende ist er.

Unsterblichkeit und Tod bin ich, was ist, was nicht ist, Ardschunas.

(IX. 19.)

Auf ganz ähnliche Weise wird in Manus Gesetzbuch (I. 11.) die ewige, unsichtbare Grundursach, aus der Alles, auch Brahmâ selbst, entsprungen ist, zugleich seyend und nicht seyend genannt. Ich glaube nicht, dass dies, wie wohl geschehen, so zu verstehen ist, dass mit dem Seyn das Wesen Gottes an sich, mit dem Nichtseyn unsre Unmöglichkeit es sinnlich wahrzunehmen gemeint sey. Wenn man sich vollständig in die hier herrschende Vorstellungsart hineindenkt, so wird in dieser Bestimmung gleichsam die letzte Schranke der Allheit Gottes niedergerissen, das Allwesen umfasste nicht Alles, wäre nicht unendlich, wenn seinem Seyn noch ein Nichtseyn entgegengesetzt werden könnte. Auch ist es in höherem und reinerem philosophischen Sinne richtig, dass die Gottheit dadurch, dass sie den Grund alles Seyns in sich fasst, nothwendig auch den Grund des Nichtseyns in sich enthalten muss. Ueberhaupt aber ist ein Seyn, das sich individuell in unzählige Geschöpfe vertheilt, und zugleich, als ein allgemeines, sie alle in sich vereinigt, mit keinem andren Seyn vergleichbar, und darum wird an einer andren Stelle gesagt:

Die höchste Gottheit, anfangslos, heisst nicht unseyend, seyend nicht.

(XIII. 12.)

was mit dem oben angeführten Verse im Grunde derselbe, nur von einer andren Seite genommene Gedanke ist.

In einem andren Sinne wird das Nicht-seyende genommen, wenn es das Gegentheil des Seyenden, als reales Seyn, als gediegene Wesenheit betrachtet, andeuten soll. Es wird alsdann (XVII. 28.) der Tugend und Wahrheit entgegengesetzt.

Die Geschöpfe sind in Gott. (VII. 12.)

Den höchsten Geist erstrebt, Pârthas, Dienst, schauend unverrückt nach ihm,
dem die Geschöpfe inwohnen, der ausgespannet dieses All.

(VIII. 22.)

Zum Wohnort deine Natur habend, freut sich, du Sinnenherrscher, die Welt, dir gehorchend.

(XI. 36.)

Er aber ist nicht in ihnen. (VII. 12. IX. 4.)

Durch diesen letzten Satz wird jedoch nur ausgedrückt, dass er von ihnen unabhängig ist, sie wohl mit seiner unendlichen Natur umfasst, selbst aber nicht in ihrer endlichen befangen ist. Denn in andren, ihn nicht einengenden Beziehungen ist er allerdings in ihnen, geht in ihre Körper ein und verlässt sie, und wohnt im Herzen jedes Menschen. (XV. 7—11. XIII. 15. 17.) Doch wird dieses Seyn in ihnen, nicht, wie das ihrige in ihm, als absolut und reell angenommen, sondern nur mit Beschränkung, als ein gewissermassen, gleichsam Inwohnen. (XIII. 16.) Auch dagegen verwahrt sich diese Lehre sorgfältig, dass das Seyn der endlichen Geschöpfe in dem unendlichen Schöpfer nicht seine Natur herabziehe. An einer Stelle folgt unmittelbar auf den Satz, dass die Geschöpfe in Gott sind, der gerade entgegengesetzte, und auf dieses, zugleich Seyn und Nichtseyn wird als auf die höchste Wunderkraft des göttlichen Wesens aufmerksam gemacht, worunter, nach der Analogie andrer Stellen, die Anspannung des göttlichen Geistes zu verstehen ist, durch welche er alle Wesen mit sich verbindet, und doch alle beschränkende Folgen dieser Verbindung aufhebt. (IX. 4. 5.) Dichterisch wird darauf dieser Widerspruch durch folgendes Gleichniss gelöst.

> So wie des Aethers Raum füllet, allhindringend, die weite Luft,
> der Geschöpfe Gesammtheit so mir inwohnend betrachte du.
>
> (IX. 6.)

Dasjenige, was die Geschöpfe mit Gott verbindet, ist die geistige Natur. Sie ist dieselbe in allen. Gott ist eigentlich der jeden beseelende Geist. (X. 20.) Jeder kann daher in sich die übrigen Geschöpfe und sie in Gott erkennen.

> Nicht zur Verblendung, Sohn Pândus, kehrst du zurück, erkennend das,
> wo der Wesen Gesammtheit du in dir erst schauest, dann in mir.
>
> (IV. 35.)

> Wer in jedem Geschöpf selbst sich, und die Geschöpfe all' in sich
> in fromm vertieftem Geist siehet, Eins und dasselbe überall,
> wer überall nur mich schauet, und Alles schauet nur in mir,
> in dem unter ich nicht gehe, und er nicht untergeht in mir.
> Wer den Geschöpfen inwohnend mich ehrt, an Einheit hangend fest,
> der, wo er immer mag weilen, vertiefet doch nur weilt in mir.
> Wer immer in des Selbsts Gleichheit dasselbe schauet, Ardschunas,
> wenn er empfindet Lust, wenn Schmerz, am tiefsten der vertiefet ist.
>
> (VI. 29—32.)

Jene Wunderkraft Gottes wird auch eine magische, einen Schein hervorbringende genannt, und dadurch angedeutet, dass das einzige wahre Seyn doch nur das unvergängliche, ewige, alles übrige, dem Wechsel unterworfne aber nur ein durch die Gottheit erzeugtes Scheinbild ist. Da es aber schwer ist zu erkennen, dass Gott durch diesen Antheil an der Endlichkeit nicht beengt wird, und sein eigentliches, unsichtbares Seyn nicht mit jenem Seyn des Scheins zu verwechseln (VII. 25.), so täuscht jene Wunderkraft die Menschen. Der Herr der Geschöpfe, heisst es an einer andren Stelle, sitzt in der Gegend des Herzens, und macht die an dies rollende Rad der Endlichkeit Gehefteten durch seine Magie irre. Wer aber zu Gott gelangt, überwindet diesen Zauber. (VII. 14. 15. XVIII. 61.)

Er erkennt nemlich nicht nur die doppelte Natur, die nach diesem System in Gott angenommen werden muss, sondern täuscht sich auch nicht über das Verhältniss beider zu einander.

> Erde, Wasser und Glutlodern, Luft und Aether, Gemüth, Vernunft,
> Selbstgefühl, so in acht Theile ist die Natur gespalten mir;
> die niedre, denn getrennt, wisse, von ihr ist andre, höchste mir,
> lebenathmende, Grossarmger, durch die fortdauert diese Welt;
> denn als aus diesem Schooss spriessend, alle Dinge betrachte du.
>
> (VII. 4—6. a.)

Zur Erläuterung dieser Stelle muss ich bemerken, dass die drei, hier der niedren Natur Gottes zugesellten geistigen Vermögen in der Indischen Philosophie überhaupt gewissermassen den Sinnen gleichgestellt werden.

Das Gemüth (*manas*, der Etymologie nach, das lateinische *mens*) ist die Kraft, welche in der Seele dem körperlichen Wahrnehmen und Handeln entspricht. Denn die Indier nehmen, ausser den fünf Werkzeugen der Sinne, fünf Werkzeuge des Handelns an, und setzen diese zehn mit dem *manas*, als dem eilften, in Eine Classe.

Das Selbstgefühl (*ahankâra*, wörtlich das, was das Ich bildet) wendet die äusseren und inneren Eindrücke auf die Persönlichkeit an, und schliesst also das Selbstbewusstseyn und die Selbstsucht in sich ein.

Die Vernunft (*buddhi*) beschliesst.

Ueber diesen dreien ist der reine, mit der eigentlichen göttlichen Natur verwandte Geist (*âtman*, woher unser athmen, *purusha*).

(Man sehe Colebrooke. *l. c. p.* 30. 31. und Burnouf's Auszüge aus dem Padmapurâna. *Journal Asiatique.* VI. 99—101.) In unsrem Gedicht wird dies System nicht ausdrücklich auseinander gesetzt, aber der Anfang des 13. Gesanges und mehrere andre Stellen zeigen, dass es auch das des Dichters war.

Man sieht hieraus, dass die menschliche Natur nur eine Nachbildung, eine Vereinzelung der göttlichen ist, und wenn diese Körper schafft oder in Vernichtung sinken lässt, geht sie in dieselben ein, oder scheidet aus ihnen, und bedient sich der die Verbindung der Seele mit der Aussenwelt bewirkenden Werkzeuge.

Denn in des Lebens Welt ziehet, lebenathmend, mein ewger Theil
an sich aus der Natur Schoosse Gemüth und Sinne, sechs an Zahl.
Wo in den Körper eingehet, wo wieder ihn der Herrscher lässt,
da sich eint er, sie losreissend, wie Wind vom Lager Blüthenduft.
Umfassend da Gehör, Auge, Gefühl, Geschmack, Geruch zugleich
und das Gemüth in Herrschaft so, durchwirket er den Sinnenstoff.

(XV. 7—9.)

Gott verbindet sich also mit sterblichen Leibern und handelt, indem er sie hervorbringt, und menschliche Einrichtungen gründet. Er ist sogar genöthigt zu handeln, wenn das Weltenrad nicht still stehen soll. Aber die Verbindung mit der Endlichkeit befleckt, das Handeln fesselt ihn nicht, er lässt darin bloss die Natur walten. Hier kehrt nun, von der Gottheit ausgesagt, dieselbe Lehre zurück, die oben den Menschen eingeschärft wurde, dass gehandelt werden muss, dass nur das Hangen an den Erfolgen die Freiheit des Geistes bindet, und seine Ruhe stört, der völlige Gleichmuth aber auch das wirkliche Handeln in Nichthandeln auflöst. (IX. 8. 9.)

Nichts, Pârthas, ist zu thun übrig in den drei Welten irgend mir,
unerstrebt nichts Erstrebbares, doch web' ich sichtbarlich in That.
Wenn unermüdet rastlos ich einmal in That nicht webete —
denn, Pârthas, meines Fusstritts Spur die Menschen folgen überall —
diese Welten in Nichts sänken, wenn ich nicht fürder thäte That,
und Thäter des Gewirrs wär' ich, und dies Geschlecht ich mordete.

(III. 22—24.)

Ich stiftete die vier Kasten, nach Eigenschaft, Beruf getheilt,
doch sieh' in mir, der so handelt, den Ewigen, Nichthandelnden.
Denn mich beflecket Handlung nicht, nicht ist nach Handelns Frucht mir Lust.
Wer also mich im Geist kennet, der, handelnd, wird gefesselt nicht.

(IV. 13. 14.)

Unter mir die Natur zeuget, was sich bewegt, und nicht bewegt.
Aus diesem Grunde, Kâuntêyas, die Welt herum sich, rollend, dreht.

(IX. 10.)

Denn anfangslos, naturstofffrei, der höchste Geist, der ewige,
in Leibern weilend, Kâuntêyas, nicht handelt, nicht beflecket wird.
So wie des Aethers Feinheit wird, allhindringend, beflecket nicht,
im Körper überall wohnend der Geist so nicht beflecket wird.

(XIII. 31. 32.)

In der Endlichkeit muss nicht bloss das Vorhandne untergehen, auch das Untergegangne muss wieder geboren werden. Dies haben wir oben gesehen. Das Weltall folgt in Zwischenräumen bestimmter Jahrtausende, die Brahmâs Tag und Nacht heissen, demselben Kreislauf, und Gott ist es, der es schafft und zerstört.

Denn der, welcher Brahmâs Tag kennt, den tausend Alter fassenden,
die Nacht, die in sich fasst tausend, tag- und nachtkundig ist im Geist.
Es entspriesst dem Unsichtbaren das Sichtbare, wann kommt der Tag;
wann die Nacht kommt, es hinschwindet ins unsichtbar Genennete.
Der Geschöpfe Gesammtfügung, wenn sie gewesen, schwindet hin,
wann die Nacht kommt; von selbst, Pârthas, erstehet sie, wann kommt der Tag.

(VIII. 17—19.)

Alle Geschöpfe, Kâuntêyas, gehn in meine Natur zurück,
wann untergeht ein Weltalter, wann anhebt eins, entlass' ich sie.
Denn die eigne Natur sammelnd, entlass' ich, schaffend, für und für,
der Geschöpfe Gesammtfügung von selbst, wie die Natur es heischt.

(IX. 7. 8.)

Ich dieser ganzen Welt Ursprung bin, und Zerstörung wiederum.
Erhabner, als mich, kein zweites giebts irgend, Goldverschmäher, du.
An mich geknüpfet ist dies All, wie Perlenreih' am Faden hängt.

(VII. 6. b. 7.)

Dies letzte Gleichniss scheint die Philosophie von der Mythologie entlehnt zu haben, wenn nicht diese sich des dichterisch-philosophischen Ausdrucks zu ihrem Endzweck bemeistert hat. Denn auch in Bildwerken (Guigniaut. *Réligions de l'Antiquité.* IV. *p.* 1. *nr.* 2. *pl.* I. *fig.* 2. u. a. a. O.) ist die Reihe der geschaffnen Dinge als eine Perlenschnur dargestellt. Es ist interessant, auf diese Weise eine Hieroglyphe in Dichtung entziffert, oder eine Dichtung in Hieroglyphe übergetragen zu sehen. Hiermit muss man auch die sich wiederholenden irdischen Erscheinungen des göttlichen Wesens in Zusammenhang bringen, das sich gleichfalls immer selbst wieder erzeugt. In der That kann der Gedanke und überhaupt alles Geistige nicht durch Ruhe, sondern nur durch Selbstthätigkeit, also durch ewig sich erneuernde Zeugung fortbestehen.

Von mir Geburten viel schon sind, von dir vorüber, Ardschunas,
und alle sie im Geist kenn' ich; du, Feindverderber, kennst sie nicht.
Bin unvergänglich, anfangslos und der Geschöpfe Herr ich gleich,
doch die eigne Natur sammelnd werd' ich durch meines Zaubers Schein.
Wie Ermatten des Rechts anhebt jedesmal hier, o Bhâratas,
und Erstehen des Unrechtes, so mich erschaff' ich wiederum.
Zu der Schutzwehr der Frommsinngen, zu der Gottlosen Untergang,
zu des ewigen Rechts Festgung ersteh' ich neu von Zeit zu Zeit.
Mein göttlich Thun und mein Werden wer so in reiner Wahrheit kennt,
der in Geburt im Tod nicht geht, zu mir der gehet, Ardschunas.

(IV. 5—9.)

Das Entstehen der Wesen wird auch auf folgende Weise geschildert. Der Dichter braucht statt des gewöhnlichen Ausdrucks für den Körper einen andren (*kshêtra*), den man das Irdische übersetzen kann, den wir aber noch allgemeiner Stoff, Materie benennen wollen. Als Bestandtheile desselben zählt er die fünf Elemente, die fünf Sinnengegenstände, die eilf Körperwerkzeuge, Selbstgefühl, Vernunft, Lust und Schmerz, Begier und Abscheu, Mannigfaltigkeit, Denkkraft, Festigkeit und was sehr auffallend ist, das Unsichtbare auf. (XIII. 1—7.) Diesem veränderlichen Stoff stellt er den Stoffkundigen entgegen. Diesen nennt Krischnas Eins mit sich. In seiner Verbindung mit dem Stoff besteht alle Zeugung.

Was überall entsteht wahrhaft, ob Festes, ob Bewegliches,
durch des Stoffes und Stoffkundgen Eingung das wisse, Bhâratas.

(XIII. 26.)

Wie diese ganze Welt Eine Sonne, Glanz sendend, strahlend macht,
den ganzen Stoff der Stoffkundge so strahlen machet, Bhâratas.

(XIII. 33.)

Es bringt keine wesentliche Lücke in dem System unsres Gedichts hervor, wenn man diese nur im 13. Gesange vorgetragne Vorstellungsart ganz übergeht, und ich gestehe, dass sie mir auf keine Weise ganz klar ist. Am meisten machen mich die aufgezählten Bestandtheile irre, unter denen sich zwar die 25 den Indischen philosophischen Systemen (Colebrooke. *l. c. p.* 30. 31.) gewöhnlichen Grundstoffe grösstentheils wiederfinden, aber auch andre, die theils, wie Begier und Abscheu im Gemüth, schon in andren enthalten sind, theils dem irdischen Stoff fremd scheinen. So hätte ich das Unsichtbare mit dem Stoffkundigen für dasselbe gehalten. In Manus Gesetzbuch (XII. 12—15.) in einer gleichfalls

sehr dunkeln Stelle kommt dieser Ausdruck in einem andren, mehr untergeordneten Sinne vor.

Gott sieht nur auf die Gesinnung. Er nimmt alles ihm mit Verehrung Gebotne an, Wasser, eine Blume, ein Blatt. Er ist gleichgesinnt gegen alle. Wer sich zu ihm wendet, der Brahman oder ein Knecht, alle können den höchsten Weg einschlagen. Aber die wohlwollend gegen alle Geschöpfe Gesinnten, die Tugendhaften, Gleichmüthigen, Frommen sind ihm theuer. (IX. 26. 32. 33. XII. 13—20.)

Gott ist der eigentliche Gegenstand aller wahren Erkenntniss, das zu Erkennende im absoluten Verstande. Indem der Dichter dies ausführt, und die Eigenschaften Gottes noch einmal kurz zusammenfasst, kommt sein wahres Wesen immer darauf hinaus, dass er, in nur durch seine Natur zu lösendem Widerspruch, alles Endliche in sich schliesst, und, als unendlich, doch von allem Endlichen frei ist. (XIII. 12—17.)

Bei der Darstellung eines Systems, das nicht dogmatisch vorgetragen, sondern in ein Gespräch verwebt ist, das sich, ausser seiner Bestimmung, eine sittlich religiöse Unterweisung über die Erreichung der höchsten Vollendung zu enthalten, an einen bestimmten Moment in einer Dichtung anschliesst, hat es mir doppelt nothwendig geschienen, einen so einfachen Weg, als möglich, einzuschlagen. Ich habe daher im Vorigen mit Sorgfalt nur diejenigen Stellen zusammengetragen, in welchen entschieden von der höchsten Gottheit, oder vielmehr von dem absoluten Begriffe der Gottheit die Rede ist. Ich habe mich dabei um so mehr des einfachen Ausdrucks Gott bedient, als in den meisten derselben Krischnas von sich, also von einem persönlichen Wesen spricht. Was diese Vorstellung augenblicklich verdunkeln, oder scheinbar verwirren konnte, habe ich entfernt, um jetzt darauf zurückzukommen.

Der wichtigste hier zu erläuternde Begriff ist der des *Brahma*, oder der göttlichen Substanz. Um Misverständnissen vorzubeugen, muss ich zuerst bemerken, dass dies mit einem kurzen *a* endende Wort das Neutrum der Grundform *Brahman*, und durch Endung und Geschlecht von dem mit einem langen *a* endenden Masculinum, dem Gott *Brahmâ*, verschieden ist.

Das Neutrum ist hier auch wohl nicht bedeutungslos gewählt. Denn auch in unsrem Gedicht scheint zwischen Krischnas, Gott, und dem Brahma, der Gottheit, da wo beide Begriffe nicht zu-

sammenfallen, der Unterschied der zwischen einer gleichsam allgemeinen göttlichen Substanz und einem persönlichen göttlichen Wesen zu seyn. Es wird auch von dem ganzen Brahma (VII. 29.) geredet, und der Ausdruck meistentheils noch von dem Beiwort des höchsten (VIII. 3. XIII. 12.) begleitet, als liesse der Begriff einen Umfang und Grade zu.

Aus vielen Stellen geht deutlich hervor, dass das Brahma und Gott dieselben Begriffe sind. Es durchdringt Alles (III. 15.); in der oben erwähnten Beschreibung der Gottheit, als des zu Erkennenden, ist gerade der Ausdruck das höchste Brahma, und kein andrer neben ihm gebraucht (XIII. 11—17.); die letzte Vollendung ist das Uebergehen in das Brahma, das heisst in die Gottheit. (II. 72.)

Krischnas ist dasselbe mit ihm (X. 12.), ist das höchste Brahma selbst.

Aber umkehren dürfte man, und hierin liegt der Unterschied, den Satz wohl nicht. Brahma ist die göttliche Urkraft überhaupt, gleichsam ruhend in ihrer Ewigkeit; in Gott, hier Krischnas, tritt die Persönlichkeit hinzu. Daher wird Krischnas neben dem Brahma genannt.

> Wer Om!*) so sagend, eintönig die Gottheit nennt, gedenkend mein,
> und dann den Körper lässt scheidend, der wandelt hin den höchsten Pfad.
>
> (VIII. 13.)

An einer andren Stelle wird sogar zwischen dem Brahma und Krischnas auf dem Wege zur Vollendung nicht undeutlich eine Stufenfolge angegeben. Nach einer ausführlichen Schilderung des frommen Weisen heisst es: derjenige, der so gesinnt ist,

> zum Gottheit werden Kraft gewinnt,
> geworden Gottheit, ruhathmend, begehrt er nicht und trauert nicht,
> für alle Wesen gleichfühlend, erreicht er meinen höchsten Dienst,
> durch meinen Dienst erkennt wahrhaft er mich, wie gross und wer ich bin,
> dann mich erkennend wahrhaft geht in mich er ohne Zögern ein.
>
> (XVIII. 53. b.—55.)

Der Uebergang in Krischnas ist also hier als das Letzte und Höchste dargestellt, nachdem der Mensch sich schon vorher dem göttlichen Wesen angebildet hat.

Noch bestimmter, als zeugende und empfangende Gottheit, werden beide Wesen in folgender Stelle unterschieden:

---

*) Von diesem Wort werde ich gleich in der Folge reden.

Mein Schooss die grosse Gottheit ist, in die ich lege meine Frucht,
und aller Wesen Ursprung fliesst allein daraus, o Bhâratas.
Denn wo aus einem Schooss Körper entspringen irgend, Kuntis Sohn,
der grosse Schooss die Gottheit ist, der Vater, samengebend, ich.

(XIV. 3. 4.)

Dies entspricht ganz den morgenländischen Begriffen von Spaltung der göttlichen Kraft, Ausgehen aus ihr und Zurückgehen in sie. Fremder dagegen scheint diese, nur in dieser einzigen Stelle desselben sich findende Vorstellungsart dem Systeme des übrigen Gedichts.

Wie in den obigen Versen über den einzelnen empfangenden Kräften eine allgemeine empfangende Urkraft angenommen wird, so geschieht dasselbe auch in andren ähnlichen Fällen. Es wird nemlich auch von einem absoluten Handeln (*karma*), einem einfachen (*akshara*), und von Wesen, die über den Geist, über die Geschöpfe, über die Götter, über die Opfer sind (*adhyâtman, adhibhûta, adhidêva, adhiyajna*), gesprochen. Es scheint hiernach, dass die Indische Philosophie, wo sie einzeln vertheilte Kräfte oder Eigenschaften an Wesen wahrnimmt, den Begriff derselben in seiner Reinheit auffasst, bis zu schrankenloser Allgemeinheit erweitert, und nicht bei der Bildung des Begriffs vor dem Geiste stehen bleibt, sondern sie als reale Urstoffe wirklich setzt. Es entsteht alsdann hieraus zweierlei, einerseits dass diese Grund- oder Urstoffe der Ursprung der einzeln vertheilten Kräfte sind, andrerseits dass sie in ihrer Reinheit und Unendlichkeit ganz oder theilweise zu der Natur der Gottheit gehören.

Das absolute Handeln wird (VIII. 3.) in einer eignen Definition das die Erzeugung des Daseyns der Geschöpfe bewirkende Entlassen oder Schaffen genannt. Denn die Sprache verbindet diese beiden Begriffe in demselben Verbum (*srij*) und bleibt darin dem philosophischen Dogma getreu, dass jede Wirkung, schon in ihrer Ursach enthalten, dieselbe nur zu verlassen braucht, um zu entstehen. Der Begriff des Handelns wird daher bei dem ursprünglichsten Handeln, der Schöpfung, aufgenommen. Es fasst unter sich die einzelnen Handlungen, und mit doppeltem Rechte das Opfer (III. 14.), es entspringt aber selbst aus dem göttlichen Wesen (III. 15.) als dem ursprünglichen Urheber aller Dinge. Nach diesem Zusammenhange erscheint es nicht mehr befremdend, wenn es in unmittelbare Verbindung mit der Gottheit und dem Uebergeistigen gesetzt und gesagt wird, dass man

diese beiden und das ganze Handeln kennt, wenn man sich zu Krischnas wendet, um sich von Alter und Tod zu befreien. (VII. 29.)

Das Uebergeistige (*adhyâtman*) erklärt Krischnas (VIII. 3.) durch einen Ausdruck, der buchstäblich das eigne Seyn bedeutet, und gewöhnlich die einem Wesen unzertrennlich anhängende Natur, seinen Charakter, seine Persönlichkeit bezeichnet. (So V. 14. XVIII. 60.) Dieser Begriff ist also hier zu der absoluten Allgemeinheit gesteigert, in welcher er zu dem göttlichen Wesen passt, das alle Gründe seines Seyns in sich selbst enthält und die Urpersönlichkeit ist. Nicht aber darf man diesen Begriff mit dem des höchsten Geistes verwechseln, für den es einen andren (*paramâtman*), auch in unsrem Gedicht (XIII. 31.) vorkommenden Ausdruck giebt.

Was über die Geschöpfe ist, nennt Krischnas (VIII. 4.) das getheilte Seyn. Die Eigenthümlichkeit endlicher Wesen beruht auf ihrer geschiednen Persönlichkeit, also auf Selbständigkeit und Vereinzelung. Für die erstere galt der so eben erwähnte Begriff. Die letztere liegt in dem gegenwärtigen. Es muss aber ein solcher allgemeiner Grundstoff, dem die Möglichkeit beiwohnt, sich einzeln zu vertheilen, vorhanden seyn, da in einem Systeme, wie dieses ist, alle Wesen, ihrer Geschiedenheit unbeschadet, Eins sind.

Das Einfache, Unsichtbare bildet den Gegensatz des getheilten Seyns. Es ist eins und dasselbe mit der Gottheit und Krischnas, denn beide sind selbst das Einfache. (VIII. 3. XI. 37.) Aber das Einfache ist gleichsam der höchste und allgemeinste göttliche Urstoff. Denn es ist der Ursprung der Gottheit selbst; sie ist, nach der öfter berührten Vorstellung vom Verhältniss der Wirkung zur Ursach, mit und aus demselben, was die Sprache vollständig und genau in Einem Worte (*samudbhawan*) ausdrückt. (III. 15.)

Es wird auch die Frage aufgeworfen, wer die am frommsten Vertieften sind, die Krischnas überhaupt, oder die ihn als das Einfache anbeten? worauf die Antwort lautet, dass beide zur Vollendung gelangen, aber die Arbeit der zuletzt genannten schwieriger ist, weil der körperbegabte Mensch sich schwer zu einer Vorstellung des Unsichtbaren erhebt. (XII. 1—6.) Vermuthlich ist aus der Absicht, die Einfachheit der Gottheit noch bezeichnender auszudrücken, der heilige mystische Name der Gottheit Om! entstanden, indem drei Töne, *a*, *u* und ein Nasenlaut

in Einen Buchstaben verschlungen sind, da *a* und *u* in ein hier nasales *o* zusammenfliessen.

Ueber das Opfer nennt Krischnas auf eine dunkle und mystische Weise (VIII. 2. 4.) sich selbst in diesem seinem, also menschlichen Leibe, und der Ausdruck kommt sonst nicht an Stellen vor, die über diese mehr Licht verbreiteten. (Vgl. VII. 30.) Vielleicht aber soll diese Irdischwerdung selbst als ein Opfer, und folglich er als das höchste, alle andren in sich fassende angesehen werden.

Die Götter (*dêwa*) sind nach den philosophischen Systemen der Indier nur Wesen höherer Art, die ersten und höchsten (XVII. 4.), aber selbst geschaffen, und nicht vergleichbar mit dem wahren göttlichen Wesen, dem Urquell aller Dinge. (Colebrooke. *l. c. p.* 33.) Sie sind ebenso, als die Menschen, den einschränkenden Eigenschaften der Natur unterworfen (XVIII. 40.), und wohnen mit allen übrigen Geschöpfen in Krischnas. (X. 14. 15.) Es opfern ihnen die, welche, nicht gleich lauter in ihrem Seyn, wie die Verehrer des höchsten Gotts, an den Erfolgen der Handlungen hangen (IV. 12.), diese aber kommen alsdann nach dem Tode nicht zur höchsten Gottheit, sondern nur zu ihnen. (VII. 23.)

Brahmâ befindet sich auch in Krischnas. Dieser sagt von sich:

> Denn der Wohnsitz Brahmâs bin ich und des ewigen Göttertranks,
> der nie alternden Rechtssatzung und ungemessner Seeligkeit.
>
> (XIV. 27.)

und Ardschunas von ihm:

> In deinem Leib schau' ich die Götter, Gott du, und alle Thiergattungen dicht geschaaret,
> im Lotuskelchsitze Brahmâ, den Herrscher, und alle Frommweisen und Götterschlangen.
>
> (XI. 15.)

Krischnas ist grösser, als er. (XI. 37.) Die erste und die letzte der hier angeführten Stellen gehört aber zu denen, bei welchen es, wie ich weiter unten zeigen werde, grammatisch zweifelhaft bleibt, und wo nur der Zusammenhang entscheiden kann, ob der Gott Brahmâ oder die göttliche Substanz gemeint sey.

Was über die Götter ist, wird vorzugsweise der Geist (*purusha*) genannt, und da der mit diesem Ausdruck verbundne Begriff in einem Theile des Gedichts eine wichtige Rolle spielt, so müssen wir ihn mit wenigen Worten zu erläutern versuchen.

Die genaue und eigentliche Bedeutung des Worts ist die,

dass es das Männliche bezeichnet. Es heisst also Mann und Mensch. Sein übriger Gebrauch aber zeigt, dass es den Menschen ursprünglich nur von der Seite bezeichnete, von der er mit höheren Wesen und allem Geistigen verwandt ist.*) Denn man bedient sich desselben auch geradezu von dem Schöpfer. In zwei oben übersetzten Stellen (VIII. 22. XV. 4.), wo der Geist das Weltall geschaffen hat, und alle Geschöpfe in sich enthält, und wo Krischnas sich an ihn richtet, steht im Text dieses Wort. Krischnas wird so von Ardschunas genannt. (X. 12. XI. 18. 38.) In dieser Bedeutung kommt *purusha* gewöhnlich mit Beiwörtern vor, der höchste (VIII. 22.), der ewige, göttliche (X. 12.), der uralte (XI. 38.), der ursprüngliche (XV. 4.), allein auch absolut, als der Geist. (XI. 18.) Schon hieraus sieht man, dass es nicht bloss ein verschiedner Name für die Gottheit ist, und untersucht man seinen Gebrauch genauer, so findet man, dass es einen grösseren Umfang hat, und auch in der Gottheit eine bestimmte Eigenschaft, oder vielmehr Wirksamkeit anzeigt. Es ist nemlich das wirkende Princip, welches, aber immer geistig, herrschend, und sich Alles unterordnend, in der Natur ruht, Verbindungen auch mit ihrem endlichen Wesen eingeht, und dadurch irdisch zeugt und schafft. In der Indischen Philosophie kann auch die Gottheit nicht unterlassen, dies zu thun, es entsteht eben daraus, dass Gott und die Geschöpfe in dieser Beziehung Eins werden, und der Mensch ihn und alle in sich schauen kann, und von dieser Idee, von der göttlichen Durchdringung der Natur zum Behuf der Schöpfung geht, soviel ich aus dem Gebrauche des Worts wahrnehmen kann, seine Anwendung auf die Gottheit aus. Allgemein ist es daher das in der Natur hervorbringende Geistige, und wenn Krischnas sich (VII. 8.) das Edelste und Feinste in jeder Gattung der Dinge nennt, nennt er sich unter den Männern ihre *Purusha*-Kraft, was die Indische Sprache bloss in der Endung des Neutrum und durch die Umbeugung des Stammvocals durch *pâurushan* andeutet. In Manus Gesetzbuch wird in einer sehr merkwürdigen Stelle (XII. 118—125.) gesagt, dass der Brahmane das ganze All in sich selbst sehen könne. Nach einer spielenden

---

*) Herr Guigniaut (*Religions de l'Antiquite*. I. 618.) sucht diese Verbindung der Menschheit mit der Gottheit in dem Begriff *purusha* auf eine andre Weise, indem er das Indische Wort durch *l'homme-dieu* erklärt. Ich kann aber dieser Meinung nicht beitreten.

Vorstellungsweise (von welcher, um dies im Vorbeigehen zu bemerken, unser Gedicht durchaus frei ist) werden Götter und Naturwesen in einzelne Theile des menschlichen Körpers vertheilt. Dann heisst es: aber sie alle beherrscht der höchste Geist, er der feiner als ein Atom ist, eine auch in einer gleich folgenden Stelle unsres Gedichts mit denselben Worten vorkommende Bezeichnung, und den einige die ewige Gottheit nennen (Brahma). Wie nun aber sein Schaffen beschrieben wird, kommt es ganz mit der eben geschilderten Art überein.

Er alle Wesen, durchdringend sie mit fünffach vertheiltem Stoff,
Flammenrad*) gleich, stets dreht wälzend in Geburt, Wachsthum, Untergang.

(Manus Gesetzbuch. XII. 124.)

Aus unsrem Gedicht will ich zwei vorzüglich beweisende Stellen hersetzen, obgleich in denselben Begriffe vorkommen, die erst weiter unten ihre volle Erläuterung finden. In der einen wird die Gottheit mit dem Namen des Dichters belegt. In der jugendlichen Frische eines zur Wissenschaft aufblühenden Volkes erscheint das Dichten nicht wie eine menschliche Kunst, sondern wie ein wirkliches Schaffen, und auch die mannigfaltige, gestaltenreiche, bunte, durch die Zauberkraft der Gottheit hervorgerufene, wie ein Wunder vor dem jungen Gemüth da stehende Schöpfung kann wohl mit einem vor der Phantasie vorüberrauschenden Gedichte verglichen werden.

Unaufhörlich den Sinn richtend, unabirrend vertiefend sich,
zum Geist, dem höchsten, gottgleichen, Pârthas, gelangt zu ihm der Mensch.
Des alten, hochwaltenden, weisen Dichters, der feiner ist als Atom, wer gedenket,
des Weltalls Nährers, undenkbar gestaltgen, des sonnengleich leuchtenden, fern vom Dunkel,
wer Dienst ihm festsinnig zur Todesstunde in Kraft standhaft starrer Vertiefung weihet,
zur Augenbrau'n-Mitte den Odem sammelnd, der geht zum gottgleichen, zum höchsten Geist ein.

(VIII. 8—10.)

---

*) Wörtlich wie im *chakra*. So wird nemlich die Scheibe, oder das Rad genannt, aus welchem oben und zu jeder der beiden Seiten Flammen ausgehen, und das ein häufiges Attribut Vischnus und Krischnas in Gemälden und auf Bildwerken ist. Ausserdem bedeutet *chakra* auch überhaupt ein Rad, und auch ein solches, und ohne Flammen trägt Vischnus bisweilen. Man sehe über dies Attribut Guigniaut, *Réligions de l'Antiquité*. IV. *p.* 4. *nr.* 18. *pl.* III. *fig.* 18. *p.* 11. *nr.* 48. *pl.* IX. *fig.* 48. *p.* 13. *nr.* 66. *pl.* XII. *fig.* 66. Das eigentliche, mit Flammen versehene *chakra* scheint immer als eine Scheibe, ohne Speichen, abgebildet zu werden.

Den Geist und die Natur, beide, wiss' anfangslos und ewig auch.
Eigenschaften und Umwandlung sind, wisse, der Natur gesellt.
Des Wirkens des, geschehn was soll, Ursach wird die Natur genannt;
der Geist genannt die Ursach wird in Lustgenuss und Schmerzgefühl.
Der Geist, in der Natur stehend, sich ihrer Eigenschaften freut.
Sein Hang nach ihnen macht Zeugung in gutem und in schlechtem Schooss.
Der Lenker er, der Zuschauer, Geniesser, Nährer, hohe Herr,
der Urgeist auch genannt wird er in diesem Leib, der höchste Geist.
Wer die Natur, den Geist kennet, zugleich die Eigenschaften auch,
der, wo er immer mag weilen, doch fürder wird geboren nicht.

(XIII. 19—23.)

Der durch das All verbreitete Geist lässt, wie wir oben gesehen, nach Massgabe seiner verschiednen Beschränkung, Grade zu. Krischnas unterscheidet einen dreifachen, den theilbaren, mit allen Geschöpfen identischen, den untheilbaren, auf dem Gipfel stehenden, und einen dritten, der höchste oder Urgeist genannten, der, die drei Welten durchdringend, sie ernährt und beherrscht. Weil er, setzt er hinzu, sich über den theilbaren erhebt und trefflicher ist als der untheilbare, so wird er in der Welt und der Schrift der höchste genannt. (XV. 16—18.) Man erkennt hier wiederum die Methode, allgemeine Begriffe real zu setzen. Dem in die Geschöpfe vertheilten geistigen, als Vermögen sich so zu vertheilen zusammengefassten Wesen wird ein zweites von entgegengesetzter und höherer Natur gegenübergestellt: zur Vollendung des Begriffs müssen aber auch beide wieder in einem noch höheren, der ihre entgegenstehenden Eigenschaften in sich vereinigt, zusammengefasst werden. Manus lässt (I. 19.) das Weltall aus den feinen Körperelementen sieben unermesslich starker Geister, *Purushâs* (nach dem Scholiasten, der fünf Elemente, des Selbstgefühls und der grossen Seele) bestehen, und setzt hinzu: das Vergängliche aus dem Unvergänglichen. Hier wird also das Wort allgemein von Urkräften gebraucht, aber immer liegen die oben als seine Kriterien angegebnen Begriffe des Schaffens, und des über endliche Natur Hinausgehenden darin.

Die Natur ist, wie wir eben gesehen, nach Krischnas Lehre, gleich ewig mit der Gottheit. (XIII. 19.) Sie besitzt drei Eigenschaften, *guṇa,* welche den Geist, so wie er sich ihr gesellt, binden. Unter diesem Binden wird alles Verwickeln in irdische und weltliche Dinge verstanden, die den Menschen von allein auf die Gottheit gerichteten Gedanken abziehen, und ihn dadurch an der Erreichung des letzten Zieles, der höchsten Ruhe, verhindern. In

diesem Sinne kann auch das Edelste, z. B. die Erkenntniss, binden. Die Natureigenschaften, auch absolut die Eigenschaftsdreiheit genannt, sind sogar dem Grade nach insofern verschieden, als das in jeder Bindende mehr oder weniger edel ist.

Die erste und edelste ist *Sattwa*, wörtlich die Eigenschaft des Seyns, aber in dem Sinne, in welchem das Seyn, frei von allem Mangel oder Nichtseyn, durchaus real ist, also in der Erkenntniss zur Wahrheit, im Handeln zur Tugend wird. Denn das Wort, das ursprünglich bloss ein von dem Participium des Verbum seyn gebildetes Abstractum ist, wird für diese beiden Begriffe gebraucht. Ich übersetze diese Natureigenschaft, um, so gut es gehen will, den Zusammenhang dieser Bedeutungen beizubehalten, durch Wesenheit.

Die zweite Eigenschaft ist *Rajas*. Dies Wort bedeutet eigentlich Staub, es kommt aber von einer Wurzel (*ranj*), die ankleben, sich anhängen, und, durch eine nahe liegende Metapher, färben heisst. Ein davon abgeleitetes Nomen ist *râga*, zugleich Farbe und Begier. Alle diese Ausdrücke haben in ihrer bildlichen und Begriffsgeltung einen nahen Zusammenhang unter einander.

Die zweite der Natureigenschaften mit diesem Namen zu bezeichnen, mögen mehrere Beziehungen dieser Begriffe zusammengekommen seyn, die leicht aufregbare Heftigkeit des zerbröckelt wirbelnden, staubartigen Stoffes, das Schimmernde, Feurige des Farbenspiels, die zu dem Boden gehörende, sich leicht anheftende und verunreinigende Natur des Staubes. Je nachdem diese Begriffe anders und anders aufgefasst werden, giebt es mehr oder minder edle Abarten dieser Eigenschaft. Thatkraft, Feuer der Leidenschaft, Raschheit des Entschlusses gehören ihr an, Könige und Helden sind mit ihr ausgestattet, aber immer ist ihr etwas zur Wirklichkeit und zur Erde Herabziehendes beigemischt, das sie von der stillen und reinen Grösse der Wesenheit unterscheidet. Die von ihr Hingerissnen lieben alles Grosse, Gewaltige, Glänzende, aber sie verfolgen auch den Schein, sind befangen in der bunten Mannigfaltigkeit der Welt und werden sogar unrein genannt (XVIII. 27.), um dadurch zugleich auf die Befleckung hinzudeuten, der das weltlich gesinnte Gemüth nicht zu entgehen vermag. Obgleich aber stürmende Heftigkeit das Hauptmerkmal dieser Eigenschaft ist, so muss doch damit die Vorstellung eines niedrigeren, nicht die Grösse und Reinheit der Wesenheit er-

reichenden Standpunktes, der bis zur Befleckung führen kann, verbunden werden. Ich habe versucht, in dem Wort Irdischheit die verschiednen Verzweigungen dieses Begriffs in der Wurzel zusammenzufassen. Es liegt in diesem Ausdruck zugleich das Streben nach Mannigfaltigkeit und das Hangen am Einzelnen. Indess fühle ich wohl, dass er, gegen den Indischen, zu abstract, auch sogar zu weit, und von der concreten Anwendung der Begriffe zu entfernt ist.

Die dritte und unterste Natureigenschaft ist *Tamas* (verwandt mit Dämmerung), Dunkel, Finsterniss, die keiner Erklärung bedarf.

Am philosophischsten wird der Unterschied zwischen diesen drei Graden der endlichen Befangenheit in der Natur an den schon oben (S. 202.) erwähnten Stufen der Erkenntniss gezeigt. (XVIII. 20—22.) Der Wesenhafte sieht in allen Geschöpfen nur das Eine, in den getheilten ungetheilte Seyn. Dem Irdischen erscheint in ihnen nur ihre mannigfach individuelle Geschiedenheit. Die von Dunkel Umnebelten hängen sich, ohne in Gründe einzugehen, auf beschränkte, das Wesen der Dinge verkennende Weise, an das Einzelne, und halten dies für das Ganze. Das nur den Ersten erkennbare reale und ungetheilte Seyn wird also von den Zweiten übersehen, von den Dritten miskannt.

Krischnas giebt dem Ardschunas folgende allgemeine Erklärung der drei Eigenschaften:

> Wesenheit, Irdischheit, Dunkel der Natur Eigenschaften sind;
> sie in dem Körper, Grossarmger, binden den Geist, den ewigen.
> Hier nun die Wesenheit strahlet rüstig in Fleckenlosigkeit,
> bindet durch süsser Lust Streben, Erkenntnissstreben, Reiner, du.
> Die Irdischheit, begierathmend, erkenn' am Durst der Leidenschaft,
> durch Thatenstreben, Kâuntêyas, den Geist im Körper bindet sie.
> Erkenntnissmangel zeugt Dunkel, betäubend dumpf die Sterblichen,
> mit vorsichtsloser Trägheit dies einschläfernd bindet, Bhâratas.
>
> (XIV. 5—8.)

Krischnas bestimmt hernach im 17. und 18. Gesange eine Menge von Gegenständen: Handlungen, Opfer, Gaben, Glauben, Vernunft u. s. f. nach der Verschiedenheit, welche die mit jenen Eigenschaften Begabten in dieselben bringen, und man kann sich diese Anwendung leicht denken. Ueberall gehört das, was aus reiner Absicht, mit Selbstbeherrschung und Gleichmuth, in Richtung auf das Höchste gethan wird, den Wesenhaften, was aus

falschen Beweggründen, für vorübergehenden Genuss, zur Stillung augenblicklicher Begier, auf ungezügelte Weise, in Richtung auf einzelne, beschränkte Gegenstände geschieht, den Irdischen, das in Irrthum, Verkehrtheit und trägem Starrsinn Befangene den Finsteren an.

Es liegt in dieser Eintheilung unläugbar eine richtige und philosophische Ansicht der Natur, die in derselben zuerst das Gediegene, Reale, vom Mangelhaften, bloss Scheinbaren, unterscheidet, die Quellen des Mangelhaften in den beiden Gränzen aller Endlichkeit, dem Mangel an Kraft und dem Mangel an Gleichgewicht aufsucht, und das Gediegene selbst, als doch nur endlich real, auch wieder als eine Naturbeschränkung auffasst.

Nach einer von Colebrooke (*l. c. p.* 40.) aus einem Commentator eines philosophischen Werks angeführten Stelle sollte man glauben, dass die drei Natureigenschaften, nach ihren Graden, unter Göttern, Menschen und Thieren vertheilt wären, und mithin allen Menschen, ohne Unterschied, die Irdischheit zukäme.*) Auf keinen Fall aber ist dies die Meinung unsres Gedichts. Es geht deutlich aus den beiden letzten Gesängen hervor, dass die Eigenschaften unter den Menschen verschieden vertheilt sind. Ob sie die Gränzen des Kastenunterschiedes bestimmen? ist zweifelhafter. Es heisst zwar allerdings, dass dieselben nach ihren, aus ihrem eigenthümlichen Seyn entspringenden Eigenschaften, *guṇa*, vertheilt sind (XVIII. 41. IV. 13.), und die Wesenheit könnte auf die Brahmanen, die Irdischheit auf die Krieger fallen, allein es müssten, da es vier Kasten giebt, zwei zusammengenommen seyn, und der Ausdruck Eigenschaft kann hier leicht eine allgemeinere Bedeutung haben.

Die Handlungen entspringen aus den drei Eigenschaften, und wenn der Mensch sich selbst für ihren Urheber hält, sind es eigentlich die Eigenschaften, die in Wirksamkeit treten. (III. 27—29.)

Auf ähnliche Weise ist es in Gott. Alles Seyn der drei Eigenschaften stammt von ihm, seine obenerwähnte Zauberkraft

*) Nach der Lehre der Vêdâs soll Vischnus in der Eigenschaft der Wesenheit, Brahmâ in der der Irdischheit, Rudras in der der Finsterniss wohnen. Guigniaut. *Rélígions de Antiquité.* I. 239. Anm. 270. Eine ähnliche Stelle kommt bei Colebrooke (*l. c. p.* 30. *nr.* 2.) vor, wo aber die Eigenschaften anders vertheilt scheinen.

ist aus ihnen zusammengesetzt, und täuscht eben die Menschen dadurch, dass sie nicht einsehen, dass Gott höher, als sie, und unvergänglich ist. (VII. 12—14.) Sie sind aber nur in ihm, weil die Natur in ihm ist, denn unmittelbar gehören sie dieser an (XIII. 21.), sie binden auch eben so wenig seine Freiheit, als die Natur und sein Handeln es thut. Daher heisst er zugleich eigenschaftslos und die Eigenschaften geniessend. (XIII. 14.)

Die Besiegung dieser Eigenschaften führt zur Unsterblichkeit (XIV. 20.), und obgleich es kein Wesen, weder auf Erden, noch im Himmel, weder unter den Göttern, noch unter den Menschen giebt, in dem sie nicht vorhanden wären, so muss man doch streben, sich von ihnen zu befreien. (II. 45.) Man kann aber als von ihnen befreit angesehen werden, wenn man, in vollkommnem Gleichmuth über alle irdischen Erfolge, dem Walten der Eigenschaften in sich, ohne alle Theilnahme, nur als ein Fremder zusehend. sich allein dem Nachdenken über die Gottheit, und ihrem Dienste widmet. (XIV. 22—26.)

Das System der Indischen Philosophie, zu dem die in Krischnas Gespräch entwickelte Lehre, deren theoretische Dogmen ich hier vorzutragen versucht habe, gehört, ist im Ganzen das Sânkhya-System, d. h. dasjenige, welches in die Erforschung der Natur der Dinge durch Aufzählung ihrer Principien arithmetische Vollständigkeit und Genauigkeit zu bringen strebt. Es theilt sich in verschiedne Zweige, aber alle haben zum gemeinschaftlichen Grundsatz, dass zukünftigem Uebel entgegengearbeitet werden muss, und dass klare Erkenntniss rein geschiedner Wahrheit der Weg dazu ist. Die eine Lehre dieses Systems bleibt bei der Anwendung des raisonnirenden Verstandes stehen, und läugnet, dass es Beweise des Daseyns Gottes, als eines unendlichen Wesens, gebe. Ihr Schöpfer ist endlich und aus der Natur entstanden. Eine zweite Lehre dieses Systems, die Yôga-Lehre, stellt nicht nur Gott in selbständiger Unendlichkeit an die Spitze der Dinge, sondern setzt in die tiefste und abgezogenste Betrachtung seines Wesens das wahre Mittel der Erreichung ewiger Seligkeit. (Colebrooke. *l. c. p.* 20. 24—26. 37. 38.)

Krischnas unterscheidet sehr bestimmt beide, indem er gleich im zweiten Gesange dem Ardschunas sagt: was er ihm bis dahin durch Vernunftgründe (*Sânkhya*) bewiesen, solle er nun hören, indem er seinen Sinn zum *Yôga* stimme. (II. 39.) In seinem ganzen übrigen Vortrag bleibt er sichtlich bei dem Letzteren

stehen. Seine Lehre ist also Yôga-Lehre.*) Er hatte sie schon einmal offenbart, und sie hatte sich unter den Weisen der Vorzeit durch Ueberlieferung fortgepflanzt, aber im Verlauf der Zeiten war sie untergegangen, darum erklärt er sie dem Ardschunas aufs Neue. (IV. 1—3.) Sie ist aber eine Geheimlehre, die nur dem Würdigen mitgetheilt werden darf. (XVIII. 67—69.) Ob und in wiefern unser Gedicht hierin mit dem obenerwähnten Werke Patandschalis übereinstimmt, lässt sich bei Colebrooke's kurzen Andeutungen nicht entscheiden. Höchst merkwürdig wäre die genaue Vergleichung beider, und ich würde die gegenwärtige Arbeit noch verschoben haben, wenn man nicht fürchten müsste, dass es nicht die Absicht des Englischen Gelehrten sey, noch einmal auf diesen Gegenstand zurückzukommen. Der Begriff des Yôga ist eines der unterscheidenden Merkmale dieser Philosophie, und gehört, nach unsren Begriffen, zu ihrem praktischen Theile. Ich werde daher nun zur Entwickelung desselben übergehen, an diese die Lehre vom höchsten Gut und den Mitteln der Erreichung desselben anknüpfen, und mit diesem praktischen Theile die ganze Darstellung der Krischnas-Lehre beschliessen.

Yôga ist ein von der Wurzel *yuj*, vereinigen, binden, dem lateinischen *jungere*, gebildetes Nomen, und drückt die Verknüpfung eines Gegenstandes mit dem andren aus. Darauf lassen sich alle vielfachen abgeleiteten Bedeutungen des Worts zurückführen. Im philosophischen Sinne ist *Yôga* die beharrliche Richtung des Gemüths auf die Gottheit, die sich von allen andren Gegenständen, selbst von den innren Gedanken zurückzieht, jede Bewegung und Körperverrichtung möglichst hemmt, sich allein und ausschliessend in das Wesen der Gottheit versenkt, und sich mit demselben zu verbinden strebt. Ich werde den Begriff durch Vertiefung ausdrücken, und habe es schon in einigen oben übersetzten Stellen gethan. (S. 215. VIII. 8—10.) Denn ist auch jede Uebertragung eines aus ganz eigenthümlicher Ansicht ent-

*) Ich habe mich gefreut zu sehen, dass Herr Burnouf dieselbe Ansicht über das Verhältniss der Bhagavad-Gîtâ zu der Sânkhya-Philosophie hat. Man sehe den zweiten seiner interessanten Aufsätze über den Bhâgavata Purâna im *Journ. Asiat.* VII. 199. Ich muss hierbei bemerken, dass meine Abhandlung früher ausgearbeitet und vorgetragen war, als diese Aufsätze erschienen sind. Dasselbe gilt von mehreren in diesen Anmerkungen angeführten Stellen. Die Uebereinstimmung zweier, unabhängig von einander gewonnenen Ansichten wird dadurch ein um so stärkerer Beweis der Richtigkeit der Behauptung.

springenden Ausdrucks einer Sprache durch ein einzelnes Wort einer andren mangelhaft, so bleibt doch die Insichgekehrtheit das auffallendste Merkmal, an dem man den *Yôgî*, d. h. den dem Yôga sich Widmenden und in demselben Begriffnen erkennt. Auch liegt in dem Ausdruck der Vertiefung die mystische, dem Yôgî eigne Gemüthsstimmung, die, wo das Wort absolut gebraucht ist, am natürlichsten auf die Endursach aller Dinge bezogen wird. Durch die Richtung auf die Gottheit geht der Begriff in den der Frömmigkeit (II. 61. VI. 47. IX. 14.), durch das ausschliessliche Hingeben an Einen Gegenstand in den der Weihung, Widmung über, und eignet sich von diesen beiden Seiten für den lateinischen *devotio* und die von diesem in den neueren Sprachen abgeleiteten. Der ursprüngliche Begriff der Verknüpfung verschwindet aber bei dieser Uebertragung zu sehr, und die ganze Bedeutung des Worts wird vermuthlich sogar zu enge bestimmt. Denn nach einer Stelle Colebrooke's (*p.* 36.), wo er von Patandschalis Yôga-Lehre spricht, scheint (da er ausdrücklich von *meditation on special topics* redet) das stiere Nachdenken des Yôgî auch auf andre Gegenstände, als die Gottheit gerichtet seyn zu können. Gar keinen Gebrauch verstattet *devotio* in den Stellen, in welchen Yôga, wie wir weiter unten sehen werden, als eine Thatkraft und eine Eigenschaft in der Gottheit selbst geschildert wird. Als Anstrengung, Beschäftigung kommt das Wort auf den Begriff hinaus, sich zu etwas zu bestimmen, auf etwas zu legen, etwas zu üben, und in diesen mannigfaltigen Bedeutungen geht es Zusammensetzungen mit mehreren andren Wörtern ein, indem bald der Zweck, bald die anzuwendenden Mittel näher bestimmt werden.

Das erste Erforderniss der Vertiefung ist die Unterdrückung aller Leidenschaften, die Abgezogenheit von aller Gewalt der Sinne, ja allen äussren, sie reizenden Gegenständen. Erst wenn die Geistigkeit Herrschaft gewonnen hat, kann die Vertiefung Kraft haben.

> Die Vertiefeten, anstrebend, schaun in sich selber ruhend ihn,*)
> doch nicht ihn schaun, auch anstrebend, die nicht vollendet Geistigen.
>
> (XV. 11.)

Auf diese Weise trift hiermit das oben von der Vernichtung der Handlungen durch die Gleichgültigkeit über ihre Erfolge Gesagte zusammen, und zwar so sehr, dass, wie wir oben gesehen

*) Nemlich den höchsten Regierer.

(S. 195. II. 47. 48.), Gleichmuth und Vertiefung als Synonyme gebraucht werden. Ist auf diesem Wege jedes Regen der Leidenschaft, ja der leisesten Neigung getilgt, und die Seele zu völliger Partheilosigkeit (VI. 9.) gestimmt, so werden Nachdenken und abgezogne Betrachtung herrschend. So muss der Geist sich, durch nichts Fremdartiges gestört, nur gesammelt in sich, in den Gedanken der Gottheit versenken, und mit unabirrend stätiger Beharrlichkeit an der Urwahrheit hangen. Aber nun stellt, wie wir auch bei andren Gelegenheiten gesehen haben, das System sein Dogma wieder auf die Spitze. Auch der innre Gedanke soll unterdrückt, alle innre und äussre Veränderung aufgehoben werden, welche die vollendete Ruhe, das ewig sich gleiche Daseyn des Unvergänglichen stört. Es wird dies durch ein Auslöschen, Verwehen des irdischen Geistes ausgedrückt. Man ist geneigt, das Nichtdenken nur von der Unterdrückung alles Gedankens an irdische Gegenstände zu nehmen. In Manus Gesetzbuch (XII. 122.) wird von dem höchsten Geiste gesagt, dass nur mit schlummerndem Nachdenken zu ihm zu gelangen ist. Aber der Scholiast erklärt dies bloss von der Verschliessung der äussren Sinne. Ich zweifle jedoch, dass diese Erklärungsart, durch welche auffallende, und wirklich überspannte Behauptungen zu ganz gewöhnlichen Begriffen herabgestimmt werden, dem wahren Sinne des Systems entspricht.

Eine Hauptstelle unsres Gedichts über die Vertiefung ist folgende:

Wie Lampe, frei von Windwehen, nicht sich reget, des Gleichniss ist
der Vertiefte, der, festsinnig, vertieft in Selbstvertiefung sich.
Da, wo, gehemmt, des Geists Denken durch der Vertiefung Uebung ruht,
wo allein durch sich selbst, sein Selbst schauend in sich, der Mensch sich freut,
endlose Wonne, fühlbare dem Geist nur, übersinnliche
kennet, und stätig ausdauernd, niemals von ewger Wahrheit wankt,
wo, dies erreichend, nicht Andres er achtet diesem vorzuziehn,
und wo Unglück nicht, auch schweres, erschüttert mehr den Stehenden,
diese, des Schmerzgefühls Lösung, wisse, Vertiefung wird genannt.
In Vertiefung der Mensch muss so vertiefen, sinnentfremdet, sich,
tilgend jeder Begier Streben, von Eigenwillens Sucht erzeugt,
der Sinne Inbegriff bändgend mit dem Gemüthe ganz und gar.
So strebend, nach und nach ruh' er, im Geist gewinnend Stätigkeit,
auf sich selbst das Gemüth heftend, und irgend etwas denkend nicht;
wohin, wohin herumirret das unstät leicht bewegliche,
von da, von da zurückführ' er es in des innren Selbsts Gewalt.
Den Vertiefeten, Stillsinngen der Wonnen höchste dann besucht,
dem Irdischheit die Ruh nicht stört, den reinen, gottgewordenen.

(VI. 19—27.)

An andren Stellen (V. 27. 28. VI. 10—15. VIII. 10—14.) werden zu diesen Vorschriften andre mystische, und abergläubisch spielende, aber immer auf den Grundideen dieser Lehre ruhende hinzugefügt. Der sich der Vertiefung Widmende soll in einer menschenfernen, reinen Gegend einen nicht zu hohen und nicht zu niedrigen, mit Thierfellen und Opfergras (*kuśa, poa cynosuroides* nach Wilson) bedeckten Sitz haben, Hals und Nacken unbewegt, den Körper im Gleichgewicht halten, den Odem hoch in das Haupt zurückziehen, und gleichmässig durch die Nasenlöcher aus und einhauchen, nirgends umherblickend, seine Augen gegen die Mitte der Augenbraunen und die Spitze der Nase richten, und den oben (S. 212.) erwähnten geheimnissvollen Namen der Gottheit Om! aussprechen.

Aus dieser Lehre und Schule sind unstreitig die noch heute in Indien vorhandnen Yôgis hervorgegangen. Der Gouverneur Warren Hastings giebt in einem 1784. geschriebnen, und der Wilkinsischen Uebersetzung unsres Gedichts vorgedruckten Briefe (*p.* 8. 9.) eine lesenswürdige Beschreibung davon, und der Mann, den er in dieser Seelenübung gesehen, hatte einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, dass er es nicht für unmöglich hält, dass durch diese schulenweis geübte Trennung der Seele von den Regungen der Sinne, aus einer so von jeder zufälligen Beimischung freien Quelle, ganz neue Richtungen und Verbindungen des innren Gefühls (*new tracks and combinations of sentiment*) und Lehren von gleich tiefer Wahrheit mit unsren einfachsten hervorgegangen seyen. Es ist aber schwer, in solchen Ueberspannungen, wenn sie auch wahr und ungeheuchelt seyn sollten, mehr als denselben schwärmerischen Mysticismus zu erkennen, der in verschiednen Himmelsstrichen, Systemen und Religionen nur andre Gestalten annimmt.

Was unser Gedicht betrift, so begünstigt es wenigstens diese Uebung nicht als fortdauernde und beständige eines ganz müssigen, nur beschaulichen Lebens. Wir haben oben gesehen, wie auf das Handeln, und zwar auf das bewegteste und lebendigste in Kampf und Schlachtgewühl gedrungen, wie es als Wahn geschildert wird, durch Nichtsthun das Streben der irdischen Kräfte nach Handlung und Wechsel aufhalten zu wollen, wie jeder die Aufgabe lösen soll, nach den Satzungen seines Standes zu handeln, aber, ohne Rücksicht auf den Erfolg, sich mit dem Geiste über demselben zu erhalten.

Als Nachdenken und Wahrheitsforschung geht Krischnas Lehre sichtlich von dem Grundsatz aus, dass die reine Wahrheit, diejenige, welche die Dinge an sich erkennt oder ahndet (*tattwa*), nicht auf dem Wege discursiven und raisonnirenden Verstandes gefunden werden kann, dass man dazu das Gemüth vorbereiten, von allem Unreinen und Kleinlichen läutern, die Erkenntniss in ihm herrschend machen, und dann das innre Wahrheitsgefühl beleben, den Geist auf den Punkt richten muss, in dem das Ich mit den Dingen an sich, als auch zu ihnen gehörend, zusammenhängt. Durch das Anerkennen der Einerleiheit alles Geistigen, und der Individualität (*prithaktwa*), als der eigentlichen Schranke im Menschen, macht diese Lehre eine sehr bestimmte Scheidung des Endlichen vom Unendlichen.

Es scheint sogar, als würde die Wahrheit als ursprünglich in den Menschen gelegt, und nur nach und nach in Vergessenheit eingeschläfert betrachtet. Wenigstens sagt Ardschunas, als ihn Krischnas am Ende des Gesprächs fragt, ob ihm nun die feste Erkenntniss gekommen sey?

> Verschwunden ist der Irrthum mir, Erinnerung gekehrt durch dich,
> des Zweifels ledig, fest bin ich, und will vollbringen, was du sagst.
>
> (XVIII. 73.)

Da diese Lehre auf unvermittelte Erkenntniss durch innre Anschauung ausgeht, so fordert sie von dem Geiste vor Allem Festigkeit und Stätigkeit, von deren angestrengter und beharrlicher Richtung auf den zu erforschenden Punkt das Gelingen nothwendig abhängt. Sie macht dadurch die Bildung des Charakters zu einem Mittel der Aufsuchung der Wahrheit, und sammelt alle Kräfte des Gemüths auf diesen einzigen Punkt. Der auf diese Weise hervorgebrachte Sinn ist daher immer nur Einer, da die nicht so Gestimmten, nemlich die, welche in Forschungen raisonniren, die durch Gründe vermittelt sind, und im Handeln Neigungen und Absichten folgen, sich in viele Sinne und Meinungen spalten. (II. 41—44.) Daher steht nichts dieser Lehre so feindselig gegenüber, als der Zweifel, der wie ein Verbrechen behandelt wird.

> Erkenntnisslos und ungläubig kommt um der Zweifelathmende,
> nicht diese Welt ist, nicht jene, Glück nicht des Zweifelathmenden.
> Verzichtend wer vertieft handelt, den Zweifel durch Erkenntniss tilgt,
> den Geistigen die Handlungen nicht binden, Goldverschmäher, du.
>
> (IV. 40. 41.)

Aus dem Gegensatz im letzten Verse sieht man, in welchem Sinne hier Geist genommen wird, nemlich nicht bloss als Denkvermögen, das im Zweifler gerade vorzugsweise thätig ist, sondern als Quelle unvermittelten Wissens.

Die nothwendige Stufe zur Vertiefung ist die Erkenntniss. Denn um zur Vertiefung zu gelangen, muss der Mensch sich zur höchsten der drei Natureigenschaften, der Wesenheit, aufgeschwungen haben (XVIII. 33—35.), dazu aber führt die Erkenntniss.

> In alle dieses Leibs Thore wenn einzieht, füllend sie mit Glanz,
> die Erkenntniss, gelangt, wisse, zur Reife dann die Wesenheit.
>
> (XIV. 11.)

Unter der Erkenntniss wird diejenige verstanden, welche gleichsam die Endfäden aller einzelnen Forschungen zusammenknüpft, die Unterscheidung des Vergänglichen vom Unvergänglichen, die Einsicht in den Stoff und den Stoffkundigen (S. 208.) und in die Erlangung der letzten Vollendung. (XIII. 27. 2. XVIII. 50.) Insofern sie zugleich auf Geist und Charakter wirkt, werden alle Tugenden des Weisen und Heiligen in ihre Schilderung mitaufgenommen. (XIII. 7—11.) Sie wird empfohlen und gepriesen, als das Feuer, welches die den Menschen bindenden Handlungen in Asche verwandelt, als die Sonne, welche den höchsten Pfad erleuchtet, als die Reinigung, die der Weise in sich selbst findet. Von dem, der sie besitzt, sagt Krischnas, dass er ihn als sein eignes Selbst betrachtet. (IV. 33—38. V. 16. 17. VII. 15—20.)

Die Freiheit von aller Sinnenregung ist ihre Grundlage; so wie die aus dieser fliessende heitere Stille herrscht, nimmt der Geist den ganzen Menschen ein. (II. 65.)

An unmittelbare Erkenntniss und einen Gemüthszustand, wie er in dem Vertieften geschildert worden ist, muss sich nothwendig auch der Glaube anschliessen. (VI. 47. XII. 2.) Er rettet noch den vom Verderben, welcher, von Begierden verführt, von dem stätigen Suchen nach dem Höchsten abirrt. (VI. 37—45.) Er wird, als der Erkenntniss vorausgehend und zu ihr führend dargestellt, nemlich indem ein innres Wahrheitsgefühl das bezeichnet, worüber die Erkenntniss nachher ihr volles Licht ausgiesst. (IV. 39.) Der Glaube ist dreifach nach den Natureigenschaften, da er aus dem Charakter des Menschen entspringt. Dieser Charakter und der Gegenstand des Glaubens in jedem stehen in unmittelbarer Ver-

bindung. Denn der Glaube ist das Bild des Charakters, und der Gläubige ist, wie das, woran er glaubt. (XVII. 2. 3.)

Glaube, Erkenntniss, Vertiefung und jede andre Seelenübung aber haben zum höchsten Ziel die Befreiung von der Nothwendigkeit neuer Geburt nach dem irdischen Tode. (S. 208. IV. 9. S. 216. XIII. 23.) Der Mensch kann durch Wiedergeburt in edlere und glücklichere Wesen übergehen (VI. 41. 42.), er kann in den Zwischenzeiten himmlische Freuden geniessen (IX. 20. 21.), aber das letzte Ziel ist das gänzliche Hinaustreten aus diesem ewig rollenden Wechsel wiederkehrenden Entstehens, die Lösung von den Banden der Geburt. (II. 51.) In einer Philosophie, welche alle Handlungen, alle sinnlichen Regungen, und selbst die unentbehrlichsten körperlichen Verrichtungen, als den Geist störend, fesselnd und verunreinigend ansieht, kann das irdische Leben nur als unstät und freudenlos erscheinen. (IX. 33.) Die Welt wird als eine sich ewig fortwälzende Maschine betrachtet, die jeder besteigt, der in sie eintritt. (XVIII. 61.) Ruhe muss also das höchste Glück seyn. (II. 66.) Da aber in den Gränzen der Endlichkeit auf Tod unausbleiblich Geburt folgen muss (S. 193. II. 27.), so bleibt zur Erreichung der vollkommnen Ruhe nichts übrig, als in die Gottheit, den Sitz aller Unvergänglichkeit und Unveränderlichkeit, überzugehen. (VI. 15. S. 202. XIII. 30. S. 210. XVIII. 55.) Dies wird möglich durch die Verwandtschaft alles rein Geistigen, dessen Trennung von allem Körperlichen die Vertiefung bewirkt. So hangen alle Theile dieses Systems aufs genaueste und festeste mit einander zusammen.

Die Erreichung dieses letzten Zieles wird den Frommen und Gläubigen fast auf jeder Seite unsres Gedichts mehreremale verheissen; es ist auch schon von Heiligen, Muni's erreicht worden. (XIV. 1.) Es wird schlechthin das Höchste (III. 19.) und die Befreiung (III. 31. IV. 15.) genannt, der höchste (VI. 45.), der ewige (XVIII. 56.), der nie zurückführende Pfad (V. 17.), die Vollendung (XII. 10.), obgleich an einer andren Stelle (XVIII. 50.) die Vollendung von der Erlangung der Gottheit, als einer höheren Stufe unterschieden wird, ferner die höchste Ruhe (IV. 39.), das Gehen zu Gott, Krischnas, und zur Gottheit, Brahma (IV. 9. 24.), die Berührung mit ihr (VI. 28.), das Eingehen in Gottes Daseyn (IV. 10.), das Verwehen (*nirwâna* von *wâ*, wehen) in die Gottheit (II. 72.), die Fähigung zur Gottheit zu werden (XIV. 26.), die Verwandlung in die Gottheit. (V. 24.)

Dahin gelangen die, welche sich ausschliesslich dem Höchsten widmen, keinem niedrigeren Wesen dienen, und ihre Gedanken allein auf ihn richten. Denn wem sich der Mensch widmet, zu dem gelangt er nach dem Tode. (S. 210. VIII. 13. IX. 25. XVI. 19.) Vorzüglich ist die Gedankenrichtung in der Todesstunde entscheidend. (VIII. 5. 6.) Die den rechten Pfad einschlagen, befreien sich auch von den Umstürzungen der Weltalter, werden nicht wiedergeboren bei der neuen Schöpfung, kommen nicht um bei der Zerstörung der Welt. (XIV. 2.)

Brahmâs Welt ist die Grenze der Wiedergeburten.

Die Welten bis Brahmâs Welt sind rückkehrbar wieder, Ardschunas,
zu mir wer gehet, Kâuntêyas, dem wieder nicht erscheint Geburt.
(VIII. 16.)

Es ist aber dies wieder eine der schon oben (S. 213.) erwähnten Stellen, wo es zweifelhaft bleibt, ob das Neutrum *Brahma*, die göttliche Substanz, oder der persönliche Gott *Brahmâ* gemeint sey. Ich nehme, dem Zusammenhange nach, das Letztere an.

So gross nemlich auch die grammatische Bestimmbarkeit der Wörter in der Sanskrita Sprache ist, so kommt doch die Declination des Masculinum und Neutrum (VIII. 17. XI. 37. XIV. 27.) in mehreren Casus überein, und so hat die Sprache doch Eigenthümlichkeiten, welche das Geschlecht nicht in jeder Stelle grammatisch unterscheiden lassen. Dies ist nemlich der Fall, wenn Masculinum und Neutrum oder wie bisweilen sich findet, gar alle drei Geschlechter dieselbe Grundform haben, und diese Grundform Element zusammengesetzter Wörter wird (II. 72. III. 15. IV. 24. 25. VIII. 16. XIII. 4. XVIII. 53. 54. Manus Gesetzbuch. I. 97.), und wenn bei Lautzusammenziehungen ein gleicher Vocal aus der Verbindung eines langen oder kurzen schliessenden mit dem das folgende Wort anfangenden entsteht. (IV. 24. Manus. I. 11.) Von allen hier angeführten Stellen unsres Gedichts scheint mir nur in vieren (VIII. 16. 17. XI. 37. XIV. 27.), wo von Brahmâs Sitz, Tag, Welt u. s. f. die Rede ist, der Gott, in allen übrigen, namentlich in denen, wo das Uebergehen, die Verwandlung in die Gottheit vorkommt, das göttliche Wesen, das Neutrum *Brahma*, gemeint. Hiermit stimmt auch die so sehr genaue Schlegelsche Uebersetzung, mit Ausnahme Einer Stelle (XIV. 27.), überein. Sie drückt das Neutrum durch *numen* oder ein andres Substantivum, den Gott durch seinen Namen aus.

Allein auch wer zu dem höchsten, hier bildlich als Brahmâs

Welt bezeichneten Aufenthalt der Ruhe gelangen will, muss doch vorher durch mehrere Wiedergeburten, sein Wesen immer mehr läuternd, gegangen seyn. (VI. 45. VII. 19.) Dies auf den Tod folgende Schicksal ist nach den drei Eigenschaften verschieden. Die in Dunkel Dahingehenden sinken in die Tiefe und werden aus geistesdumpfen Geschöpfen wiedergeboren; die in Irdischheit Sterbenden halten sich in der Mitte, und treten unter den Thatenbegierigen wieder ans Licht; die das Leben in gereifter Wesenheit verlassen, erheben sich aufwärts zu den fleckenlosen Welten derer, die das Höchste kennen. (XIV. 14. 15. 18.) Diese Bestimmung scheint dieselbe mit der zu seyn, welche dem Gläubigen, aber nicht ganz Vollendeten angewiesen wird, der, vor einer neuen Wiedergeburt, unendliche Jahre in den Welten derer, die reinen Wandels gewesen, zubringen soll. (VI. 41. 42.) Auch der vielleicht gleichfalls hiermit zusammenhangende Genuss himmlischer Freuden in Indras Welt (entgegengesetzt der Welt Brahmàs) ist nur eine vorübergehende Belohnung; denn wenn das auf der Erde erworbene Verdienst dadurch aufgezehrt ist, müssen, die dessen theilhaftig sind, in diese Welt des Todes zurückkehren. (IX. 20—22.) Dies wird als das Schicksal derer geschildert, die sich auf beschränkte Weise an die heiligen Bücher und die in ihnen vorgeschriebnen Cärimonien halten.

Denn gegen die Lehre der Vèdàs und die wissenschaftliche Theologie eifert unser Gedicht auch sonst, nicht sie ganz verwerfend, aber sie darstellend, als nicht den letzten Grund erforschend, nicht die wahre Sinnesreinheit besitzend, und nicht das höchste Ziel erreichend. (II. 41—53.)

Da die Vertiefung die Umwandlung des menschlichen Wesens in göttliches zum letzten Zweck hat, so kann sie nicht bloss intellectuell seyn, sondern es muss in ihr zugleich eine wirkliche Thatkraft liegen, und zwar eine solche, die etwas ausser dem Laufe der Natur Befindliches hervorzubringen, die Art und die Schranken des Daseyns zu verändern vermag. Dies ist auch begreiflich bei einer Anspannung des Gemüths, die vorzugsweise auf der festen Beharrlichkeit des Willens beruht, und zu welcher dasselbe durch Besiegung der Leidenschaften, Unterdrückung der Sinnenregungen und Entfernung von allen äussren Eindrücken, ja Aufhebung aller Körperverrichtungen vorbereitet wird.

Patandschalis Yôga-Lehre enthält ein eignes Kapitel über diese Thatkraft, *wibhûti,* wörtlich die A n d e r s w e r d u n g, also die Um-

wandlung. Er setzt dieselbe in allerlei Zaubermacht, Gedanken errathen, Elephantenstärke erlangen, durch die Luft fliegen, alle Welten mit Einem Blick übersehen zu können u. s. f. Yôgi und Zauberer sind daher bei dem Volkshaufen in Indien gleichbedeutende Begriffe. (Colebrooke. *l. c. p.* 36.)

Abergläubische Spielereien dieser Art werden in unsrem, auch in dieser Hinsicht reineren Gedicht mit keiner Sylbe erwähnt, jener Indische Ausdruck gar nicht von Sterblichen gebraucht, sogar der Thatkraft des Yôga bei ihnen nicht ausdrücklich, sondern nur insofern gedacht, als von der Gottwerdung die Rede ist, und als sie sich in Abschneidung des Zweifels und Besiegung der Sinne über das eigne Gemüth verbreitet. In dieser Beziehung wird der auf Selbstbesiegung gerichteten Vertiefung ein an der Erkenntniss angezündetes Feuer beigelegt (IV. 27.), eine sehr bedeutsame, der den ganzen Menschen umfassenden Natur der Vertiefung entsprechende Metapher.

Aber der Gottheit wird jene Wunderkraft (*wibhûti*) zugeschrieben, wie wir schon weiter oben (S. 202.) gesehen haben, und da sie die göttliche Natur nicht in etwas Höheres umwandeln kann, so bezieht sie sich auf das entgegengesetzte, auch der Natur der Wesen in sich widersprechende Eingehen des Unendlichen in das Endliche. Sie ist also ihr Vermögen zu schaffen (X. 6. 7.), eine Gestalt anzunehmen (XI. 47.), die Geschöpfe zugleich in sich ruhen und nicht in sich ruhen zu lassen. (IX. 5.) Dies geschieht durch die Verbindung der Gottheit mit der Natur, und es kehrt auch hier der ursprüngliche Begriff der Verknüpfung zurück.

In dem Laufe des Gesprächs erwähnt Krischnas auch andrer Mittel zur Erreichung der Seligkeit, namentlich der Opfer und Büssungen. Von Opfern und Gottesverehrungen zählt er mehrere Arten auf, giebt aber den Vorzug dem Opfer der Erkenntniss. (IV. 25—33.) Wer sein heiliges Gespräch mit Ardschunas liest, sagt Krischnas, kann ihn mit diesem Opfer verehren. (XVIII. 70.) Denn die Erkenntniss muss, wie wir gesehen haben, das Gemüth zur Vertiefung vorbereiten.

Die Büssung ist der Vertiefung untergeordnet. (VI. 46.) Sehr stark eifert Krischnas gegen die Qualen, welche sich Büssende aus Scheinheiligkeit, thörichtem Wahn oder andren dadurch zu schaden, nach noch heute in Indien bestehender Sitte, auferlegen. Er gesellt diese Menschen zu denen, in welchen die Natureigenschaft des Dunkels vorwaltend ist. (XVII. 5. 6. 19.)

Zur Grundlage die Besiegung der Leidenschaften und die Uneigennützigkeit der Handlungen annehmend, überall dringend auf Entfernung des Sinnenreizes, Herrschaft der Erkenntniss, Richtung des Gemüths zu der Gottheit, ist die Yôga-Lehre durch sich selbst eine Tugendlehre. Allein auch in einzelnen Stellen werden Lauterkeit des Handelns und Tugend in das System verwebt. Der Vertiefte hasst niemand, ist aller Geschöpfe Freund, auf das Wohl aller bedacht. (XII. 4. 13.) Wer die überall wirkende Gottheit erkennt, verletzt sich selbst nicht. (XIII. 28.) Die Bösen kommen nicht zu Gott (VII. 15.); keiner, der recht gehandelt hat, sey er auch nicht von vollendeter Reinheit, geht verloren. (VI. 40.) Auffallend kann die Vorschrift erscheinen, dass jeder sein angebornes, seinem Stande entsprechendes Geschäft treiben soll, wenn es auch mit Schuld verbunden sey, auf welche unmittelbar der Ausspruch folgt:

denn alles Thun von Schuld umhüllt, wie Feuers Lodern ist von Rauch.
(XVIII. 48. b.)

In diesem Verse liegt zwar, vorzüglich nach dem, diesem System eigenthümlichen Begriffe der Handlungen (vgl. S. 193.), auch eine tiefe allgemeine Wahrheit, aber bei der ganzen Stelle muss man sich doch zugleich daran erinnern, dass, nach den Indischen, und namentlich den der Kastenabtheilung zum Grunde liegenden Ideen, Vieles für Schuld geachtet wurde, was, nach allgemein sittlichen, gar nicht so erscheint. So war es untersagt, Thiere zu tödten, ja nur ein empfindendes Wesen irgend zu verletzen, und daher wurden selbst Opfer, weil dies mit ihnen verbunden war, nicht für ganz rein gehalten. (Colebrooke. *l. c. p.* 28.)

Darin aber, dass der Mensch zu der, seinem Stande eigenthümlichen Sinnesart durch seine Geburt gleichsam unwiderruflich verdammt ist, liegt eine, von seinem Willen unabhängige Vorherbestimmung, und noch mehr wird diese da ausgesprochen, wo ein Unterschied zwischen den zu göttlichem und zu dämonischem Schicksal Gebornen aufgestellt wird. Den ersteren werden alle Tugenden, den letzteren alle Laster zugeschrieben, Krischnas wirft sie, nach ihrem Tode, immer wieder in dämonische Empfängniss zurück, und so sinken sie zuletzt zu dem untersten Pfad hinab. (XVII. 5. 6.) Die Vereinigung der sittlichen Freiheit mit der Verkettung der sich gegenseitig bestimmenden Naturbegebenheiten und Handlungen ist in allen philosophischen Systemen eine, genau gesprochen, unlösbare Aufgabe. Die Freiheit kann

nur gefühlt und gefordert, nicht in der Erfahrung nachgewiesen, nur als der erste Grund an die Spitze des Naturganges gestellt, nicht in der Mitte desselben aufgesucht werden. Auf diese Weise muss man auch in unsrem Gedicht die miteinander in Widerspruch stehenden Stellen betrachten. An sich wird die sittliche Freiheit vollkommen gerettet. Die Gottheit ist an keiner menschlichen Handlung, weder einer guten, noch bösen, Ursach, sie entstehen aus dem Charakter eines jeden. Leidenschaft und Irrthum verhüllen die Erkenntniss, darum sündigt das Menschengeschlecht. Aber diese Feinde können und müssen besiegt, der Erkenntniss die Herrschaft gesichert werden. (III. 37—43. V. 14. 15.) Wenn oben (S. 194. 219.) im Gegentheil der Mensch einerseits als Werkzeug der eigentlich handelnden Gottheit, andrerseits als fortgerissen von dem Wirken der Natur geschildert wird, so ist dort von der Naturverkettung im Ganzen die Rede, hier von einzelnen Handlungen und der Gesinnung der Handelnden bei denselben. Die Yôga-Lehre ist sogar in ihrem innersten Wesen und mehr, als jede andre Philosophie, auf die Nothwendigkeit sittlicher Freiheit gegründet, da die wesenverändernde Festigkeit und Beharrlichkeit des Willens, welche ihr letztes Ziel ist, nur aus absoluter Freiheit, die sich allen endlichen Regungen entgegensetzt, entspringen kann.

Krischnas empfiehlt, ihn allein zu ehren und alle andren für heilig geachteten Satzungen zu verlassen. (XVIII. 66.) Er erhebt daher seine Lehre zu der allein wahren, und allein zur Vollendung führenden. Er verwirft es aber darum nicht ganz, andren und den niedrigeren Göttern zu opfern. Die es thun, opfern doch eigentlich auch zugleich ihm, nur nicht auf die rechte Weise. Er bleibt der Herr und Geniesser aller Opfer, sie nur erkennen ihn nicht in der Wahrheit. (IX. 23. 24.) Er urtheilt auch über verschiedne philosophische Systeme nicht immer mit abschneidender Strenge, sondern lässt sie neben einander bestehen (V. 2.), aber nicht auf auswählende oder vermittelnde Weise, welche dem unabweichlich auf Ein Ziel gerichteten Wesen der Vertiefung durchaus entgegenstehen würde, sondern weil die Gottheit, das letzte Ziel seiner Lehre, von allen Seiten her und auf allen Wegen erreicht werden kann. So ist über das ganze Gedicht ein sanfter und wohlthätiger Geist der Duldung verbreitet.

7.

Programm des Vereins der Kunstfreunde im Preussischen Staate.

Vor länger als einem Jahre traten mehrere hiesige Künstler und Kunstfreunde, die ehemals in Italien gewesen waren, zusammen, um durch jährliche Beiträge den in Rom studirenden vaterländischen Künstlern Gelegenheit zu Arbeiten zu eröfnen, welche bloss ihr Fortschreiten in der Kunst zur Absicht haben sollten. Der Gedanke erhielt Beifall, das Unternehmen gewann, auch ausser dem ursprünglichen Kreise, Theilnehmer, es schien angemessen, die erste Anlage zu erweitern, und so bildete sich der Plan zu einem Verein der Kunstfreunde in dem Preussischen Staate. Mehrere Städte in und ausser Deutschland besitzen Vereine dieser Art, der unsrigen fehlte ein solcher bisher, und demnach scheint er doppeltes Bedürfniss in einem Augenblick, wo, wie man mit Wahrheit behaupten kann, das Streben der Künstler nach Vollendung und der rege und einsichtsvolle Antheil des Publicums an ihren Werken mit einander wetteifern, der Kunst ein noch schöneres Emporblühen zuzusichern. Es gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen unsrer Zeit, dass die bildende Kunst seit etwa 30. bis 40. Jahren einen Aufschwung gewonnen hat, den zu hoffen die unmittelbar vorhergehende Epoche kaum berechtigte. Sie dankt dies, ausser andren zusammentreffenden Ursachen, offenbar dem richtigen Wege, den sie genommen hat, indem sie, sich von der Herrschaft einseitiger Manier befreiend, zu einem ernsteren und strengeren Studium der Natur zurück-

---

Erster Druck: Doppelblatt in Quart (4 Seiten ohne Überschrift).

gekehrt ist, und das Alterthum und die grossen Wiederhersteller der Malerei zu Vorbildern gewählt hat. Auf diesem Standpunkte spricht die Kunst jedes unverstimmte Gemüth an, sagt jedes Unbefangnen Sinn zu, und erweckt allgemeine Theilnahme, da sie, frei von Prunk und Ueberladung, sich leicht und einfach mit Allem verbindet, was ihre Form anzunehmen fähig ist, und das ganze Leben mit Schönheit und gefälliger Anmuth begleitet. Diese, nicht bloss der Kunst, sondern allen sich mit ihr verbindenden menschlichen Bestrebungen wohlthätige Stimmung zu erhalten und zu befördern, scheint nichts so geeignet, als die Hervorbringung bedeutender Kunstwerke zu erleichtern, und eine grössere Anzahl derselben zu verbreiten, und beides macht den Zweck des sich bildenden Vereins aus, nur mit der Beschränkung, dass er bloss für die vaterländische Kunst, das heisst für Preussische Künstler wirksam seyn wird.

Auch dem Künstler von Talent fehlt es nicht selten an Bestellungen grösserer Arbeiten, und er sieht sich alsdann längere Zeit hindurch auf solche beschränkt, die weder der Kunst, noch ihm die eigentliche Befriedigung gewähren.

Noch leichter und bei weitem verderblicher aber tritt derselbe Umstand dem Studium des sich bildenden Künstlers in den Weg. Die kostbarste, ihm (wie z. B. bei Bildungsreisen ins Ausland) bestimmt und eng zugemessene Zeit sieht er sich genöthigt, mit Beschäftigungen zu zersplittern, die ihn seinem wahren Ziele nicht näher führen, wenn nicht gar davon entfernen. Gleich gross ist auf der andren Seite für diejenigen, welche die Kunst, ohne sie selbst zu üben, kennen, und mit Geschmack lieben, die Schwierigkeit, sich den Besitz wahrhaft guter Kunstwerke zu verschaffen. Zwar giebt es in den grössern Städten der Monarchie, und namentlich in Berlin grössere und kleinere Privatsammlungen, und was die einsichtsvolle Beförderung der Thätigkeit der vaterländischen Künstler betrift, so verdankt die Kunst hierin dem huldreichen Schutze Sr. Majestät des Königs und des Königlichen Hauses so viel, dass es kaum der einfachen Erinnerung daran bedarf. Manches ist auch von Kirchen und andren Instituten und von Privatleuten geschehen. Alles dies aber scheint nur um so mehr zu beweisen, dass es gerade jetzt der angemessene Zeitpunkt ist, eine noch allgemeinere Theilnahme anzuregen und möglich zu machen.

Die Absicht des Vereins ist nun, Preisbewerbungen für an-

zufertigende Kunstwerke anzustellen, die Ausführung entworfner, und die Vollendung angefangner zu erleichtern, schon fertige an sich zu kaufen und diejenigen, welche auf diesem Wege an ihn übergehen, unter seine Mitglieder zu verloosen. Auf diese Weise bleibt dem Künstler mit der Freiheit der Wahl seines Gegenstandes die Sicherheit, seine Zeit, ohne Gefahr, einem grössern Werke widmen zu können. Die Verloosung der Kunstwerke aber schien den Stiftern des Vereins besser und der Kunst förderlicher, als wenn man sie hätte verkaufen, oder aus ihnen eine Sammlung des Vereins bilden wollen. Sie werden auf diesem Wege in alle Provinzen der Monarchie verbreitet und kommen auch in den Besitz derer, die sie sich sonst nicht hätten verschaffen können.

Auch ist wohl nicht zu verkennen, dass ein gutes Kunstwerk in einer Privatwohnung, als Familienbesitz, wo es einzeln, oft, in verschiednen Stimmungen, und nach und nach doch von sehr Vielen betrachtet wird, einen tieferen und richtigeren Eindruck auf das Gemüth hervorbringt, als wenn man es in öffentlichen Ausstellungen und Sammlungen jedesmal absichtlich aufsuchen muss. Die Preisbewerbungen hat der neue Verein für den Augenblick nur für diejenigen Preussischen Künstler bestimmt, die sich, zum Behuf ihrer Studien, in Italien aufhalten. Diese Beschränkung hört aber sogleich auf, als dem Vereine seine Mittel weiter zu gehen erlauben, auch ist dieselbe schon vor dieser Zeit dem höhern Gesetz untergeordnet, dass der Verein seine Unterstützungen immer nur auf wirklich ausgezeichnete Kunstwerke verwendet.

Um sich die nothwendigen Mittel zur Erreichung seines Zwecks zu sichern, bestimmt der Verein den jährlichen Beitrag seiner Mitglieder auf fünf Thaler. Dafür nimmt jedes mit Einem Loose an den Verloosungen der Kunstwerke Theil. Es steht indess Jedem frei, sich mit einem höhern Beitrag einzuzeichnen, und er empfängt alsdann für jede fünf Thaler, die er über den gewöhnlichen Beitrag zahlt, ein Loos mehr.

Da die Bestimmung der Preisaufgaben, und die Beurtheilung der einkommenden, oder sonst anzuschaffender Kunstwerke nur von Künstlern ausgehen kann, so ist festgesetzt worden, dass, ausser dem Directorium des Vereins, von welchem die Hälfte der Mitglieder auch aus Künstlern bestehen muss, noch ein eigner Ausschuss aus den vier im Directorium sitzenden, und drei andren Künstlern gebildet werde, welcher allein über alle Gegenstände

entscheidet, die künstlerische Beurtheilung erfordern. Es hat nicht zweckmässig geschienen, diesem Ausschuss in dem Statut genaue Anweisungen über die Bestimmung der Preisaufgaben, die Zuerkennung der Preise, die Auswahl der zu befördernden oder anzukaufenden Kunstwerke zu geben. Man hat vielmehr die Ueberzeugung gehegt, dass es besser sey, wenn die Mitglieder des Vereins die Künstler, welche den Ausschuss bilden sollen, nach Stimmenmehrheit wählen, allein alsdann demselben die Besorgung des ihm übergebenen Geschäfts, mit vollem Vertrauen auf die Richtigkeit ihres Kunstgefühls und die Unpartheilichkeit ihrer Entscheidungen, in völliger und unumschränkter Freiheit überlassen.

Um die Begründung des Vereins keiner Zögerung auszusetzen, haben die Unterzeichneten für jetzt die Geschäfte des Directoriums und des Ausschusses übernommen. Künftig werden sowohl das Directorium als der Ausschuss von den Mitgliedern des Vereins in den öffentlichen Versammlungen von zwei zu zwei Jahren gewählt werden. Die näheren Bestimmungen hierüber, so wie über alle andren Punkte, welche es nöthig schien, gleich Anfangs festzusetzen, sind in dem Statut enthalten.

Dies Statut ist von den Unterzeichneten Sr. Majestät dem Könige vorgelegt worden, und Se. Majestät haben nicht nur dasselbe allergnädigst zu genehmigen, sondern auch das Patronat des Vereins anzunehmen geruht.

Der Verein wird sich am 1. Januar 1826. als in Wirksamkeit tretend ansehen. Wer bis zu diesem Zeitpunkt Mitglied desselben zu werden wünscht, wird ersucht, bei dem Secretair des Vereins Herrn Dr. Jüngken (unter den Linden 56.) seinen Namen und Beitrag in die Liste der jetzigen Mitglieder einzuzeichnen, und dagegen ein Exemplar des Statuts in Empfang zu nehmen. Nach diesem Zeitpunkte muss jeder Neubeitretende von zwei Mitgliedern vorgeschlagen seyn.

Berlin, den 23. August 1825.

W. v. Humboldt, Beuth, Jüngken, Friebe, Rauch, Tieck, Schinkel, Wach, W. Schadow, Begas, Kolbe.

8.

Notice d'une grammaire Japonoise imprimée à Mexico.

Le Père Oyanguren, Biscayen de nation, ainsi que l'indique son nom, est l'Auteur de cette grammaire imprimée à Mexico l'an 1738. Il paroit s'être retiré au Mexique après avoir été Missionnaire Apostolique dans le Royaume de Cochinchina, Gardien de deux Couvens aux isles Philippines et Professeur de langue Tagale. Le titre Espagnol de sa grammaire est le suivant:

Arte de la lengua Japona, dividido en 4. libros segun el arte de Nebrixa con algunas voces proprias de la escritura y otras de los linguages de Ximo y del Cami y con algunas perifrases y figuras, a mayor honra y gloria de Dios y de la immaculada concepcion de Nra. Sra. Patrona con este titulo del Japón y para con mayor facilidad divulgar Nra. Sta. Fè Catholica en aquellos Reynos dilatados, compuesto por el Hermano Pr. Fr. Melchor Oyanguren de Santa Iñes, Religioso descalzo de No. S. P. San Francisco, ex-Missionero cet. cet. Impresso en Mexico por Joseph Bernardo de Hogal. Año de 1738. (200 pages in 4°.)

Handschrift (14 halbbeschriebene Folioseiten) in der Königlichen Bibliothek in Berlin. Ebenda ist eine Abschrift von Schreiberhand (18 halbbeschriebene Folioseiten) mit eigenhändigen Korrekturen Humboldts erhalten. — Erster Druck: Landresse, Supplément à la grammaire japonaise du père Rodriguez ou remarques additionelles sur quelques points du système grammatical des Japonais, tirées de la grammaire composée en espagnol par le père Oyanguren et traduites, précédées d'une notice comparative des grammaires japonaises des pères Rodriguez et Oyanguren par Monsieur le baron Guillaume de Humboldt *S. 1—12 (1826). Da dieser Druck eine nicht von Humboldt herrührende sprachliche und stilistische Überarbeitung darstellt, folgt der obige Text der Handschrift.*

Quoique les grammaires des Pères Alvarez, Rodriguez et Callado fussent publiées longtems avant celle du Père Oyanguren. elles semblent déjà avoir été très-rares au commencement du dernier siècle. Car les approbations qui précedent la grammaire, parlent de la difficulté de trouver des livres propres à donner une connoissance suffisante de la langue du Japon. Le Père Oyanguren dit dans sa courte Préface qu'il a formé sa grammaire d'après les écrits d'auteurs Japonois, et l'on ne voit pas même qu'il ait consulté le travail du Père Rodriguez duquel il s'éloigne dans plusieurs points importans.

Je dois l'exemplaire que je possède de la grammaire du Père Oyanguren aux bontés de mon frère qui l'a rapporté du Mexique ainsi que les grammaires et dictionnaires d'un grand nombre de langues Américaines. Comme Monsieur Landresse ne fait pas mention de cette grammaire dans la traduction de celle du Père Rodriguez dont il a enrichi l'étude des langues de l'Asie, il m'a parû utile d'en donner une courte notice, en m'étendant seulement sur un ou autre point propre à faire voir la méthode de l'Auteur et à conduire à quelques observations générales sur la langue Japonoise.

Le Père Oyanguren se dispense entièrement d'expliquer l'écriture Japonoise qu'il nomme simplement un artifice du Démon ayant pour but d'augmenter le travail des Ministres du Saint Evangile. Il suit, comme le titre l'indique, le système d'adapter sa grammaire à la grammaire latine. Ce défaut est commun à tous les auteurs Espagnols et Portugois, qui ont composé des grammaires d'idiômes Asiatiques et Américains. Il faut toujours séparer soigneusement la manière dont telle ou telle forme grammaticale se trouve réellement dans la langue, de celle dont elle est représentée par l'Auteur. Tout cet étalage de modes, de gérondifs, de supins, et de participes que l'on trouve dans les grammaires des Pères Rodriguez et Oyanguren, disparoîtroit devant une méthode adaptée au vrai génie de la langue. En comparant attentivement ces deux ouvrages ensemble, il est évident que celui de l'Auteur Portugois est plus complet et plus exact, mais l'autre fournit des éclaircissemens utiles lorsqu'on a fait l'étude du premier. Il y a aussi plusieurs cas où ces deux grammaires diffèrent l'une de l'autre, et où une connoissance plus intime de la langue pourroit seule décider, de quel côté se trouve l'erreur.

La coutûme d'allier l'Adjectif avec le verbe a surtout fixé

mon attention dans la Grammaire Japonoise. Il y a des langues Américaines qui regardent également l'adjectif comme lié d'une manière indissoluble au verbe être, et cette manière de voir semble naturelle à des nations encore peu accoutumées aux idées abstraites. L'abstraction pouvant seule conduire à se représenter l'Adjectif comme existant par lui même, il est naturel de se le figurer toujours comme étant attaché à tel ou tel objet. Il n'est réellement rien en lui même, mais seulement l'objet constitué de telle ou de telle manière. Le Père Rodriguez explique très-bien sous ce rapport les Verbes adjectifs et les différentes manières de s'en servir; le Père Oyanguren n'a point aussi bien pénétré le sens et la nature de la langue. Il regarde la forme du Présent de ces Verbes comme leur forme primitive, et leurs radicaux comme des Adverbes, et lorsqu'il parle de leur conjugaison, il dit que leur présent de l'indicatif est leur forme primitive même à laquelle il faut ajouter en pensée le verbe substantif. Il méconnoit par là la nature vraiment verbale de leurs désinences. De l'autre côté il établit, ce que le Père Rodriguez ne fait guères, la différence de placer ces Verbes adjectifs après ou avant le substantif. Ce dernier cas n'admet que le Présent de l'Indicatif, et la conjugaison complette ne peut servir que pour former une phrase où le substantif est placé le premier. C'est ainsi que ces deux grammairiens se suppléent l'un l'autre.

Car si l'on considère attentivement ces Verbes adjectifs, on les trouve sous quatre formes différentes: 1. comme radicaux, 2. dans le Présent de l'Indicatif, 3. dans ce même Présent, mais privés de leur voyelle finale, c'est à dire en étàt de contraction, ou altérés par une permutation de lettres, 4. conjugués par tous les tems et modes du Verbe Japonois.

Les radicaux des verbes adjectifs sont les véritables adjectifs, tels que nous les trouvons dans d'autres langues. *Tako, siro, fouko* veulent vraiment dire haut, blanc, profond. Car, joint au verbe substantif *arou, fouko* signifie: il est blanc.

La définition que le Père Rodriguez donne (p. 14. §. 28. bis) des radicaux en général, manque, à ce qu'il me paroit, de clarté et de précision. S'il dit qu'ils ne signifient rien par eux mêmes, il a voulù probablement seulement dire que, puisqu'ils n'indiquent ni mode, ni tems, ni personne, il est impossible de leur assigner une signification précise dans la phrase. Car étant regardés comme des mots isolés, ils ont incontestablement une signification réelle

et constante. Au lieu d'être, comme le dit le Père Rodriguez, des verbes simples, ils ne sont pas du tout des Verbes, mais la matière dont on en forme. Le Père Oyanguren s'étend beaucoup moins qu'il ne le devroit, sur les radicaux des Verbes, mais il paroit mieux en avoir saisi la nature. Les mots primitifs (*las voces primeras*), dit il, de beaucoup de verbes sont comme des racines et des noms (*son como raices y nombres*), et cette définition me semble parfaitement juste. Les radicaux Japonois ne ressemblent point aux radicaux Sanscrits, mais sont les mots pris isolément, tel que le dictionnaire pourroit les donner, renfermant l'idée entière du verbe, mais manquant des inflexions de la Conjugaison. Il seroit intéressant de savoir, si ces radicaux sont aussi dénués de toute autre forme grammaticale, ou si leurs désinences indiquent leur destination verbale; et s'il est permis d'appliquer les inflexions de la Conjugaison à tout substantif qui en soit susceptible, pour en former des verbes, à l'instar des verbes nominaux du Sanscrit? Le Père Rodriguez donne en effet les désinences des radicaux, mais plusieurs de ces désinences appartiennent également à des noms substantifs, tels que *ame*, *tami*, *fito*, *midzou* et beaucoup d'autres. Ce qui cependant paroit sûr, c'est qu'aucun radical ne termine par une consonne et qu'il y a des substantifs, qui ont cette désinence, quoique leur nombre soit très-limité.

Pour en revenir aux radicaux des verbes adjectifs, ce qui constitue leur nature vraîment verbale, c'est que (p. 56. §. 58. nr. 1.), placés dans des phrases qui se suivent, ils prennent le tems et le mode du verbe suivant, ainsi que le font tous les autres radicaux.

Il y a deux manières différentes de se servir de l'adjectif. On l'attribue par un verbe à son substantif, et il devient pour lors le dernier membre d'une proposition simple (*praedicatum*), la montagne est haute, ou l'on le considère comme étant déjà lié au substantif et ne formant qu'une et même partie de la proposition avec lui, une haute montagne s'aperçoit de loin. Les verbes adjectifs s'employent très-naturellement dans le premier de ces cas. Ils abrègent la phrase, et permettent de faire constamment ce que d'autres langues ne font que dans certains mots, d'exprimer l'Adjectif et le verbe substantif (*praedicatum et copulam*) par un seul mot. Toutes les langues possèdent de ces verbes adjectifs, comme briller pour être brillant. Il est naturel que dans ce cas le Verbe adjectif puisse être conjugué par tous les modes et tous les tems.

Mais lorsque l'idée de l'adjectif est intimement liée au substantif, l'intervention du verbe est contre l'ordre naturel des idées, et fait deux propositions d'une seule. C'est pourquoi le Père Rodriguez nomme (p. 6. §. 11.) ces phrases des phrases relatives. Mais cette explication me semble être prise de nos idées grammaticales et non pas de celles des nations qui les premières ont formé les langues. *Takai yama,* elle est élevée, la montagne, nous paroit une expression incohérente et peu naturelle. Mais pour un peuple nouveau et pour ainsi dire naissant, c'est au contraire la plus naturelle de toutes. L'homme est d'abord frappé de la qualité de l'objet qu'il voit, il s'écrie c'est haut! et ajoute après pour s'expliquer: la montagne. On voit par là pourquoi dans ce cas le verbe adjectif est toujours au présent de l'indicatif. Il est même certain que toutes les phrases de cette nature en renferment proprement deux réunies dans une seule, puisque la réflexion que la montagne est haute a dû précéder l'expression: la haute montagne. Étant une fois accoutumé à faire précéder l'Adjectif en forme de Verbe, on fit naturellement la même chose en liant l'adjectif et le Substantif dans un même mot ensemble. *Takayama* est évidemment la même chose que *takai yama,* et ce changement est purement euphonique. Nous ne voyons dans ce mot que l'idée de haute montagne, et le regardons comme appartenant à la classe de mots composés qu'on nomme *karmadharaya* en Sanscrit. Mais les Japonois y attachent encore l'idée d'être, ou l'auront fait au moins lors du tems de la formation de leur langue.

Il auroit été sans doute plus conséquent d'employer dans ces deux cas le radical *tako* qui exprime purement l'idée de hauteur. Mais la manière de se représenter l'Adjectif comme étant attaché au substantif, dont j'ai parlé plus haut, a sans doute fait préférer la forme du verbe. Ces différentes manières de se figurer les formes grammaticales constituent une des principales différences des langues entr'elles.

Le radical s'employe au contraire d'une manière très-naturelle, lorsque l'adjectif se rapporte, comme adverbe, à un verbe. La répétition des inflexions verbales seroit dans ce cas d'autant plus inutile que, lorsque deux verbes se suivent, le premier semble toujours rester au radical.

Le verbe Japonois paroit en grande partie être la combinaison du radical avec le verbe substantif ou un verbe auxiliaire qui en

tient place. Car outre que les radicaux (p. 15. §. 28.) peuvent être conjugués avec le verbe substantif *arou*, les inflexions verbales *ourou*, *rourou*, *ri*, *reba*, *kari*, *keri* et d'autres renferment évidemment un verbe auxiliaire. *O* même est selon le Père Rodriguez (p. 65.) une contraction d'*orou*. Je n'oserois cependant porter un jugement décisif sur d'autres inflexions et nommément sur celles de la seconde conjugaison et des Verbes adjectifs.

Mais très-souvent le verbe substantif et l'idée verbale, en tant qu'elle dépend de la forme grammaticale, sont simplement sous entendùs. *Motome-ta* est un véritable nom, celui qui a acquis. Il ne semble même pas différer essentiellement de *motomete* qui n'est jamais employé que comme nom. Il dépend donc du sens que lui attache celui qui parle, s'il doit être pris comme nom verbal, ou comme une des personnes du parfait. Le parfait du verbe substantif, ajouté au participe, ne supplée pas même à ce défaut. Car il n'est lui même autre chose qu'un nom, *at-ta* pour *ar-ta* d'*arou*. *Motome-te atta* avec le pronom de la première personne est donc traduit littéralement, je-celui qui a acquis-celui qui a été et pour savoir qu'il doit dire j'acquis il faut ajouter en pensée ce qui constitue vraiment l'idée verbale en changeant les participes ou noms verbaux en leur verbe fléchi. Il en est de même de *motome-yo*, *motome-yo-kasi*, *motome-ba*, *motome-nou*, *motome-nan-da*, *motome-nan-de atta* et d'autres inflexions qui, pris littéralement, veulent dire acquérir-très, acquérir-très-plût à dieu, acquérir-si, acquérir-non, celui qui a acquis-non, celui qui a acquis-non-celui qui a été, et non pas proprement acquiers, plût à dieu que j'acquière, si j'acquiers, je n'acquiers pas, je n'acquis point, je n'avois point acquis.[1])

---

[1]) *Hier sind folgende Absätze gestrichen:* „La langue Japonoise sert par là encore à prouver que l'analyse grammaticale conduit bien souvent à la conviction qu'il n'existe pas, à proprement parler, de grammaire dans la langue, mais qu'elle est purement sousentendue, et que bien des langues, et peut-être toutes dans telle ou telle de leurs parties, se trouvent dans le même cas.

La Grammaire existe dans la langue elle même là où les formes grammaticales, prises dans leur pureté, trouvent dans les inflexions des mots des signes qui les indiquent d'une manière directe, et non pas par leur sens matériel. Il est possible que dans la réalité des choses ce cas ne se trouve nulle part, mais dans toutes les langues dont les grammaires ont acquis une grande perfection, la plupart des formes grammaticales ont des expressions qui n'appartiennent qu'à elles, dont les elemens ne peuvent point

Le verbe Japonois porte moins que le verbe d'autres langues le caractère verbal, par la circonstance que ses inflexions ne varient jamais d'après les personnes. (Gramm. de Rodr. p. 12. §. 26.) Car ce qui caractérise surtout le verbe, c'est qu'il exige toujours une personne qui en soit affectée, tandisque les noms ne se rapportent aux personnes que dans certains cas, ou sous certaines suppositions. La langue Copte et plusieurs langues Américaines font entrer le pronom dans la composition des noms et du verbe, et il devient par là l'ame et le centre de leur structure grammaticale. Il n'en est pas ainsi dans le Japonois; le pronom reste isolé et s'ajoute simplement aux noms et aux verbes. Il est par là étranger à la formation de ce dernier.

La manière de placer les pronoms devant les personnes du verbe mérite encore une attention particulière. Le Père Rodriguez n'en parle point et les exclut de ses thèmes de conjugaison. Le Père Oyanguren (p. 59. 77.) en donne des exemples, et ajoute pour la plupart aux pronoms la particule *no*. Les pronoms du pluriel *vagarava, sonata domova* et *nandachi* en restent seuls privés, et *soregasi* prend après lui la particule *ga*. Or *no* et *ga* sont les particules du génitif et servent à former les pronoms possessifs. *Sonata-no motomourou, soregasi-ga motomourou* veulent donc littéralement dire t o n, m o n a c q u é r i r ê t r e, et le verbe est traité de

être employés isolément, et qui ne souffrent même pas d'analyse ou d'explication. Quelle qu'ait été dans ces cas la nature de ces formes dans leur origine, l'apparence équivaut pour nous à la réalité. *'Ετυπτόμην* et *amavero* p. e. sont des expressions de formes grammaticales existant dans la langue même. Car elles désignent directement ce qui seul constitue le verbe, c'est à dire la r é a l i s a t i o n actuelle de son idée, et elles ne sont point composées d'élémens qui, ayant, pris isolément, un sens matériel, exigeroient de sousentendre la véritable idée grammaticale. Cette dernière est renfermée au contraire dans l'union indissoluble de ces mêmes élemens.

Si je place l'essence du Verbe de la réalisation actuelle dans son idée, je veux dire par là qu'en prononçant un verbe, en disant: j e c o u r s, j e p a r l e, je pose l'idée comme existant réellement, tandisque l'idée seule du c o u r i r, du p a r l e r, ainsi que de tous les Substantifs et Adjectifs est encore détachée de toute existence réelle.

Il n'y a donc à proprement parler de grammaire dans une langue qu'en autant qu'elle possède de véritables formes grammaticales, c'est à dire des formes dans lesquelles des signes de l'idée grammaticale se joignent au signe du mot pris isolément. Partout où ces formes manquent, les idées grammaticales s'attachent par une habitude constante à de certaines réunions de mots qui ont chacun, pris isolément, une signification particulière; elles n'ont point un signe à elles, et existent proprement seulement dans l'idée de celui qui parle."

cette manière entièrement comme un nom substantif. Le Japonois n'est pas la première langue dans laquelle j'aye crû trouver ce singulier phénomène.

Je n'oserois cependant encore rien affirmer à cet égard. Car d'après le Père Oyanguren (p. 13.) *no* est aussi une des particules du nominatif, et *no* et *ga* se rapportent également aux distinctions de rang qui jouent un si grand rôle dans la langue du Japon. Il faut avouer que nos deux grammairiens donnent des idées bien peu claires et précises sur ce point important.

Les verbes qui servent d'auxiliaires à la conjugaison *arou*, *karou*, *soro* sont évidemment les mêmes mots que les pronoms démonstratifs *arou*, *sore*, *kare*. Doit on les prendre pour des pronoms qui sont devenùs verbes substantifs, ou pour des verbes dont on a formé des pronoms? Je déciderois pour cette dernière opinion. Le Père Oyanguren dit positivement que *arou* (dont *gozarou* est sans doute un composé) signifie aller, venir, être, tenir. (p. 80.) Il est donc probable que le pronom *arou* (*quidam*. Rodriguez. p. 82.) en soit un nom verbal, ou plutôt que la langue employe ce mot tantôt comme verbe (être) tantôt comme pronom (celui qui est, un être existant).[1])

Il est infiniment à plaindre que le Chapitre, dans lequel nos deux grammairiens traitent du pronom, soit précisement un des plus imparfaits et des plus embrouillés. *Ware* est assigné à la 1. personne par Rodriguez et à la 2. par Oyanguren, *waga* à la 2. par Rodriguez, et à la 1. par Oyanguren, *konata* à la 2. par les deux grammairiens et en même tems à la 3. par Rodriguez et à la 1. par Oyanguren.

J'ai de la peine à croire qu'une pareille confusion puisse réellement exister dans une langue quelconque. Si malgré cela les deux Grammairiens avoient raison, la cause de cette confusion apparente pourroit se trouver dans les distinctions que l'étiquette établit entre les Pronoms Japonois. Il semble certain que la plupart marquent une certaine nuance de rang. Or cela supposé il peut facilement se faire qu'un pronom sous un certain rapport d'inférieur à supérieur serve de pronom de la 1. personne, qui sous un autre de supérieur à inférieur devient Pronom de la deuxième.

---

[1]) *Nach* „existant" *gestrichen:* „*Bhawan,* toi, en Sanscrit, paroit bien plus naturellement un dérivé de *bhu,* être, que de *bha,* briller, ainsi que le veulent les Grammairiens Indiens, et *sa,* lui, pourroit bien venir du même verbe être dont *sat* est le participe."

En examinant avec soin cette propriété de la langue, il m'est venù une idée dont j'abandonne le jugement à ceux qui pourront se procurer une connoissance plus profonde du Japonois.

Il se pourroit que tous les pronoms Japonois, quand même ils seroient assignés d'une manière fixe et stable à une des trois personnes, fussent proprement des pronoms de la troisième, et que l'usage seul eùt introduit, d'après leur signification matérielle, leur emploi à la première et la deuxième, ainsi que *bhawan* en Sanscrit sert à la 2. personne étant proprement un pronom de la troisième, ou plutòt dans son origine un adjectif formé par l'affixe *watu* (Bibliothèque Indienne de Monsieur de Schlegel. Vol. 2. p. 11. 12.), et que Vous en François s'employe au singulier étant proprement un pronom du pluriel. De même qu'on addresse à un autre le titre de Votre grandeur, on peut se qualifier soi même de mon humilité, de même qu'on dit *ego indignus feci*, on peut, en voulant s'indiquer soi même, dire *indignus fecit*. Si ces qualifications sont une fois établies parmi les personnes d'un rang différent, ces idées s'amalgament et se confondent tellement avec les idées primitives des pronoms que ce qui étoit originairement un substantif ou un adjectif par lequel on désignoit un inférieur ou un supérieur, devient un pronom de 1. ou de 2. personne. Il faudroit, pour se convaincre de la justesse de cette assertion, connoître l'étymologie des pronoms Japonois. Les sources dans les quelles seules il m'est permis de puiser, ne suffisent point pour un pareil examen. Mais *gouso*, pronom de la 1. personne pour les bonzes (*ego indignus*. Rodriguez. p. 81.), paroit ètre le même mot que *gou*, ignorant. (Rodriguez. *Index. v. gou nin.*) *Sonata*, qui est regardé comme un des pronoms de la 2. personne, et *konata*, dont j'ai parlé plus haut, sont (Rodriguez. p. 79. §. 72. Oyanguren. p. 22. 23.) aussi des adverbes de lieu qui répondent à l'interrogatif *donata*. Ils veulent donc dire, comme pronoms, celui qui est ici ou là, et pourroient servir, ainsi que d'après les Pères Rodriguez et Oyanguren c'est le cas de *konata*, pour toutes les trois personnes selon le rapport dans lequel se trouve celui qui les employe. Ce fait m'a parù très-précieux puisqu'il semble prouver que cet amalgame des deux premières personnes avec la troisième vient d'une source plus générale que des idées conventionnelles du rang et de l'étiquette et qu'il tient à l'organisation même de l'esprit humain.

L'habitude des enfans de parler d'eux mèmes en 3. personne

prouve que l'idée du moi est difficile à saisir. Celle du toi semble plus facile. Mais elle ne l'est guères. Car prise dans son sens rigoureux elle sépare un être de tous les autres pour le mettre en opposition avec celui qui parle; elle renferme par là celle du moi. L'idée abstraite du Pronom, c'est à dire de la personne dénuée de toute autre qualité, a dû en général exiger une réflexion plus profonde. C'est pourquoi on a voulû soutenir que le pronom ait été parmi les parties du discours la dernière à se développer. Mais si on exprime la chose de cette manière, les faits lui sont contraires. Un grand nombre de langues de véritables sauvages donnent aux pronoms des développemens même étrangers aux langues civilisées et toute leur organisation grammaticale repose sur le pronom. Il semble prouvé par là que l'homme place par un instinct naturel les idées du moi et du toi là où l'expression de la pensée l'exige, sans s'élever encore pour cela à leur sens rigoureux et abstrait. Mais il se pourroit facilement que dans beaucoup de langues, même peut-être dans toutes, les pronoms de la 1. et 2. personne eussent été dans leur origine des pronoms de la troisième ou plutôt des substantifs ou adjectifs,[1]) désignant d'une maniere quelconque les personnes parlantes, mais n'exprimant point directement le rapport opposé de celui qui parle et de celui à qui il addresse la parole, sur laquelle repose proprement la différence entre les idées du moi et du toi.

Dans la langue Malaye tous les pronoms de la 1. personne, à l'exception du seul *aku* dont la signification paroit s'être perdue, sont des substantifs désignant différens dégrés d'humilité. Marsden dans sa Grammaire du Malai observe (p. 44.) que ces pronoms devroient proprement être considérés comme étant de la 3. personne, et il ajoute fort judicieusement: c'est ainsi que les parties du discours prennent la place l'une de l'autre, et de même que

[1]) *Nach* „adjectifs" *gestrichen:* „quelconques. La structure du verbe servira surtout à prouver, si cette manière de se regarder soi même comme un tiers a dominé longtems, ou si elle a fait place bientôt à une distinction plus philosophique des trois personnes du pronom qui n'a point besoin d'être une suite de l'analyse, mais peut également bien naître d'une plus grande sagacité naturelle ou d'un ton plus délié. Si dans les langues mères et qui n'ont point encore perdû une grande partie de leurs inflexions grammaticales par le cours du tems, le verbe, comme au Japon, n'a qu'une même inflexion pour toutes les trois personnes, il est toujours à présumer que la distinction de ces pronoms n'a jamais été faite rigoureusement, mais qu'elle est restée mêlée à des idées matérielles et accessoires."

les pronoms sont qualifiés de substituts de noms, des noms deviennent dans ce cas des substituts de pronoms. Le Malai, comme le Japonois, ne connoit qu'une seule inflexion du verbe pour toutes les personnes du singulier et du pluriel.

Si je saisis bien le sens du §. 5. et surtout du nr. 122. de l'excellente Grammaire Chinoise de Monsieur Abel-Remusat, les pronoms simples de la 1. personne, usités anciennement en Chine, ont fait place insensiblement aux formules d'humilité établies par l'étiquette. Les véritables pronoms auroient donc été les premiers, et la fausseté de l'assertion du développement tardif des pronoms seroit aussi prouvée par ce fait. Mais il se pourroit également qu'aussi ces premiers pronoms eussent été de véritables substantifs, mais que leur signification primitive s'étant perdue avec le tems, on s'en fût servi comme de pronoms qu'on eût trouvé bon plus tard de remplacer par des formules d'humilité. Les mêmes phénomènes se reproduisent dans les langues, et tandisque les paroles et les formes grammaticales restent matériellement les mêmes, l'esprit humain avance dans ses progrès, et leur substitue un sens plus général, plus exact, plus abstrait; elles prennent une nature différente en semblant rester les mêmes.

Si en effet tous les pronoms Japonois étoient des pronoms de la 3. personne, le verbe n'auroit besoin que d'une personne seulement, et *motomourou* p. e. seroit dans le sens rigoureux de la Grammaire l'inflexion de la 3. personne, sous laquelle l'usage auroit établi d'entendre, d'après la signification des adjectifs ou substantifs servant de pronoms, aussi la première et la deuxième. Cela conviendroit parfaitement avec ce que j'ai avancé plus haut que les inflexions du verbe Japonois ne sont que le radical modifié d'après les tems et les modes et joint à un pronom possessif.

Le verbe prendroit dans cette supposition la nature du nom, ou plutôt le nom serviroit de verbe. Cette facilité d'assigner à une partie du discours les fonctions d'une autre fait naître bien des réflexions sur la Grammaire en général. Elle prouve, ce me semble, que la Grammaire réside bien plus dans l'esprit de celui qui parle que dans ce qu'on peut appeller le matériel du langage, et que pour apprendre à connoître le mécanisme des langues il faut bien se pénétrer de l'importance de cette distinction.

9.

Kunstvereinsbericht vom 29. Januar 1826.

Der Verein der Kunstfreunde in unsrem Vaterlande hat, unter dem Schutze und durch die huldreiche Begünstigung Sr. Majestät des Königs und der Königlichen Prinzen und Prinzessinnen, und die gütige Theilnahme der Freunde der Kunst in allen Ständen, einen so erwünschten Fortgang gewonnen, dass, da die erste öffentliche Versammlung, dem Statute nach, bis zum Jahre 1827. hinausgeschoben war, wir uns schon heute veranlasst gesehen, uns eine Zusammenkunft der hier anwesenden Mitglieder zu erbitten. In den wenigen, seit dem Entstehen des Vereins verflossnen Monaten, und grösstentheils vor dem für den Anfang seiner Wirksamkeit bestimmten Zeitpunkt, ist eine bedeutende Anzahl von Mitgliedern hinzugetreten, und da mehrere sich mit höheren Beiträgen unterzeichnet haben, eine für die Kürze der Zeit ansehnliche Geldsumme zusammengekommen. Von beidem giebt die Liste, welche den Mitgliedern gedruckt vorgelegt werden wird, die nähere Auskunft.

Dieser schnelle Erfolg ist ein neuer erfreulicher Beweis, dass es nur eines einfach zum Zweck führenden Anfangs bedarf, um allem auf Verbreitung des Guten und Schönen Gerichteten in unsrem Vaterlande rege und thätige Theilnahme zu verschaffen. Die Unternehmer des Vereins haben noch besonders darin mit lebhaftem Vergnügen erkannt, dass sie in dem Gedanken gemein-

Erster Druck: Verhandlungen der am 29. Januar und 15. Februar 1826 gehaltenen Versammlungen des Vereins der Kunstfreunde im preußischen Staate S. 3—28 (1826).

schaftlicher Beförderung der vaterländischen Kunst nur einen schon von Vielen und lange gehegten Wunsch aussprachen. Sie haben sich aber durch diese gütige und bereitwillige Aufnahme ihres Vorschlags auch doppelt verpflichtet gefühlt, die ihren Händen anvertrauten Mittel gleich jetzt für den Zweck des Vereins in Wirksamkeit zu setzen, und es ist ihnen vor allem ein dringendes Bedürfniss gewesen, die geehrten Mitglieder des Vereins selbst zu versammeln, ihnen Rechenschaft von dem Angefangnen abzulegen, und ihre Meinung und Entscheidung über die fernere Leitung der Geschäfte der Gesellschaft einzuholen.

Die Anordnung von Preisbewerbungen unter den Preussischen, in Italien studirenden Künstlern gehört statutenmässig zu den ersten und wichtigsten Zwecken des Vereins. Der Künstler-Ausschuss desselben hat daher einen Gegenstand zur Aufgabe gewählt, und die Aufforderung, denselben zu bearbeiten, ist nach Rom abgegangen, um durch die dortige Königliche Gesandtschaft den sich jetzt in Italien aufhaltenden Künstlern mitgetheilt zu werden. Der Preis für das vollendete Gemälde, das eine Länge von vier Rheinländischen Fussen und eine verhältnissmässige Höhe haben soll, ist auf 600. bis 650. Thaler bestimmt. Man wird sich jedoch über die Bestellung des auszuführenden Bildes erst nach den vorher einzusendenden Skizen entscheiden. Für diese Skizen ist ein besondrer Preis von 50. Thaler ausgesetzt, welcher, wenn keine zur Bestellung eines Bildes einladen sollte, der besten unter denselben, sonst derjenigen zufällt, welche für die gelungenste nächst der im Grossen auszuführenden erklärt wird.

Zum Gegenstande der Aufgabe ist die Befreiung der Andromeda gewählt worden, und zwar in dem Augenblick, wo Amor, nach vollendetem Kampfe, die Gefesselte löst, um sie dem Perseus zuzuführen. Diejenigen, welche mit Philostratos Gemäldebeschreibung, entweder aus dem Originale des griechischen Redners, oder aus deutschen Bearbeitungen bekannt sind, unter denen vorzüglich die in Göthe's Kunst und Alterthum [1]) Erwähnung verdient, werden sich erinnern, dass dort dieser Gegenstand auf die gesagte Weise aufgefasst ist. Auch sind die Künstler, an welche die Aufgabe ergangen, gebeten worden, der Philostratischen Beschreibung, nicht zwar in den Nebensachen und Zufälligkeiten der Ausführung, aber

[1]) *Über Kunst und Altertum 2, 1, 91; vgl. Werke 49, 1, 102 weimarische Ausgabe.*

in der Auffassung des Augenblicks der Handlung und dem Wesentlichen der Darstellung, getreu zu bleiben.

Eine zur Bewerbung um einen Preis bestimmte Arbeit kann nicht anders, als bis auf einen gewissen Grad bedingt seyn, da eine genau und vollständig abwägende Beurtheilung der Werke verschiedner Künstler Einheit des Gegenstandes fordert, und auch möglichste Einheit der Auffassung desselben, wenn er von mehreren Seiten genommen werden kann, wünschenswerth macht. Es gehört zu der Vollendung des Künstlers, ebensowohl einen Gegenstand selbst wählen, als einen gegebnen behandeln zu können, und die Freiheit, der er zu seinen Arbeiten bedarf, hat, wie jede aus der Tiefe und innren Kraft des Gemüthes entspringende, das Eigenthümliche, dass sie mit den Fesseln wächst, die sie sich anlegt.

Aber auch abgesehen von den Forderungen einer Preisbewerbung würde sich die Philostratische Beschreibung des eben erwähnten Gegenstandes unbedenklich von selbst zur Nachbildung empfehlen. Sie nimmt die vorzustellende Handlung in dem glücklichsten Momente auf. Der Kampf eines geflügelten Helden mit einem Meerungeheuer trägt vieles an sich, das der künstlerischen Darstellung widerspricht; bei der Wahl dieses Standpunkts der Handlung kann man auch nur den Anfang derselben bezeichnen. Die Darstellung des vollendeten Sieges enthält sie ganz, knüpft den Vorgang an seinen Erfolg, das erlittne Unglück, die gefürchtete Gefahr an die glückliche Errettung, die Heldenarbeit an den Heldenlohn. Sie verbreitet auch über das Kunstwerk eine edle, aus gelungner Anstrengung hervorgehende Ruhe. Auch in den Bildwerken des Alterthums, welche diesen oder ähnliche Gegenstände vorstellen, ist daher meistentheils dieser Moment vorgezogen worden. Aber Philostratos Darstellung zeichnet sich noch dadurch aus, dass Amor, und zwar nicht als gaukelnder Knabe, sondern als Jüngling, der an dem Kampfe Theil genommen, die ihrer Fesseln entledigte Andromeda dem Helden übergiebt, und die Gegenwart des zugleich durch ihn geretteten Volks den Kampf zu der Reihe Heroen verherrlichender und Völker beglückender Thaten erhebt.

Die Wahl dieses Gegenstandes zur Preisaufgabe erinnert an einen Künstler, dessen Erwähnung an diesem Ort und in dieser Versammlung vorzüglich passend scheint. Asmus Karstens, der bekanntlich während seines Studienaufenthaltes in Rom starb, hatte die Befreiung der Andromeda nach Philostratos Beschreibung

dargestellt, und diese Zeichnung, obgleich mehr entworfen, als ausgeführt, gehört zu seinen gelungensten. Sie befindet sich, soviel ich weiss, in den Grossherzoglichen Sammlungen in Weimar. Denn dort sind die meisten seiner Arbeiten hingekommen. Indess besitzt man auch hier ausser einigen Zeichnungen eine singende Parze von ihm, eine zum Behuf einer malerischen Composition modellirte, durch Freunde seines Andenkens aufbewahrte und hergestellte, und nun auch in Bronze gegossne Figur, die den sinnigsten und graziösesten und am meisten im Geiste des Alterthums gedachten beigezählt zu werden verdient. Dieser genievolle Künstler, der, wie das eben erwähnte Werk beweist, die Kunst nicht auf Einem Wege verfolgte, sondern sie sich in ihrem ganzen Umfange anzueignen suchte, schien mit Vorliebe antike Gegenstände zu behandeln. Sein frühzeitiger Tod ist um so mehr zu bedauern, als seine Werke wiederum gezeigt haben würden, wie in jeder Gattung der Kunst diese Bahn mit Genie betreten, und dem aus dem Alterthum geschöpften Stoff Geltung und neues Leben durch die Art der Behandlung verschafft werden kann.

Da die Mittel des Vereins schon jetzt seinen Wirkungskreis zu erweitern erlaubten, haben wir geglaubt, den Wünschen der Mitglieder zu entsprechen, wenn wir sogleich auch zu einem Ankauf von Gemälden schritten, die unter sie verloost werden könnten. Diese Art der Wirksamkeit des Vereins dürfte, wenn sich die Theilnahme an dem Unternehmen erhält, die wohlthätigste und belebendste für die Kunst seyn. Wenn der Verein alljährlich, und vielleicht mehr als einmal im Jahr, Bilder zu kaufen im Stande ist, so wird ein Wetteifer in den Künstlern entstehen, fertige für seine Wahl in Bereitschaft zu halten, eine freiwillige, an keinen bestimmten Gegenstand geheftete Preisbewerbung. Jedes grössere Bild erfordert einen so beträchtlichen Zeitaufwand, eine mit so mancher, auch von denen, welche gern Bilder besitzen, nicht immer gehörig gewürdigten Aufopferung des Künstlers verbundne Anstrengung, dass dieser sich, ohne bestimmtere Aussicht, auch einen äussren Gebrauch davon zu machen, nur schwer dazu entschliessen kann. Wie wenige, ja wie fast gar keine unbestellte Bilder, wenigstens in diesem Augenblick und hier, bei den Künstlern vorhanden sind, davon hat man Gelegenheit gehabt, sich bei dem jetzigen Ankauf zu überzeugen. Man hat sich aber um so mehr beeifert, die beiden jetzt angekauften auszuwählen, um mit dieser Wirksamkeit des Vereins einen anregenden Anfang zu

machen. Die beiden hier aufgestellten Gemälde des Herrn Professors Dähling[1]) und Herrn Lengerich,[2]) der erst vor kurzem aus Rom zurückgekehrt ist, sind dem Publicum schon aus frühern Ausstellungen bekannt, und haben sich mit Recht des Beifalls der Kenner und Liebhaber erfreut.[3]) Ich würde es daher für überflüssig halten, etwas über sie hinzuzufügen.

Das Directorium des Vereins hat angestanden, ausser diesem Ankauf noch einen andren vorzunehmen, oder eine Bestellung eines Gemäldes zu machen, weil es ihm rathsam geschienen hat, die vorhandnen Mittel bis zu der akademischen Ausstellung zusammen zu halten, die im Herbste dieses Jahres statt finden wird. Diese, die Kunst von so vielen Seiten fördernden Ausstellungen bieten für unsren Zweck den zwiefachen Vortheil dar, dass sie eine bedeutende Zahl vorzüglicher, zum Theil noch unbestellter Kunstwerke vereinen, und dass das Urtheil des Publicums darüber sich in der mehr und minder bei jedem verweilenden Aufmerksamkeit ausspricht. Indem nun die den Verein leitenden Künstler, bei der Bestimmung von Kunstwerken für denselben, sich an die strengen Forderungen der Kunst halten, und gewiss in dem Grade mehr den Wünschen der Mitglieder entsprechen, in welchem sie diesen Weg mit Festigkeit verfolgen, übersehen sie gewiss nicht den Eindruck, den ein einzelnes Kunstwerk in dieser oder jener Art hinterlassen hat. Gerade dem Künstler, der am tiefsten empfindet, dass das Höchste und Letzte in einem Kunstwerk nur aus dem Gefühle entspringt, und auf das Gefühl zurückwirkt, flösst die Stimme eines gebildeten und fein empfindenden Publicums immer die grösseste Achtung ein. Durch die Art, auf welche in Vereinen, wie der unsrige ist, das Urtheil der Künstler, die hier die Rolle des Publicums übernehmen, wählen, bestellen und kaufen, dem Urtheil der Mitglieder gegenübertritt, können durch gegenseitige Berichtigung und Bewahrung vor Einseitigkeit solche Vereine einen, sich noch über ihren besondren Zweck hinaus verbreitenden wohlthätigen Einfluss auf den Geschmack und die Kunstansicht überhaupt ausüben.

---

[1] *Heinrich Anton Daehling (1773–1850), Historien- und Genremaler, war seit 1814 Professor an der Berliner Kunstakademie.*

[2]) *Heinrich Lengerich (1790–1865), Historienmaler, war ein Schüler Wachs.*

[3]) *Daehlings Gemälde stellte den Sänger aus Goethes Ballade, Lengerichs den Pagen eines römischen Senators dar.*

Das Directorium des Vereins hat die Absicht, alle Gemälde und andre Kunstwerke, die zur Verloosung kommen, radiren zu lassen, damit jedes Mitglied ein Exemplar dieser Nachbildungen besitzen kann. Es wird auf diese Weise bei jedem eine Sammlung der, seit seinem Beitritt, von dem Verein an sich gebrachten Kunstwerke in radirten Blättern entstehen, die nach mehreren Jahren zu interessanten Vergleichungen Anlass geben kann. Das Directorium hofft, sich der Zustimmung der Mitglieder des Vereins bei dieser Einrichtung versichert halten zu können.

. . . .

10.

Lettre à Monsieur Abel-Rémusat, sur la nature des formes grammaticales en général, et sur le génie de la langue Chinoise en particulier.

Monsieur,

[1]) Je me suis occupé du Chinois, ainsi que Vous avez bien voulû me le conseiller, et la facilité admirable que Vous avez

---

Handschrift (75 halbbeschriebene Folioseiten) in der Königlichen Bibliothek in Berlin. Sie führt den Titel: „Lettre à Monsieur Abel-Rémusat." — *Erster Druck:* Lettre à monsieur Abel-Rémusat sur la nature des formes grammaticales en général et

---

[1]) *Erster Druck der Absätze 1—7, 20—23 und 27—28:* Journal asiatique *9, 115—123 (Augustheft 1826). Er führt den Titel:* „Sur le génie grammatical de la langue chinoise, comparé à celui des autres langues", *steht sprachlich und stilistisch vielfach der Handschrift näher als der endgültige Druck und wird durch folgende Vorbemerkung eingeleitet:* „Monsieur Guillaume de Humboldt, pressé par les sollicitations de quelques hommes de lettres de Paris, s'est décidé à permettre qu'on rendît publique l'une des lettres qu'il a adressées à monsieur Abel-Rémusat dans le cours d'une discussion qui avait pour objet le caractère grammatical de la langue chinoise et l'appréciation des moyens que cette langue emploie pour parvenir à l'expression juste et complète des pensées. Cette lettre fort étendue est maintenant sous presse et paraîtra d'ici à quelques semaines. En attendant nous pensons que les lecteurs du Journal asiatique nous sauront gré d'en transcrire quelques passages, qui serviront à faire juger l'importance des questions débattues. La langue chinoise, a-t-on dit quelque part, semble destinée à agrandir le champ de la grammaire générale. Rien n'est plus propre à justifier cette assertion que l'examen vraiment philosophique des principes de la grammaire chinoise, tel que le présente ici monsieur de Humboldt. On y trouvera comme dans les autres communications dont nous sommes redevable au même auteur, autant de profondeur que de clarté, autant de finesse que de solidité, des aperçus ingénieux et de grandes vues, avantages rarement réunis et qui distinguent éminemment les productions de notre savant associé."

portée dans cette étude par Votre grammaire [1]) et par l'édition du *Tchoûng-yoûng*, [2]) a secondé mes efforts. J'ai comparé attentivement

sur le génie de la langue chinoise en particulier par monsieur Guillaume de Humboldt *S. 1—93 (1827). Da dieser Druck eine nicht von Humboldt herrührende sprachliche und stilistische Überarbeitung darstellt, folgt der obige Text der Handschrift. Rémusat leitet den Abdruck durch folgendes* „Avertissement" *ein:* „La lettre que nous publions doit sa naissance à une discussion qui s'est élevée entre monsieur Guillaume de Humboldt et un professeur de Paris. La question souvent agitée de la nature et de l'importance réelle des formes grammaticales s'est renouvelée depuis que deux langues célèbres de l'Asie, remarquables, l'une par la perfection de son système, l'autre par la pauvreté apparente qui la caractérise, ont commencé à être étudiées avec plus de soin et de succès. Le sanscrit et le chinois offraient des faits nouveaux qu'il devenait indispensable d'examiner, et les progrès de la philologie orientale devaient tourner au profit de la grammaire générale et de la métaphysique du langage. Divers mémoires, lus par monsieur Guillaume de Humboldt à l'académie de Berlin, annonçaient par leur titre seul que ce savant célèbre avait abordé un sujet éminemment philosophique, et la communication qu'il en fit obligeamment à quelques hommes de lettres français, leur en donna l'idée la plus avantageuse. Cependant le chinois semblait sous quelques rapports faire exception aux principes de l'auteur et on appela son attention sur ce singulier phénomène d'un peuple qui depuis quatre mille ans possède une litérature florissante sans formes grammaticales. Comparée sous ce rapport au sanscrit, au grec, à l'allemand et aux autres idiomes pour lesquels monsieur Guillaume de Humboldt annonçait une juste prédilection, la langue chinoise offrait des particularités qu'il n'était plus permis de négliger. Accoutumé à surmonter des difficultés bien autrement graves, cette étude n'a été qu'un jeu pour le savant académicien et il y a bientôt acquis assez d'habileté pour y porter une nouvelle lumière. Ainsi qu'on l'avait prévu, plusieurs questions curieuses acquirent à ses yeux plus d'importance, et comme il continuait de communiquer ses idées à la personne qui en suivait le progrès avec le plus d'intérêt, il a été conduit à les résumer, en leur donnant à la fois un meilleur ordre et de plus grands développements dans une lettre plus étendue que toutes celles qui avaient précédé. C'est cette lettre que nous livrons à l'impression, persuadés que notre savant correspondant ne nous saura pas mauvais gré de faire jouir le public d'un écrit qu'il ne lui avait pas destiné, mais qui contient trop d'idées neuves et de réflexions profondes, pour ne pas mériter de voir le jour.

Les théories de l'auteur touchent aux parties les plus subtiles de la grammaire générale et les applications qu'il en fait tombent sur un idiome dont la connaissance est encore trop peu répandue en Europe: c'est annoncer assez qu'il peut y rester quelques points à discuter et à éclaircir. Plusieurs sujets de doutes avaient été proposés

[1]) „Éléments de la grammaire chinoise ou principes généraux du *Kou-Wen* ou style antique et du *Kouan-Hoa,* c'est-à-dire de la langue généralement usitée dans l'empire chinois", *Paris 1822.*

[2]) „L'invariable milieu, ouvrage moral de Tsen-ssé en chinois et en mandchou, avec une version litérale latine, une traduction française et des notes, précédé d'une notice sur les quatre livres moraux communément attribués à Confucius", *Paris 1818.*

les textes Chinois, renfermés dans ces deux ouvrages, avec la traduction que Vous en donnez, et j'ai tâché de me rendre compte par ce moyen de la nature particulière de la langue Chinoise. Etant parvenù à fixer jusqu'à un certain point mes idées à ce sujet, je vais Vous les soumettre. Monsieur, et prends la liberté de Vous prier de vouloir bien les examiner et les rectifier. Je ne puis avoir qu'une connoissance bien imparfaite encore de la langue Chinoise, et il est dangereux de hasarder un jugement sur le génie et le caractère d'une langue sans en avoir fait une étude approfondie. J'ai donc grand besoin d'être guidé par Vos bontés dans une carrière neuve et difficile.

La première impression que laisse la lecture d'une phrase Chinoise, est que cette langue s'éloigne de presque toutes celles qu'on connoît. Mais en fait de langues il faut se garder d'assertions générales. Il seroit difficile de dire que la langue Chinoise différât entierement de toutes les autres. Je m'arrêterai, pour avoir un point fixe de comparaison, d'abord surtout aux langues classiques; j'aurai principalement elles en vue, lorsque je parlerai du Chinois en opposition des autres langues, j'examinerai plus tard s'il y en a réellement qui conviennent plus ou moins avec lui.

Je crois pouvoir réduire la différence de la langue Chinoise des autres langues au seul point fondamental que, pour indiquer la liaison des mots dans ses phrases, elle ne fait point usage des catégories grammaticales, et ne fonde point sa grammaire sur la classification des mots, mais fixe d'une autre manière les rapports des élémens du langage dans l'enchaînement de la pensée. Les grammaires des autres langues ont une partie étymologique et une partie syntactique; la grammaire chinoise ne connoît que cette dernière.

---

dans la correspondance dont on a parlé, et l'on a cru utile d'indiquer ici ceux qui ne paraissaient pas avoir été levés complètement. C'est l'objet des notes ou observations qu'on a placées à la fin de la lettre de monsieur Guillaume de Humboldt. Une personne moins dévouée que ce savant aux intérêts de la vérité aurait pu désapprouver ce genre d'additions. Pour lui nous avons la confiance qu'il y verra un hommage rendu à son caractère et une preuve de gratitude pour l'honneur qu'il a fait à l'éditeur en lui adressant le résultat de ses réflexions. Si les faits nouveaux qu'on lui propose et les considérations qu'on se plaît à lui soumettre provoquaient de sa part quelque travail ultérieur, ce serait au public instruit à nous savoir gré des éclaircissements qui auraient encore été obtenus sur un sujet si digne d'occuper les hommes qui ont consacré leurs méditations à l'histoire du développement et des progrès de l'intelligence."

De là découlent les lois et les particularités de la phraséologie Chinoise, et dès qu'on se place sur le terrain des catégories grammaticales, on altère le caractère original des phrases Chinoises.

Vous trouverez peut-être, Monsieur, ces assertions trop étendues et trop positives, ou Vous supposerez que j'aye voulù dire simplement que la langue Chinoise néglige d'attacher aux mots les marques des catégories grammaticales, et ne poursuit pas cette classification jusqu'aux dernières ramifications. J'avoue cependant que la langue Chinoise me semble moins négliger que dédaigner de marquer les catégories grammaticales, et se placer, autant que la nature du langage le comporte, sur un terrain entièrement différent. Mais je sens que ceci exige des développemens d'idées et des preuves de fait; et je vais Vous soumettre, Monsieur, ce qui dans mes réflexions générales sur les langues et dans mes occupations Chinoises m'a conduit à ce que je viens d'avancer.

Je nomme catégories grammaticales les formes grammaticales des mots, c'est à dire les parties d'oraison et les autres formes rangées sous elles. Ce sont des classes de mots qui leur attribuent certaines qualifications grammaticales, qui sont reconnues, ou à des marques inhérentes aux mots mêmes, ou à la place que les mots occupent, ou à la liaison de la phrase. Aucune langue peut-être ne distingue, ni ne marque toutes ces formes, mais on peut dire qu'une langue les emploie à l'indication de la liaison des mots, si elle fait de cette classification la base de sa grammaire, si au moins les formes ou catégories principales sont reconnoissables indépendamment du sens du contexte, et si la nature de la langue porte l'esprit de ceux qui la parlent, à assigner chaque mot à une de ces classes aussi là où il n'en porte point les marques distinctives.

La classification des mots d'après les catégories grammaticales tire son origine d'une double source: de la nature de l'expression de la pensée par le langage et de l'analogie qui regne entre ce dernier et le monde réel.

Comme on exprime en parlant les idées par des mots qui se succèdent, il doit exister un ordre déterminé dans la combinaison de ces élémens, pour en former l'ensemble de l'idée exprimée, et cet ordre doit être le même dans celui qui parle et dans celui qui écoute, pour rendre l'intelligence mutuelle. C'est là la base de toute grammaire. Cet ordre établit nécessairement des rapports entre les mots d'une phrase et entre ces mots et l'ensemble de

l'idée, et ces rapports, considérés dans leur généralité, et abstraction faite des idées particulières auxquelles ils s'attachent, nous donnent les catégories grammaticales. C'est donc par l'analyse de la pensée convertie en paroles qu'on parvient à déduire les formes grammaticales des mots. Mais cette analyse ne fait que développer ce qui se trouve déjà originairement dans l'esprit de l'homme doué de la faculté du langage; et parler d'après ces formes, et s'élever à leur connoissance par la réflexion sont deux choses entièrement différentes. Car l'homme ne se comprendroit ni soi-même, ni les autres, si ces formes ne se trouvoient pas comme des archétypes dans son esprit, ou pour me servir d'une expression plus rigoureusement juste, si sa faculté de parler n'étoit soumise, comme par une espèce d'instinct naturel, aux lois que ces formes imposent.

Les catégories grammaticales se trouvent en relation intime avec l'unité de la proposition; car elles sont des exposans des rapports des mots à cette unité, et conçues avec précision et clarté, elles marquent davantage cette unité et la rendent sensible. Les rapports des mots doivent augmenter et varier à proportion de la longueur et de la complication des phrases, et il en résulte naturellement que le besoin de poursuivre la distinction des catégories ou formes grammaticales jusque dans leurs dernières ramifications naît surtout de la tendance à former des périodes longues et compliquées. Là où des phrases entrecoupées dépassent rarement les limites de la proposition simple, l'intelligence ne rend guère nécessaire de se représenter exactement les formes grammaticales des mots, ou d'en porter la distinction jusqu'au point où chacune paroit dans toute son individualité. Il suffit pour lors très-souvent de savoir qu'un tel mot est le sujèt de la proposition sans se rendre compte exactement, s'il est substantif ou infinitif, qu'un autre en détermine un troisième sans se décider, s'il faut le prendre pour participe ou adjectif.

On voit par là qu'il est possible de parler et d'être compris sans s'assujettir à marquer ou même à distinguer exactement les formes grammaticales des mots. Ces formes ne s'en trouvent pas moins dans l'esprit de celui qui en use ainsi, il n'en suit pas moins les lois, mais il exprime sa pensée de manière à pouvoir se borner à une application générale de ces lois. Il n'est pas dans le besoin de les spécifier, et les formes grammaticales des mots n'étant point spécifiées par tout ce qui distingue chacune d'elles, ne peuvent pas proprement agir sur son esprit, ni diriger princi-

palement son langage. Mais avant que de poursuivre ce point extrememement important pour toute recherche sur la langue Chinoise, je vais passer à l'analogie entre le langage et le monde réel, comme donnant également lieu à classer les mots dans diverses catégories purement grammaticales.

Les mots se placent naturellement dans les catégories auxquelles appartiennent les objèts qu'ils représentent. C'est ainsi qu'il existe dans toute langue des mots de signification substantive, adjective et verbale, et les idées de ces trois formes grammaticales naissent très naturellement de là. Mais ces mêmes mots peuvent aussi être adaptés à une autre catégorie, celui dont l'idée est substantive, peut être transformé en verbe, ou *vice versa.* Il y a en outre des mots dont la signification ideale ne trouve point une pareille analogie dans le monde réel, et ces mots aussi peuvent être classifiés à l'instar des autres. Il existe donc dans chaque langue deux espèces de mots, l'une se compose de mots à qui leur signification, l'objèt qu'ils représentent (substance, action ou qualité) assigne leur catégorie grammaticale, l'autre de mots qui, n'étant point dans ce cas, peuvent être pris dans plus d'une, selon le point de vue sous lequel on les envisage. La manière dont une langue traite ces derniers, est de la plus grande importance. Si elle les place également dans ces catégories et leur en donne la forme, ces mots ont vraiment une valeur grammaticale, sont réellement des substantifs ou des verbes; car ces rapports en eux n'existent qu'en idée, n'ont été apperçus que par une manière particulière de regarder le langage, et servent par cette même raison à son usage. Si au contraire les catégories de ces mots restent vagues et indéterminées, aussi ceux dont la signification annonce la catégorie, n'ont plus une valeur grammaticale, ne sont pas des verbes ou des substantifs, mais simplement des expressions d'idées verbales ou substantives. Car les rapports de verbes et de substantifs ne leur ont point été assignés ni par, ni pour le langage dans lequel on peut former beaucoup de phrases sans leur secours. Même dans les phrases où ils entrent, ils n'agissent pas toujours grammaticalement dans la qualité que leur signification annonce. L'expression d'une idée verbale ne forme pas nécessairement, ainsi que c'est le caractère distinctif du verbe, la liaison entre le sujèt et l'attribut de la proposition. L'expression d'une idée substantive peut s'attacher au régime, de la même manière que le feroit grammaticalement le verbe, quoique le substantif passe en infinitif,

dès que, sans l'intermédiaire d'une préposition, il prend un complément direct.

On ne peut donc parvenir aux catégories grammaticales par cette voye que lorsqu'une nation possède une tendance à regarder la langue qu'elle parle, comme un monde à lui, mais analogue au monde réel, à voir dans chaque mot un individu et à ne pas souffrir qu'il y en ait qu'on ne puisse assigner à une classe quelconque. Cette tendance naîtra surtout du travail de l'imagination appliquée au langage, et dans les langues qui excellent par une grammaire riche et variée, ce travail paroit avoir développé l'instinct intellectuel dont j'ai parlé plus haut.

Dans les langues qui ne distinguent qu'imparfaitement les catégories grammaticales, ou dans lesquelles cette distinction semble disparoitre entièrement, il faut néanmoins que les mots, enchainés dans la phrase, ayent une valeur grammaticale outre leur valeur matérielle ou lexicale. Mais cette valeur n'est pas reconnoissable dans le mot pris isolément, ou du moins pas indépendamment de sa signification. Elle résulte ou de cette dernière, si l'objèt que le mot représente, ne peut appartenir qu'à une catégorie seulement, ou de l'habitude d'assigner à une catégorie un mot qui, selon sa signification, pourroit appartenir à plusieurs, ou de l'emploi dans la phrase et dans ce cas de l'arrangement des mots, fixé comme règle grammaticale, ou du sens du contexte. Car ce sont là, il me semble, les différentes manières dont la valeur grammaticale peut s'annoncer dans les langues.

Dans une même langue les mêmes idées grammaticales occupent, ou plutôt les mêmes lois grammaticales dirigent celui qui parle et celui qui écoute. Si ce dernier est étranger et qu'il parle une langue de structure différente, il y porte les siennes. Si la grammaire qui lui est habituelle, est plus parfaite, il exige dans chaque mot de la langue étrangère une précision égale de l'expression de la valeur grammaticale, et il n'y a aucun doute que dans chaque phrase d'une langue quelconque chaque mot (si on lui applique ce système) peut être assigné à une catégorie grammaticale à laquelle seule il peut appartenir, si l'on pèse exactement le sens et la liaison des idées exprimées. Car la grammaire, bien plus que toute autre partie de la langue, existe essentiellement dans l'esprit, étant sa manière de lier les mots pour exprimer et concevoir des idées, et tous ceux qui s'occupent d'une langue étrangère y arrivent, s'il m'est permis de me servir de cette image,

avec des cases toutes préparées pour y ranger les élémens qu'elle leur présente. La grammaire qu'on trouve dans une langue par cette manière d'interprétation, n'est donc pas toujours celle qui y existe réellement. La véritable grammaire d'une langue s'y présente d'une manière reconnoissable à des marques inhérentes aux mots, ou à des mots grammaticaux, ou à la position fixée d'après des lois constantes, ou elle existe, sousentendue, dans l'esprit de ceux qui la parlent, mais se manifeste par la coupe et la tournure des phrases.

En parlant ici des diverses manières d'exprimer la valeur grammaticale des mots, j'ai surtout eû en vue le dégré de précision que les nations portent dans cette expression. Le plus haut se trouve dans la distinction des catégories grammaticales jusque dans leurs dernières ramifications, et comme l'homme parvient à cette distinction d'un côté en analysant la pensée énoncée en paroles, et d'un autre en traitant et maniant d'une manière particulière la langue qui en est l'organe, nous touchons ici à ce qu'il y a de plus intime et de plus profond dans la nature des langues, au rapport primitif qui existe entre la pensée et le langage.

Tout jugement de l'esprit est une comparaison de deux idées dont on prononce la convenance ou la disconvenance. Tout jugement peut en conséquence être réduit à une équation mathématique. C'est cette forme première de la pensée que les langues revêtent de la leur en unissant les deux idées d'une manière synthétique, c'est à dire en y ajoutant l'idée de l'existence. Elles se servent pour cet effèt du verbe fléchi qui est la réalisation de l'idée verbale, et qui ne se trouve que dans la pensée parvenûe au comble de sa précision et de sa clarté par le moyen du langage. C'est par là que le verbe devient le centre de la grammaire de toutes les langues.

Si l'on examine l'opération que l'homme, souvent sans s'en appercevoir, fait en parlant, c'est une prosopopée continuelle. Dans chaque phrase un être idéal (le mot qui constitue le sujet de la proposition) est mis en action ou représenté en étât de passivité. L'action intérieure par laquelle on forme un jugement, est rapportée à l'objèt sur lequel on prononce. Au lieu de dire: je trouve les idées de l'être suprême et de l'éternité identiques, l'homme pose ce jugement au dehors de lui et dit: l'être suprême est éternel. C'est là, si j'ose me servir de cette expression, la

partie imaginative des langues. Elle doit nécessairement exister dans chacune d'elles, puisqu'elle tient à l'organisation intellectuelle de l'homme et à la nature du langage, mais les développemens qu'elle reçoit, le point auquel elle est cultivée, dépendent du génie particulier des nations. Les langues classiques la portent à son comble, la langue Chinoise n'en adopte que ce qui est absolument indispensable pour parler et être compris.

Les nations peuvent ainsi, en formant les langues, suivre deux routes extrêmement différentes: s'attacher foncièrement aux rapports des idées comme telles, s'en tenir avec sobriété à ce que leur énonciation, claire et précise, exige indispensablement, et prendre aussi peu que possible de ce qui appartient à la nature particulière de la langue, comme organe et instrument de la pensée; ou cultiver surtout la langue, comme instrument, s'attacher à sa manière de représenter la pensée, l'assimiler, comme un monde ideal, au monde réel sous tous les rapports qui peuvent y être appliqués.

La distinction des genres des mots, propre aux langues classiques, mais négligée par un grand nombre d'autres, offre un exemple frappant de ce que je viens d'avancer. Elle appartient entièrement à la partie imaginative des langues. L'examen de la pensée et de ses rapports intellectuels ne sauroit y conduire; regardée de ce point de vue, elle seroit même rangée facilement parmi les imperfections des langues, comme peu philosophique, superflue et déplacée. Mais dès que l'imagination active et fraiche d'une nation vivifie tous les mots, assimile la langue entièrement au monde réel. en achève la prosopopée, en faisant de chaque période un tableau dont l'arrangement des parties et les nuances appartiennent plus à l'expression de la pensée qu'à la pensée même, les mots doivent avoir des genres, comme les êtres vivans appartiennent à un sexe. Il en résulte ensuite des avantages techniques dans l'arrangement des phrases, mais pour les apprécier et en sentir le besoin, une nation doit être frappée surtout de ce que la langue ajoute à la pensée en la transformant en parole.

Je crois avoir suffisamment développé jusqu'ici l'origine de la distinction des formes grammaticales dans les langues. Je ne les regarde point comme le fruit des progrès qu'une nation fait dans l'analyse de la pensée, mais plutôt comme résultant de la manière dont une nation regarde et traite sa langue. J'ajoute seulement ici l'observation que dès qu'une nation poursuit cette

route, le systême se complette, puisque l'idée d'une de ces catégories conduit naturellement à l'autre, et il faut avouer qu'autant que le systême est défectueux, même l'idée d'une seule de ces catégories manque de sa précision accomplie.

Il seroit impossible de parler sans être dirigé par un sentiment vague des formes grammaticales des mots. Mais je crois avoir montré également qu'il est possible, en ne faisant entrer qu'un nombre bien limité de rapports dans une phrase, de s'arrèter au point où la distinction exacte des catégories grammaticales n'est point nécessaire, qu'on peut renoncer entièrement au systême de classer chaque mot dans une de ces catégories, et de lui en attacher la marque, qu'on peut tâcher de s'éloigner, dans la formation des phrases, aussi peu que possible, de la forme des équations mathématiques. Il suit également de ce qui a été dit plus haut, qu'aucune des catégories grammaticales ne peut être conçue dans toute sa précision par celui qui n'est pas habitué à en former et appliquer le systême complet.

Les Chinois qui sont dans ce cas, s'énoncent souvent de manière à laisser indéterminée la catégorie grammaticale à laquelle il faut assigner un mot employé; mais ils ne sont pas forcés non plus d'ajouter à la pensée là où elle n'en a que faire, l'idée précise que telle ou telle forme grammaticale entraine après elle. On peut en Chinois employer le verbe sans y exprimer le temps qui, dans l'énonciation des idées générales, est toujours un accessoire déplacé, on n'a pas besoin de mettre le verbe ou à l'actif ou au passif, on peut comprendre les deux modifications dans le même mot ensemble. Les langues classiques ne pouvant que rarement s'énoncer ainsi d'une manière indéfinie, doivent avoir recours à d'autres moyens pour rendre à l'idée la généralité qu'elles ont été obligées de circonscrire en employant une forme précise.

Il mérite d'être remarqué que les deux langues Américaines des Maya et des Betoi ont deux manières d'exprimer le verbe dont l'une marque le temps auquel l'action est assignée, l'autre énonce purement et simplement la liaison de l'attribut avec le sujèt. Cela est d'autant plus frappant que ces deux langues attachent dans leur véritable Conjugaison aussi au Présent un affixe particulier. Ces rapprochemens peuvent, ce me semble, servir à prouver que, lorsqu'on trouve de pareilles particularités dans les langues, il ne faut point les attribuer à un esprit éminemment philosophique dans leurs inventeurs. Toutes les nations dont les

langues n'ont pas adopté la fixité des formes grammaticales, ajoutent, là où le sens l'exige, des adverbes de temps au verbe, et négligent de le faire dans d'autres cas, et ce n'est que cette méthode qui se régularise dans différentes langues de différentes manières. Mais il n'en reste pas moins vrai, que l'esprit philosophique s'étant développé dans la suite des temps, il peut tirer un parti fort utile de ces particularités en apparence insignifiantes.

N'adoptant point le système des distinctions des catégories grammaticales des mots, on doit se servir d'une autre méthode pour faire connoître la liaison grammaticale des idées. C'est ce que j'ai indiqué au commencement de cette lettre et ce que je devrai développer davantage à présent. Mais j'arriverai plus facilement au but que je me propose, en appliquant directement dès à présent mon raisonnement à la langue Chinoise et en passant ainsi aux preuves de fait dont j'ai parlé plus haut.

J'ai pris la liberté, Monsieur, de fixer Votre attention sur la liaison étroite entre l'unité de la proposition énoncée et les formes grammaticales. Dans nos langues nous reconnoissons cette unité au verbe fléchi, quelquefois sousentendû, mais le plus souvent exprimé grammaticalement. Autant il y a de verbes fléchis, autant il y a de propositions.

La langue Chinoise emploie tous les mots dans l'état où ils indiquent, abstraction faite de tout rapport grammatical, l'idée qu'ils expriment. Tous les mots Chinois, quoiqu'enchainés dans une phrase, sont *in statu absoluto,* et ressemblent par là aux radicaux de la langue Samscrite.

La langue Chinoise ne connoit donc, à parler grammaticalement, point de verbe fléchi, elle n'a pas proprement de verbes, mais seulement des expressions d'idées verbales, et ces dernières paroissent sous la forme d'infinitifs, c'est à dire sous la plus vague de celles que nous connoissons. On peut dire à la vérité que l'expression d'une idée verbale, précédée d'un substantif ou d'un pronom, équivaut en Chinois au verbe fléchi, aussi bien que les mots *they like* en Anglois. Il n'y a aucun doute qu'on ne puisse dans quelques unes de nos langues modernes, surtout en Anglois, former des phrases même assez longues entièrement Chinoises, puisqu'aucun mot n'y porte l'exposant d'un rapport grammatical, mais la différence est néanmoins grande et sensible. Le mot *like* est placé, aussi grammaticalement, à l'actif et au présent, puisqu'il manque des marques du passif et des autres tems, il s'annonce

donc comme verbe, celui qui le prononce, sait que dans d'autres cas ce verbe marque aussi la personne dont il est question. Un Anglois est habitué en général à combiner les élémens de la phrase d'après leurs formes grammaticales, puisqu'il existe des marques distinctives de ces formes, de véritables exposans des rapports grammaticaux dans sa langue, et c'est là le point important. Dans une langue où le manque de ces exposans forme la règle, l'esprit ne sauroit être porté à y suppléer, comme dans celles où ce manque est compté parmi les exceptions.

Ce qu'on nomme verbe en Chinois n'est pas ce qui est désigné par le terme grammatical de verbe fléchi, et c'est là en quoi diffère la matière de la forme des mots. Prononcer un verbe comme liaison de la proposition, et comme devant indiquer un rapport grammatical, c'est appliquer réellement l'attribut au sujèt, poser (par l'acte intellectuel qui constitue le langage) ce dernier comme existant ou agissant d'une manière déterminée. Or si une nation est frappée de ce rapport grammatical au point de vouloir l'exprimer, elle attachera à l'idée verbale quelquechose qui la désigne comme existence ou action réelle; elle exprimera avec l'idée matérielle au moins une ou autre des circonstances qui accompagnent toute existence ou action, le tems, le sujèt, l'objèt, l'activité ou la passivité. C'est ainsi que dans un grand nombre de langues sans flexions, p. e. dans la langue Copte, la plupart des langues Américaines et dans d'autres encore, le verbe fléchi porte avec lui un pronom abrégé en guise d'affixe, soit toujours, soit au moins là où le sujèt n'est pas exprimé, c'est ainsi qu'en Mexicain le verbe est même accompagné du pronom qui représente son complément ou de ce complément lui-même qui lui est incorporé. On voit de cette manière à la forme même du verbe, s'il est neutre ou transitif. Le verbe dans toutes ces langues s'annonce comme véritable partie d'oraison, comme forme grammaticale; il désigne, outre la valeur lexicale, ce qui caractérise l'existence et l'action réelle, il prouve par là qu'il n'a pas été regardé comme l'idée vague d'une manière d'exister ou d'agir, mais comme posé réellement dans la phrase dans un état déterminé d'existence ou d'action. En Chinois toutes ces modifications lui manquent, il n'exprime que l'idée; son sujèt, son complément, s'il en a, forment des mots séparés, le tems pour la plupart n'est pas marqué ou l'est non comme accessoire indispensable du verbe, mais comme appartenant à l'expression de l'idée

de la phrase. Le soi disant verbe, si l'on veut lui assigner une forme grammaticale, sans lui prèter ce qu'il n'annonce, ni ne possède, est à l'infinitif, c'est à dire dans un étât mitoyen entre le verbe et le substantif. Le lecteur reste entièrement douteux, si ce verbe forme, comme verbe fléchi, la liaison entre le sujèt et l'attribut, ou s'il faut le regarder comme l'attribut et sous-entendre le verbe substantif. Plus on se pénètre du caractère des phrases Chinoises, plus on incline à cette dernière opinion. A peine même a-t-on besoin de sousentendre ce verbe; on peut regarder souvent la proposition, à l'instar d'une équation mathématique, simplement comme l'énonciation de la convenance ou disconvenance du sujèt avec l'attribut.[1])

Une circonstance fait à la vérité aussi dans la construction Chinoise reconnoitre le verbe. La langue Chinoise range les mots des phrases dans un ordre déterminé, et la différence fondamentale de cet ordre est celle que les mots qui en déterminent d'autres, précèdent ces derniers, mais que ceux sur lesquels d'autres se dirigent, comme sur leur objèt, suivent ceux dont ils dépendent. Or il est dans la nature des verbes comme exprimant l'idée d'une action, d'avoir un objèt sur lequel ils se dirigent, tandisqu'il est de la nature des noms, comme désignant des choses (qualités ou substances), d'être déterminés dans l'étendue qu'on veut leur assigner. On reconnoit donc en Chinois les noms à la circonstance d'être précédés par leurs déterminatifs, et les verbes à celle d'être suivis par leur régime, et dans un grand nombre de phrases Chinoises on passe du mot déterminant au mot déterminé jusques au point où cet ordre devient l'inverse en conduisant du mot qui régit à celui qui est régi, ou ce qui revient au même, du mot déterminant au mot déterminé. Le mot qui occupe cette

---

[1]) *Hier ist folgender Absatz gestrichen:* „Ces deux parties constitutives de chaque proposition ne sauroient se distinguer d'une manière aussi visible dans les phrases Chinoises que dans celles des langues à formes grammaticales, puisque le verbe fléchi, ce centre de la phrase, ne s'annonce point par sa forme. Il reste même, comme je viens de le dire, toujours indécis, s'il faut prendre le verbe attributif pour un verbe liant l'attribut au sujet ou pour l'attribut même exigeant un autre verbe pour cet effet, s'il faut traduire p. e. le commencement du *Tchoûng-yoûng*: l'ordre céleste s'appelle nature ou l'ordre céleste est ce qu'on appelle nature. Il faut souvent juger du contexte seul, où il faut placer le verbe sousentendû, et si le prétendû verbe peut être pris également pour un substantif, et même toujours, puisque l'infinitif peut servir de substantif, on peut rester douteux sur la place qu'il faut lui assigner."

place, fait les fonctions du verbe en Chinois, et forme l'unité de la proposition. C'est ainsi que *T. (Tchoûng-yoûng)* p. 32. I. 1. *'wéi*, p. 67. XX. 2. *tsái* peuvent aussi grammaticalement être regardés comme unissant l'attribut au sujèt.

Mais on chercheroit envain dans cette méthode d'indiquer la liaison des mots la véritable idée du verbe fléchi. La circonstance de faire suivre le complément à l'idée verbale, est aussi commune à l'infinitif et au participe. Le substantif même pourroit être construit ainsi, si la plupart des langues n'avoient la coutume de se servir dans ces cas de l'intermédiaire d'une préposition. De l'autre côté le verbe Chinois est aussi bien souvent déterminé par des mots qui le précèdent. Il n'y a donc rien là qui caractérise rigoureusement sa qualité grammaticale.

L'unité même de la phrase n'est pas constituée par ce différent arrangement des mots, et l'on reste bien souvent douteux, si l'on doit regarder une série de mots comme une ou comme deux propositions. Dans la phrase que je viens de citer, *T.* XX. 2. ne pourroit on pas regarder aussi *poú* comme terminant une proposition, et traduire *regimen ordinatum est, exstat in cet.*? Dans la phrase *ta kŏ táo* rien indique-t-il qu'il faille la traduire en deux propositions *valde ploravit, dixit*, ou dans une *valde plorando dixit*? Le simple sujèt d'une proposition semble même quelquefois être énoncé isolément sans le lier immédiatement à ce qu'on nomme verbe, et placé là comme pour être pris en considération à lui seul. On le trouve souvent séparé du reste de la phrase par un signe de ponctuation, même le verbe auquel il se réfère, accompagné encore d'un pronom qui le représente. Tout cela me semble prouver que les Chinois ne rangent pas leurs mots d'après des formes grammaticales qui assigneroient des limites fixes aux différentes propositions, mais profèrent chaque mot comme livré préalablement isolément à la réflexion, en entrecoupant continuellement leurs phrases et ne liant les mots que là où l'idée l'exige absolument. Ils indiquent des pauses moyennant des particules finales, mais ces particules manquent souvent là où il y a des pauses très-marquées. Si je ne me trompe pas dans cette manière de regarder la construction Chinoise, le doute, si les phrases ci-dessus citées forment une ou deux propositions, ne s'élève pas du tout dans l'esprit d'un Chinois.

Ne croiriez Vous pas aussi, Monsieur, que notre méthode de ranger les mots toujours rigoureusement sous les catégories gram-

maticales, nous force souvent à regarder comme une même proposition des phrases Chinoises qui en renferment deux ou plusieurs? Ne devroit-on pas traduire p. e. la phrase citée dans Votre grammaire nr. 159. d'après le génie de la langue Chinoise: il dispose de l'empire (*utitur* d'après l'analogie de nr. 252.), il régale l'homme? La particule *ì* peut presque toujours se traduire ainsi, et *sò ì*, que d'après nos idées nous regardons comme une conjonction, forme à ce qu'il me semble une proposition incidente qui se place souvent immédiatement après le sujèt. (*T.* p. 64. XIX. 4.)

Les propositions qui marquent le terme d'une action dont Vous parlez, Monsieur, au nr. 84—91. de Votre grammaire, renferment, presque sans aucune exception, originairement une idée verbale. Cela n'indiqueroit-il pas clairement la marche de la construction Chinoise? On exprime une idée verbale et la proposition d'après nos idées est terminée là, on ajoute immédiatement après une autre idée verbale (exprimant généralement un mouvement, une direction et passant insensiblement en préposition) et la fait suivre de son complément, c'est à dire qu'on commence une seconde proposition avant terminé la première. Quelquefois cet ordre est retourné. Le verbe qui tient lieu de préposition, précède avec son complément et est suivi de celui dont, comme préposition, il est le régime. (Gr. 299.) Mais la construction reste, aussi dans ce cas, grammaticalement toujours la même.

Les idées de substantif et de verbe se mèlent et se confondent nécessairement dans les phrases Chinoises, la même particule sert à séparer, comme signe du génitif, un substantif d'un autre, et comme particule relative, le sujèt du verbe. On voit par cette circonstance seule que la langue n'adopte pas la méthode de nos formes grammaticales. Dès qu'on abandonne la rigueur des idées grammaticales, le verbe, surtout à l'infinitif peut être pris comme substantif, et il y a des langues qui pour indiquer les personnes, lui attachent les pronoms possessifs, comme ceux substantifs; n o t r e m a n g e r est à peu près la même idée que n o u s m a n g e o n s. En Chinois des adjectifs et même des substantifs (Gr. 55.) changent d'accent, lorsqu'ils passent en verbes, et d'après Monsieur Morrison (Vol. I. Part. 1. p. 17.)[1]) les mots usités à la fois comme

[1]) *Gemeint ist Morrisons* „A dictionary of the chinese language", *erschienen Macao 1815—23.*

noms et verbes, ont, lorsqu'ils servent de verbes, ordinairement l'accent appellé *khiú*. La prononciation Angloise (*Walkers Pronouncing dictionary.* 16. éd. p. 71. §. 492.) établit une distinction semblable pour les mots de deux syllabes employés à la fois comme substantifs et comme verbes. Mais en Chinois ce changement de prononciation ne décide rien sur le sens grammatical. Le mot ne devient pas proprement un verbe, mais prend seulement la signification verbale.

Je ne puis me dispenser de Vous addresser, Monsieur, à cette occasion une question sur les mots *tchoûng-yoûng*. Vous les traduisez par milieu invariable, *medium constans*. Mais regardez Vous le rapport grammatical de ces deux mots comme étant le même que p. e. celui de *táï hiŏ*? J'avoue qu'il me paroît différent. Comme adjectif *yoûng* devroit précéder *tchoûng*. Il me semble qu'en appliquant nos idées, *yoûng* est un infinitif qui est précédé en guise d'adverbe par le mot qui le détermine, *medio constare*. Vous le traduisez aussi comme verbe *T.* p. 35. II. 2. *parvi homines medio constant.*

Cet exemple ne prouveroit-il pas de nouveau qu'il ne faut guères en Chinois élever la question des formes grammaticales? Ce que les mots *tchoûng-yoûng* expriment avec précision et clarté, c'est l'idée de persévérer (d'avoir pour coutûme) dans ce qui est appelé le milieu. Mais s'il faut attribuer à cette idée la forme du verbe fléchi, ou de l'infinitif, ou d'un substantif verbal, ou d'un autre substantif? s'il faut traduire *perseverant*, *perseverare*, *perseveratio* ou *perseverantia*? c'est là ce qui reste indécis, et après quoi le génie et le caractère de la langue Chinoise n'engagent point à demander. Tout ce qu'on peut dire grammaticalement, c'est que l'idée plus étendue de *yoûng* est circonscrite par l'idée de *tchoûng*. La phrase *siaò jîn tchî tchoûng yoûng* renferme simplement les idées vulgaire et persévérer dans le milieu, elle indique par la particule *tchî* que ce sont deux idées séparées l'une de l'autre pour pouvoir être comparées dans leurs différens rapports. Leur convenance, la qualité affirmative de la proposition, résulte de l'absence d'une négation. Voilà à quoi la langue se borne, elle ne détermine rien sur la forme précise de l'expression de la phrase, si l'on doit regarder *yoûng*, ainsi que Vous l'avez fait, comme verbe fléchi, ou s'il faut suppléer après *tchî* le verbe substantif, ou enfin un autre verbe ainsi que Vous l'observez, Monsieur, dans Votre note sur la même phrase dans un autre passage?

Les mots *tá kŏ táo* ci-dessus cités fournissent un autre exemple bien frappant que la langue Chinoise, en indiquant la liaison des idées, ne précise pas pour cela la forme de l'expression qui pourtant rejaillit nécessairement sur l'idée même. Ces mots désignent les trois idées *magnum, plorare, dicere,* et annoncent que de grandes lamentations ont accompagné ou précédé le parler de quelqu'un. Mais ils laissent indécis, autant que je puisse voir, si le deuxième mot doit être pris comme substantif, ou comme verbe, si les deux premiers forment une proposition à eux, ou se rattachent au troisième, si, dans ce cas, ils renferment, comme participe accompagné d'un adverbe, le sujèt du troisième, ou si en forme de gérondif ils en expriment seulement une modification de manière que le sujèt du verbe reste sousentendù? Il faut avouer que toutes ces nuances sont assez indifférentes, et qu'il suffit pour le sens du passage que l'individu dont il y est question, ait pleuré et parlé et qu'il ne soit pas marqué expressément d'intervalle entre ces deux actions. En traduisant cette phrase en Latin on peut la rendre en quatre différentes manières:

valde ploravit, dixit
plorans
plorando
cum magno ploratu.

Chacune de ces quatre phrases représente l'objèt d'une manière différente. et attache une nuance particulière à l'idée, un bon écrivain ne les employerait pas indifféremment. Il faut en traduisant en choisir une. et nuancer l'expression plus qu'elle l'est dans le texte Chinois et plus que l'idée seule l'exigeroit.

On pourroit faire ici l'objection que de semblables phrases ne se présentent à l'esprit d'un Chinois que sous une des formes possibles qu'elles semblent admettre, et que l'usage de la langue donne le tact de saisir cette forme précise.

Mais il est toujours de fait que les mots Chinois ne renferment aucune marque qui force ou qui autorise à les prendre plutôt sous cette forme que sous une des autres indiquées, et l'on peut poser en principe que dès qu'un rapport grammatical frappe vivement l'esprit d'une nation, il trouve une expression quelconque dans la langue qu'elle parle. Car ce que l'homme conçoit avec vivacité et clarté dans la pensée, il l'exprime infailliblement dans son langage. On peut également retourner ce principe, et dire: si un rapport grammatical ne trouve pas d'ex-

pression dans une langue, il ne frappe pas vivement la nation qui la parle, et n'en est pas senti avec clarté et précision. Car toute l'opération du langage consiste à donner un corps à la pensée, à en arrêter le vague par l'impression fixe et aigue des tons articulés, à forcer l'esprit de dérouler l'ensemble de la pensée dans des paroles qui se succèdent. Tout ce que dans l'esprit on veut élever à la clarté et la précision que les langues répandent sur les idées, doit par cette raison y être marqué, ou y trouver au moins en quelque façon un signe qui le représente.

Les deux moyens que la langue Chinoise emploie pour indiquer la liaison des mots, ses particules et la position des mots, ne me semblent pas non plus avoir pour but de marquer les formes grammaticales, mais de guider d'une autre manière dans l'intelligence de la tournure des phrases.

Je commence, pour prouver la première partie de cette assertion, par la particule qui semble s'approcher le plus de ce que dans nos langues nous nommons suffixe ou flexion. La particule *tchî* paroit dans un grand nombre de phrases être un simple exposant du génitif, et équivaloir par là aux prépositions de, *of, von* des langues Françoise, Angloise et Allemande. Mais lorsqu'on considère que cette même particule là où elle fait les fonctions de particule relative (en unissant p. e. le sujèt de la proposition au verbe) devient l'exposant du nominatif, et que là où elle suit le verbe (Gr. nr. 134.) comme son complément, elle se trouve à l'accusatif, on voit bien que ce n'est pas dans le sens adopté dans d'autres langues qu'on lui donne le nom d'exposant du génitif, et qu'elle ne peut point être mise dans la même ligne avec les prépositions ci-dessus citées. C'est aussi là précisement l'idée que Vous en donnez, Monsieur, au nr. 82. de Votre grammaire.

Le génitif peut se passer de cette particule, même lorsque deux génitifs, dépendant l'un de l'autre, pourroient facilement prêter à l'amphibologie (Gr. 346. ex. 2.), et la particule s'emploie dans beaucoup de cas où il n'est pas question de génitif. Elle unit le sujèt de la proposition au verbe, le verbe substantif (Gr. nr. 137. ex. 2.) et d'autres verbes neutres ou passifs à l'attribut (*T.* p. 32. I. 4. *'wéï tchî tchoung*, ce qui est l'inverse de la phrase ordinaire *tchî 'wéï*), le substantif à l'adjectif en prenant la place du verbe substantif (Gr. nr. 315. où l'adjectif, *T.* p. 47. XII. 2. où le substantif la précède), elle forme des adjectifs (Gr. nr. 195.), fait les fonctions d'article déterminatif ou partitif (Gr. nr. 190.), devient

synonyme du pronom relatif (Gr. 192.), mais ne peut jamais être nommée purement explétive. (Gr. p. 80. nt. 1.)

Je la trouve aussi entre la négation *moŭ* et le verbe, et désirerois bien apprendre, Monsieur, si la même chose peut avoir lieu avec d'autres particules négatives? ou si *moŭ* fait exception, puisqu'il faut la regarder (Gr. nr. 271.) comme un substantif, sujèt du verbe?[1])

J'ai déjà observé que le nominatif, sujèt du verbe, et le génitif, quelque singulier que cela paroisse, ne diffèrent pas tellement dans leurs fonctions qu'ils ne puissent quelquefois se confondre. Cela peut arriver en Chinois, lorsque la construction et la signification du mot qui suit la particule *tchî* permet de le prendre comme verbe ou comme substantif. Je citerois comme exemples de tels passages ceux allégués au nr. 119. et 87. de Votre grammaire, Monsieur. On pourroit traduire le premier *non cupio hominum addere (additionem) ad me,* et dans le second on pourroit regarder la phrase qui le commence, comme placée au génitif et changer *vocatur* en *nomen.* En Grec où l'infinitif se transforme sans difficulté en substantif, ces deux traductions ne rencontreroient guère d'obstacle. La même chose est encore plus évidente, lorsque *tchî* sert de liaison au substantif avec l'adjectif. Si ce dernier précède, il peut être pris comme placé au génitif du pluriel. (Gr. 315. *studio natus debilium marcidorum sum, id est homo.*) Si le substantif commence la phrase, l'adjectif doit être changé dans le sens substantif et *thian ti tchi tá,* pris en lui même, se traduit tout aussi bien *coelum terraque magna (T.* p. 47. XII. 2.) que *coeli terraeque magnitudo.* Le contexte du passage entier décide seul entre ces deux manières de rendre la phrase.

La raison de ce que j'avance ici, est claire. Les deux cas, où le génitif est placé avant le mot duquel il dépend, et où le nominatif précède le verbe, ont cela de commun que le premier des deux mots détermine l'idée du second. Leur différence ne consiste que dans la forme grammaticale qu'on donne à ce dernier. Une langue qui, ainsi que la Chinoise, n'a point égard aux formes grammaticales, mais qui borne sa grammaire à bien distinguer

---

[1]) *Hier ist folgender Absatz gestrichen:* „Dans un des passages ci-dessus cités (*T. p.* 47. *XII.* 2.) et dans deux autres (Gr. nr. 119. 135.) le contexte exige que le verbe soit pris au conjonctif. Je ne crois cependant pas me tromper en supposant que *tchî* n'a aucun rapport à cette modification du sens verbal."

l'idée déterminante de l'idée déterminée, peut donc facilement traiter ces deux cas de la même manière.

La véritable fonction de la particule *tchî* est celle que Vous lui attribuez, Monsieur, (Gr. p. 80. nt. 1.) d'éviter une amphibologie en marquant mieux le rapport qui existe entre les mots qu'elle réunit.

Si la définition de cette particule devoit encore être précisée davantage, j'y ajouterois qu'elle doit fixer l'attention de celui qui écoute, sur les mots qui la précèdent, en signe que ces mots, pris pour eux, doivent être mis en rapport avec ce qui suit. En même tems que la particule *tchî* réunit, elle sépare aussi, à ce qu'il me semble, et pourroit aussi être nommée séparative. Car si je ne me trompe, son effèt, lorsqu'elle marque le génitif, est aussi d'empêcher qu'on ne regarde les substantifs qui se suivent, comme placés dans le même cas en apposition, et lorsqu'elle désigne le sujèt du verbe, qu'on ne prenne ce sujèt pour une expression purement modificative ou un adverbe. L'idée prend là où *tchî* est employé, une direction différente, mais intimément liée à celle qu'on a suivie jusque-là.

Si l'on remonte à l'origine de *tchî*, je vois par ce que Vous en dites, Monsieur, que ce mot signifie bourgeon, qu'il a le sens verbal de passer d'un lieu dans un autre, et qu'il est employé comme adjectif ou pronom démonstratif. (Gr. 189.)

Le premier de ses trois emplois répond entièrement à l'idée du génitif, le deuxième donne à la particule un sens plus étendu, mais il n'y a, ce me semble, que le troisième au moyen duquel on puisse expliquer toutes les différentes manières de s'en servir.

Lorsque *tchî* sert de complément au verbe, son sens pronominal est évident. (Gr. nr. 134.) Dans le 1. exemple du nr. 223. de Votre grammaire, Monsieur, ce complément semble se trouver devant le verbe. Mais il me semble que *tchî* dans ce passage doit être pris au contraire comme sujèt de la proposition. Trois déterminatifs se suivent immédiatement, et le complément du verbe doit être sousentendu. Cela, ceci, cela même je le disais. *Tchî* est encore là pronom, où il forme à lui seul le sujèt du verbe. (Gr. nr. 191.) Dans les cas où il unit, comme génitif, le terme antécédent et le terme conséquent, où il se place entre le verbe et son sujèt, et surtout où il fait les fonctions d'article, je l'explique de la même manière. On énonce un objet; pour y fixer davantage l'attention, on y ajoute cela! et ayant placé ce mot

comme une pierre d'attente, on continue à exprimer l'idée qui doit s'y lier. La particule indique ainsi, quels sont les mots qui, ayant été séparés sous un certain rapport, doivent être liés ensemble sous un autre. Mais elle ne détermine point la manière de cette liaison, ou ne la détermine pas au moins d'après nos idées des formes grammaticales.

Si *tchî* n'étoit pas proprement un pronom, il seroit difficile à concevoir, comment il pourroit se prendre pour *tchè* qui l'est évidemment. (Gr. nr. 192. 145.) En comparant ces deux déterminatifs ensemble, la nature démonstrative du premier, et la nature conjonctive ou relative du second devient évidente. Là où le but du pronom est simplement de rappeller un objèt déjà énoncé, on peut également bien employer le démonstratif (*veteres, hi*) et le relatif en y sousentendant le verbe substantif (*veteres qui sunt scil.*). Mais lorsque le pronom est le complément d'un verbe, sans être suivi d'une autre idée dépendante de lui, le démonstratif seul est à sa place, et c'est là précisement que *tchî* est employé exclusivement. Par cette même raison *tchî* a un sens restrictif. (Gr. 193. 195.) *Tchè* embrasse toute l'étendue de l'idée, *tchî* la détermine davantage.

Dans le style moderne la liaison grammaticale des idées paroit être la même, quoiqu'avec un mot différent. Celui qui y désigne le génitif, *ti*, se prend aussi pour le pronom relatif, mais il ne sert pas de complément au verbe, et porte par là moins évidemment le caractère pronominal en lui. Vous ne dites pas précisement, Monsieur, dans Votre grammaire, si *ti* se place aussi, ainsi que *tchi*, entre le sujèt de la proposition et le verbe. Mais dans la phrase *ngò eùl nỳ lây ti tchíng hào*, mon enfant, ton arrivée est à propos, et agréable, je le trouve employé exactement comme *tchi* dans l'exemple que Vous citez au nr. 315. de Votre grammaire.

Si j'ai réussi à me rendre compte exactement des différentes acceptions de *tchi*, on pourroit les réduire aux trois suivantes:

1. le sens verbal de passer. (C'est peut-être à cause de cette acception que *tchî* signifie pour, à l'égard de. (Gr. 187.) Dans deux autres exemples (Gr. 123. 162.) ce sens paroit résulter du contexte, et la particule semble conserver son emploi grammatical ordinaire.

2. le sens d'un pronom démonstratif, lorsque *tchî* est complément, ou (pour lui seul) sujèt du verbe.

3. cette même signification pronominale, mais employée de manière que *tchî* devient vraîment une particule, un mot vîde, ou grammatical.

Si ensuite, et c'est là pourquoi j'ai crû devoir entrer dans cet examen détaillé, on se demande, à quelle classe de mots grammaticaux *tchî* appartient? il ne faut point, selon mon opinion, le ranger parmi ceux qui sont les exposans des catégories grammaticales des mots, mais parmi ceux qui marquent dans la construction le passage d'une idée à une autre. On pourroit peut-être distinguer ces deux classes par les noms de mots grammaticaux étymologiques et syntactiques.

La particule *yè* est de la même classe que *tchì*. Elle marque également la suspension, tient lieu du verbe substantif, ou peut être regardée, ainsi que Vous l'avez représenté, Monsieur, dans Votre dissertation sur la nature monosyllabique du Chinois[1]) (*Fundgruben des Orients*. III. 283.), comme un affixe du nominatif, qui renforce le pronom relatif.

J'oserois dire, Monsieur, que dans le mémoire que je viens de citer, Vous semblez assimiler la grammaire Chinoise beaucoup plus à celle des autres langues que Vous ne le faites, à ce qu'il me semble au moins, dans Vos Elémens. Dans ces derniers Vous ne suivez cette méthode qu'autant que le but d'enseigner le Chinois et de le mettre pour cet effet en rapport avec les idées grammaticales des lecteurs, le rend absolument nécessaire. Votre Grammaire est réellement, ainsi que la nature de la langue l'exige, plutôt un traité de syntaxe Chinoise, soumis à la division que nous supposons dans toute grammaire d'une langue quelconque, et l'excellent résumé de la phraséologie, comparé au corps de l'ouvrage, met tout lecteur un peu exercé à juger du génie particulier des langues, parfaitement sur la voye de ne pas pouvoir se méprendre à celui de la langue Chinoise. Je crois plutôt avoir puisé l'idée de l'absence des formes grammaticales dans le Chinois à l'étude approfondie de Vos élémens, que je ne craigne, Monsieur, de rencontrer en Vous un adversaire de cette opinion.

Les particules finales, pour revenir à mon sujet, appartiennent entièrement à la partie de la grammaire qui détermine la forme des phrases.

---

[1]) „Utrum lingua sinica sit vere monosyllabica, disputatio philologica, in qua de grammatica sinica obiter agitur“ *Fundgruben des Orients 3, 279.*

Les prépositions ne peuvent pas, comme dans d'autres langues, être prises pour des exposans des cas des mots, puisque les mots qui dépendent d'elles, ne souffrent aucune altération, qu'elles gardent pour elles mêmes la construction, que leur assigne leur signification primitive et que le seul changement qu'elles éprouvent en passant à l'état de prépositions, est la généralisation de l'idée primitive.

On peut dire la même chose des marques des temps des verbes. Elles désignent beaucoup plus, à l'instar de tout autre mot plein, des idées, qu'elles n'indiquent grammaticalement le rapport du temps. Elles sont tellement loin de faire partie du verbe que Vous observez, Monsieur, que, même dans le style moderne, leur emploi est peu fréquent. (Gr. nr. 357.) On n'y découvre pas même une tendance à s'amalgamer avec le verbe. Car il y en a qui peuvent à volonté le précéder et le suivre, et d'autres qui peuvent en être séparées par d'autres mots. Elles accompagnent le verbe également et sans altérer le moins du monde leur forme, là où il est verbe fléchi, et là où il se trouve à l'infinitif. Le passage cité nr. 370. de Votre grammaire en fournit un exemple frappant, qui prouve aussi en général que les phrases Chinoises ont un sens clairement et précisement exprimé, dès qu'on se borne à examiner de quelle manière une idée est déterminée par l'autre, mais qu'on est livré à l'incertitude sur la forme de l'expression, dès qu'on veut ranger les mots selon les idées des catégories grammaticales. La seconde proposition de ce passage est déterminée par le mot *chî* qui termine la première, et celui-ci l'est à son tour par ceux qui le précèdent et qui expriment une action. Rien ne sauroit être plus clair et plus précis. Mais faut-il regarder l'expression de cette action comme celle d'un fait, femme tu as préparé, y joindre, après une pause, l'idée du tems rapportée à ce fait? ou faut il prendre *chî* pour une conjonction et en faire régir le verbe, comme verbe fléchi, ou ce verbe est-il à l'infinitif, et précède-t-il comme le génitif du gérondif le substantif *chî* de manière que le pronom personnel devienne possessif? voilà les questions auxquelles on cherche envain la réponse dans la phrase, et qu'un Chinois, selon mon opinion, ne seroit pas même porté à élever. Ce qui est encore remarquable, c'est qu'il y est question du préterit d'une action future, mais que le futur n'y est nullement exprimé. Si celui qui parle, avoit voulû dire que, lorsque la dame dont il y est question, eut achevé de tout préparer, il lui eût renouvellé ses remercimens, il me semble qu'il auroit pû lui addresser les mêmes paroles.

Il me paroit résulter de ce que je viens de dire, qu'aussi sous le rapport des mots vides, la langue Chinoise diffère des autres langues. Ces dernières suppléent par ces mots au manque de flexions, dans plusieurs les mots vides tendent visiblement à faire partie des mots pleins auxquels ils appartiennent, à s'amalgamer avec eux, à devenir flexions. Il y a même bien peu de ces langues qui n'offrissent un ou autre exemple de flexions véritables ou apparentes. Les mots vides Chinois n'ont point le but d'indiquer les catégories grammaticales, mais indiquent le passage d'une partie de la pensée à l'autre, et s'adaptent, si l'on veut absolument les regarder du point de vue de ces catégories, à plusieurs d'entr'elles à la fois. Beaucoup de ces mots vides conservent au reste encore si évidemment leur acception primitive, qu'on les comprend souvent mieux en les regardant comme des mots pleins, ainsi que j'ai tâché de le faire voir de *ì*. Vous traduisez, Monsieur, *ì* et *ycoû* (Gr. nr. 146.) par *adhibere* et *provenire* dans un passage où ces deux particules sont précédées de *sò* qui forme leur complément. Une construction semblable, mais plus remarquable encore, à ce qu'il me paroit, se trouve dans le *Tchoûng-yoûng*. (p. 72. XX. 11.) *ì* est précédé dans ce passage de *sò* et suivi de *sicoû chîn*. Il a donc deux complémens, l'un dans son sens verbal, l'autre dans son emploi comme particule. On peut cependant le regarder aussi par rapport à ce dernier comme verbe. Car on pourroit traduire *cognoscit (scil. id) quo (per quod) tractamus τὸ instaurare vel colere corpus.*

Ce que je viens de dire des mots grammaticaux de la langue Chinoise qu'ils n'indiquent pas proprement les formes grammaticales des mots, peut également, à ce qu'il me semble, se dire de l'emploi que cette langue fait de la position des mots. En fixant par des lois grammaticales l'ordre des mots, on marque les parties constitutives de la pensée, mais dénuée d'autres secours, la position seule est hors d'état de les marquer toutes. Elle laisse du vague là où des mots de différentes catégories grammaticales pourroient former une de ces parties. Aussi les langues joignent-elles pour la plûpart l'emploi de la position à celui des flexions ou de mots grammaticaux. Cela arrive même dans des idiomes qui n'ont point atteint un haut dégré de perfection, comme dans le Péruvien qui assujettit la position des mots à des lois très rigoureuses. Vous observez, Monsieur, la même chose de la langue des Tartares Mandchous qui possède aussi des formes grammaticales. Le Chinois,

manquant de flexions et usant très-imparfaitement de mots grammaticaux, s'en remet la plùpart à la position seule pour l'intelligence de ses phrases.

Sans flexions ou sans quelquechose qui en tienne lieu, on manque souvent du point fixe qu'il faut avoir pour appliquer les regles de la position. On peut dire certainement que le sujèt précède le verbe et que le complément le suit, mais la position seule ne fournit aucun moyen pour reconnoitre le verbe, ce premier chainon auquel on doit rattacher les autres. Les règles grammaticales ne suffisant pas dans ces cas, il ne reste que de recourir à la signification des mots et au sens du contexte.

Sans ce moyen la position seule des mots est rarement un guide sùr pour l'intelligence des livres Chinois. Le verbe p. e. est précédé par le mot qui en forme le sujèt, mais il peut aussi l'être d'un adverbe et d'expressions modificatives. Dans le 2me exemple du nr. 177. de Votre grammaire, Monsieur, on ignore, avant que de connoitre la signification du mot, si *kóu* appartient encore au sujèt du verbe, ou s'il accompagne ce dernier comme adverbe.[1]) Les phrases suivantes

thsín thsín (*T.* p. 68. XX. 5.)
khî 'wéï (*T.* p. 75. XX. 14.)
thîan-hià kouë kiâ (*T.* p. 72. XX. 11.)
tá tchhin (*T. ib.* 12.)
jeoù youàn jîn (ib.)

sont toutes ou sujèts ou complémens d'un verbe. Mais elles diffèrent toutes dans leurs rapports grammaticaux, et quoique ces rapports y fixent l'ordre des mots, ils n'y sont reconnoissables qu'à la signification et au sens du contexte. Les mots placés à la tête de ces phrases appartiennent à des catégories grammaticales différentes que les règles de la position, les traitant tous de la même manière, n'ont pas le moyen d'indiquer.

Si l'on considère attentivement la phraséologie Chinoise dont Vous avez donné, Monsieur, dans Votre grammaire un résumé à la fois aussi lumineux et aussi concis, la position des mots ne marque point proprement les formes grammaticales des mots, mais se borne à indiquer quel est le mot de la phrase qui en

[1]) *Nach* „adverbe" *gestrichen:* „Une autre source d'incertitude se trouve dans ce que tant le sujèt que le complément du verbe peuvent renfermer des mots d'une nature grammaticale très-différente sans que la position varie par cette raison."

détermine un autre. Cette détermination est considérée sous deux points de vue, sous celui de la réstriction de l'idée d'une plus grande étendue à une plus petite, et sous celui de la direction d'une idée sur une autre, comme sur son objèt. De là dérivent les deux grandes lois de la construction Chinoise auxquelles, à parler rigoureusement, se réduit toute la grammaire de la langue.

Dans toutes les langues une partie de la grammaire est explicite, marquée par des signes ou par des règles grammaticales, et une autre sousentendue, supposée d'être conçue sans ce secours.

Dans la langue Chinoise la grammaire explicite est dans un rapport infiniment petit comparativement à la grammaire sousentendue.

Dans toutes les langues le sens du contexte doit plus ou moins venir à l'appui de la Grammaire.

Dans la langue Chinoise le sens du contexte est la base de l'intelligence, et la construction grammaticale doit souvent en être déduite. Le verbe même n'est reconnoissable qu'à son sens verbal. La méthode usitée dans les langues classiques de faire précéder le travail grammatical, l'examen de la construction, à la recherche des mots dans le dictionnaire, n'est jamais applicable à la langue Chinoise. C'est toujours par la signification des mots qu'il faut y commencer.

Mais dès que cette signification est bien établie, les phrases Chinoises ne prètent plus à l'amphibologie. Même d'après le peu d'étude que j'ai fait jusqu'ici du Chinois, je vois avec combien de justesse Vous avez rectifié, Monsieur, dans Votre analyse beaucoup trop flatteuse d'un de mes mémoires académiques un jugement précipité que j'y avois porté sur cette langue.[1]) Mais il est sûr que, plus que dans toute autre, le secours le plus essentiel pour l'intelligence se trouve dans les dictionnaires, tant pour fixer l'usage des mots qui peuvent avoir une acception verbale et substantive à la fois, que surtout pour les phrases habituelles sur lesquelles je reviendrai d'abord.

La grammaire Chinoise a pù adopter cette forme, puisque la coupe des phrases Chinoises n'en exige pas une plus rigoureuse et plus variée, et la coupe des phrases est restée telle, parcequ'une grammaire aussi simple en admettroit difficilement une différente. Ces deux choses se trouvent toujours dans un rapport réciproque dans les langues.

Presque toutes les phrases Chinoises sont très-courtes, et même

---

[1]) *Vgl. Band 4, 310 und Rémusats Bemerkungen im* Journal asiatique *5, 51.*

celles qui, à en juger par les traductions, paroissent longues et compliquées, se coupent facilement en plusieurs courtes et simples, et cette manière de les envisager paroit la plus conforme au génie de la langue.

On peut rarement se borner à prendre les mots des phrases Chinoises seulement dans le sens dans lequel on les emploie isolément, il faut le plus souvent y rattacher en même tems les modifications qui naissent de la combinaison de ce sens avec l'idée qui a précédé.

C'est là surtout le cas dans l'emploi des particules. *Eûl* p. e. n'est presque jamais une particule purement copulative, mais pour savoir si elle veut dire *et tamen* (Gr. nr. 224.) ou *et ideo* (Gr. 178. 226. *T.* p. 35. II. 2. p. 60. XVIII. 2. p. 107. XXXI. 2.), il faut consulter la phrase qui la précède. Le rapport, ou opposé, ou conforme, dans lequel se trouvent les deux idées que *eûl* lie ensemble, se rattache à la signification de la particule. C'est d'après ce même principe que dans deux propositions, dépendantes l'une de l'autre, les conjonctions qui indiquent leur dépendance, sont le plus souvent supprimées. (Gr. 167. *T.* p. 63. XVIII. 3.) La phrase Chinoise perd de son originalité, si l'on essaye de les rétablir. Partout où l'on comparera des traductions de passage Chinois au texte, on trouvera qu'elles ont toujours soin de lier les idées et les propositions que la langue Chinoise se contente de placer isolément. Les termes Chinois reçoivent précisement par cet isolement un plus grand poids et forcent à s'y arrèter davantage pour en saisir tous les rapports. La langue Chinoise abandonne au lecteur le soin de suppléer un grand nombre d'idées intermédiaires et impose par là un travail plus considérable à l'esprit. Chaque mot paroit dans une phrase Chinoise placé là pour qu'on le pèse et le considère sous tous ces différens rapports avant que de passer au suivant. Comme la liaison des idées nait de ces rapports, ce travail purement méditatif supplée à une partie de la grammaire. On peut supposer que dans le langage vulgaire l'habitude et l'emploi de phrases une fois usitées rend le même service. Vous dites dans Vos recherches sur les langues Tartares (p. 124.), Monsieur, qu'il y a en Chinois une foule prodigieuse de phrases tellement consacrées par l'usage, et si bien restreintes dans leur signification, qu'on doit les entendre et qu'on les prend en effet toujours dans le sens qui leur a été affecté par convention, et non dans celui qu'elles auroient, si on les traduisoit littéralement.

Il ne faut en général pas oublier que notre manière d'examiner et de traiter des langues est en quelque façon l'inverse de celle dont on les forme et même dont on les parle. Quelqu'imparfait que puisse être le commencement des langues, l'homme parle dès le principe. Lorsque la langue est formée, il auroit souvent encore bien de la peine à analyser ses phrases et les prend le plus souvent dans leur ensemble, et moins, même chez nous, ceux qui parlent, ont l'esprit cultivé, plus ils possèdent de ces phrases toutes faites, moins ils osent les briser et en transposer les élémens.

Les indications de la liaison des idées sont quelquefois négligées en Chinois au point qu'un mot est avancé tout seul uniquement pour en tirer une induction dans une phrase suivante. Dans le passage du *Tchoûng yoûng* (p. 35. II. 2.) *kiûn tseù eul chî tchoûng, sapiens, et semper medio,* l'idée du sage est placée isolément, puisqu'elle renferme en elle toute la phrase suivante comme une suite nécessaire.

La langue Chinoise n'offre jamais de ces phrases longues et compliquées régies par des mots placés à une grande distance de ceux qui en dépendent, mais présente au contraire toujours un objèt isolé et indépendant, n'attache à cet objèt aucune marque qui autorise à l'attente de ce qui va suivre, mais place après lui de la même manière isolée ou une pareille marque ou un deuxième objèt, et compose aussi insensiblement ses phrases.

Si j'ai réussi à me former une idée juste de la langue Chinoise, on peut, pour juger de cette langue, partir des faits suivans.

1. La langue Chinoise ne marque jamais ni la catégorie grammaticale à laquelle les mots appartiennent, ni leur valeur grammaticale en général aux mots mêmes. Les signes des idées, dans la prononciation et dans l'écriture, restent les mêmes, quelle que soit cette valeur.

Le changement d'accent des noms passés en verbes et quelques composés, nommément ceux que la terminaison *tseù* fait reconnoître au premier regard comme substantifs, font seuls exception à cette règle générale.

2. La langue Chinoise n'attache point les mots vides de manière aux mots pleins qu'on puisse, en enlevant de la phrase un mot plein avec son mot vide, reconnoître toujours avec précision au dernier la catégorie grammaticale du premier.

Thían tchî peut être nominatif et génitif.

3. La valeur grammaticale n'est donc reconnoissable qu'à la composition même de la phrase.

4. Elle ne l'est même alors que lorsqu'on connoit la signification d'un ou de plusieurs mots de la proposition.

5. La langue Chinoise dans sa manière d'indiquer la valeur grammaticale n'adopte point le système des catégories grammaticales, ne les spécifie point dans leurs nuances les plus fines, et ne les détermine pas même plus que le langage ne le rend absolument nécessaire.

On pourroit, d'après cette déscription, confondre la langue Chinoise avec ces langues imparfaites de nations qui n'ont jamais atteint un grand développement de leurs facultés intellectuelles, ou chez lesquelles ce développement n'a pas agi puissamment sur la langue; mais ce seroit, selon mon opinion, une erreur extrêmement grave.

Elle diffère de toutes ces langues par la conséquence et la régularité avec lesquelles elle fait valoir le système qu'elle a adopté, tandisque toutes ces langues dont je viens de parler, ou s'arrêtent à moitié chemin, ou manquent le but qu'elles se proposent. Car toutes ces langues pèchent à la fois par le manque et par la redondance inutile des formes grammaticales. Par la netteté et la pureté qu'elle met dans l'application de son système grammatical, la langue Chinoise se place absolument à l'égal des langues classiques, c'est à dire des plus parfaites parmi celles que nous connoissons, mais avec un système, non pas seulement différent, mais même opposé, autant que la nature générale des langues le permet.

Si l'on regarde les langues du point de vue duquel nous partons ici, on en trouve de trois genres différens.

La langue Chinoise renonce à la distinction précise et minutieuse des catégories grammaticales, range les mots des phrases d'après l'ordre moins restreint de la détermination des idées, et donne aux périodes une structure à laquelle ce système est applicable.[1])

La langue Samscrite, les langues qui ont une affinité évidente

[1]) *Nach* „applicable" *gestrichen:* „Je ne puis placer dans cette classe que la langue Chinoise toute seule, et quelqu'imparfait que soit encore notre connoissance des langues, je tâcherai de prouver, qu'il n'est guères probable qu'il n'y ait une autre qui lui ressemble."

avec elle et peut-être d'autres encore, sur lesquelles je ne voudrois rien préjuger ici, établissent la distinction des catégories grammaticales comme base unique de leur grammaire, poursuivent cette distinction jusque dans leurs dernières ramifications, et s'abandonnent dans la formation de leurs phrases à tout l'essor que ce guide sûr et fidèle leur permet de prendre. La grecque surtout jouit de cet avantage. Car je crois en effèt que même la Latine et la Samscrite lui sont inférieures dans cette phraseologie exacte, riche et belle à la fois, qui s'insinue dans tous les replis de la pensée, et en exprime toutes les nuances.[1])

Il reste après cela un certain nombre de langues qui visent à avoir de véritables formes grammaticales et n'y atteignent pas, qui distinguent les catégories grammaticales, mais n'en marquent qu'imparfaitement les rapports, dont par conséquent la structure grammaticale sous ce point de vue est défectueuse, ou vicieuse ou l'un et l'autre à la fois. Il existe cependant entre ces langues elles-mêmes une différence très-marquée, puisqu'elles se rapprochent plus ou moins de celles à formes grammaticales accomplies. Ces dernières admettent également des différences de sorte qu'il seroit impossible de tirer une ligne de démarcation fixe et stable entr'elles et celles dont je parle à présent. Ce n'est souvent que le plus ou le moins qui peut décider du jugement qu'on doit en porter. Vos savantes recherches sur les langues Tartares, Monsieur, renferment les observations les plus judicieuses sur la comparaison des langues Mandchoue, Mongole, Turque, Ouigoure avec la Chinoise et Vous énoncez l'opinion que ces langues sont inférieures au Chinois. Je partage entièrement cette opinion. J'avoue néanmoins que les points de vue desquels on peut regarder ce qu'on nomme perfection et imperfection, supériorité et infériorité d'une langue, sont si différens, que sans préciser celui qu'on saisit, ces jugemens sont bien incertains. Vous Vous placez, Monsieur, dans Vos recherches surtout dans celui de la clarté et de la précision de l'expression, mon raisonnement m'a conduit ici à examiner en combien la distinction des catégories grammaticales a été adoptée et perfectionnée.

[1]) *Nach* „nuances" *gestrichen:* „les plus délicates, et la présente à l'esprit, de même qu'une belle statue vêtue offre l'attrait d'une riche et belle draperie, sans dérober à l'oeil l'élégance de ses formes. Mais on peut, dans un sens plus général, ranger dans cette classe toutes les langues dont la grammaire a une affinité évidente avec la langue Samscrite et les autres langues classiques."

Si l'on essaye de se reporter à l'origine de ces différences des langues, il est bien difficile de s'en faire une idée juste et précise.

Les rapports grammaticaux existent dans l'esprit des hommes quelle que soit la mesure de leurs facultés intellectuelles, ou ce qui est plus exact, l'homme, en parlant, suit par son instinct intellectuel les lois générales de l'expression de la pensée par la parole. Mais est-ce de là seul qu'on peut dériver l'expression de ces rapports dans la langue parlée? La supposition d'une convention expresse seroit sans doute chimérique. Mais l'origine du langage en général est si mystérieuse, il est d'une telle impossibilité d'expliquer d'une manière mécanique, que les hommes parlent et se comprennent mutuellement, il existe dans chaque peuplade une correspondance naturelle dans la méthode d'assigner des paroles aux idées que je n'oserois avouer qu'il fût impossible qu'aussi les rapports grammaticaux eurent été marqués d'emblée dans le langage primitif. Cependant il est important de baser les recherches de ce genre, autant que possible, sur des données de faits, l'examen de plusieurs langues conduit à une observation qui peut servir à expliquer l'origine des exposans des rapports grammaticaux.

On remarque qu'il est naturel à l'homme, et surtout à l'homme dont l'esprit est encore peu développé, d'ajouter, en parlant, à l'idée principale une foule d'idées accessoires exprimant des rapports de temps, de lieu, de personnes, de circonstances, sans faire attention, si ces idées sont précisement nécessaires là où on les place. Il l'est encore de ne pas être avare de paroles, mais de répéter ce qui a déjà été dit, et d'interposer des sons qui expriment moins une idée qu'ils ne marquent un mouvement de l'ame. Or c'est de ces idées accessoires, devenues compagnes habituelles des idées principales, et généralisées par l'instinct intellectuel et par le développement progressif de l'esprit, et des sons qui y répondent, que les exposans des rapports grammaticaux semblent être provenùs dans beaucoup de langues. Dans les langues Américaines il est visible que tandis que certains rapports (p. e. ceux du nombre et du genre) ne sont exprimés que là où le sens l'exige, un grand nombre d'autres est reproduit là, où on s'en passeroit facilement. La structure infiniment artificielle des verbes de la langue Delaware vient principalement de cette dernière circonstance. Il faut encore attribuer à cette habitude celle de plusieurs langues Américaines de ne jamais séparer les substantifs d'un pronom possessif, dût-il même être indéfini. De là et de la même habitude, plus

naturelle cependant, de lier toujours des pronoms, comme sujèts et objèts, au verbe, dérive la transformation des pronoms isolés en affixes et la grande classification de ces derniers en affixes nominaux et verbaux qui forme si bien la grammaire de plusieurs langues que le même mot devient substantif ou verbe selon l'affixe qui l'accompagne. Ce même passage de mots, exprimant des idées accessoires, en exposans de rapports grammaticaux se retrouve plus ou moins clairement dans les langues Basque et Copte, dans celles des îles de la mer du Sud [1]) et des peuplades Tartares, comme Vos recherches me le semblent prouver, et indubitablement dans toutes les langues qui manquent entièrement de flexions ou dans lesquelles au moins le système des flexions est incomplet ou vicieux.

Ce que je viens d'exposer, pourroit être l'histoire de la formation de toutes les langues, et toutes pourroient suivre la même méthode pour marquer les rapports grammaticaux. Voyons donc d'où peuvent venir les deux exceptions que nous rencontrons dans la langue Chinoise et dans les langues qui possèdent un système complet d'exposans des rapports grammaticaux.

Ces dernières peuvent, d'après ce que je viens de dire sur l'origine du langage en général, être redevables de leur structure à leur formation primitive. Mais si l'on n'embrasse point ce systeme (et je suis persuadé qu'une analyse toujours plus perfectionnée de leurs formes grammaticales, surtout du changement qu'y subissent les voyelles et l'intérieur des mots, conduira peu à peu à porter un jugement plus fondé sur ce point important), il n'est pas impossible d'expliquer, au moins en quelque façon, l'origine de leur grammaire en leur assignant la même marche qu'aux langues moins heureusement organisées.

Car s'il existe un concours heureux du penchant commun, surtout dans l'étàt primitif, à toutes les nations dont j'ai fait mention, avec l'instinct qui forme les langues, si à cette disposition heureuse se joint le genre d'imagination duquel j'ai parlé plus haut, qui assimile les élémens du langage aux objèts du monde réel, l'opération à laquelle leur grammaire doit son origine, aura un succès complèt. La généralisation des rapports de circon-

---

[1]) *Nach* „Sud" *gestrichen:* „Quant à ces dernières je sai bien que des savans dont je respecte également l'érudition et la sagacité, en entretiennent une opinion différente, mais je n'ai pas besoin d'insister ici sur cette diversité de systême."

stances particulières ne laissera rien à désirer, tous ceux que distingue une analyse accomplie de la parole, trouveront leurs exposans, on n'en marquera point de superflûs, et ces exposans seront tellement inhérens aux mots qu'aucun mot, enchaîné dans une phrase, ne frappera l'esprit que dans une valeur grammaticale donnée. Car on doit toujours, en comparant les langues sous le point de vue des formes grammaticales, avoir égard à la double circonstance, si une langue est parvenue à ce qu'on peut qualifier de véritable forme grammaticale, question que j'ai tâché de traiter dans mon mémoire sur ces formes, et quel est le système que ces formes présentent sous le rapport de leur nombre, de l'exactitude de leur classification et de leur régularité. Cette dernière question peut s'agiter aussi à l'égard des langues qui ne sont point parvenues à recouler de véritables formes grammaticales et c'est elle qui m'occupe surtout dans cet exposé.

Qu'une nation atteigne ce dégré de perfection dans sa langue, dépend du don de la parole dont elle est douée. De même que les talens pour différens objèts sont partagés parmi les individus, le génie des langues me paroit l'être parmi les nations. La force de l'instinct intellectuel qui pousse l'homme à parler, l'esprit et l'imagination portés vers la forme et la couleur que la parole prête à la pensée, une ouie délicate, un organe heureux et peut-être bien d'autres circonstances encore forment ces prodiges de langues qui pour une longue série de siècles deviennent les types des idées les plus fines et les plus sublimes. Ce que je veux dire ici, Monsieur, c'est qu'en combinant le génie, inné à l'homme pour les langues, avec les circonstances qui entourent naturellement l'état primitif de la société, on peut, je ne dis pas expliquer en détail, mais prouver la possibilité de l'origine des langues les plus parfaites, et voilà la ligne sur laquelle je voudrois me tenir. Je ne crois pas qu'il faille supposer aux nations auxquelles on est redevable de ces langues, des facultés plus qu'humaines ou vouloir les exemter de la marche progressive à laquelle les nations sont assujetties; mais je suis pénétré de la conviction qu'il ne faut pas méconnoitre la force vraiment divine que récèlent les facultés humaines, le génie créateur des nations surtout dans l'état primitif où toutes les idées et les facultés même de l'ame empruntent une force plus vive de la nouveauté des impressions, et où l'homme peut pressentir des combinaisons auxquelles il ne seroit jamais arrivé par la marche lente et progressive de l'expérience. Ce génie

créateur peut franchir les limites qui semblent prescrites au reste des mortels, et s'il est impossible de retracer sa marche, sa présence vivifiante est évidente et manifeste. Plutôt que de renoncer dans l'explication de l'origine des langues à l'influence de cette cause puissante et première et de leur assigner à toutes une marche uniforme et mécanique qui les traineroit pas à pas du commencement le plus grossier jusqu'à leur perfectionnement, j'embrasserois l'opinion de ceux qui rapportent l'origine des langues à une révélation immédiate de la divinité. Ils reconnoissent au moins l'étincelle divine qui reluit à travers tous les idiômes, même les plus imparfaits et les moins cultivés.

En posant ainsi comme premier principe dans toute recherche sur les langues, qu'il faut renoncer à tout expliquer et se borner souvent à n'indiquer que les faits, je ne partage nullement l'opinion que toutes les flexions ayent été dans leur origine des affixes détachés. Je conviens qu'il est, ainsi que Vous l'avez énoncé, Monsieur, assez naturel de supposer cette transformation, je crois même qu'elle a eû lieu dans un très grand nombre de cas, mais il est bien certainement aussi arrivé que l'homme a senti qu'un rapport grammatical s'exprimeroit d'une manière plus décisive par un changement du mot même, et il seroit plus que hasardé de poser ainsi des bornes au génie créateur des langues. Ce qui fait qu'on méconnoit quelquefois la vérité dans ces matières, c'est qu'on apprécie rarement assez la force qu'exerce le plus simple son articulé sur l'esprit par la seule circonstance qu'il s'annonce comme le signe d'une idée. Comment sans cela se feroit-il que les différences les plus fines de voyelles se conservassent, sans altération, par des siècles entiers? J'ai dirigé dans un passage de mes recherches sur l'Espagne l'attention sur cette ténacité avec laquelle les nations s'attachent aux plus légères nuances de prononciation.[1]) Comment sans cela des différences très essentielles d'idées se lieroient-elles au seul changement d'une voyelle, ainsi que Vous en citez, Monsieur, un exemple infiniment remarquable dans la Mandchoue? (p. 111. 112.)

Avant que de tenter une explication de la langue Chinoise je dois encore développer davantage l'idée que je me forme de sa véritable nature. J'ai parlé presqu'exclusivement jusqu'ici des qualités qu'elle ne possède pas, mais cette langue étonne par le phénomène singulier que simplement en renonçant à un avantage,

---

[1]) *Vgl. Band 4, 128.*

commun à toutes les autres, par cette privation seule, elle en acquiert un, qui ne se trouve dans aucune. En dédaignant autant que la nature du langage le permet (car je crois pouvoir insister sur la justesse de cette expression) les couleurs et les nuances que l'expression ajoute à la pensée, elle fait ressortir les idées, et son art consiste à les ranger de manière immédiatement l'une à côté de l'autre que leurs conformités et leurs oppositions ne sont pas senties et apperçues seulement, comme dans toutes les autres langues, mais frappent l'esprit avec une force nouvelle, et le poussent à poursuivre et se rendre présents leurs rapports. Il naît de là un plaisir, évidemment indépendant du fond même du raisonnement, qu'on peut nommer purement intellectuel, puisqu'il ne tient qu'à la forme et à l'ordonnance des idées, et si l'on analyse les causes de ce sentiment, il provient surtout de la manière rapide et isolée dont les mots, tous expressifs d'une idée entière, sont rapprochés l'un de l'autre, et de la hardiesse avec laquelle tout ce qui ne leur sert que de liaison, en a été enlevé.

Voilà au moins ce que j'éprouve en me pénétrant d'un texte Chinois. Etant parvenû à en saisir l'originalité j'ai crû voir que dans aucune autre langue peut-être les traductions rendent si peu la force et la tournure particulière de l'original. Et n'est-ce pas toujours principalement l'homme ajouté à la pensée, c'est à dire le style dans les langues et les ouvrages qui nous fait éprouver cette satisfaction que procure la lecture des auteurs anciens et modernes? L'idée nuë, dépourvue de tout ce qu'elle tient de l'expression, offre tout au plus une instruction aride. Les ouvrages les plus remarquables, analysés de cette manière, donneroient un résultat bien peu satisfaisant. C'est la manière de rendre et de présenter les idées, d'exciter l'esprit à la méditation, de remuer l'ame, de lui faire découvrir des routes neuves de la pensée et du sentiment, qui transmet non pas seulement les doctrines, mais la force intellectuelle même qui les a produites, d'age en age à une postérité reculée. Ce que dans l'art d'écrire, intimement lié à la nature de la langue dans laquelle il s'exerce, l'expression prête à l'idée, ne peut point en être détaché sans l'altérer sensiblement, elle n'est la même que dans la forme dans laquelle elle a été conçue par son auteur. C'est par là que l'étude de différentes langues devient précieuse, et c'est en se plaçant dans ce point de vue que les langues cessent d'être regardées comme une variété embarrassante de sons et de formes.

Je ne me dissimule guères ce qu'on a coutûme d'attribuer au plaisir de la difficulté vaincue. Mais la difficulté qu'offrent les textes Chinois dont je parle ici, entourés de nombreux secours, n'est pas bien grande, ceux qui ne se refusent point à des études dans lesquelles la difficulté vaincue n'offre que des épines, ne peuvent guère se méprendre ainsi.

Comme la langue Chinoise renonce à tant de moyens par lesquels les autres langues varient et enrichissent l'expression, on devroit croire que ce qu'on nomme style dans ces dernières, lui manquât entièrement. Mais le style très-marqué qui dans les ouvrages Chinois doit être attribué à la langue elle même, vient, à ce qu'il me semble, du contact immédiat des idées, du rapport tout à fait nouveau qui naît entre l'idée et l'expression par l'absence presque totale de signes grammaticaux, et de l'art, facilité par la phraseologie Chinoise, de ranger les mots de manière à faire ressortir de la construction même les relations réciproques des idées. C'est dans ce dernier point que la force et la justesse de l'impression sur le lecteur dépend du talent et du gout de l'auteur qui peut aussi, comme les styles antique et moderne le peuvent, renforcer celle produite par l'absence des signes grammaticaux en usant plus ou moins sobrement de ces signes.

Je distingue la langue Chinoise des langues vulgairement appellées imparfaites par la conséquence et la régularité, des langues classiques par la nature opposée de son système grammatical. Les langues classiques assimilent leurs mots aux objèts réels, les douent de qualités de ces derniers, font entrer dans l'expression des idées toutes les relations qui naissent de ces rapports des mots dans la phrase, et ajoutent à l'idée par ce moyen des modifications qui ne sont pas toujours absolument requises par le fond essentiel de la pensée qui doit être énoncée. La langue Chinoise n'entre pas dans cette méthode de faire des mots des êtres dont la nature particulière réagit sur les idées, elle s'en tient purement et nettement au fond essentiel de la pensée et prend pour la revêtir de paroles aussi peu que possible de la nature particulière du langage.

Il faudra donc, pour approfondir pleinement la matière que nous traitons ici, déterminer ce qui répond proprement dans l'ame à l'opération par laquelle les langues, en liant les mots d'après les rapports qu'elles leur ont assignés, ajoutent à la pensée des nuances qui naissent uniquement de leur forme grammaticale?

Je répondrois à cette question, que la faculté de l'ame à qui cette opération appartient, est précisement celle qui inspire ce travail aux langues, c'est à dire l'imagination, mais non pas l'imagination en général, mais l'espèce particulière de cette faculté qui revêt les idées de sons pour les placer au dehors de l'homme, les faire revenir à son oreille proférées, comme paroles, par la bouche d'êtres organisés ainsi que lui, et les faire ensuite de nouveau agir en lui comme idées fixées par le langage. Les langues à formes grammaticales accomplies, ainsi qu'elles doivent leur origine à l'action vive et puissante de cette faculté, réagissent fortement sur elle, la langue Chinoise se trouve pour l'un et l'autre dans le cas contraire.

Mais l'influence que les langues exercent sur l'esprit par une structure grammaticale riche et variée, s'étend bien au delà de ce que je viens d'exposer. Ces formes grammaticales, si insignifiantes en apparence, en fournissant le moyen d'étendre et d'entrelacer les phrases selon le besoin de la pensée, livrent cette dernière à un plus grand essor, lui permettent et l'engagent à exprimer jusqu'aux moindres nuances, et jusqu'aux liaisons les plus subtiles. Les idées formant dans la tête de chaque individu un tissu non interrompu, elles trouvent dans l'heureuse organisation de ces langues le même ensemble, la même continuité, l'expression de ces passages presqu'insensibles qu'elles rencontrent en elles mêmes. La perfection grammaticale qu'offrent les langues classiques, est à la fois un moyen de donner à la pensée plus d'étendue, plus de finesse et plus de couleur, et une manière de la rendre avec plus d'exactitude et de fidélité, par des traits plus prononcés et plus délicatement expressifs et en y ajoutant une symmétrie de formes et une harmonie de sons analogues aux idées énoncées et aux mouvemens de l'ame qui les accompagnent. Sous tous ces rapports une grammaire imparfaite et qui ne met pas pleinement à profit toutes les ressources des langues, seconde moins bien ou entrave l'activité et l'essor libre de la pensée.

D'un autre côté l'homme peut, en combinant et énonçant ses idées, se livrer avec plus d'abandon ou avec plus de réserve à l'imagination qui forme les langues. Quoiqu'il ne puisse penser sans le secours de la parole, il discerne cependant très-bien la pensée détachée des liens et libre des prestiges du langage de celui qui y est assujettie. Il n'a du premier qu'une sensation vague, mais qui en prouve néanmoins l'existence. Comment

d'ailleurs se plaindroit il si souvent de l'insuffisance du langage, si les idées et les sentimens ne dépassoient pas, pour ainsi dire, la parole? Comment d'ailleurs nous verrions nous, même en écrivant dans notre langue maternelle, parfois en embarras de trouver des expressions qui n'altérassent en rien le sens que nous voulons leur donner? Il n'y a aucun doute, la pensée, libre des liens de la parole, nous paroit plus entière et plus pure. Aussi dès qu'il s'agit d'idées plus profondes ou de sentimens plus intimes, donnons nous toujours aux paroles une signification qui déborde, pour ainsi dire, leur acception commune, un sens ou plus étendû, ou autrement tourné, et le talent de parler et d'écrire consiste alors à faire sentir ce qui ne se trouve pas immédiatement dans les mots. C'est un point essentiel dans l'explication philosophique de la formation des langues et de leur action sur l'esprit des nations, que la parole dans l'intérieur de la pensée est toujours soumise à un nouveau travail, et dépouillée de ce qu'isolée de l'homme, elle a de roide et de circonscrit.

Je ne me suis point arrêté ici sur cette divergence de la pensée et de la parole pour en faire une application immédiate au Chinois, et pour attribuer chimériquement la structure particulière de cette langue à une tendance de cette nation à s'affranchir des liens et des prestiges du langage. Mon but a été uniquement de montrer que l'homme ne cesse jamais de faire distinction entre la pensée et la parole, et que, si la double activité qui le porte vers l'une et vers l'autre, n'est point égale, l'une se ranime à mesure que l'autre se rallentit.

Ce qui manque à la langue Chinoise se trouve tout entier du côté de l'imagination formative des langues, mais réagit ensuite sur l'action de la pensée elle-même; en revanche la langue Chinoise gagne par sa manière simple, hardie et concise de présenter les idées. L'effèt qu'elle produit, ne vient pas des idées seules, ainsi présentées, mais surtout de la manière dont elle agit sur l'esprit précisement par son système grammatical. En lui imposant un travail méditatif beaucoup plus grand qu'aucune autre langue n'en exige de lui, en l'isolant sur les rapports des idées, en le privant presque de tout secours à peu près machinal, en basant enfin sa construction presqu'exclusivement sur la suite des idées rangées selon leur qualité déterminative, elle réveille et entretient en lui l'activité qui se porte vers la pensée isolée et l'éloigne de tout ce qui pourroit en varier et embellir l'expression. Cet avantage ne s'étend

cependant pas uniquement sur le maniement d'idées philosophiques, le style hardi et laconique du Chinois anime aussi singulièrement les récits et les déscriptions et donne de la force à l'expression du sentiment. Quel beau morceau p. e. que celui de la tour de l'intelligence!

Je conviens que ces passages nous étonnent et nous frappent davantage par le contraste qu'ils forment avec nos langues et nos constructions, mais il n'en reste pas moins vrai qu'en se livrant à l'impression qu'ils produisent, on peut se faire une idée de la direction que cette langue étonnante donne à l'esprit et de laquelle elle a dû nécessairement tirer elle-même son origine.

C'est donc par le contraste qu'il y a entre elle et les langues classiques que la langue Chinoise acquiert un avantage étranger à ces langues à formes grammaticales accomplies. Elles peuvent à la vérité, et l'Allemande me semble surtout avoir cette facilité, y atteindre dans quelques locutions et jusqu'à un certain dégré, mais les idées ne se présentent jamais dans un tel isolement, leurs rapports logiques ne s'apperçoivent pas d'une manière aussi tranchée, aussi pure et aussi nette à travers une construction dont le principe est de tout lier, et dans une phraséologie où les mots, purement comme tels, jouent un rôle considérable.

Mais malgré cet avantage la langue Chinoise me semble, sans aucun doute, très-inférieure, comme organe de la pensée, aux langues qui sont parvenues à donner un certain dégré de perfection au systême opposé au sien.

Cela suit déjà de ce qui vient d'être indiqué. Si l'on ne sauroit nier que ce n'est que de la parole que la pensée tient sa précision et sa clarté, il faut aussi convenir que cet effèt n'est complet qu'autant que tout ce qui modifie l'idée, trouve une expression analogue dans la langue parlée. C'est là une vérité évidente, et un principe fondamental.

On dira que la langue Chinoise ne s'oppose pas à ce principe, que tout y est exprimé, même tout ce qui regarde les rapports grammaticaux, et je suis loin de le nier. La langue Chinoise a certainement une grammaire fixe et régulière, et les regles de cette grammaire déterminent, à ne pas pouvoir s'y méprendre, la liaison des mots dans l'enchaînement des phrases.

Mais la différence est qu'à bien peu d'exceptions près, elle n'attache pas aux modifications grammaticales des sons, en guise de signes, mais abandonne au lecteur le soin de les déduire de

la position des mots, de leur signification et même du sens du contexte, et qu'elle ne façonne pas les mots pour l'emploi dans la phrase. Cela est important en lui-même, mais encore par la raison que cela retrécit la phraséologie Chinoise, force à entrecouper les périodes, et empèche l'essor libre de la pensée dans ces longs enchaînemens de propositions à travers lesquels les formes grammaticales seules peuvent servir de guides.

Plus l'idée est rendue individuelle, et plus elle présente de côtés à toutes les facultés de l'homme, plus elle remue, agite et inspire l'ame; de même plus il existe de vie et d'agitation dans l'ame, et plus le concours de toutes ses facultés se réunit dans son activité, plus elle tend à rendre l'idée individuelle. Or l'avantage à cet égard est certainement du côté des langues qui regardent l'expression comme un tableau de la pensée dans lequel tout est continû et fermement lié ensemble, et où cette continuité est exprimée aux mots mêmes, qui répandent de la vie sur ces derniers en les diversifiant dans leurs formes selon leurs fonctions; et qui permettent à celui qui écoute, de suivre, toujours à l'aide des sons prononcés, l'enchaînement des pensées, sans l'obliger à interrompre ce travail en remplissant les lacunes que laissent les paroles. Il se répand par là plus de vie et d'activité dans l'ame, toutes ses facultés agissent avec plus de concert, et si le style Chinois nous en impose par des effèts qui frappent, les langues d'un système grammatical opposé nous étonnent par une perfection que nous reconnoissons comme celle à laquelle le langage doit réellement viser.

J'ai observé plus haut que la forme particulière dans laquelle la langue Chinoise circonscrit ses phrases, est la seule compatible avec une absence presque totale de formes grammaticales. C'est sur cette liaison étroite entre la phraseologie et le système grammatical qu'il est indispensable, selon moi, de fixer l'attention pour ne pas donner contre un des deux écueils, ou de prêter, par manière d'interprétation, à la langue Chinoise des formes grammaticales qu'elle n'a point, ou de supposer ce qui est impossible par la nature même du langage. Ce n'est qu'en se bornant à des phrases toutes simples et courtes, en s'arrêtant à tout moment, comme pour prendre haleine, en n'avançant jamais un mot duquel d'autres très-éloignés doivent dépendre qu'on peut à ce point se passer de formes grammaticales dans une langue. Dès qu'on tenteroit d'étendre et de compliquer les phrases, on seroit forcé

à déterminer par des signes quelconques les différentes fonctions des mots, et ne pourroit plus abandonner l'emploi de ces signes, ainsi que le fait le Chinois, au tact et au gout des auteurs. J'ai tâché de prouver plus haut que les formes grammaticales tiennent surtout à la coupe et à l'unité des propositions. Or il existe un point où la simple distinction du sujèt, de l'attribut et de leur liaison ne suffit plus pour se rendre compte de l'enchainement des mots, où il faut spécifier ces idées, encore purement logiques, par des idées proprement grammaticales, c'est à dire puisées dans la nature de la langue, et c'est, si j'ose le dire, sur cette ligne étroite, où se tient la langue Chinoise. Elle la dépasse à la vérité et l'art de sa grammaire consiste à lui en fournir les moyens sans sortir de son système, mais l'étendue et la tournure qu'elle donne aux périodes est toujours compassée dans la mesure de ses moyens. Il est clair d'après cela qu'elle s'arrète à un point, où il est donné aux langues de continuer leur marche progressive, et c'est déjà par là qu'elle reste, selon ma conviction la plus intime, au dessous des langues à formes grammaticales accomplies.

Il faut encore ajouter à tout cela que la langue Chinoise est dans une impossibilité absolue d'atteindre aux avantages particuliers de ces dernières, tandisque les langues qui dirigent la construction par des formes grammaticales, peuvent, si le sujèt l'exige, en user plus sobrement, supprimer souvent les liaisons des idées, employer les formes les plus vagues, et non pas égaler, mais au moins suivre à une certaine distance le laconisme et la hardiesse de la diction Chinoise. Il dépend toujours de l'emploi sage et judicieux des moyens d'expression dans ces langues que la diction n'affoiblisse point la force, ni n'altère la pureté des idées. Dans ce point, il est vrai, l'avantage reste entièrement du côté du Chinois. Dans les autres langues c'est la simplicité et la hardiesse de telle expression, de tel tour de phrase, dans les ouvrages Chinois c'est la simplicité et la hardiesse de la langue elle-même qui opère ainsi sur l'esprit. Mais cet avantage est acheté aux dépens d'autres plus importans et plus essentiels.

L'absence des formes grammaticales rappelle le parler des enfans qui placent ordinairement les paroles sans les lier suffisamment entr'elles. On suppose une enfance aux nations, comme aux individus, et rien donc n'est plus naturel que de dire que la langue Chinoise s'est arrêtée à cette époque du développement général des langues.

Il y a certainement un fond de vérité dans cette assertion, mais à un certain égard je la crois fausse, et ce qu'il y a de certain, c'est qu'elle est bien loin d'expliquer le phénomène singulier de la langue Chinoise.

Je dois observer en premier lieu que l'enfance des nations, quelqu'usage qu'on fasse de cette expression, est, à mon avis, toujours un terme impropre. L'idée de l'enfance renferme celle de la relation à un point fixe, donné par l'organisation même de l'être à qui on l'attribue, au point de sa maturité. Or il existe bien peut-être, et pour mon particulier j'en suis entièrement persuadé, dans les développemens progressifs des nations, un point qu'elles ne dépassent pas et à compter duquel leur marche devient plutôt rétrograde, mais ce point ne peut pas être nommé un point de maturité. Une nation ne peut pas être regardée comme adulte et par la même raison pas comme enfant. C'est que la maturité suppose nécessairement un individu, et ne peut s'appliquer à un être collectif, quelque grande que soit l'influence réciproque que les individus, appartenant à cet être collectif, exercent l'un sur l'autre. La maturité tient aussi toujours au physique, et une nation, quoique des causes physiques influent sur l'affinité de ceux qui la composent, ne forme un ensemble que dans un sens moral et intellectuel. Le développement de la faculté de parler est entièrement lié au physique de l'homme, et tous les enfans, à moins qu'une organisation anomale ne s'y oppose, apprennent à parler à peu près au même âge, et avec même dégré de perfection. Cette même faculté s'augmente et s'étend sans doute dans l'homme adulte avec le cercle de ses idées et suivant les circonstances, mais cet accroissement, dépendant sous beaucoup de rapports du hasard, est entièrement différent du premier développement de la parole, qui arrive nécessairement et par la nature même des forces intellectuelles. Les nations peuvent se trouver à différentes époques des progrès de leurs langues par rapport à cet accroissement, mais jamais par rapport à ce développement primitif. Une nation ne peut jamais, pas même pendant l'age d'une seule génération, conserver ce qu'on nomme le parler enfantin. Or ce qu'on veut appliquer à la langue Chinoise tient précisement à ce parler, et au premier développement du langage.

Je crois donc pouvoir inférer de ces raisons que les inductions tirées de la manière de parler des enfans ne décident rien dans un raisonnement quelconque sur la nature et le caractère particulier des langues.

On pourroit plutôt parler d'une enfance des langues mêmes, quoiqu'aussi l'emploi de ce terme exige beaucoup de circonspection. On trouve, à ce qu'il m'a semblé du moins, dans mes recherches en suivant les changemens d'une langue pendant des siècles, que, quelque grands que soyent ces changemens sous beaucoup de rapports, le véritable systême grammatical et lexical de la langue, sa structure en grand restent la même, et là où ce systême aussi devient différent, comme au passage de la langue Latine aux langues Romaines, on place avec raison l'origine d'une nouvelle langue. Il paroit donc y avoir dans les langues une époque à laquelle elles arrivent à une forme qu'elles ne changent plus essentiellement. Ce seroit là leur point de maturité. Mais pour parler de leur enfance il faudroit encore savoir, si elles atteignent cette forme insensiblement, ou si plutôt leur premier jet est cette forme même? et voilà sur quoi, d'après l'étât actuel de nos connoissances, j'hésiterois à décider. Mais supposé aussi qu'on pût attribuer aux langues un étât d'enfance, il faudroit toujours examiner par d'autres moyens, que par des inductions du parler réel des enfans parmi nous, ce qui caractérise les langues dans cet étât primitif.

Ce qui rend tous les raisonnemens de ce genre si peu concluans et ce qui m'en détourne entièrement, c'est que ni l'histoire des nations, ni celle des langues ne nous conduit jamais à cet étât du genre humain. Il reste hypothétique et la seule méthode saine dans toute recherche sur les langues me semble être celle qui s'éloigne, aussi peu que possible, des faits. Je vais tâcher de l'appliquer à l'examen de l'origine du Chinois, mais je Vous avoue ingénuement, Monsieur, que tout ce qu'on a dit jusqu'ici à ce sujèt, et ce que j'en dirai moi-même ici, ne me satisfait nullement encore. Bien loin de m'imaginer de pouvoir retracer l'origine de cette langue extraordinaire, je devrai me borner à l'énumération de quelques unes des causes qui peuvent avoir contribué à la former ainsi.

Vous avez, Monsieur, dans Votre dissertation sur la nature monosyllabique du Chinois, établi deux faits que je regarde comme fondamentaux dans cette matière, que la langue Chinoise doit son origine à une peuplade à laquelle rien n'autorise à supposer un dégré de culture plus perfectionné que l'état primitif de la société ne le présente naturellement, et que des langues, regardées comme très-anciennes, et même des langues de peuples de moeurs grossières et incultes, loin de ressembler au Chinois dans leur gram-

maire, sont au contraire hérissées de difficultés et de distinctions grammaticales.

Vous faites cette dernière observation, Monsieur, sur la langue Laponoise. J'ai trouvé la même chose dans la langue Basque, dans les langues Américaines, et dans celles de la mer pacifique.

Il faut cependant convenir que sous quelques rapports toutes ces langues offrent aussi de grands points de ressemblance avec le Chinois. Le genre des mots ordinairement n'est pas marqué, le pluriel l'est souvent de la même manière qu'en Chinois, la coutûme singulière d'ajouter aux nombres des mots, différant suivant l'espèce des choses nombrées, y est à peu près générale, les exposans grammaticaux sont souvent supprimés de manière que les mots se trouvent placés sans liaison grammaticale, tout comme en Chinois. Il ne faut pas oublier non plus que nous ne connoissons toutes ces langues que par l'intermédiaire d'ouvrages faits par des hommes accoutumés à un système grammatical très-rigoureux, et qu'il se peut très-bien qu'ils représentent l'emploi de ces moyens grammaticaux comme constant et indispensable, tandisque les nationaux n'en font peut-être usage, comme les Chinois, que là où l'intelligence le rend absolument nécessaire. Il faut enfin se garder contre l'apparence grammaticale qu'une langue peut recevoir quelquefois sous la main de celui qui en compose la grammaire. Car il est bien aisé de représenter comme affixe et comme flexion ce qui, considéré dans son véritable jour, se réduit en effèt à toute autre chose.

Je croirois donc trop avancer en disant positivement qu'il n'y eût même parmi les langues que je viens de nommer, aucune qui n'offrît un système grammatical très-analogue à celui de la grammaire Chinoise. Tout ce que je puis assurer, c'est que je n'en ai pas trouvé jusqu'ici. Les analogies qui existent réellement dans ces langues avec le Chinois et dont j'ai indiqué quelques unes, appartiennent à toutes les langues primitives en général, et ont laissé des traces même dans les langues à formes grammaticales accomplies. Ne forme-t-on pas dans la langue Samscrite un prétérit par le moyen du mot *sma* qui n'est pas même devenu un affixe, et en Grec un conjonctif par l'indicatif du verbe et la particule *ἄν*? Les langues que j'ai designées sous le nom d'imparfaites, se trouvant placées entre le Chinois et les autres, elles doivent nécessairement conserver une certaine analogie avec ces deux classes. Mais ce qui décide la question de la différence de la langue Chinoise et de ces

langues, c'est que sa structure et son organisation en diffère généralement et jusque dans son principe même. J'ai parlé plus haut de l'habitude des nations d'attacher, souvent en se répétant, des idées accessoires à l'idée principale, et j'ai émis l'opinion que c'est d'elle surtout que dérive un grand nombre de formes grammaticales. Or la langue Chinoise offre bien peu de traces de cette habitude.

J'ai lù, il y a quelques années, à l'Académie de Berlin un mémoire qui n'a pas été imprimé, dans lequel j'ai comparé la plupart des langues Américaines entr'elles sous l'unique rapport de la manière dont elles expriment le verbe, comme liaison du sujèt avec l'attribut dans la proposition, et je les ai rangées en différentes classes sous ce point de vue.[1]) Car comme cette circonstance prouve en combien une langue possède des formes grammaticales ou en approche, elle décide de la grammaire entière d'une langue. Or parmi toutes celles que j'ai examinées dans ce travail, il n'y en a aucune semblable à la Chinoise.

Presque toutes ces langues, pour alléguer une autre circonstance également importante, ont des pronoms-affixes à côté de pronoms isolés. Cette distinction prouve que les premiers accompagnent habituellement les noms et le verbe; car si ces affixes ne sont que les pronoms abbréviés, cela même montre qu'on en fait un usage extrêmement fréquent, et s'ils sont des pronoms différens, on voit par là que ceux qui parlent, regardent l'idée pronominale d'un autre point de vue lorsqu'elle est placée isolément, et lorsqu'elle est jointe au verbe ou au substantif. Le Chinois n'offre que le pronom isolé qui ne change ni de son, ni de caractère en se joignant à d'autres mots. La langue Chinoise possède à la vérité aussi des mots grammaticaux qu'elle qualifie de mots vides, mais qui n'ont pas le but de déterminer précisement la nature du mot qu'ils accompagnent, et qui peuvent si souvent être omis, qu'il est évident qu'aussi dans la pensée, ils ne se joignent pas régulièrement à ceux avant ou après lesquels on les trouve, et c'est seulement sur un emploi constant et régulier que peut se fonder la dénomination de forme grammaticale. J'avoue que par cette raison, comme par d'autres encore, je ne crois pas qu'on devroit donner aux particules Chinoises le nom

---

[1]) *Diese Abhandlung ist in Humboldts sprachwissenschaftlichem Nachlaß erhalten.*

d'affixes, quoique j'énonce avec grande hésitation une opinion qui est contraire à celle que Vous avez émise à ce sujet, Monsieur, dans Votre dissertation latine.

Il y a à la vérité encore une réflexion à faire sur la comparaison du Chinois avec les langues Américaines en particulier. Bien des raisons portent à croire que les nations sauvages des deux Amériques ne sont que des races dégradées, d'après l'expression infiniment heureuse de mon frère, des débris échappés à un naufrage commun. La relation historique du voyage de mon frère, si riche en notices sur les langues Américaines et en idées profondes sur les langues en général, renferme une foule d'indices qui conduisent tous à cette supposition. Si donc ces langues sont séparées par un grand nombre de changemens de leur état premier, s'il faut les regarder comme des idiomes corrompus, estropiés, mélangés et altérés de toutes les manières, leur différence du Chinois ne prouveroit rien contre l'opinion que la grammaire Chinoise fût, pour ainsi dire, la grammaire primitive du genre humain. J'avoue néanmoins qu'aussi ce raisonnement ne me semble guère concluant. Celles des langues Américaines que nous connoissons le plus parfaitement, possèdent une grande régularité et bien peu d'anomalies dans leur structure, leur grammaire au moins n'offre pas de traces visibles de mélange, ce qui peut très-bien s'expliquer aussi dans les vicissitudes auxquelles les peuplades peuvent avoir été exposées. Le Chinois diffère tout autant d'autres langues peu cultivées, j'en ai nommé plus haut d'autres hémisphères; toutes les nations qui parlent ces langues, auroient-elles été dans le même cas que les Américaines? et par quel accident bizarre la nation Chinoise auroit-elle conservé à elle seule une prétendue pureté primitive? J'avoue que, bien loin de croire que la grammaire Chinoise forme, pour ainsi dire, la regle du langage humain développé dans le sein d'une nation abandonnée à elle même, je la range au contraire parmi les exceptions. Je suis néanmoins bien loin de nier que la circonstance que les Chinois, depuis que nous les connoissons, n'ont pas subi de grandes révolutions par des migrations de peuples avec lesquels ils auroient été forcés de s'amalgamer, puisse et doive avoir influé sur la structure de leur langue.

La langue Chinoise manquant de flexions, elle doit avoir commencé comme toutes les autres langues qui se trouvent dans le même cas et dans lesquelles des mots, exprimant originairement

des idées accessoires, sont devenûs des exposans de formes grammaticales. Cela est prouvé en quelque façon par les analogies qui se trouvent entr'elles et les langues qu'on nomme barbares. Mais pourquoi, en ayant les moyens comme les autres, n'a-t-elle pas poursuivi de même, pourquoi n'a-t-elle pas changé insensiblement ses mots grammaticaux en affixes pour faire enfin de ces affixes des flexions? Si l'on considère d'un côté l'analogie du Chinois avec des langues grossières, de l'autre sa nature entièrement différente et à plusieurs égards égale à celle des langues les plus parfaites, on croit voir qu'il y ait eù une cause quelconque qui l'ait détourné de la marche routinière des langues pour s'en former une nouvelle. Mais quelle ait été cette cause, comment même un pareil changement puisse avoir lieu, voilà qui est difficile, si non impossible, à expliquer.

L'écriture Chinoise qui exprime par un seul signe chaque mot simple et chaque partie intégrante des mots composés, convient parfaitement au système grammatical de la langue. Cette dernière présente, en parfaite conséquence avec son principe, un triple isolement, celui des idées, des mots, et des caractères. Je suis entièrement de Votre opinion, Monsieur, que les savans qui se sont laissé entrainer à presqu'oublier que le Chinois est une langue parlée, ont tellement exagéré l'influence de l'écriture Chinoise qu'ils ont, pour ainsi dire, mis l'écriture à la place de la langue. Le Chinois a certainement existé avant qu'on ne l'ait écrit, et on n'a écrit que comme on a parlé. L'écriture Chinoise n'auroit d'ailleurs présenté aucune difficulté à l'emploi de préfixes et de suffixes, elle seroit devenue, par cet emploi, dans un plus grand nombre de cas qu'elle ne l'est àprésent, syllabique. Même des changemens dans l'intérieur d'une syllabe auroient pù s'indiquer par le moyen de signes analogues à ceux qu'on employe pour marquer les changemens de tons.

Mais il n'en est pas moins vrai pourtant que cette écriture doit avoir influé considérablement et doit influer encore sur l'esprit et par là également sur la langue des Chinois. L'imagination jouant un si grand rôle dans tout ce qui tient au langage, le genre d'écriture qu'adopte une nation, n'est jamais indifférent. Les caractères forment une image de plus de laquelle se revêtent les idées, et cette image s'amalgame avec l'idée même, dans ceux qui font un usage fréquent de ces caractères. Dans l'écriture alphabétique cette influence est plutôt négative. L'image de signes qui ne disent rien

par eux mêmes, ou ne se présente guère, ou ramène au son qui est la véritable langue. Mais les caractères Chinois doivent puissamment contribuer, au moins souvent, à faire sentir les rapports des idées, et à affoiblir l'impression des sons. La multiplicité des sons homophones invite nécessairement les personnes lettrées à se représenter toujours en même tems la langue écrite, libre des embarras qu'ils doivent causer. L'étymologie qui fait découvrir l'affinité des idées dans les langues, est naturellement double en Chinois, et repose en même tems sur les caractères et sur les mots, mais elle n'est bien évidente et manifeste que dans les premiers. Il me semble qu'on s'est encore bien peu occupé de celle des mots, mais je conçois que les recherches à faire dans ce but doivent être infiniment difficiles à cause de la simplicité des mots qui se refusent à l'analyse. Les caractères au contraire sont presque tous composés, les parties desquelles ils consistent, sautent aux yeux, et leur composition a été faite suivant les idées de leurs inventeurs desquelles dans un grand nombre de cas on a eû soin de conserver la mémoire. Cette composition des caractères entre même dans les beautés du style ainsi que Vous l'observez, Monsieur, dans Vos Elémens. (p. 81.) Je crois pouvoir supposer, d'après ces données, qu'aussi en parlant, et même en pensant, les caractères de l'écriture sont très-souvent présens à ceux parmi les Chinois qui savent lire et écrire, et s'il en est ainsi, on refuseroit envain à l'écriture Chinoise une très-grande influence aussi sur la langue parlée. Cette influence doit être en général celle de détourner l'attention des sons et des rapports qui existent entr'eux et les idées; et comme l'on ne met point à la place du son l'image d'un objèt réel (comme dans les hiéroglyphes), mais un signe conventionnel choisi à cause de sa relation avec l'idée, l'esprit doit se tourner entièrement vers l'idée. Or c'est là précisement ce que fait la grammaire Chinoise en diminuant par le moyen d'affixes et de flexions le nombre des sons dans le discours, et en faisant trouver à l'esprit presque dans chacun une idée capable de l'occuper à elle seule. Ceux qui s'étonnent que les Chinois n'adoptent point l'écriture alphabétique, ne font attention qu'aux inconvéniens et aux embarras auxquels l'écriture Chinoise expose, mais ils semblent ignorer que l'écriture en Chine est réellement une partie de la langue, et qu'elle est intimement liée à la manière dont les Chinois, en partant de leur point de vue, doivent regarder le langage en général. Il est selon

l'idée que je m'en forme, aussi bien qu'impossible que cette révolution s'opère jamais.

Si la littérature d'une nation ne dévance pas l'adoption de l'écriture, elle l'accompagne ordinairement immédiatement, et il est plus probable encore que cela ait été le cas dans la Chine, puisque le genre d'écriture qu'on y a adopté, prouve par lui même un travail qu'on peut nommer en quelque façon philosophique. Cette circonstance ajoutée aux rapports que les caractères Chinois invitent à chercher entre leur composition et les idées, qu'ils expriment, et à la conformité de cette écriture avec le système grammatical de la langue, pourroit peut-être faire comprendre, comment la langue Chinoise auroit pû, sans qu'on trouve en elle des traces d'un étât intermédiaire, passer des analogies qu'elle offre avec des langues très-imparfaites à une forme qui se prête au plus haut développement des facultés intellectuelles. Car le phénomène qu'elle présente, est en effèt celui d'avoir changé une imperfection en vertu.

Mais je douterois néanmoins qu'on pût trouver la cause du système particulier de la langue Chinoise dans cette influence de son écriture sur elle. Quoique l'art d'écrire remonte, ainsi que Vous le dites, Monsieur, dans Votre analyse de l'ouvrage de Monsieur Klaproth sur l'inscription de Yü,[1]) à plus de 40. siècles en Chine, il doit cependant nécessairement s'être écoulé un certain espace de tems où le Chinois étoit parlé sans être écrit. Même lorsqu'il le fut, la première écriture paroit avoir été hiéroglyphique et en conséquence d'une nature différente de celle d'aujourd'hui. Il faut donc nécessairement que déjà lors le caractère de la langue ait pris une certaine forme. Si cette forme étoit analogue à celle de la plupart des langues, si la nation étoit portée à entremêler les phrases de signes destinés uniquement à marquer les rapports des idées, si, sans son écriture, elle se seroit développée à l'instar de toutes les autres langues, je ne crois pas que ses caractères, formant des grouppes d'idées, l'eussent arrèté dans cette marche. C'est au contraire l'écriture qui auroit été adaptée à cette direction de l'esprit national, et nous avons vû qu'elle en possède les moyens. Mais si, comme je le crois très-positivement, la langue avoit déjà, avant l'écriture, cette forme, et si la nation, déjà alors avare de

---

[1]) „Sur l'inscription attribuée à l'empereur Iu" *in seinen* Mélanges asiatiques 2, 272.

sons, en faisoit le plus sobre usage possible, en plaçant les mots, signes des idées, sans liaison, l'un à côté de l'autre, le phénomène qui nous occupe, existoit déjà avant l'écriture, et demande une autre explication. Tout ce que l'écriture a pû faire, est, à mon avis, de confirmer l'esprit national dans la pente vers ce genre d'expression des idées, et voilà ce qu'elle me paroit avoir fait et faire encore à un très-haut dégré.

Je serois plutôt porté à chercher une des causes principales de la structure particulière de la langue Chinoise dans sa partie phonétique. Vous avez, on ne peut pas mieux, prouvé, Monsieur, que c'est entièrement à tort qu'on nomme cette langue monosyllabique. J'avoue que cette division des langues d'après le nombre des syllabes de leurs mots ne m'a jamais parû ni juste, ni conforme à une saine philosophie. Toutes les langues ont probablement été monosyllabiques dans leur principe, puisqu'il n'y a guère de motif pour désigner, autant que les mots simples suffisent au besoin, un objèt par plus d'une syllabe. Mais il paroit plus certain encore qu'aucune langue ne se trouve plus àprésent dans ce cas, et s'il y en avoit une réellement, cela ne seroit qu'accidentel, et ne prouveroit rien pour sa nature particulière. Il est néanmoins de fait que la qualité monosyllabique des mots forme la regle dans la langue Chinoise, et je ne me souviens pas d'avoir trouvé nulle part, si les Chinois en prononçant un mot polysyllabique comprennent ses différentes syllabes sous un même accent ou non. Car l'unité du mot est constituée par l'accent. Sans cette règle constante la répartition de plusieurs syllabes dans un même ou dans différens mots seroit arbitraire, et de compter un substantif et son affixe pour deux mots ou de le comprendre sous un seul, ne seroit plus qu'une affaire d'orthographe. Mais quoique l'accent réunisse indubitablement les syllabes pour en former le mot, l'utilité de cette règle devient à peu près nulle dans les langues dont l'accentuation est entièrement ignorée comme celle du Samscrit, ou du moins imparfaitement connue. Il est aussi quelquefois difficile de juger de l'accent, puisque le même mot peut avoir un accent secondaire à côté de l'accent principal, et qu'il faut distinguer exactement ces différens accens. Il n'en est cependant pas moins indispensable de tâcher de fixer ce qui dans une langue est compris dans un même, ou séparé en différens mots, et cette recherche est au moins souvent facilitée par d'autres circonstances qu'il seroit trop

long d'énumérer ici. Mais ce qui dans le systême phonétique Chinois me paroit plus remarquable que l'abondance des monosyllabes, c'est le nombre rétréci des mots en général. Ce n'est pas que les autres langues eussent peut-être un plus grand nombre de syllabes vraîment primitives, mais c'est que les Chinois n'ont pas diversifié, mêlé, et composé ces syllabes suffisamment pour posséder par là une grande richesse et variété de sons.

C'est en quoi les nations me semblent différer essentiellement, et cette disposition naturelle à des sons monotones ou variés, pauvres ou riches, plus ou moins harmonieux est de la plus grande influence sur les langues. Elle tient à l'organisation physique et aux facultés sensitives, et elle décide des propriétés des langues conjointement avec ce qui dans les facultés supérieures de l'ame répond à la partie du langage liée aux idées. La sobriété des Chinois dans l'usage des sons, jointe à l'aridité et à la sécheresse qu'on leur reproche, peuvent avoir produit dans leur langue, comme imperfection ce qu'un talent heureux de manier méthodiquement les idées peut avoir changé après en vertu. Mais une telle sobriété de sons une fois supposée, le systême presque monosyllabique une fois arrêté, l'esprit Chinois a dû être raffermi dans l'une et dans l'autre par la nature particulière de l'écriture qui, à ce que je crois avoir prouvé, est devenue inhérente à la langue même. Comme elle offre un moyen d'en multiplier les signes sans multiplier les sons, elle doit dans l'étât actuel de la civilisation Chinoise et depuis le tems où elle est devenue très-généralement répandue, entrer pour beaucoup dans l'expression des idées.

La richesse et la variété des sons dans les langues tient très-certainement à l'organisation physique et aux dispositions intellectuelles des nations, mais elle résulte peut-être encore davantage du contact et de l'amalgame de diverses peuplades. L'affluence de cette matière première des langues s'explique beaucoup plus naturellement par un concours de causes accidentelles, parmi lesquelles les migrations et les réunions de différentes peuplades sont les plus efficaces, que par les progrès de l'esprit inventeur des nations. L'exemple des Chinois eux-mêmes prouve qu'un peuple accommode plutôt par toute sorte d'artifices ingénieux un petit nombre de mots à ses besoins qu'il ne pense à l'augmenter et à l'étendre. L'isolement des nations n'est donc jamais salutaire aux langues. Il empêche évidemment la réunion d'une grande masse de mots,

de locutions et de formes qui est absolument nécessaire pour que l'heureuse disposition d'une des peuplades qui la possèdent, puisse insensiblement en former une langue vaste, riche et variée. L'ordre systématique, l'expression significative et heureuse des idées, l'aptitude des formes grammaticales aux besoins du discours, et tout ce qui est organisation et structure, vient sans doute des dispositions intellectuelles des nations, mais la matière, la masse des sons et des mots, soumise à leur travail, est due au concours de ces causes qui unissent et séparent, mêlent et isolent les nations, qui certainement sont dirigées par des lois générales, mais que nous nommons fortuites, puisque nous en ignorons l'ordre et le fil. Comme aussi l'état de nos connoissances ne nous permet jamais de remonter à l'origine première des langues, nous ne parvenons tout au plus qu'à l'époque où les langues se transforment et se recomposent d'idiômes et de dialectes qui ont existé longtems avant elles.

La langue Chinoise n'est pas exemte de mots étrangers, elle en renferme, même d'après Vos recherches, Monsieur, un nombre assez considérable. (*Fundgruben des Orients. Th.* 3. *S.* 285. nt. 6.) Mais l'histoire de la Chine prouve que le développement social de la nation depuis que nous la connoissons, n'a guère été altéré par de grandes révolutions extérieures, par des incursions d'autres nations qui se fussent établies dans son sein, ou par un mélange quelconque qui eût pû avoir une influence marquante sur leur langue. Il n'est gueres probable non plus qu'une pareille influence ait pû venir des nations barbares qui habitoient le païs du tems de l'arrivée des premières colonies Chinoises. Si ces colonies, ainsi qu'on l'avance, ne se composoient guere que d'environ cent familles (Tableaux hist. de l'Asie par Monsieur Klaproth. p. 30.), si elles se conservoient pendant une longue suite de siècles sans altération notable de leurs moeurs, de leurs usages et de leur idiôme, si enfin l'écriture date de l'origine même de la monarchie dont ces colons furent les fondateurs, ces faits historiques réunis servent sans doute à expliquer le nombre limité des signes de la langue parlée de la Chine, et même le manque de ces sons accessoires qui forment les affixes et les flexions des autres langues.

Mais si l'on parvient ainsi à jetter quelque jour sur l'origine de ce qu'on peut nommer les imperfections de la langue Chinoise,

on n'en reste pas moins embarassé de rendre compte de l'empreinte philosophique, de l'esprit méditatif qui se manifeste évidemment dans la structure entière de cette langue extraordinaire. On comprend en quelque façon par quelles raisons elle n'a pas atteint les avantages que nous rencontrons, plus ou moins, dans presque toutes les autres langues, mais on conçoit beaucoup moins comment elle a réussi à gagner des perfections qui n'appartiennent qu'à elle seule. Il est vrai cependant que l'antiquité de l'écriture et même de la littérature en Chine éclaircit en quelque façon cette question. Car quoique la structure grammaticale de la langue ait très-certainement dévancé de beaucoup et la littérature et l'écriture, ce qui forme le fond essentiel de cette structure auroit pù appartenir à une nation grossière et peu civilisée, et la teinte philosophique que nous y voyons maintenant, a pû y être ajoutée par des têtes également profondes et élevées. Car cet avantage ne repose pas sur de nouvelles formes d'expression, dont on eût enrichi la langue (ce qui auroit exigé le concours de la nation entière), mais beaucoup plus sur un usage à la fois judicieux et hardi des moyens qu'elle possédoit déjà, ce qui s'explique facilement, si l'on se rappelle que la plus grande partie de la grammaire Chinoise est sousentendue.

Vous Vous serez apperçu, Monsieur, que j'ai fondé tout ce que j'ai osé avancer sur la langue Chinoise, uniquement sur le style antique, sans faire mention particulière du style moderne. Il ne me paroit pas non plus que ce dernier diffère du premier de manière à pouvoir altérer un raisonnement basé sur l'analyse du langage et de la littérature vraîment classiques de la Chine.

Il est vrai qu'un passage (p. 119.) de Vos recherches sur les langues Tartares, Monsieur, pourroit au premier abord en donner une idée différente. Mais en l'examinant avec plus d'attention et en étudiant Vos élémens, on conçoit qu'on comprendroit bien mal le sens de ce passage, si l'on prenoit le style moderne, pour ainsi dire, pour une autre langue, ou même pour une transformation très-essentielle de la langue primitive. En commençant à parler du style moderne dans Votre grammaire Vous posez pour base que le caractère propre de la langue Chinoise est le même dans les deux styles, et si je compare, chapitre pour chapitre, ce que Vous dites des deux styles, je trouve que l'essentiel de la structure grammaticale est le même dans l'un et dans l'autre. Le style

moderne ne désigne pas plus clairement que l'antique, la véritable forme du verbe fléchi, il n'a pas plus ni affixes, ni flexions, il fait usage de la même particule *(ti)* pour la construction du verbe et du substantif, il fait rarement usage des exposans des tems et modes des verbes, il supprime moins fréquemment, mais encore très-souvent les autres liaisons grammaticales, et sa plus grande différence du style antique consiste dans le grand nombre de mots composés qui pourtant ne sont pas entièrement étrangers non plus à ce dernier. Il se distingue, ainsi que Vous le dites, Monsieur, par une grande clarté et facilité, et c'est là proprement en quoi il a apporté un changement utile à l'ancienne langue, mais il atteint cet avantage en se tenant dans les mêmes limites qu'elle. Aussi dans son style moderne la langue Chinoise ne possède pas proprement des formes grammaticales, ou du moins ne base point sa grammaire sur ces distinctions, n'attribue point aux mots des signes des catégories sous lesquelles ils tombent dans l'enchaînement du discours, mais s'éloigne dans tous ces points et sous toutes ces considérations des autres langues que nous connoissons. Voilà au moins l'idée que j'ai pù m'en former d'après les phrases citées dans Vos élemens, Monsieur, et d'après quelques pages d'un Roman dont je tiens la copie et la traduction par les bontés de Monsieur Schultz.

Je termine ici ma lettre, Monsieur, dans la juste crainte de Vous avoir fatigué par la longueur de mes réflexions. Mais le phénomène que présente la langue Chinoise, est trop remarquable, il est trop important pour l'étude de la grammaire comparative des langues de l'examiner avec soin, pour que je n'aye pas dû desirer de donner à mes idées tous les développemens dont je les ai crù susceptibles. Je le regarderai non seulement comme une marque infiniment précieuse de Votre bienveillance amicale, Monsieur, mais comme un véritable service rendû à la science, si Vous voudrez bien me dire, si l'idée que je me suis formée de la langue Chinoise, est juste, ou si une étude approfondie de cette langue fournit des données qui conduisent à d'autres résultats. J'ose appeller également Votre attention sur les idées générales dans lesquelles j'ai dû entrer. Le jugement que Vous en porterez, sera du plus grand poids pour moi, et je ne Vous dissimule point que je Vous les soumêts avec d'autant plus d'hésitation que dans la marche que je me suis proposé de tenir en appuyant mon raisonnement toujours

sur des faits, il est facile de se laisser entraîner à modeler ses idées générales d'après la langue qu'on vient d'analyser, et de s'exposer au péril de former un nouveau système à l'examen d'une nouvelle langue.

Veuillez, Monsieur, agréer l'assurance de ma considération la plus sentie et la plus distinguée.

Guillaume de Humboldt.

A Berlin, ce 7. mars, 1826.

II.

Ueber den grammatischen Bau der Chinesischen Sprache.

[Classensitzung des 20. März, 1826.]

Bei der Untersuchung des Chinesischen nimmt gewöhnlich die Eigenthümlichkeit der Schrift und ihre Verbindung mit der Sprache die Aufmerksamkeit dergestalt in Anspruch, dass darüber der grammatische Bau der letzteren weniger beachtet wird. Dennoch gehört derselbe so sehr zu den merkwürdigsten, dass er gar nicht bloss eine Abart einer einzelnen Sprache bildet, sondern eine eigne Classe in den grammatischen Verschiedenheiten aller Sprachen ausfüllt.

Der erste Eindruck, welchen die Lesung einer Stelle eines Chinesischen Buchs hinterlässt, ist der, dass diese Sprache sich in ihrem grammatischen Bau so gut als von allen andren bekannten entfernt. Am meisten steht sie indess den gewöhnlich classisch genannten entgegen, und ich werde daher vorzugsweise diese im Sinne haben, wenn ich von ihrer Verschiedenheit von andren Sprachen rede.

Sollte ich diese auf Einen allen übrigen zum Grunde liegenden Punkt zurückführen, so würde ich dieselbe darin setzen, dass die Chinesische Sprache die Wortverbindung nicht nach den grammatischen Kategorieen bestimmt,[1] ihre Grammatik nicht auf die Classificirung der Wörter gründet, sondern die Gedankenverbindung auf eine andre Weise bezeichnet. Die Grammatik andrer Sprachen

---

Handschrift (21 halbbeschriebene Folioseiten) in der Königlichen Bibliothek in Berlin.

hat zwei abgesonderte Theile, einen etymologischen und einen syntaktischen, in der Chinesischen Grammatik findet sich bloss dieser letztere. In anderen Sprachen muss man, um einen Satz zu verstehen, mit der Untersuchung der grammatischen Beschaffenheit der Wörter anfangen, und dieselben nach dieser construiren, im Chinesischen ist dies unmöglich. Man muss unmittelbar das Wörterbuch zu Hülfe nehmen, und die Construction ergiebt sich bloss aus der Wortbedeutung, der Stellung und dem Sinne der Rede.

Die grammatische Classificirung der Wörter in Substantiva, Verba u. s. w. entsteht aus der Zergliederung des in Worte umzubildenden Gedanken, und ist ein Hülfsmittel des Ausdrucks der Gedankeneinheit durch auf einander folgende Wörter. Als inneres, sprachbestimmendes Gesetz, liegt sie unerkannt in der Seele jedes Menschen, allein inwieweit diese Classificirung Ausdruck in der Sprache erhält, hangt von der grammatischen Natur jeder Sprache ab. Ohne dieselbe würde es unmöglich seyn, verständlich zu reden und durch Sprache zu denken, allein in der Anwendung derselben giebt es verschiedene Grade der Allgemeinheit und Bestimmtheit, und zwar kommt dies auf die Form und Art des Periodenbaues an. Denn die grammatische Form bestimmt das Verhältniss des einzelnen Wortes zum Ganzen des Satzes. Giebt nun eine Sprache ihren Sätzen Länge und Verwicklung, so ist eine, viele und sogar alle Verzweigungen der grammatischen Formen verfolgende Classificirung der Wörter nothwendig, beschränkt sie sich dagegen auf möglichst einfache Sätze, so bedarf es nur der obersten allgemeinsten Kategorien. Der Unterschied dieser beiden Methoden wird sogleich deutlich, wenn man bemerkt, dass verschiedene Redetheile sowohl das Subject, als das Praedicat eines Satzes bilden, die Rede sich aber bei ganz einfachen Sätzen begnügen kann, mit Vernachlässigung dieser feineren Unterschiede, nur jene allgemeineren, mehr logischen, als grammatischen, anzudeuten.

Die Vertheilung der Wörter in bestimmte, an ihnen selbst zu bezeichnende Classen entsteht aber, meines Erachtens, auch aus einem, dem Menschen, dessen Welt seine Sprache ist, natürlichen Hange, die Wörter, sie als wahre Individuen behandelnd, den Gegenständen der Wirklichkeit ähnlich zu machen. Eine gewisse Anzahl von Wörtern hat von Natur Substantiv- Adjectiv- oder Verbal-Bedeutung, indem sie selbständige Wesen, Eigenschaften oder Handlungen anzeigt. Dieselben Wörter aber können in der

Sprache zugleich zu einer andren Categorie, ein Verbal-Wort substantivisch und umgekehrt, gebraucht werden, und eine grosse Menge von Wörtern sind von der Art, dass sie, nur Begriffe bezeichnend, sich auf verschiedene Weise auffassen lassen. Werden nun diese durch Bezeichnung oder auf andere Weise einer bestimmten Classe zugewiesen, so besitzt die Sprache wirkliche Wortclassen, denn diese sind von ihr und für sie gebildet. Lässt man aber diese, soviel es das verständliche Sprechen nur immer zulässt, unbestimmt, so bilden auch die zuerst erwähnten nicht eigentlich grammatische Wortclassen. Denn ihre Classificirung entspringt nur aus demjenigen, was sie darstellen. Der Unterschied beruht auf der Materie und der Form; ein Wort mit Verbal-Bedeutung ist darum auf keine Weise ein Verbum.

Auch da, wo eine Sprache nicht jedes Wort grammatisch einer bestimmten Classe zuweist, müssen die Wörter dennoch eine grammatische Geltung haben. Allein diese liegt dann entweder bloss in ihrer materiellen Bedeutung, oder wenn diese sie zwei Classen zugleich zuwiese, im Sprachgebrauch, wie so oft im Chinesischen, oder geht aus der Stellung im Satz, oder gar nur aus dem Sinn der Rede hervor. Das Wort wächst also, da es keine Bezeichnung hat, nicht äusserlich, und da es in ganz unveränderter Gestalt verschiedenen Classen angehören kann, gar nicht mit seiner Classeneigenthümlichkeit zusammen.

Die Grammatik ist mehr, als irgend ein anderer Theil der Sprache, unsichtbar in der Denkweise des Sprechenden vorhanden, und jeder bringt zu einer fremden Sprache seine grammatischen Ideen hinzu, und legt sie, wenn sie vollkommener und ausgeführter sind, in die fremde Sprache hinein. Denn in jeder Sprache lässt sich natürlich, wenn man alle Momente des Gebrauches erwägt, jedes Wort eines Satzes einer grammatischen Form zuweisen. Ganz etwas anders aber ist es, ob derjenige es so ansieht, der nur jene Sprache kennt, und die in eine Sprache also hineinerklärte Grammatik ist von der in ihr natürlich liegenden sorgfältig zu unterscheiden. Wirklich in der Sprache selbst liegt nur diejenige Grammatik, die durch Flexionen, grammatische Wörter oder gesetzmässige Stellung ausdrücklich bezeichnet ist, oder sich in dem Zuschnitt der Sätze und der Bildung der Rede, als nothwendig hinzugedacht, mit Bestimmtheit offenbart.

Alles hier Gesagte bezieht sich auf die Genauigkeit des grammatischen Ausdrucks. Der höchste Grad derselben geht aus der

grammatischen Wörterclassificirung bis in ihre letzten Verzweigungen hervor; diese aber entsteht aus genauer Zergliederung des in Sprache zu verwandelnden Gedanken, und einer eignen Behandlung der Sprache, als Organs. Man berührt also hier den unmittelbaren Uebergang des Gedanken in Worte.

Jedes logische Urtheil kann, als der Ausspruch der Uebereinstimmung oder Nicht-Uebereinstimmung zweier Begriffe, als eine mathematische Gleichung angesehen werden. Diese ursprüngliche Form des Gedanken bekleidet die Sprache mit der ihrigen, indem sie die beiden Begriffe synthetisch verbindet, den einen, als die Eigenschaft des andren, vermöge des flectirten Verbum, das dadurch zum Mittelpunkte der Sprache wird, wirklich setzt.

Dadurch liegt in der Sprache eine ursprüngliche, und sich von da aus weiter verbreitende Prosopopoee, indem ein ideales Wesen, das Wort, als Subject gedacht, handelnd oder leidend dargestellt, und eine im Innern der Seele vorgehende Handlung, die Aussage im Urtheil über einen Gegenstand, diesem Gegenstand äusserlich, als Eigenschaft, beigelegt wird. Dieser, gleichsam imaginative Theil der Sprachen befindet sich nothwendig und unabänderlich in allem Sprechen. Allein eine Nation macht einen ausgebreiteteren, eine andre einen geringeren Gebrauch davon. Die classischen Sprachen bilden denselben im höchsten Grade aus, die Chinesen nehmen nur dasjenige davon, was zum Sprechen und Verständniss unentbehrlich ist.

Die Sprachbildung kann daher bei verschiedenen Nationen zwei sehr verschiedene Wege einschlagen. Sie kann sich hauptsächlich an die Verhältnisse der Begriffe, als solcher, heften, sich im Ausdruck mit Nüchternheit nur an dasjenige halten, was dessen Klarheit und Bestimmtheit unvermeidlich erfordert, und so wenig, als möglich, von demjenigen nehmen, was der besondren Natur der Sprache, als Organs und Werkzeugs des Gedanken angehört, oder sie kann vorzugsweise die Sprache, als Werkzeug ausbilden, sich an ihre besondre Art, den Gedanken darzustellen, heften, und dieselbe, in allen Beziehungen, in welchen es thunlich ist, als eine ideale Welt der wirklichen gleich machen.

Ein Beispiel hiervon giebt die Bezeichnung des Geschlechts an den Wörtern. Sie kann an sich wohl unphilosophisch genannt werden; sie liegt aber in der Behandlung der Wörter als Individuen, und der Sprache als einer eignen Welt. Es entspringen nachher aus ihr grammatisch technische Vorzüge bei der Periodenbildung.

Allein alles dies kann nur von einem Volke geschätzt werden, das vorzugsweise von demjenigen angesprochen wird, was die Sprache dem Gedanken, bei der Umwandlung desselben in Worte, hinzufügt.

Es würde unmöglich seyn zu sprechen, ohne wenigstens durch ein unbestimmtes Gefühl der grammatischen Wortformen geleitet zu werden. Man kann aber, wie ich dargethan zu haben glaube, bei einer grossen Beschränkung des Periodenbaus auf höchst einfache Sätze, auf einem Punkte stehen bleiben, wo eine genaue Unterscheidung derselben entbehrlich ist, man kann gänzlich auf das System Verzicht leisten, jedes Wort, an und für sich, und ausser der Redeverbindung, einer grammatischen Kategorie zuzuweisen, und diese an ihm zu bezeichnen, man kann endlich sich in seinen Sätzen so wenig, als möglich, von der Form mathematischer Gleichungen entfernen. Wo jedoch eine Nation nicht das vollständige System der grammatischen Formen verfolgt, da ist der Begriff keiner einzigen genau bestimmt, denn sonst würden sich, wie bei der Einsicht in jeden Organismus, aus dem Begriffe einer alle übrigen entwickeln.

Die Chinesen lassen sehr oft die genaue grammatische Form ihrer Wörter unbestimmt, sie sind aber auch nicht zu Bestimmungen derselben, welche der Begriff nicht fordert, gezwungen. So können sie das Verbum als blosse Copula gebrauchen, ohne Hinzufügung einer, bei allgemeinen Sätzen, immer widersinnigen Zeitbestimmung. Sie brauchen ebensowenig jedesmal anzudeuten, ob das Verbum activ oder passiv gebraucht wird, und können mithin diese beiden Formen desselben in Einer verbinden. Die classischen Sprachen bedürfen in allen diesen Fällen besondrer Mittel, um den Begriffen die ihnen durch die bestimmende Form entzogene Allgemeinheit wiederzugeben.

In unseren Sprachen erkennt man die Einheit des Satzes am flectirten Verbum; so viele flectirte Verba da sind, soviel sind Sätze vorhanden.

Die Chinesische Sprache braucht alle Wörter in dem Zustand, in dem dieselben, abgesehen von jeder grammatischen Beziehung, nur den Begriff ihrer Bedeutung ausdrücken, sie stehen, auch in der Redeverbindung, alle, gleich den Sanskritischen Wurzelwörtern, *in statu absoluto*.

Die Chinesische Sprache kennt, grammatisch zu reden, kein flectirtes Verbum, sie hat eigentlich gar kein Verbum, als gram-

matische Form, sondern nur Ausdrücke von Verbal-Begriffen, und diese stehen beständig in der unbestimmten Form des Infinitivs, einem wahren Mittelzustande zwischen Verbum und Substantivum. Man bleibt durchaus zweifelhaft, ob man das, was man nun Verbum nennt, wirklich soll als flectirtes Verbum, als Copula des Satzes, ansehen, oder als Praedikat desselben, bei welchem das Verbum substantivum ausgelassen ist. Dem Geiste der Chinesischen Sprache scheint sogar das letztere angemessener. Andre, selbst wenig aus gebildete Sprachen, die Amerikanischen, Vaskische, Coptische, die der Südsee-Inseln u. s. f. bezeichnen das den Satz verbindende Verbum durch Bestimmung der Person, oft auch des Gegenstandes, der Zeit, der transitiven, intransitiven, factitiven Form an ihm, und machen es dadurch zum flectirten, vom blossen Verbal-Begriff verschiedenen. Im Chinesischen trägt es keine dieser Modificationen an sich, sein Subject, sein Complement sind abgesonderte Wörter, die Zeit ist gar nicht, oder doch nicht als das Verbum grammatisch bezeichnende Nebenbestimmung, sondern weil es der Sinn der Rede fordert, angedeutet. Der ganze Satz entfernt sich, so wenig als möglich, von der Form einer mathematischen Gleichung.

Man könnte zwar hier die Einwendung machen, dass in *fóu táo,* Vater sagt, ebensowohl ein flectirtes Verbum liegt, als in dem Englischen *they like.* In der That giebt es in fast allen Sprachen, vorzüglich aber im Englischen, einzelne ganz Chinesische Phrasen. Allein der Unterschied ist dennoch in die Augen fallend, da *like* in anderen Stellungen flectirt wird, und der Bau der ganzen Sprache an die grammatische Classificirung der Wörter gewöhnt.

Man ist auch durchaus nicht immer sicher, wo im Chinesischen ein Satz endigt und ein neuer beginnt, und in den Uebersetzungen wird gewiss oft als Ein Satz angesehen, was aus zweien und mehreren besteht. (*T. p.* 67. XX. 2.) *Wón Woù tchí tching poù tsái fáng* kann übersetzt werden Die Verfassung des Wón und Woù steht geordnet in Büchern, oder ist geordnet und steht in Büchern. Fast alle Wörter, die man Praepositionen im Chinesischen zu nennen pflegt, sind Verba, und bilden in ihrer Construction zwei abgesonderte Sätze. *Ì thián hiá iù jîn* wird (*Gr.* 159.) von Remusat übersetzt: *ex imperio donare hominem, donner l'empire à un homme.* Aber es ist da weder von einer Praeposition, noch einem Dativ (einem geradezu im Chinesischen sehr schwer auszudrückenden Casus) die Rede. Wörtlich heisst der Satz: verfügen über das Reich, beschenken den Mann.

Dass Substantivum und Verbum nicht rein geschieden seyn können, geht schon aus dem oben über das letztere Gesagten hervor. Aber noch mehr trägt es zur Vermischung beider Begriffe bei, dass dieselbe Partikel *tchî,* zwischen zwei Substantiva gestellt, andeutet, dass das erste im Genitiv steht, und zwischen ein Substantivum und ein Verbum, dass das erste, als Subject, das letzte regiert. In der That kann, wenn man die Schärfe der grammatischen Bestimmung verlässt, das Verbum, im Infinitiv, als Substantivum angesehen werden, und alsdann verwandelt sich der Nominativus des Subjects in einen Genitiv, und es giebt Sprachen, in welchen das Verbum vermittelst des Besitzpronomens (mein Essen für ich esse) conjugirt wird. Zwar ist es merkwürdig, dass die Chinesischen *nomina,* als Verba gebraucht, oft einen verschiedenen Accent annehmen (*Gr.* 55.), gerade wie die zweisilbigen Englischen Nomina im gleichen Fall (*the cónduct, to condúct.* Walker's *pron. dict.* 16. *éd. p.* 71. §. 492.). Allein die Wörter werden darum nicht zu Verben, sondern nur zu Ausdrücken von Verbalbegriffen.

Dass man im Chinesischen gar nicht nach grammatischen Formen fragen muss, beweist z. B. der Titel eines der sogenannten Vier Bücher des Confucius, die aber nur von seinen Schülern herrühren, *tchoûng yoûng.* Rémusat übersetzt denselben *medium constans, l'invariable milieu.* Man darf aber darum *yoûng (constans)* nicht für ein Adjectivum halten, da es sonst, der Chinesischen Wortordnung nach, vor seinem Substantiv stehen müsste. Was diese beiden Worte Chinesisch mit Klarheit und Bestimmtheit anzeigen, ist das Ausharren in der Mitte, und dass die allgemeine Idee des Ausharrens auf die Idee der Mitte beschränkt ist. Ob man aber *yoûng* lateinisch als *perseveratio* (als Verbal-Substantiv) oder durch *perseverantia,* oder durch *perseverare,* oder gar durch *perseverant* übersetzen soll, bleibt durchaus unbestimmt. Denn (*T. p.* 35. II. 2.) in einer andren Stelle übersetzt Rémusat es wirklich als flectirtes Verbum: *siaò jîn tchî tchoûng yoûng, parvi homines medio constant.* In diesem Satz sind im Chinesischen bloss die Begriffe klein, Mensch, Mitte, Beharren nebeneinandergestellt, die Partikel *tchî* zeigt an, dass die ersten, für sich zusammengenommen, sollen mit den letzten verbunden werden; aus der Abwesenheit einer Verneinung geht die Uebereinstimmung des Verglichenen hervor. Mehr liegt im Chinesischen nicht, dies reicht aber auch zum Ausdruck des Gedanken hin. Ob aber *yoûng*

wirklich das flectirte Verbum ist, wie Remusat es übersetzt, oder ob man vor den letzten Worten das Verbum substantivum, oder, wie Remusat bei einer andern ganz gleichen Stelle behauptet, ein anderes Verbum ergänzen muss, so dass *yoûng* zum Participium oder Infinitiv wird, davon weiss die Chinesische Grammatik nicht, und fragt danach nicht.

Das Chinesische *tá kŏ táo,* sehr weinen reden, kann

valde ploravit, dixit,
valde plorans dixit,
valde plorando dixit,
cum magno ploratu dixit,

übersetzt werden, das Chinesische zeigt bloss an, dass der, von dem die Rede ist, geweint und gesprochen hat.

Man kann hier einwenden, dass Sätze dieser Art, wenn sie auch scheinbar verschieden aufgefasst werden können, in dem Kopfe der Eingebornen doch nur immer einer und derselben dieser verschiedenen Arten angehören, und dass ein geübtes Gefühl des Sprachgebrauchs diese Art erkennt und festhält. Es bleibt aber immer eine Thatsache, dass die Chinesischen Worte selbst nichts enthalten, was eine dieser verschiedenen Uebersetzungen vor der andren begünstigte, und man kann mit Sicherheit annehmen, dass, wenn irgend ein grammatisches Verhältniss den Geist eines Volks lebendig anspricht, dasselbe auch einen Ausdruck in seiner Sprache findet, so wie umgekehrt es ein untrügliches Zeichen ist, dass ein solches Verhältniss die Nation nicht lebendig getroffen hat, wenn es ihrer Sprache an einem Ausdruck dafür mangelt. Denn da alles Sprechen darin besteht, die schweifende Unbestimmtheit des blossen Vorstellens durch die Schärfe des articulirten Lautes zu heften, so muss, was sich in der Seele zur Klarheit und Bestimmtheit der Sprache erheben will, auf irgend eine Weise in ihr ein dasselbe vorstellendes Zeichen finden.

Die Chinesische Sprache besitzt nichts, was auf irgend eine Weise eine Flexion genannt werden könnte. Ihre einzigen syntaktischen Hülfsmittel sind Partikeln (grammatische Wörter) und die Wortstellung. Allein auch diese beiden scheinen nicht auf die Bezeichnung der grammatischen Formen zu gehen, sondern bestimmt zu seyn, das Verständniss auf andere Weise zu leiten.

Das schon im Vorigen erwähnte *tchi* ist diejenige Chinesische Partikel, welche sich am meisten dem Begriff eines Casuszeichens, um nicht Flexion zu sagen, nähert. In den Worten *thian tchi*

mîng, die Satzung des Himmels, scheint *tchî* nichts als ausdrückliche Andeutung des Genitivs, oder doch eine den Praepositionen von, *de* und *of* ähnliche Partikel. Allein dem Subject vor dem Verbum nachgesetzt, deutet es den Nominativ, und auf das Verbum folgend, den Accusativ an. Diese Genitive stehen sehr häufig ohne diese Partikel, und sie findet sich in einer Menge von Fällen, wo an keinen Genitiv zu denken ist. So verbindet sie das Subject mit dem Verbum, das Verbum substantivum und andre intransitive Verba mit ihrem Praedikat, das Subject mit seinem Attribut, indem sie die Stelle des Verbum substantivum vertritt, bildet Adjectiva, dient statt eines bestimmenden Artikels, deutet den vom Verbum regierten Gegenstand, wenn er selbst nicht ausgedrückt ist, als Pronomen an, und steht als Beziehungspronomen. In allen diesen verschiedenen Geltungen hat *tchî* zugleich eine trennende und verbindende Kraft, die aber eng mit einander vereinigt gedacht werden müssen. Indem sie sich zwischen den Genitiv und und das ihn regierende Wort stellt, zeigt sie an, dass beide Wörter, als nicht in Apposition stehend, getrennt, aber als von einander abhängig zusammen verbunden werden müssen. Ebenso vereinigt sie Subject und Verbum, trennt aber vorher beide, da, ohne sie, das dem Verbum vorausgehende Wort, den Regeln der Chinesischen Wortstellung nach, in die allgemeine Kategorie des Adverbium fallen würde. In allen diesen Fällen wird sie gebraucht, wo der Sinn der Rede eine verschiedene, aber mit dem unmittelbar Folgenden auf das engste verbundene Richtung zu nehmen beginnt. Zugleich ist diese Partikel Pronomen: *wáng tchîng tchî* (*Gr.* 134.), der König unterwirft ihn, *tchî 'wéi*, dies heisst. Diese Bedeutung ist ihre ursprüngliche, und ich sehe keine andre auch da in ihr, wo sie (als angebliches Genitivzeichen oder sonst) jene verbindende Kraft hat. Der Redende, statt in Einem Flusse zu reden, hält, wo die Construction eine andere Wendung nimmt, inne, und heftet, ehe er zum Folgenden übergeht, die Aufmerksamkeit des Hörers durch den Ausruf: das! noch einmal vorher auf das schon Gesagte. Daher wird *tchî* gewöhnlich auch nur gebraucht, wo, ohne seine Dazwischenkunft, Unklarheit oder Zweideutigkeit zu besorgen wäre. Man kann bei dem Gebrauche von *tchî* oft zweifelhaft bleiben, ob das Wort, welches ihm vorausgeht, der Nominativ oder der Genitiv ist. *'Où poŭ yŏ jîn tchî kiâ tchoû 'ò yì* übersetzt man *ego non cupio, homines addant ad me.* Nichts verbietet aber zu übersetzen: *non cupio hominum additionem s. addere ad me. Hiŏ sîng sái kiwù tchî foû*

übersetzt man *studio natus* (eine gewöhnliche Art der Chinesischen Gelehrten sich selbst zu bezeichnen) *debilis, marcidus sum homo:* es kann aber ebensowohl heissen *studio natus debilium, marcidorum sum homo. Thian ti tchi tá* heisst eben so wohl, und nur nach Verschiedenheit des Zusammenhanges, Himmel und Erde sind gross (*T. p.* 47. XII. 2.) als des Himmels und der Erde Grösse. Auch sind diese verschiedenen Uebersetzungen derselben Sätze nur in den darin gebrauchten grammatischen Formen von einander abweichend, kommen aber alle darin mit einander überein, dass die der Partikel *tchi* nachfolgenden Worte in ihrem Begriff von den vor ihr vorausgehenden bestimmt werden. Da nun die Sprache sie als gleich ansieht, was der Gebrauch derselben Partikel in allen beweist, so ist klar, dass ihre grammatische Ansicht nur auf die Begriffsbestimmung, in der sie übereinkommen, und nicht auf die Formenbezeichnung, in der sie verschieden sind, gerichtet ist.

Ich übergehe, der Kürze wegen, die Zergliederung andrer Chinesischer grammatischer Wörter, sie würde aber zu dem gleichen Resultat führen, dass diese Wörter nicht Bezeichnungen grammatischer Formen sind, sondern mehr den Uebergang eines Theils des Gedanken zum andern anzeigen. Von denen, welche diese Bestimmung nicht haben, wie z. B. die sogenannten Praepositionen sind, lässt sich fast allgemein behaupten, dass man ihren Gebrauch besser begreift, wenn man auf ihre ursprüngliche materielle Bedeutung zurückgeht, als wenn man sie als grammatische Bezeichnungen nimmt.

Die Chinesische Sprache weicht daher in dem hier betrachteten Punkt wesentlich von allen übrigen mir bekannten flexionslosen Sprachen ab. In diesen begleiten die grammatischen Wörter diejenigen, zu denen sie gehören, so beständig und auf eine solche Weise, dass sie Ausdrücke grammatischer Formen werden, und ein sichtbares Bestreben zeigen, mit den Hauptwörtern, als Nebenlaute, zusammenzuschmelzen. Viele von ihnen können daher als wirkliche Prae- und Suffixa, manche beinahe als wahre Flexionen angesehen werden. Dass dies im Chinesischen durchaus nicht der Fall ist, beweisen am deutlichsten die zur Bezeichnung der Tempora bestimmten Wörter. Sie fehlen weit häufiger, als sie das Verbum begleiten, sind eigentlich nichts, als Adverbia der Zeit, und schliessen sich so wenig eng an das Verbum an, dass einige bald vor, bald hinter demselben, bald durch mehrere Worte von ihm getrennt stehen.

Die Wortstellung ist, ohne in einer Sprache mit andren Hülfsmitteln der grammatischen Bezeichnung verbunden zu werden, ausser Stande, anzudeuten, in welcher bestimmten grammatischen Form jedes Wort eines Satzes genommen werden muss, ja nur überhaupt alle Theile des Gedanken unverkennbar zu bezeichnen. Es fehlt ihr sogar unter diesen Umständen oft an einem festen Punkt, von dem das Verständniss durch sie ausgehen kann. Denn wie auch z. B. feststehen möge, dass das Subject dem Verbum vorausgehen, der regierte Gegenstand ihm nachfolgen muss, so giebt es kein Mittel, der Satz müsste denn bloss aus drei Worten bestehen, durch die Stellung allein, das Verbum selbst, dies erste Glied der Kette, zu erkennen. So fest daher auch die Wortstellung im Chinesischen ist, so reicht sie nie allein aus, sondern man muss immer zugleich auf die Bedeutung der Wörter und den Zusammenhang der Rede zurückgehn. Am wenigsten kann sie die grammatischen Formen angeben, da z. B. mehr als Eine das Subject bilden, dem Verbum nicht bloss dieses, sondern auch eine adverbialische Bestimmung vorausgehen kann u. s. f.

Genau genommen, zeigt die Wortstellung im Chinesischen bloss an, welches Wort das andre bestimmt. Dies wird von zwei verschiedenen Seiten aus betrachtet, von der Beschränkung des Umfangs eines Begriffs durch einen andren, und von der Richtung eines Begriffs auf einen andren. Die Wörter nun, welche andere beschränkend bestimmen, gehen den letzteren vor, die Wörter, auf welche andere gerichtet sind, folgen diesen nach. Auf diesen beiden Grundgesetzen der Construction beruht die ganze Chinesische Grammatik. Es steht also, nach unsrer Art zu reden, das Adverbium vor dem Nomen oder Verbum, das Adjectivum nach dem Adverbium, aber vor dem Substantivum, das Subject, welchen Redetheil es ausmachen möge, vor dem Verbum, das Verbum vor dem Worte, welches dasselbe, als seinen Gegenstand, regiert.

In der Grammatik jeder Sprache giebt es einen ausdrücklich bezeichneten und einen stillschweigend hinzugedachten Theil. In der Chinesischen steht der erstere in einem unendlich kleinen Verhältniss gegen den letzteren.

In jeder Sprache muss der Zusammenhang der Rede der Grammatik zu Hülfe kommen. In der Chinesischen ist er die Grundlage des Verständnisses, und die Construction kann oft nur von ihm abgeleitet werden. Das Verbum selbst ist nur am Verbalbegriff kenntlich.

Dass die Chinesische Sprache sich mit einer solchen Grammatik begnügen kann, macht der Zuschnitt ihrer Sätze. Diese sind meistentheils sehr kurz, selbst die lang scheinenden lassen sich auf kurze zurückführen, und dies scheint die dem Geiste der Sprache angemessenste Methode. Der Periodenbau ist aber sichtbar nur deswegen so einfach geblieben, weil der grammatische keinen andern erlaubt.

Eine Chinesische Redensart lässt sich bei weitem nicht immer bloss in dem Sinne nehmen, welchen sie für sich darbietet. Sehr häufig muss man die Bestimmung hinzufügen, die aus der vor ihr vorhergehenden hinzukommt. So bedeutet die verbindende Partikel *eûl* höchst selten bloss und. Ob sie aber und dennoch oder und deshalb übersetzt werden muss, hangt von dem Verhältniss der mit einander verbundenen Sätze ab. Auf dieselbe Weise werden von einander abhangende Sätze meistentheils ohne Conjunctionen gebraucht, so dass die Art ihrer Abhängigkeit nur aus ihrem Sinn und ihrem darin liegenden gegenseitigen Verhältniss hervorgeht.

Die Chinesische Sprache stellt meistentheils vereinzelt hin, was in andren verbunden ist. Dadurch erhalten ihre Ausdrücke mehr Gewicht, und zwingen, bis zur Auffassung aller ihrer Beziehungen bei ihnen zu verweilen. Die Sprache überlässt es dem Hörer, eine Menge von Mittelbegriffen hinzuzufügen, und legt daher dem Geiste eine grössere Arbeit auf, welche einen Theil der Grammatik ergänzen muss. Im Volksgebrauch helfen vermuthlich die ein für allemal in einem Sinn, den man kennen muss, ohne ihn immer aus buchstäblicher Uebersetzung finden zu können, ausgeprägten Redensarten, von denen es, nach Remusats (*sur les langues Tartares. p.* 124) Zeugniss, eine sehr grosse Anzahl giebt. Die Anzeige der Gedankenverbindung ist bisweilen dergestalt, man muss mehr sagen, verschmäht, als vernachlässigt, dass ein einzelnes Substantivum, für sich gleichsam einen Satz ausfüllend, vorangeschickt ist, bloss um aus ihm eine in einem nachher kommenden ausgedrückte Schlussfolge zu ziehen. So bilden die Worte (*T. p.* 35. II. 2.) *kiûn tsiù eûl chî tetuûng*, der Weise, und (deshalb) immer Mitte, für sich zwei verbundene Sätze, denen nun bloss folgt, dass der grosse Haufe sich anders verhält. Remusat übersetzt hier *sapiens et semper medio stat.* Aber meine Uebersetzung enthält genau die Chinesischen Worte.

Vergleicht man das Chinesische mit andren Sprachen von dem hier gefassten Gesichtspunkte aus, so giebt es Sprachen dreifacher Gattung.

Die Chinesische überhebt sich einer genauen, ja im Grunde aller Bezeichnung der grammatischen Formen.

Die Indo-Germanischen und vielleicht noch andre machen diese Bezeichnung zur Grundlage ihrer Grammatik, und ertheilen derselben die sorgsamste Ausführung.

Die Sprachen, die nach jenen beiden Classen übrigbleiben, streben nach grammatischen Formen und bezeichnen dieselben, erreichen aber nicht eine vollständige und angemessene Bezeichnung, haben bald eine mangelhafte, bald eine überflüssige und fehlerhafte.

Die Chinesische Sprache unterscheidet sich von diesen Sprachen durch die Reinheit, Regelmässigkeit und Consequenz ihres grammatischen Baues; durch diese Vorzüge stellt sie sich unbedingt den vollkommensten Sprachen an die Seite, unterscheidet sich aber von ihnen wieder dadurch, dass sie, soweit es nur immer die allgemeine Natur der Sprache zulässt, ein dem ihrigen entgegengesetztes System befolgt. Sie darf um so weniger mit den ungebildeten Sprachen roher Volksstämme verwechselt werden, als diese meistentheils, wie schon Remusat bemerkt hat, gerade von grammatischen Bezeichnungen, ja mitunter von grammatischen Spitzfindigkeiten wimmeln.

Die Chinesische Sprache bietet die sonderbare Erscheinung dar, sich durch die blosse Verzichtleistung auf einen allen Sprachen gemeinsamen Vorzug einen anzueignen, der in keiner anderen angetroffen wird. Indem sie Vielem entsagt, was der Ausdruck hinzufügt, hebt sie gerade den Gedanken stärker hervor, und besitzt eine in dem Grade nur ihr eigenthümliche Kunst, die Begriffe so unmittelbar an einander zu reihen, dass ihre Uebereinstimmungen und Gegensätze nicht bloss, wie in andren Sprachen, wahrgenommen werden, sondern den Geist, ihn mit einer ihm neuen Kraft berührend, gleichsam zwingen, sich der reinen Betrachtung ihrer Beziehungen zu überlassen. Es entsteht daraus, noch selbst unabhängig vom Inhalt der Rede, ein, in anderen Sprachen in dem Grade unbekanntes, bloss aus der Form und der Anordnung der Begriffe hervorgehendes, rein intellectuelles Vergnügen, das vorzüglich durch die Kühnheit bewirkt wird, lauter, gehaltvolle, selbständige Begriffe bezeichnende Ausdrücke in überraschender Ver-

einzelung neben einander hinzustellen, und Alles für sich Gehaltlose, und nur Fügung und Verknüpfung Bezeichnende zu entfernen.

Da die Chinesische Sprache sich von den mit vollkommener Formenbezeichnung versehenen dadurch unterscheidet, dass diese den in der Rede verbundenen Wörtern eine bestimmte Gestalt geben, die für sie aus dieser entspringenden Eigenschaften auf den Gedankenausdruck mitwirken lassen, und dadurch dem blossen Gedankengehalte in ihm allein nicht liegende Bestimmungen hinzufügen, das Chinesische aber dies alles nicht thut, aus den Wörtern keine, durch ihre eigenthümliche Natur auf den Gedankengehalt zurückwirkenden Wesen macht, sondern sich bloss an den letzteren hält, und um ihn in Worte einzukleiden, so wenig, als möglich, von der besondren Eigenthümlichkeit der Sprache leiht; so fragt es sich, um den Gegenstand zu erschöpfen, was nun eigentlich in der Seele dieser Zurückwirkung der Sprache durch vollständige Formenbezeichnung auf den Gedankengehalt entspricht, und was mithin, da wo, wie im Chinesischen, eine solche Wirksamkeit fehlt oder schwach ist, deshalb in dem Geiste der Sprechenden vermisst werden muss?

So schwierig die Beantwortung dieser Frage ist, so möchte ich sagen, dass die Seelenkraft, der diese Wirksamkeit angehört, die Art der Einbildungskraft ist, welche überhaupt zur Bezeichnung der Gedanken durch Laute antreibt. Die mit vollkommener Formenbezeichnung versehenen Sprachen verdanken ihr Daseyn der erhöheten Thätigkeit dieser Kraft, und wirken wiederum stärker auf dieselbe zurück. Die Chinesische befindet sich für beides in dem entgegengesetzten Fall.

Von da aus verbreitet sich aber der wohlthätige Einfluss eines reichen grammatischen Formenbaues über das ganze Denksystem. Diese so unbedeutend erscheinenden Formen erlauben, indem sie Mittel darbieten, die Sätze zu erweitern und zu verschlingen, dem Geiste einen freieren Schwung. Der Gedanke, der in dem Kopfe eine ununterbrochene Einheit bildet, findet in einer, alle Wörter organisch verknüpfenden Sprache dieselbe Stetigkeit wieder. Durch beides verbindet ein vollendeter grammatischer Formenbau den zwiefachen Vortheil, dem Gedanken mehr Umfang, Feinheit und Farbe zu geben und ihn genauer und treuer darzustellen. Ausserdem aber begleitet er ihn noch mit symmetrischer Stellung der Sprachformen und harmonischer Lautverknüpfung, beides den Gedanken und Empfindungen der Seele entsprechend. Einer viele

Vortheile der Sprache unbenutzt lassenden Grammatik sind diese Vorzüge wenigstens nie in gleichem Grade erreichbar.

In dem hier Geschilderten erscheinen Gedanke und Sprache als untrennbar in einander verwachsen. Setzt man dagegen beide einander entgegen, so bietet der von der Einkleidung in Sprache geschiedene Gedanke eine höhere Freiheit und Reinheit dar, da der Ausdruck nothwendig einengt und verändert. Nun ist es zwar unmöglich, ohne Sprache zu denken. Allein der Mensch unterscheidet doch den Gedanken vom Wort, und geht, woraus alle innere Spracherweiterung entspringt, häufig über die Begränzung der in jedem Augenblick gegebenen Sprache hinaus. Wo daher die zwiefache Geistesthätigkeit, die ihn auf den Gedanken und das Wort treibt, einmal ungleich ist, schwächt sich die eine, indem die andere zunimmt. Hierin suche ich den tieferen Grund der Verschiedenheit der Chinesischen und der vollkommensten unter den Indo-Germanischen Sprachen.

Indem die erstere dem Verstande eine viel grössere Arbeit zumuthet, als irgend eine andere von ihm fordert, ihn bloss auf die Verhältnisse der Begriffe hinweist, ihn fast jeder maschinenmässigen Hülfe zum Verständniss beraubt, und selbst die Construction der Worte fast nur auf die Gedankenfolge und die gegenseitige Bestimmbarkeit der Begriffe gründet, weckt und unterhält sie die auf das blosse Denken gerichtete Geistesthätigkeit, und entfernt von Allem, was nur dem Ausdruck und der Sprache angehört. Diesen Vorzug können Sprachen, deren Grundsatz es ist, in der Construction Alles zu verbinden, und bei denen die grammatische Form der Wörter nicht ohne bedeutenden Einfluss auf die Darstellung der Gedanken ist, nur in einem gewissen Grade und in einzelnen Wortstellungen erreichen.

Dieses Vorzuges ungeachtet, steht aber, meiner innersten Ueberzeugung nach, das Chinesische den Sprachen, mit welchen es hier verglichen wird, bei weitem nach.

Der Gedanke erhält einmal bloss durch die Sprache Deutlichkeit und Bestimmtheit, und diese Wirkung ist nur vollständig, wenn alles auf ihn Einwirkende auch in der Sprache einen analogen Ausdruck antrifft. Jede Sprache, die darin zu ergänzen übriglässt, befindet sich in dieser Rücksicht im Nachtheil.

Je mehr der Gedanke nach allen Beziehungen hin individualisirt ist, desto mehr begeistert und bewegt er; und je mehr alle Seelenkräfte bei seinem Ausdruck mitwirken, desto mehr wird er

individualisirt. Das letztere ist aber offenbar mehr bei den, der Chinesischen in ihrem Bau entgegengesetzten Sprachen der Fall. Der Chinesische Styl fesselt durch Wirkungen, die Erstaunen erregen, die Sprachen eines entgegengesetzten Baues flössen uns Bewunderung durch eine Vollkommenheit ein, die wir gerade für diejenige erkennen, nach welcher die Sprache zu streben bestimmt ist.

Die Möglichkeit der Chinesischen Grammatik beruht einzig auf der Kürze und Einfachheit ihrer Redesätze. Nun giebt es in dieser Einfachheit einen Punkt, auf welchem die blosse Unterscheidung des Subjects, der Copula und des Praedikats nicht mehr ausreicht, wo diese noch bloss logischen Begriffe durch eigentlich grammatische, aus der eigenthümlichen Natur der Sprache geschöpfte, näher bestimmt werden müssen. Auf dieser schmalen Gränzlinie scheint sich mir die Chinesische Sprache zu halten. Sie überschreitet sie zwar unläugbar, und darin besteht die Kunst ihrer Grammatik, allein der Umfang und der Zuschnitt ihrer Perioden ist immer dem Mass ihrer Mittel angepasst. Sie bleibt also stehen, wo es den Sprachen gegeben ist, ihre Bahn weiter zu verfolgen.

12.

Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gîtâ bekannte Episode des Mahâ-Bhârata.

II.

[Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 15. Juni 1826.]

Die Anordnung des Vortrags des hier in möglichst gedrängtem Auszug dargestellten Systems ist und kann keine streng systematische seyn. Es ist ein Weiser, der aus der Fülle und Begeisterung seiner Erkenntniss und seines Gefühls spricht, nicht ein durch eine Schule geübter Philosoph, der seinen Stoff nach einer bestimmten Methode vertheilt, und an dem Faden einer kunstvollen Ideenverkettung zu den letzten Sätzen seiner Lehre gelangt. Diese entfaltet sich vielmehr, wie der Organismus der Natur selbst. In jedem Abschnitt, in den meisten sogar mehreremale, wird der jedesmalige einzelne Satz gleich an den Schlusssatz angeknüpft, und man überschaut immer in einfacher Kürze das Ganze. Unbesorgt, ob das Gesagte schon durch das Vorherige vollkommen klar sey, spricht der Dichter in jeder Hauptstelle seinen Sinn ganz aus, und fast in jeder solchen ist Klares mit noch Räthselhaftem gepaart. Auf das letztere kommt er dann später oder früher zurück. So wird das Ganze nicht nach und nach aus Theilen zusammengesetzt, sondern ist einem Gemälde zu vergleichen, das man auf einmal, aber wie in einen Nebel verhüllt, überblickt, und wo allmählich wachsende Beleuchtung den Nebel verscheucht, bis zuletzt

---

Erster Druck: Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahre 1825 S. 45—64 (1828).

jede Gestalt in bestimmter Klarheit hervortritt. Hierbei sind Wiederholungen unvermeidlich, allein jede mehreremale berührte Materie wird an jeder Stelle entweder sorgfältiger ausgeführt, oder von einer neuen Seite oder in einer neuen Verbindung gezeigt. Die einschärfende Wiederholung kann auch in einem Gedichte nicht auffallen, das durchaus ein ermahnendes, auf Gesinnung, Glauben und Handeln dringendes ist. Bei aller Lockerheit des Zusammenhanges geht indess doch Alles, nur auf einem natürlichen, nicht absichtlich durchdachten, sondern durch die Gemüthsstimmung des Lehrers, und den auf den Schüler hervorgebrachten Eindruck vorgezeichneten Wege, dem letzten Ziele zu.

Bei einer solchen Anordnung müssen die verschiednen Theile des Systems nothwendig in viele Stellen des Gedichtes zerstreut seyn, und der im Vorigen gegebne Auszug beweist dies dadurch, dass für die meisten Sätze die Beweise aus sehr von einander entfernten Gesängen gegeben sind. Dies macht einen solchen Auszug in gewissem Grade mühsam; aber einer, der den bequemeren Weg der Reihefolge der Gesänge nähme, würde durchaus keinen reinen Ueberblick des Systems gewähren. Der auffallendste Beweis hiervon ist, dass der letzte Gesang von der Frage über den Vorzug der Verschmähung der Handlungen und der Verzichtung auf ihre Früchte anhebt, als wäre sie eine durchaus neue, da sie doch gleich in den ersten Gesängen behandelt worden ist. Sie wird aber hier in Rücksicht auf die drei Natureigenschaften und mit genauerer Unterscheidung der verschiednen beim Handeln vorkommenden Momente in Erwägung gezogen.

Die Eintheilung in Gesänge oder Abschnitte ist, wenigstens meinem Gefühl nach, durchaus keine spätere Anordnung, sondern das Werk des Dichters selbst. Er umschliesst immer nur eine gewisse, und nicht grosse Masse seines Stoffs, und reiht auf diese Weise Vortrag an Vortrag an. Daher bildet jeder Gesang wieder ein kleineres Ganzes in sich, das meistentheils mit einer Frage des Schülers oder der Ankündigung des nun von dem Lehrer zu behandelnden Punktes anfängt, und fast ohne Ausnahme mit einer Ermahnung, oder Verheissung, oder einem Satz, der auf andre Weise die Summe der Lehre zusammenfasst, endet.

Sieht man sich in dem Ganzen nach grösseren Abtheilungen und entfernteren Standpunkten um, so scheint mir ein solcher am Ende des 11ten Gesanges zu liegen. Es werden zwar mehrere bis dahin schon berührte Punkte in den nachher folgenden Ge-

sängen in ein helleres Licht gesetzt, wie das von dem Geist (*purusha*) Gesagte, es kommt sogar ein wichtiger Satz, der von der Anfangslosigkeit der Natur, erst später (XIII. 19.) vor. Aber sonst umschliessen die ersten 11 Gesänge die ganze Lehre vollständig, das Hervortreten Krischnas in seiner ursprünglichen Gestalt beschliesst den Vortrag der Ideen mit einem ungeheuren, die Phantasie ergreifenden Bilde, und wenn auf den letzten Vers des 11ten Gesanges der dem achtzehnten (von *sl.* 63. an) angehängte Schluss folgte, so glaube ich kaum, dass das Gedicht mangelhaft erscheinen würde, wenn auch allerdings einige Lehren, wie die der drei Eigenschaften nur kurz und insofern unvollständig angedeutet wären. Dagegen wird nicht leicht jemand läugnen, dass auf den 18ten Gesang noch manche andre folgen könnten, da es in den früheren Gesängen nicht an Lehrsätzen, Begriffen und Ausdrücken fehlt, die man wohl ausführlicher behandelt wünschte. Ich erinnere hier nur an die Darstellung der Gottheit, als bloss empfangender Substanz (XIV. 3.) und an dasjenige, was das über den Geist und das über das Opfer genannt wird. (VIII. 3. 4.)

Auch in der Anordnung zeigt sich in diesen beiden Theilen des Gedichts eine Verschiedenheit. In den ersten 11 Gesängen herrscht mehr und soviel, als es die oben geschilderte ganze Natur dieses dichterischen Vortrags erlaubt, ein von angenommnen Voraussetzungen zu einem Schlusssatz aufstrebender Gang. Denn in demselben bildet wieder das Ende des 6ten Gesanges einen gewissen Standpunkt, da bis dahin hauptsächlich die Natur des Geistigen im Allgemeinen und die der Handlungen und der mit ihnen verbundnen Gesinnung entwickelt ist, vom 7ten Gesang an aber vorzüglich der Begriff und das Wesen der Gottheit erörtert wird. Indess bedarf es, nach dem im Vorigen Gesagten, noch kaum der Bemerkung, dass vom Anfang an (II. 17.) der Gottheit Erwähnung geschieht, und auch vom 7ten Gesange an die bei den Handlungen zu hegende Gesinnung oft wieder eingeschärft wird. Dies liegt in der naturgemässen, nicht absichtlichen Entfaltung der Ideen.

In den letzten sieben Gesängen wählt sich der Dichter mehr für jeden einen einzelnen, zum Theil ausschliessend in ihm behandelten Punkt; im 13ten die Lehre des Stoffs und des Stoffkundigen, im 14ten die der drei Natureigenschaften, im 15ten die des Geistes, *purusha,* im 16ten die der Bestimmung zu göttlichem

und dämonischem Schicksal. Dieser und des Begriffs des Stoffs wird in den früheren Gesängen gar nicht erwähnt, sonst könnte man diese letzten sieben Gesänge die nachholenden nennen.

Auf diese allgemeinen Bemerkungen wird es vielleicht zweckmässig seyn, in ganz kurzen Andeutungen eine Anzeige dessen folgen zu lassen, was in jedem der 18 Gesänge vorzugsweise ausgeführt ist.

Der erste ist bloss historisch, und schildert die Art, wie das Gespräch sich entspann.

Der zweite, vielleicht der schönste und erhabenste unter allen, stellt die Grundlagen des ganzen Systems auf: die Unvergänglichkeit des Geistigen, die Unmöglichkeit eines Ueberganges vom Seyn zum Nichtseyn und umgekehrt, die daher abgeleitete Gleichgültigkeit des Todes, so wie aller Erfolge der Handlungen, den Gegensatz zwischen der blossen Vernunfterkenntniss und der religiösen Vertiefung, die abgezogne Insichgekehrtheit derer, die sich der letzteren widmen. An alle diese Gründe wird wiederholt die Ermunterung Ardschunas zum Kampfe geknüpft.

Dritter Gesang. Ardschunas weiss diese Anmahnungen nicht mit dem Lobe bloss beschaulicher Vertiefung zusammenzureimen. Er dringt, was für den Charakter des ganzen Systems bezeichnend ist, auf bestimmte und zum Zweck führende Wahrheit.

> Mit hinschwankender Red' Irrgang die Vernunft mir betäubest du,
> das Eine sage feststellend, wie erlangen das Heil ich mag.
>
> (2.)

Krischnas löst diesen scheinbaren Widerspruch, stellt die Systeme der Erkenntniss der bloss wissenschaftlich Gebildeten und der Handlungen der religiös Vertieften einander gegenüber, und zeigt die Nothwendigkeit, das Handeln mit der Verzichtleistung auf alle Früchte des Handelns zu verbinden.

Im vierten Gesange erzählt Krischnas, wie er die Yôga-Lehre schon früher offenbart habe, und zeigt die Nothwendigkeit seines Handelns. Von da geht er abermals auf die Natur des Handelns überhaupt über, schliesst aber damit, dass die Erkenntniss eine noch höhere Stufe einnehme, und dass der Mensch sich ihr widmen, durch sie die Fesseln der Handlungen lösen und den Zweifel zerschneiden müsse.

Fünfter Gesang. Wiederholte Einschärfung, dass Handeln besser sey, als die Handlungen zu verschmähen. Beide, die Ver-

nunft- und Vertiefungs- (Sânkhya- und Yôga-) Lehre seyen eigentlich eine und dieselbe, ohne Vertiefung gebe es nicht leicht Verschmähung der Handlungen; die wahre Verschmähung sey aber nicht Unterlassung des Handelns, sondern nur Verzichtleistung auf die Früchte desselben.

Der sechste Gesang führt die Sätze des fünften weiter aus, und verweilt länger bei der Schilderung des Vertieften.

In allen diesen sechs Gesängen war zwar Gottes, als des ersten Urquells und des letzten Zieles gedacht worden. Aber der siebente Gesang erst beschäftigt sich ausführlich und ausschliesslich mit der Darstellung seiner Natur, der niedrigeren, achtfach gespaltnen, und der höheren. In den letzten Versen des Gesanges geschieht der, wie im Vorigen gezeigt worden ist, als real gesetzten allgemeinen Begriffe Erwähnung: der Gottheit (*Brahma*), des Handelns, des, was über das Geistige, über die Götter und über die Opfer ist.

Im Anfange des achten Gesanges erklärt Krischnas, auf Ardschunas Bitte, diese Begriffe in kurzen Definitionen. Es werden dabei noch die des Einfachen, dessen jedoch schon früher gedacht ist, und des Geistes, *purusha*, eingeführt. Der übrige Gesang beschäftigt sich mit der Wiedergeburt und der Befreiung davon, Brahmâs Welt, Tag und Nacht.

Der neunte Gesang fügt den früheren Ideen vorzüglich eine genauere Darstellung des Verhältnisses des göttlichen Wesens zu den Geschöpfen hinzu, und schildert, wie im Verlaufe der Weltalter die Gesammtheit der Dinge in Gott zurückkehrt, und wiederum von ihm entlassen wird.

Zehnter Gesang. Herzählung dessen, was das göttliche Wesen ist, und dessen, was sich in ihm befindet, im Allgemeinen und Einzelnen.

Eilfter Gesang. Ardschunas wünscht Krischnas so zu erblicken, wie er sich ihm in Begriffen dargestellt hat. Dieser erfüllt seine Bitte. Beschreibung seiner Gestalt. Dringende Anmahnung an Ardschunas, den Kampf zu beginnen.

Der zwölfte Gesang erörtert genauer, wie man Gott verehren muss, und seiner Liebe theilhaftig werden kann. Der Dichter kehrt darin zugleich auf den Begriff des Einfachen zurück.

Der dreizehnte Gesang entwickelt die Begriffe des Stoffs, des Stoffkundigen, der Erkenntniss, des zu Erkennenden, der Natur und des Geistes im absoluten Verstande, *purusha*.

Vierzehnter Gesang. Unterscheidung der Gottheit, *brahma,* und Gottes, als des Empfangenden und Selbstthätigen. Der drei Natureigenschaften ist schon in den vorhergehenden Gesängen, jedoch nur beiläufig, mehreremale erwähnt. Hier werden sie vollständig erklärt. Es wird ihr Verhältniss zur Erkenntniss, das Schicksal der mit jeder Behafteten, und die Art sich von ihnen zu befreien gezeigt.

Der funfzehnte Gesang fängt mit der, auch in der Indischen Mythologie oft vorkommenden Allegorie des heiligen Feigenbaums an. Er ist, nach den Indischen Vorstellungen, ob er gleich hier nicht ausdrücklich so genannt wird, der Baum des Lebens, und ein Symbol der allverbreiteten Zeugungskraft. Seine Zweige, heisst es in der Stelle, die wir vor uns haben, werden durch die Natureigenschaften genährt, und spriessen aus den Gegenständen der Sinne hervor, seine Wurzeln sind in der Welt der Menschen durch die Handlungen gefesselt. Seine Blätter sind *chhandâs,* d. h. Verse von der Gattung, deren Namen auch Versen der Vêdâs, und sogar den Vêdâs selbst beigelegt wird, was wohl bezeichnen soll, dass er nicht bloss der Baum des physischen, sondern auch des geistigen, und vor Allem des religiösen Lebens ist. Seine Zweige und Wurzeln treibt er zugleich aufwärts und abwärts, womit, in Anspielung auf die Eigenschaft des Baums, dass aus seinen herabhangenden Zweigen Wurzeln hervorspriessen, die sich zur Erzeugung neuer Bäume in die Erde senken, vermuthlich der Begriff der Wiedererzeugung und der Ewigkeit angedeutet wird.*) Wer diesen heiligen Baum kennt, ist der Vêdakundige; aber wie verbreitet seine Wurzeln sind, soll man ihn mit der Waffe des

*) Man sehe Creuzers Symbolik (I. 642—644.) und Guigniauts durch sehr interessante Zusätze bereicherte Umarbeitung derselben. I. 150. Anm. 178. In der Beschreibung der Bhagavad-Gítá bleibt es immer sonderbar, dass der Baum erst als die Wurzeln aufwärts, die Zweige abwärts treibend (*sl.* 1.a.) geschildert, und dann gesagt wird, dass (*sl.* 2.a.) die Zweige nach oben und unten, die Wurzeln nach unten verbreitet sind, obgleich sich dies Alles mit der wirklichen Beschaffenheit des Baums sehr gut reimen lässt. In dem von Anquetil Duperron herausgegebenen *Oupnek'hat* ist auch von diesem Baume die Rede, und die Beschreibung fängt gerade, wie in der Bhagavad-Gîtâ, mit dem Aufwärtsgehen der Wurzeln, und dem Abwärtsgehen der Zweige an. Allein als die Wurzel wird da Brahma angegeben, was zu Krischnas Schilderung nicht passt. Die Zweige werden als in beständiger Bewegung vorgestellt, und der ganze Baum wird die Welt genannt. *Mundus arbor est cet.* Der *Oupnek'hat* spricht auch immer nur von Einer Wurzel. *Oupnek'hat* 37. *Brahmen* 154. Ueber die natürliche Beschaffenheit des Baums und die Nachrichten der Griechischen und Römischen Schriftsteller

Gleichmuths abhauen, und dann nach dem Wege forschen, von dem keine Rückkehr ist. Auch in dieser Stelle werden also die Vêdâs als nicht zu der höchsten Erkenntniss gehörend bezeichnet. Der übrige Gesang beschäftigt sich mit der Art, wie Gott in den Geschöpfen, schaffend und belebend, wirkt, und knüpft daran die oben auseinandergesetzte Lehre von den drei Geistern, *purusha,* so dass auch diese Verbindung die weiter oben von diesem Ausdruck gegebne Erklärung bestätigt.

Der sechzehnte Gesang ist ganz der Auseinandersetzung der Vorherbestimmung der zu göttlichem und zu dämonischem Schicksal Gebornen gewidmet. Begierde oder bestimmter Sinnenlust, Zorn und Habsucht werden die drei Thore der Hölle, des auch schon beiläufig in den früheren Gesängen erwähnten *Nârakas,* des untersten Orts, in welchen die dämonischen Naturen zuletzt gelangen, genannt. Der Gesang schliesst mit einer Anempfehlung der Befolgung des positiven Gesetzes.

Der siebzehnte Gesang wendet die Lehre der drei Natureigenschaften hauptsächlich auf die, sich auf die Gottheit und ihre Verehrung beziehenden Gesinnungen und Handlungen des Menschen an, auf Glauben (über den hier die Hauptstelle vorkommt), Opfer, Büssungen, Gaben. Zuletzt werden drei einsylbige Namen des göttlichen Wesens erklärt: *om, tat, sat.* Von *om* ist oben gesprochen worden; *tat,* wörtlich dies, bezeichnet hier das Ding an sich, woher die Wahrheit der Dinge an sich, *tattwa*; *sat,* wörtlich seyend, das reale Seyn.

Der letzte, achtzehnte, Gesang kehrt zu dem Begriff des Handelns zurück, und geht in eine genauere Erörterung desselben, und der dabei vorkommenden Momente ein. Er wendet darauf und auf einige andre Begriffe: Erkenntniss, Vernunft, Beharrlichkeit, Lust, die Lehre der drei Natureigenschaften an, und setzt die vier Kasten, ihre Pflichten und ihren Beruf, und die Nothwendigkeit, sich in den Schranken einer jeden zu halten, aus einander. Hierauf folgt der Schluss, die Anpreisung der vorgetragnen Lehre, als einer Geheimlehre, die Angabe, woher derjenige, dem die Erzählung des ganzen Gesprächs in den Mund gelegt ist, es genommen habe.

über ihn sehe man G. H. Noehdens *account of the Banyan tree or ficus Indica,* in den *Transactions of the royal Asiatic society. Vol.* I. *part.* I. *p.* 119—132. Die Natur der aus den Zweigen hervorspriessenden Wurzeln wird besonders *p.* 121—128. beschrieben.

Bei denjenigen, die sich öfter mit der Prüfung alterthümlicher Werke irgend eines Volkes beschäftigt haben, muss natürlich die Frage entstehen: ob das ganze, im Vorigen geschilderte Gedicht Einem Dichter, Einer Zeit und selbst Einem System angehört? und ob, selbst wenn dies der Fall wäre, es als Einheit gedacht und verfasst, oder aus einzelnen, abgerissnen Unterweisungen von dem Dichter selbst, oder später zusammengetragen ist?

In der Lage, in welcher sich jetzt noch die Kritik der Indischen Literatur befindet, scheint es mir zu früh, diese Fragen entscheidend beantworten zu wollen. Es sind noch zu wenige Werke zu allgemeinerer Kenntniss gebracht. Ich habe mich daher nur bemüht, in dem Vorigen alle in dem Gedicht selbst liegenden Umstände, welche zu einer Bestimmung über jene Fragen führen können, zu sammeln, und füge hier noch einige einzelne Bemerkungen hinzu.

Die oben geschilderte Anordnung des Gedichts, in dem nicht Ein Gang methodisch verfolgt ist, sondern Erörterungen einzelner Punkte in einem oft sehr losen Zusammenhange an einander angereiht werden, müsste einzelne Einschiebungen von fremden Stücken andrer Dichter und Zeitalter sehr begünstigt haben. Dasselbe lässt sich von der metrischen Einrichtung des Gedichts sagen. Denn zwar bei weitem nicht alle, aber die meisten Distichen umschliessen einen in sich vollständigen Satz, und die verschiednen sind sehr oft nur durch sehr entfernte Mittelbegriffe an einander geknüpft. Ein auffallendes Beispiel davon giebt die in dem 17ten Gesang (von *sl.* 23. an) eingeschobne Erklärung der drei Benennungen des göttlichen Wesens. Es kehrt auch häufig dieselbe Idee, nur in verschiednem Ausdruck, wieder. Es wäre daher bei dieser Beschaffenheit des Gedichts in der That zu bewundern, wenn noch Alles darin so geblieben wäre, als es von dem ursprünglichen Sänger ausgegangen seyn mag.

Zu der im Vorigen angegebnen Verschiedenheit zwischen den ersten eilf und den letzten sieben Gesängen lässt sich, meinem Gefühl nach, noch rechnen, dass die letzteren zum Theil dogmatischere, mehr zu Wissenschaft gewordner Philosophie angehörende Erörterungen und künstlichere Theorien, als die ersteren enthalten. Ich gründe diese Behauptung vorzüglich auf den 13ten Gesang, den Anfang des 18ten und auf die Lehre von dem dreifachen Geist, *purusha.* Indess darf man doch wieder auf den ganzen Unterschied dieser beiden Theile des Gedichts kein entscheidendes

Gewicht legen, da, bis auf die wenigen, oben angegebnen Ausnahmen, alle in dem letzten vorkommenden Begriffe schon in dem ersten erwähnt werden, und nichts zu erkennen giebt, dass sie im ersten auf andre, als die im letzten aufgeführte Weise genommen wären.

Stammten die verschiednen Gesänge wirklich nicht von denselben Verfassern her, so wären vielleicht in der oben versuchten Darstellung des Systems nicht zusammengehörende Behauptungen nebeneinander gestellt. Ich glaube indess kaum, dass ihr dieser Vorwurf mit Recht gemacht werden könne. Denn es scheint mir in dem ganzen Gedicht nichts vorzukommen, was wirklich mit einander in Widerspruch stände.

Fremd scheint allerdings die Vorstellung von dem *Brahma*, als einer bloss empfangenden Gottheit, so wie die der Vorherbestimmung zu dämonischem Schicksal, da man nicht sieht, ob die dem ganzen übrigen Gedicht zum Grunde liegende Idee, dass die feste Richtung auf die Gottheit aus jedem Zustande zur Vollendung führen kann, auch auf die dämonischen Naturen Anwendung finden soll, und vielmehr das Gegentheil ausgemacht scheint. Aber es könnte wohl hierin nur der in der Naturverkettung nothwendig liegende Fatalismus, und mehr eine Thatsache, mithin eine bedingte Unmöglichkeit, als eine unbedingte, in dem Wesen der Dinge selbst ruhende, ausgesprochen seyn. Was aber das *Brahma* betrift, so ist, da Gott hier, als Krischnas gedacht wird, der Unterschied zwischen Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit dem zwischen einem persönlichen Gott und einer göttlichen Substanz keinesweges unangemessen, thut auch der Einheit Krischnas und des *Brahma* keinen Eintrag, da in Einem Wesen zwei verschiedne Vermögen gedacht werden können.

Ob in der Sprache sich in den einzelnen Theilen des Gedichts eine Verschiedenheit bemerken lässt, mögen zwar tiefere Kenner derselben beurtheilen. Mir scheint es nicht. Doch dürfte dies allein wenig für die Einheit desselben entscheiden. Denn die philosophische Sprache der Indischen Dichtkunst war nicht nur schon sichtbar vor der Abfassung unsres Gedichts vollständig ausgebildet, sondern man sieht auch deutlich, dass es schon zur Gewohnheit gewordne und metrisch ausgeprägte Verknüpfungen von Begriffen gab, die, als gleichsam fertiges Material, nur gebraucht werden durften. Durch das ganze Gedicht hindurch kehren auf diese Weise Stücke von Versen (VIII. 21.b. und XV. 6.b.),

halbe (VI. 8.b. und XIV. 24.a. VI. 31.b. und XIII. 23.b.) und selbst, obgleich seltner (nur III. 23.b. und IV. 11.b. III. 35.a. und XVIII. 47.a.), ganze Verse zurück, und auch zwischen Versen in Manus Gesetzbuch und in unsrem Gedicht finden sich grosse, wenn gleich nicht ganz wörtliche Uebereinstimmungen. (Bhagavad-Gìtâ. VIII. 9. Manus. XII. 122.) Es konnte daher nicht schwer seyn, ohne den Ton der älteren Dichtung zu verfehlen, spätere Einschiebungen und Zusätze zu machen. Dass eine sehr grosse Menge solcher philosophischen Sprüche (*Sûtra*) im Umlaufe war, beweist der Hitôpadêsa, dessen metrischer Theil wohl ganz so zusammengetragen ist.

So lassen sich Einschiebungen und Zusätze, wenn man auch nicht im Stande ist, sie einzeln anzugeben, mit grosser Wahrscheinlichkeit vermuthen; allein darüber mit einiger Sicherheit zu entscheiden, wird vielleicht immer unmöglich bleiben. Wohl aber mögen die Gesänge, wenn sie auch, wie oben gesagt worden, einzeln in ihrer jetzigen Gestalt von dem ursprünglichen Dichter herrühren, später, als einzelne Unterweisungen, zusammengetragen und an einander angereiht seyn. Es lässt sich hieraus erklären, warum alle Gesänge zusammen so wenig den Begriff geschlossner Vollständigkeit geben, dass man vielmehr veranlasst wird zu denken, das Gedicht hätte wohl auch noch weiter fortgeführt werden können. Auch würde der Zusammenhang der einzelnen Lehrsätze wahrscheinlich fester gewesen seyn, wenn schon den ersten Entwurf die Idee eines Ganzen beherrscht hätte.

Wenn man das Gespräch Krischnas mit Ardschunas von der poetischen Seite betrachtet, so möchte ich behaupten, dass dasselbe mehr, als irgend ein andres, von irgend einer Nation auf uns gekommnes Werk dieser Art dem wahren und eigentlichen Begriff einer philosophischen Dichtung entspricht, aber von der Klasse der sogenannten philosophischen, und noch mehr der didaktischen Gedichte, in welchen schon eine absichtlich gedachte Kunstform vorwaltet, als wirkliche Naturpoesie, gänzlich geschieden ist.

Poesie und Philosophie entwachsen beide demselben Boden, stammen aus dem Höchsten und Tiefsten des Menschen, und der Unterschied zwischen dem ächten philosophischen Gedicht, und demjenigen, welches mit Unrecht diesen Namen führt, liegt darin, ob beide in dieser ihrer organischen Verknüpfung dargestellt, oder, jede aus eigner Quelle geschöpft, nur gleichsam mechanisch mit einander verknüpft sind.

Es ist ein Vorrecht der Dichtung, das ganze, ungetheilte Wesen des Menschen in Anspruch zu nehmen, und ihn jedesmal auf den Punkt zu führen, wo sich seine endliche Natur in Ahndung eines Unendlichen verliert. Sie verdient den Namen der Dichtung nur, insofern sie dies Ziel erreicht. Es wird darum von ihrem Gebiet kein Gegenstand und keine Gattung, nicht die schlichteste elegische, die leichteste fröhliche, oder die muthwilligste launisch-komische Ergiessung ausgeschlossen. Denn die Empfindung trägt theils schon in ihrem Streben an sich, vorzüglich aber, wenn sie durch Kunstsinn, dessen immer im Menschen ruhendes Gefühl durch den ersten musikalischen Laut angeregt wird, geläutert ist, Verwandtschaft mit dem Unendlichen in sich. Die Kunstform kennt keine, als die durch ihren Begriff selbst gesetzten Schranken. Das wahre Geheimniss aber liegt in der schöpferischen Phantasie, in der alle Kunst waltet und bildet, und die durch ihre Zauberkraft, auf eine, der oben vorgetragnen Lehre sehr entsprechende Weise, die endliche Natur so in ihrem Wesen zu zerstören und in ihrer Form zu erhalten weiss, dass sie, mitten in der Sinnenwelt lebend und webend, alle sinnliche Regung in rein idealische Anschauung auflöst, nicht anders, als durch die Entsagungs- und Vertiefungslehre das bewegteste Handeln in Nichthandeln aufgelöst wird. Was Krischnas von den Geschöpfen sagt, dass sie einander, wie plötzliche Wundergestalten, begegnen und unbekannt bleiben (S. 193. II. 29.), das gilt ganz eigentlich von jeder wahren Dichtung. Sie steht da, ohne dass man die Fusstritte verfolgen kann, woher sie gekommen ist. Sie braucht daher eine Beglaubigung aus einem andren Gebiet, und der Anruf einer höheren Macht ist das natürliche Bedürfniss jedes Dichters, wo er nicht, wie derjenige, mit dem wir uns hier beschäftigen, das Gefühl mit sich bringt, sie schon selbst in sich zu tragen.

Soll sich daher die Poesie auf eine würdige Weise mit philosophischen Ideen verbinden, so müssen diese von der Art seyn, dass sie auch nicht ohne eine solche unsichtbare Macht innrer Begeisterung entstehen konnten. Das Feuer und die Erhebung der Dichtung muss nothwendig scheinen, die Wahrheit aus der Tiefe des Geistes hervorzurufen, die philosophische Lehre muss nicht die poetische Einkleidung, als einen erborgten Schmuck suchen, sondern sich aus innrem Drange in freiwilligem Rhythmus ergiessen, sich in der Dichtung, wie in ihrer natürlichen und angebornen Form bewegen. Dies kann aber nur der Fall seyn, wenn die philo-

sophischen Ideen bis zu dem Punkte zurückgehen, wo es der raisonnirende Verstand aufgeben muss, Wirkungen aus Ursachen zu entwickeln, und wo die Wahrheit durch die blosse Läuterung und Richtung des Geistes, durch die Entfernung alles dialektischen Scheins, aus der Steigerung des reinen Selbstbewusstseyns hervorflammt. In diesem Gebiet, wo der Dichter die Stärke in sich fühlt, der Wahrheit ihr Wesen auch mitten in dem Schwunge der dichterischen Einbildungskraft zu erhalten, liegt allein das wahrhaft philosophische Gedicht.

Es mag wunderbar scheinen, die Dichtung, die sich überall an Gestalt, Farbe und Mannigfaltigkeit erfreut, gerade mit den einfachsten und abgezogensten Ideen verbinden zu wollen; aber es ist darum nicht weniger richtig. Dichtung, Wissenschaft, Philosophie, Thatenkunde sind nicht in sich, und ihrem Wesen nach gespalten; sie sind Eins, wo der Mensch auf seinem Bildungsgange noch eins ist, oder sich durch wahrhaft dichterische Stimmung in jene Einheit zurückversetzt. Auch die Geschichte liegt reiner und voller in der ursprünglichen Epopöe, als in der späteren wissenschaftlichen Behandlung, da sie in ihr den Kreisgang, in dem die scheinbar durch zufälligen Anstoss und Naturverkettung zusammenhängenden Begebenheiten sich als Entfaltungen von Ideen und Antrieben aus einem andren Gebiet offenbaren, leichter und anschaulicher durchläuft, die Endfäden sichtbarer zusammenknüpft. Die Scheidung der Dichtung geht erst an, wo die verschiednen Bestrebungen des Geistes einzelne Wege einzuschlagen beginnen, und obgleich eine spätere Wiederverknüpfung mit vollerem Bewusstseyn möglich ist, und sogar ewig geboten bleibt, obgleich die, welche das Gefühl der Nothwendigkeit der Herstellung der ursprünglichen Einheit in sich tragen, immer danach streben, so gelingt dieselbe doch schwer, und Dichtung und Philosophie nehmen daher alsdann eine andre Gestalt an.

In Krischnas Lehre dreht sich alles um die Berührung des Endlichen und Unendlichen. Die Scheidung beider liegt als eine ewige, unumstössliche, von selbst gegebne Wahrheit zum Grunde. Auf diesem Punkte muss aber, von welcher Seite aus es zu demselben gelangen möge, das ächt philosophische Gedicht immer stehen, es mag nun die Wahrheit als aus dem Unendlichen herüberflammend, oder die Gränzen des Endlichen, durch Einsicht in die Antinomien der Vernunft, zu enge darstellen. Denn auch die Verzweiflung des in der Endlichkeit befangnen, und sich in

ihr verwirrenden Geistes ist eine dichterische Idee. Aber durch Sehnsucht oder wirkliche kühne Selbstbestimmung hinaus aus der blossen Naturverkettung, aus der Begründung des Handelns durch Triebe und Erfolge, aus der ausschliesslichen Aneinanderreihung von Ursachen und Wirkungen, aus der ganzen Beschränkung bloss vermittelter Wahrheit muss die philosophische Dichtung, wenn sie diesen Namen verdienen soll.

Diese Prüfung nun verträgt, um ein Beispiel anzuführen, allerdings der sonst so reichlich mit poetischem Genius ausgestattete Lucretius nicht. Die Idee seines Gedichtes scheint mir in der ersten Anlage verfehlt. Eine Philosophie, die es sich zum Gesetz macht, Alles aus Naturgründen zu erklären, die das Bedürfniss und die Möglichkeit bestreitet, über die Natur hinauszugehen, und noch ausserdem in langen, fast kleinlichen Erörterungen feine Naturbeobachtungen zusammenstellt, und sie auf scharfsinnige, oft spitzfindige, bisweilen geradezu spielende Weise zu erklären versucht, muss sich auf poetischem Boden fremd fühlen. Die Dichtung kann keinen innigen Bund mit ihr eingehen, ihr, wie es auch Lucretius (I. 932—949.) gar nicht verhehlt, nur zu einer gefälligen Einkleidung, einem erborgten Schmucke dienen. Daher der Reichthum sorgfältig ausgeführter Bilder, die lang abschweifenden Beschreibungen, wie die der Pest in Attika, da unser alterthümliches Gedicht sich nie einen Augenblick von seinem Gegenstand entfernt, und immer rein philosophisch bleibt. Dies, was man in gewissem Sinn trocken, nach dem Lucrezischen Ausdruck die *ratio tristior* [1]) nennen könnte, ist hier offenbar das mehr Dichterische. Das hier Gesagte zeigt sich auch an einigen vortreflichen Stellen in Lucretius selbst. Wo sein System an Sätze der oben beschriebnen Art gränzt, wie wenn er von der Nothwendigkeit und Allgemeinheit des Todes, der Nichtigkeit der Todesfurcht, der quälenden Unersättlichkeit zügelloser Begierden, der Macht des Bewusstseyns der Schuld, der Vergänglichkeit alles Endlichen redet, stellt er sich offenbar selbst auf eine höhere Stufe. (Man vergleiche die ganze letzte Hälfte des dritten Buchs, ferner V. 92—97. 374—376. und mehrere andre Stellen.) Dass es in diesem atomistischen und dem Indischen System, ob sie gleich sonst in durchaus entgegengesetzten Gebieten liegen, doch einzelne Be-

[1]) „Quoniam haec ratio plerumque videtur tristior esse, quibus non est tractata" *Lukrez 1, 943.*

rührungspunkte, wie die Annahme der Unmöglichkeit eines Ueberganges vom Seyn zum Nichtseyn und umgekehrt (Lucretius. I. 151—159.) giebt und geben muss, bemerke ich hier nur im Vorbeigehen.

Mit den Gedichten des Empedokles und soviel die wenigen Fragmente schliessen lassen, noch mehr mit denen des Parmenides verhält es sich schon durchaus anders, obgleich auch sie bereits mit dem Bewusstseyn der Kunst gedichtet sind. Plutarchs Ausspruch (*de audiendis poëtis. c.* 2.), dass sie von der Poesie nur Sylbenmaass und Feierlichkeit, wie ein Hülfsmittel, um den prosaischen Ton zu vermeiden, geborgt hätten,[1]) möchte vielleicht nur die Ansicht einer späteren, das Wesen der früheren Dichtung nicht mehr rein erkennenden Kritik seyn.

Wo die Philosophie anhebt, einen wissenschaftlichen Weg zu gehen, scheidet sie sich natürlich von der Poesie, und wenn sie auch dann noch die poetische Einkleidung beibehält, wie allerdings in Indien durchaus der Fall scheint, so ist dies offenbar ein Misgriff. Denn die wissenschaftliche Philosophie bedarf der Dialektik, nicht zwar um die Wahrheit selbst zu finden, aber um ihr den Weg zu bereiten, und das Theoretisiren des Verstandes und der Vernunft von dem Gebiet abzuhalten, auf dem es keine Gültigkeit hat. Die Dialektik aber widerspricht dem Wesen der Poesie, und fordert, um in ihrer Vollendung zu glänzen, eine bis zur höchsten Gewandtheit und Feinheit ausgebildete Prosa. Man darf darum nicht sagen, dass die Philosophie sich nur in ihrer Kindheit mit der Poesie verschwistere. Die Weisheit der Menschengeschlechter in der Kraft ihrer ersten Frische, die noch wenig Erfahrenes zerstreut, verwirrt und vereinzelt, ist eher eine göttliche zu nennen, die es verschmäht, sich, da wo ihr nicht freiwillige Empfänglichkeit entgegenkommt, den Zugang durch Beweis und Widerlegung zu bahnen; ein Lallen der Kindheit ist sie sicherlich nicht.

Ob es in andrer Zeit, namentlich in der unsrigen, noch wahrhaft philosophische Gedichte, unter denen ich immer nur solche verstehe, wo die Dichtung die Philosophie fördert, nicht bloss begleitet, geben könne, möchte ich nicht zu entscheiden wagen. Ein Dichter, dessen Geistesanlage offenbar dahin gieng, Dichtung und Philosophie, von einander getrennt, als unvollständig zu be-

[1]) *Die Stelle lautet: „Τὰ δ᾽ Ἐμπεδοκλέους ἔπη καὶ Παρμενίδου . . . . εἰσὶ κιχράμενοι παρὰ ποιητικῆς ὥσπερ ὄχημα τὸ μέτρον καὶ τὸν ὄγκον, ἵνα τὸ πεζὸν διαφύγωσιν.“*

trachten, der in seine Dichtung immer den höchsten Flug des Gedanken verwebte, und es nicht scheute, sie in seine äussersten Tiefen zu senken, dem, wenn man behaupten könnte, dass er nicht das Höchste in der Dichtung erreicht hätte, gewiss nichts entgegenstand, als dass er nach etwas noch Höherem strebte und wirklich Unvereinbares vereinigen wollte, hat unter uns philosophische Gedichte in jenem Sinne versucht. Wenn diese auch nicht alle gleich gelungen seyn sollten, so dürfte doch wohl eines, die Künstler, auch dem allgemeinen Urtheile nach, als in sehr hohem Grade so erscheinen. Hier kommt aber der Gegenstand selbst zu Hülfe, da der Gedanke sichtbar denselben nicht zu erschöpfen vermag, und die angemessne Verbindung mit der Anschauung nur in der dichterischen Einbildungskraft findet.

Wenn man Krischnas Gespräch mit Ardschunas auch mit den ältesten griechischen philosophischen Gedichten vergleicht, so gehört es offenbar in eine viel frühere Entwickelungsperiode, als diese. Ich will dadurch nicht über das eigentliche Zeitalter der Bhagavad-Gitâ entscheiden. Allein auf dem Wege, welchen das vereinte poetische und philosophische Streben, der Natur des menschlichen Geistes nach, nehmen muss, steht die Indische Dichtung bedeutend früher, als die Griechischen. Sie bewahrt noch die ganze Unbefangenheit der Naturpoesie, da die Griechischen schon in dem deutlichen Bewusstseyn der Kunst entstanden sind. Schon der bloss mit den letzteren Vertraute wird in dem, was im Vorigen über das Indische Gedicht gesagt ist, mehrere bestätigende Andeutungen hiervon finden, und für das Gefühl dessen, der sie sämmtlich im Original hintereinander liest, wird die obige Behauptung keines Beweises bedürfen. Inhalt und Form sind in der Indischen Dichtung untrennbar in einander verschmolzen, und es ist auch nicht die leiseste Spur vorhanden, dass der Dichter die Form nur als Form betrachtet hätte. Darum steht aber doch Krischnas Gespräch in der Periode, zu welcher es gehört, gleichsam am Endpunkte, wenigstens diesem näher, als dem Anfang. Ebenso urtheilt auch Herr Burnouf, welchem die Indische Literatur schon viele interessante Aufklärungen verdankt, und gewiss noch viele andre verdanken wird. Er sieht mit Recht die Lehre Krischnas, obgleich im Ganzen des Systems mit der früheren übereinstimmend, als eine Berichtigung dieser an. (*Journal Asiatique.* VI. 6. 7.) Gegen die Vèdâs, Purânâs und selbst Manus Gesetzbuch gehalten, ist Krischnas Gespräch vorzüglich rein philosophischer, und freier

von mythologischer Beimischung, und der *Oupnek'hat* kann sich, soviel ich zu urtheilen vermag, nicht mit der Erhabenheit, der Schärfe und der in seiner Kürze selbst vollendeten Form des Vortrags in der Bhagavad-Gîtâ messen. Die philosophische Sprache ist in diesem Indischen Werke schon viel vollständiger ausgebildet, als es die Griechische, wenigstens zu Parmenides Zeit, war, und der Bhagavad-Gîtâ waren viele andre philosophische Gedichte vorhergegangen. Denn Krischnas sagt ausdrücklich bei Gelegenheit der Lehre von dem Stoff und dem Stoffkundigen (XIII. 4.), dass sie auf vielfache Art von Heiligen in verschiednen Weisen, von jedem besonders, in nach Gründen forschenden klar entwickelten Brahmasprüchen gesungen worden sey. Insofern steht also unser Gedicht auf einer andren Stufe, als die Homerischen, da man mit einer so bestimmten Anführung wirklicher dichterisch philosophischer Werke kaum die Erwähnung einzelner Sänger der Vorzeit im Homer vergleichen kann. Dies deutet wohl auf einen verschiednen Gang der Geistesentwicklung in Indien und Griechenland und Klein-Asien hin, da die Indische Dichtung länger in der Periode verweilt zu seyn scheint, in welcher sie noch nicht in Kunst, die sich ihrer und ihrer Form bewusst ist, übergieng. Daher werden Dichter und Philosophen in Krischnas Gespräch nie von einander geschieden, und wenn von Definitionen philosophischer Ausdrücke die Rede ist, bezieht sich Krischnas auf den Sprachgebrauch der Dichter. (XVIII. 2.)

In jeder Epoche aber war die Philosophie tiefer in die Poesie in Indien, als in Griechenland verwachsen. Auch die epische athmet vorherrschend einen philosophisch religiösen Sinn. Dies kann man zwar zunächst aus der politischen Stellung der Brahmanen erklären. Wie im Staate, mussten sie nothwendig auch im Epos den ersten Platz einnehmen, und ihr Verhältniss zu den Königen und Helden lässt sich gar nicht mit Kalchas Verhältniss zu Agamemnon vergleichen. Die Könige nahmen auch an ihrer Lebensweise Theil. Es gab Brahmanen- und Königs-Heilige. Tiefer aber muss man den Grund dieser Erscheinung und der politischen Rangordnung selbst in dem Charakter und der Geistesrichtung der Nation aufsuchen. Hierüber darf man zwar auf keine Weise voreilig aburtheilen, da die Indische Literatur einen so weiten Umfang zeigt, dass sie das Erhabenste und Zarteste, das Feierlichste und Leichteste, das Frömmste und Heiligste und das die regeste Sinnlichkeit Athmende zugleich in sich fasst.

Allein in diesen ältesten Gedichten, von denen wir hier reden, waltet doch, gewiss nach jedes Unbefangenen Gefühl, selbst wo sie ganz erzählend und beschreibend sind, ein von der Erde und irdischem Gewühl hinwegstrebender Hang zu frommer Einsamkeit, abgezognem Nachdenken, und strenger Selbstverläugnung vor.*) Auch die Sprache trägt davon vielfache Spuren, von denen ich hier nur die mannigfaltigen Ausdrücke für verschiedne Gattungen und Grade der Weisen und Heiligen anführen will. Denn diese waren offenbar im Munde des Volks, nicht, wie man von den eigentlich philosophischen Ausdrücken denken könnte, Terminologie einer Schule.

Wolf hat, soviel ich weiss, zuerst den Satz aufgestellt, und sehr glücklich angewandt, dass die Entstehung der Prosa die Epoche des Aufblühens der Schreibkunst, oder wenigstens ihres schriftstellerischen Gebrauchs bezeichnet. Man darf aber daraus nicht allgemein schliessen, dass, solange die poetische Einkleidung die allgemein gültige war, nicht auch schon sie von der Schrift hätte Gebrauch machen können, da die Entstehung der Prosa durch andre, fremdartige Gründe zurückgehalten werden kann, und noch weniger richtig würde es, meiner Empfindung nach, seyn, daraus folgern zu wollen, dass die Gedächtnisshülfe durch das Sylbenmaass der Grund sey, warum die Literatur aller Nationen immer von Dichtungen ausgeht. So absichtlich sind die Nationen in ihrer ersten Bildung nicht. Begleitet haben sich vermuthlich in jener frühen Zeit Dichtung und Gedächtnissübung häufig, es mag sogar damit eine gewisse Verschmähung der schon vorhandnen Schrift verbunden gewesen seyn. Die Indische Gewohnheit, irgend eine religiöse oder sittliche Wahrheit in ein oder wenige Disticha einzuschliessen, sehr oft noch, wie es in der Bhagavad-Gîtâ (VII. 4.) und so sehr häufig im Hitôpadêsa vorkommt, die einzeln darin liegenden Punkte ihrer Zahl nach anzugeben und auf diese Weise Denksprüche, wie die obenerwähnten Brahmasprüche, zu bilden, scheint eigen dazu bestimmt, sie dem Gedächtniss einzuprägen. Man muss sich auch wohl den früheren Brahmanen-Unterricht ganz und den späteren grossentheils als

*) Ich kann mich nicht enthalten, hier eine in Ausdruck und Gedanken gleich treffende Stelle Herrn Bournoufs herzusetzen. *Ce génie de l'Inde, si méditatif et si insouciant, que la spéculation paroit avoir de bonne heure éloigné du positif et détaché des intérêts matériels de la vie. Journ. Asiat.* VI. 106.

einen mündlichen denken. Allein die eigentliche Ursach, warum sich die früheste Weisheit und Ueberlieferung immer in Dichtung ergiesst, liegt dennoch in etwas Andrem und tiefer.

Die Dichtung entsteht alsdann, um es kurz auszusprechen, aus der begeisternden Bewegung, in welche der glücklich und überraschend gefundne Gedanke das junge, noch von wenigen Eindrücken berührte Gemüth versetzt. Alles, was den Geist mit hoher Lebendigkeit ergreift, ohne ihn gleichsam durch materielles Gewicht niederzudrücken, nimmt in jedem zu aller Zeit mehr oder minder die Farbe der Dichtung an. Aber die intellectuelle Anschauung und Erkenntniss verliert diese begeisternde Kraft, so wie nach und nach die Masse des Erlernten das Uebergewicht über das selbst Gefundne erhält. Wir können es nicht mehr nachempfinden, welchen Eindruck eine einfache Wahrheit, ein mathematischer Satz, ja selbst ein plötzlich erkanntes Zahlenverhältniss auf jene frühen Zeitalter machte, und doch ist, dass es wirklich so war, dem Gefühle jedes offenbar, der die Geschichte des menschlichen Denkens von ihren Ursprüngen an verfolgt. Es ist nicht zu läugnen, dass der blosse Gedanke, die reine Anschauung, zu denen wir, von viel mannigfaltigeren Gegenständen der Wirklichkeit umlagert, und viel tiefer in weltliches Treiben versenkt, uns nur mit Mühe durch Abstraction erheben, sich in jener Zeit vielmehr gleichsam von selbst in ihrer einfachen Lauterkeit offenbarten. Daher machte das Erkennen mathematischer Figuren, wie das der Kugel, Epoche in der Geschichte der Erfindungen, und Zahlenverhältnisse wurden nicht bloss zu einem Gegenstande tiefer Betrachtung, sondern des Entzückens, der Begeisterung und gewissermassen der Anbetung. Was man auch dagegen erinnern mag, der menschliche Geist ist, an sich und seiner Natur nach, heimischer in Ideen und mit ihnen verwandten Gefühlen, als in irdischem Treiben, und damit zusammenhangenden Bedürfnissen und Neigungen. Indess gehört dazu allerdings Freiheit von einem durch Arbeit und Sorge niederdrückenden Kampf mit der Natur, und wenn auch der Mensch ursprünglich gleich ausgestattet wäre, so sind doch auf dem Punkte, wo wir den Ursprung der Nationen erblicken, ihre geistigen Anlagen gewiss sehr verschieden. Das Menschengeschlecht bedarf daher nicht sowohl der Zeit, um zu intellectueller Kraft zu gelangen, als der Freiheit von störenden Eindrücken. Die Reife der Erkenntniss, zu der es wirklich heranwächst, ist nicht gerade eine höhere, aber eine andre.

Wenn die Erkenntniss zur Lehre drängte, so wurde der Lehrer natürlich zum Sänger. Denn es trug ihn die innre Begeisterung, und er hätte auch nicht das Gemüth der Hörer gefesselt, wenn er sich nicht im Vortrag über die gewöhnliche Sprechweise erhoben hätte. Die Freude am Gesang, und dem durch ihn herbeigeführten regelmässigen Sylbenfall verstärkten nun den Eindruck der Lehre.

Der Gebrauch der Sprache im alltäglichen Lebensbedürfniss und der in dem innren der Darstellung von Ideen und Empfindungen muss natürlich verschieden seyn, da der Redende in beiden durchaus anders gestimmt ist. Denn je schärfer und reiner in ihm der Gedanke vorwaltet, desto weniger kann der Geist es ertragen, dass nicht auch die Form der Rede den Inhalt angemessen begleite. Dies ist der Ursprung der Prosa, da man nicht Alles Prosa nennen sollte, was nicht Vers ist. Denn die Gebiete beider scheiden sich erst da, wo sorgfältige Achtsamkeit auf die Form des Vortrags eintritt. Die einzig richtige Ansicht der Prosa aber ist, dass man sie sich aus der Poesie hervorgegangen denkt, die allemal den Anfang in der kunstmässigen Behandlung der Sprache macht. Denn der Rhythmus ist das eigentliche Leben der Prosa, und selbst vom Sylbenmaass ist sie nicht sowohl frei, als vielmehr eine Erweiterung des enge gefesselten poetischen. Der charakteristische Unterschied zwischen ihr und der Poesie liegt nur darin, dass sie durch ihre Form selbst erklärt, den Gedanken nur, dienend, begleiten zu wollen, da der poetische Vortrag auch des Scheins nicht entbehren kann, ihn zu beherrschen und gleichsam aus sich zu erzeugen.

Bei der Griechischen Prosa irrt man vielleicht nicht, wenn man ihren poetischen Ursprung sogar noch historisch wahrzunehmen glaubt. Herodots Geschichtserzählung hat hexametrische Anklänge, die wohl nicht bloss aus der Gleichheit des Dialekts entstehen. Es können auch Versarten erleichternde Uebergänge zur Prosa bilden, oder vielmehr zugleich mit ihr durch gleiche Geistesrichtung und Mundart entstehen. Auf diese Weise hängt wohl unläugbar der Trimeter des griechischen Drama mit der attischen Prosa zusammen.

Ob aber von dem Punkte an, wo eine kunstgemässe Behandlung der Form der Rede beginnt, sich eine wirklich so zu nennende Prosa bildet, oder die Poesie sich auch in den späteren wissenschaftlichen Gebrauch hinüberschlingt, und darin nur mit einem,

sich fast um nichts über die gewöhnliche Sprechweise erhebenden Vortrag abwechselt, hängt von andren Umständen, der Geistesanlage der Nation und selbst ihren äussren Verhältnissen ab. Besser ist allerdings die reine und vollständige Scheidung der Poesie und Prosa, sobald die erstere aufhört, freiwillige Ergiessung natürlicher Begeisterung zu seyn, die Kunst sich als Kunst bewusst wird, und die Geisteskräfte einzeln zu wirken anfangen. Kein Volk hat diese Scheidung so vollkommen vorgenommen, als die Griechen, da, wenn man nur genau darauf achtet, poetische und prosaische Ausdrücke und Wendungen sich durchaus in fest begränzten Gebieten bewegen. Die attische Prosa dürfte wohl überhaupt allgemein für die am höchsten ausgebildete anerkannt werden. Es wirkten aber auch, um sie auf diesen Gipfel zu führen, drei mächtige Umstände zusammen, das Reden vor dem Volke und in den Gerichtshöfen, die ganz dialektische und selbst sophistische Geistesrichtung der Athenienser, und das lebendige Gespräch in den Schulen der Philosophen. Zu diesen kam ausserdem, und sich durch sie immer mehr veredelnd und verfeinernd, die Eigenthümlichkeit der attischen Mundart und der Reichthum und die Gewandtheit der ganzen Sprache. Die römische Prosa erfuhr bloss den Einfluss der öffentlichen Beredsamkeit, und auf eine weniger vielseitige Weise; alles Uebrige dankte sie nur der todten Nachahmung der griechischen. Diese aber verfolgte ihren Weg so vollständig, dass, da die Prosa zuerst gegen das Feuer der Dichtung nüchtern erscheint, sie wieder eine eigne, doch von der poetischen verschiedne Begeisterung erreichte, wie dieselbe an Plato zu allen Zeiten gefühlt und gepriesen worden ist. Von Indischer Prosa in dem hier dem Worte gegebnen Sinn ist, soviel ich weiss, bisher noch nichts bekannt. Allein so lange die Schätze der Indischen Literatur nicht vollständiger, als jetzt ans Licht gefördert sind, darf man nur über das Vorhandne urtheilen, und sich am wenigsten allgemein verneinende Behauptungen erlauben.

13.

Untersuchungen über die Amerikanischen Sprachen.

Bruchstück.

Einleitung.

1. Wenn es vielleicht sonderbar scheint, gerade die Sprachen eines Welttheils zum Gegenstande einer Untersuchung zu machen, so rechtfertigt sich diese, dem ersten Anblick nach bloss geographische Ansicht bei Amerika durch die abgesonderte Lage dieses Welttheils und die besondre Beschaffenheit seiner Sprachen. In Europa, Asien und Afrika sind so verschiedene zusammengeflossen, dass wenigstens die Sprachkunde keine Veranlassung finden kann, dieselben gerade in der Verbindung zu untersuchen, in die sie, immer mehr oder weniger zufällig, nun eben innerhalb der Gränzen desselben Welttheils getreten sind. Grosse geschichtliche Begebenheiten haben die Völker und Sprachen in ihnen vermischt. Amerika dagegen hat ausser den Europaeischen, welche die innere Nationaleigenthümlichkeit nur durch ihren zerstörenden Einfluss berührt haben, entweder gar keine Einwanderung von aussen her erfahren, oder nur solche, von welchen kaum eine geschichtlich zu nennende Spur übriggeblieben ist. Welches daher auch der Ursprung der Amerikanischen Völker und Sprachen seyn mag, so haben sich ihre Geschicke viele Jahrhunderte hindurch nur durch sich selbst und durch Berührung unter einander gestaltet. Die unübersehbare Menge von Stämmen, Horden und Familien vom obersten Norden bis zum untersten Süden des ausgedehnten Welttheils

---

Handschrift (21 halbbeschriebene Folioseiten) in der Königlichen Bibliothek in Berlin. Das Titelblatt trägt den Vermerk: „angefangen 18. Mai, 1826."

sind, so lange wir die Geschichte desselben kennen, bis auf die Europaeische Unterjochung, frei von fremdem Einfluss, nur durch sich selbst in Gährung ihrer Kräfte gerathen, und haben sich nur ihre Eigenthümlichkeiten mitgetheilt. Was daher auch in noch früherer Zeit Fremdes eingebracht seyn möchte, hat nachher Jahrhunderte hindurch diesen abschleifenden Einfluss des auf sich selbst beschränkten einheimischen Verkehrs erfahren. Daher bieten auch alle Amerikanischen Sprachen grosse Züge der Gleichartigkeit in ihrem Baue dar, wenn gleich die bisweilen behauptete Einerleiheit desselben vor der tiefer eindringenden Forschung verschwindet. Alle sind ferner in dem Mangel alphabetischer Schrift und mithin eigentlicher Literatur einander gleich.

2. Es darf daher wohl mit Recht ein Bedürfniss für die allgemeine Sprachkunde genannt werden, die Amerikanischen Sprachen in ihrem Zusammenhange zu betrachten, ihren Bau darzustellen und mit dem der Sprachen der übrigen Welttheile zu vergleichen. Dies, nach meinen Kräften, in gehöriger Vollständigkeit, vorzüglich aber mit so tief, als möglich, in das Wesen dieser Sprachen eindringender Forschung zu thun, ist meine Absicht bei den gegenwärtigen Untersuchungen. Um dieselbe zu erreichen, habe ich eine Reihe von Jahren hindurch die einzelnen Sprachen nicht bloss studirt, sondern selbst bearbeitet, nachdem ich seit noch längerer Zeit Materialien, vorzüglich handschriftliche, gesammelt hatte. Dass das Sammlen dieser Art nie Vollständigkeit erreichen kann, liegt in der Natur der Sache selbst. Aber die Hülfsmittel, die mir zu Gebote stehen, und die als Quellen für diese Untersuchung anzusehen sind, bieten, verbunden mit dem schon in mehreren andren Werken sehr zweckmässig Vorgearbeiteten, einen reichlichen und genügenden Stoff zur Bearbeitung und Beurtheilung dieses Gebietes der Sprachkunde dar.

3. So wie der Eifer, das Christenthum unter den einheimischen Bewohnern Amerika's zu verbreiten, reger und lebendiger wurde, legte sich die Geistlichkeit in den von Europaeischen Nationen besetzten Landstrichen auf das Studium der Amerikanischen Sprachen. Es wurden Sprachlehren und Wörterbücher von mehreren derselben gedruckt, oder erhielten sich handschriftlich in den verschiednen Missionen. An mehreren Orten, namentlich in der Provinz Quito, bestand die Einrichtung, dass jeder Missionar eine Sprachlehre und einen Katechismus der Sprache des Stammes anfertigte, der seiner geistlichen Sorgfalt übergeben war, und dass

diese Papiere seinen Nachfolgern in der Mission verblieben, um nach und nach vermehrt und berichtigt zu werden. (Herv. *Cat.* 66. *nt.*) Allein sehr lange währte es, ehe man darauf dachte, diese zerstreuten, und jetzt nur zu schwer zusammenzubringenden Hülfsmittel für die Erweiterung der Sprachkenntniss zu benutzen. Erst als, nach Aufhebung des Jesuiterordens, viele Missionen im Innern Amerika's zerstört waren, und andre weniger lebhaft betrieben wurden, brach hierin Gilij die Bahn, und der warme Antheil, welchen Schlözer an seinen Arbeiten, wie an Allem, was die ächte Geschichtsforschung befördern konnte, nahm, verdient um so eher erwähnt zu werden, als er vielleicht Wenigen bekannt ist. Gilij hatte selbst Wörterbuch und Grammatik für die Maipurische und Tamanakische Sprache in Spanischer Sprache angefertigt, und es ist sehr zu bedauern, dass er beide nicht gedruckt hinterlassen hat. Jetzt muss man sich begnügen, so wie ich gethan habe, die in seinem Werk zerstreuten Wörter und grammatischen Notizen zu sammeln; und wenn die Ausbeute davon auch wirklich reich genannt werden kann, so sind doch überall Lücken fühlbar. Immer aber bleibt Gilij für die Orenoko Sprachen classisch. In Sammlung von Handschriften anderer Ex-Missionare und selbst in der Benutzung dessen, was er hiervon besass, so wie seiner eigenen Kenntnisse, hätte er bei weitem mehr leisten können. Seine Angaben sind oft oberflächlich und mangelhaft, und wenn seine Amerikanische Geschichte für die Befriedigung einer bloss müssigen Neugier von den Amerikanischen Sprachen zu viel enthält, so hat er für die ernste Sprachforschung viel zu wenig davon. Er hascht mehr nach auffallenden und sonderbaren Eigenthümlichkeiten, als er den Bau der Sprachen schlicht und einfach darzustellen versuchte. Als blossem Sammler verdankt man Hervas mehr. Er veranlasste die sich in Italien aufhaltenden Exjesuiten, ihm die handschriftlichen Notizen, die sie von einzelnen Amerikanischen Sprachen besassen, mitzutheilen, und wo es ihnen an schon vorhandenen Arbeiten fehlte, eigene neue Aufsätze über die Sprachen zu machen, deren sie sich bei ihren gottesdienstlichen Verrichtungen bedient hatten. So brachte er sehr viel Materialien zusammen, und nützte, ausser seinen Schriften, durch seine Sammlungen. Die ersteren werden indess dadurch weniger brauchbar, dass es ihm bei Benutzung jener Materialien an Methode und Genauigkeit fehlte. Allein ohne die letzteren würden wir von dem grammatischen Bau einiger Sprachen, z. B. der Mayischen, Mbayischen,

Abiponischen, Mokobischen, Lulischen, Omaguischen, Yarurischen gar keine Kenntniss haben, da es theils niemals gedruckte Werke über sie gegeben hat, theils die ehemals vorhandnen jetzt nicht mehr in Europa aufzufinden sind. Der uneigennützigen und grossen Gefälligkeit dieses würdigen Mannes verdanke ich es, dass er mir erlaubte, als ich Gesandter am Römischen Hofe war, Abschriften dieser handschriftlichen Sprachlehren nehmen zu lassen; und ich habe mich noch neuerlich durch Vergleichung seiner Manuscripte in der Bibliothek des Jesuiterhauses (*al Gesù* in Rom) überzeugt, dass mir nichts von dem fehlt, was er handschriftlich über Amerikanische Sprachen besass.[1]) Es geht aber aus diesen Mittheilungen und aus seinen Schriften hervor, dass er auch noch gedruckte Sprachlehren und Wörterbücher hatte, die sich nicht im Jesuiterhause befinden und deren Verlust ungemein zu bedauern ist.

4. Auf ähnliche Weise, als Hervas in Italien, und zum Theil gleichzeitig mit ihm, benutzte der bekannte und verdienstvolle Murr in Deutschland die Erinnerungen und geretteten Sammlungen der Deutschen, durch die Aufhebung des Jesuiter-Ordens in ihr Vaterland zurückgekehrten Missionarien. Sein Journal und die von ihm, nach dem Aufhören desselben, herausgegebenen Nachrichten von verschiedenen Ländern des Spanischen Amerika (2 Bände. Halle. 1809. 1811. 8.) enthalten sehr schätzbare Materialien zur Kenntniss der Sprachen der neuen Welt. Er erhielt dieselben namentlich durch den Pater Wolfgang Bayer (der sich von 1751. bis 1767. in Peru aufhielt, und 1783. im Bambergischen starb), den Pater Anselm Eckart (von 1753—1757. Glaubensprediger in Brasilien, nachher im Collegio zu Düneburg in Weiss-Russland), den Pater Martin Dobrizhoffer (22 Jahre lang Missionar in Paraguay), den Pater Franz Benno Ducrue (der in München 1721. geboren war, 15 Jahre in Californien lebte, und 1779. starb), den Pater Franz Xaver Veigl (so in Murr's Journal. XVI. Inhalt. und *p.* 93. und XVII. 17., und in den Nachrichten. Th. 1. Vorr. *p.* XVIII.,

[1]) *Dieser Satz hieß ursprünglich: „Seine Sammlungen wären für alle weitere Bearbeitung verloren gegangen, wenn ich nicht glücklicher Weise, als ich Gesandter am Römischen Hofe war, ob ich mich gleich damals nicht mit diesen Gegenständen beschäftigte, von seinen Amerikanischen handschriftlichen Sprachlehren hätte Abschriften nehmen lassen. Denn von den Originalen, so wie von seinem ganzen literarischen Nachlass, habe ich, ungeachtet der an Ort und Stelle deshalb angestellten Nachforschungen, nie etwas Gewisses erfahren können.“*

allein *p.* V. derselben Vorrede Voigt genannt), Johann Brewer (starb zu Cöln 1789.), den Abbé Matthias Steffel (der über 20 Jahre unter den Tarahumaren lebte, und sich nachher in Brünn aufhielt) und den Pater Joseph Och (von 1756—1767. Glaubensprediger in der Provinz Sonora, starb 1773. in Würzburg). Diese würdigen Männer haben sich ein so grosses Verdienst um die Sprachkunde erworben, dass ich es für Pflicht hielt, sie hier namentlich aufzuführen. Murr selbst wurde nur durch sein vorgerücktes Alter verhindert, selbst ein Amerikanisches Sprachensystem auszuarbeiten. Er liefert den Plan dazu in der Vorrede zum 1. Theil seiner Nachrichten (*p.* XI—XXII.). Seine Materialien wären aber dazu offenbar unzulänglich gewesen.

Zahlreiche und höchst schätzbare gedruckte Hülfsmittel für das Amerikanische Sprachstudium brachte mein Bruder, Alexander von Humboldt, von seiner Reise zurück, und sie befinden sich durch seine Güte gegenwärtig in meinem Besitz. Sehr wichtige Thatsachen und Beobachtungen enthält ausserdem über die Sprachen des neuen Welttheils seine Reisebeschreibung. Die ausdrücklich von denselben handelnden, an geistvollen neuen Ideen und Betrachtungen reichen Kapitel betreffen nur die Sprachen einzelner Nationen. Dagegen sind durch alle Theile des weitläuftigen Werks hindurch Materialien und Bemerkungen verstreut, die nur an Ort und Stelle, und von einem mit gleicher Regsamkeit auf alle Theile des grossen Gebietes des Wissens in ihrem Zusammenhange gerichteten Geiste aufgefunden und gemacht werden konnten, und deren sorgfältige Sammlung einer neuen Bearbeitung eine ergiebige Ausbeute verspricht.

5. Die erste vollständige und systematisch geordnete Zusammenstellung aller vorhandnen Nachrichten über die Amerikanischen Sprachen verdankt man erst Vater's einsichtsvollem und unermüdlichem Fleiss. Er benutzte auch die von meinem Bruder und mir zusammengebrachten Hülfsmittel. Die von ihm allein ausgearbeiteten Theile des Mithridates, welche Amerika betreffen, haben das unbestrittene Verdienst, die geographische Verbreitung und Verzweigung aller Amerikanischen Sprachen, soweit es die damals vorhandenen Hülfsmittel verstatten, kritisch genau und methodisch nachzuweisen. Dadurch und durch die vollständige Angabe der von jeder Sprache handelnden Schriften bleiben sie eine unentbehrliche Grundlage für jede fernere Bearbeitung. Auch ertheilen sie durch kurze, aber mit Scharfsinn gemachte Zusammenstellungen

ähnlicher Wörter verschiedener Sprachen nützliche Winke zur Auffindung der Verwandtschaft unter denselben. Die besondre Schrift über die Bevölkerung Amerika's enthält eine gedrängte Uebersicht aller dahin gehörenden Thatsachen, und eine von Systemssucht freie Beurtheilung derselben. In einzelnen, in Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen hat derselbe Verfasser, meistentheils aus handschriftlichen Nachrichten, mehr ins Einzelne gehende Aufklärungen über einige Sprachen geliefert; und da seine Aufmerksamkeit fortwährend auf diesen Gegenstand gerichtet war, so würde er noch mehr auch in der Folge geleistet haben, wenn der Tod nicht seinem literarischen Wirken zu früh ein Ziel gesetzt hätte.[1])

6. Wenn man Deutschland ausnimmt, kann man nicht sagen, dass im übrigen Europa für die Kenntniss der Amerikanischen Sprachen etwas Wichtiges seit dem Anfange dieses Jahrhunderts geschehen sey. Nur der Druck einiger Uebersetzungen von Stücken des neuen Testaments in London dürfte hiervon auszunehmen seyn. Desto mehr aber, und mit dem einsichtsvollsten und lebendigsten Eifer ist seit Kurzem in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika gethan worden. Herr Peter du Ponceau in Philadelphia und Herr Pickering in Salem bei Boston haben das Studium der in ihrer Nähe noch zum grössten Theil lebend vorhandenen Sprachen aufs neue geweckt, und, von den gelehrten Vereinen, welchen sie angehören, unterstützt, schon ungemein viel geleistet. Zwei nunmehr leider beide schon verstorbene Deutsche Geistliche, Zeisberger und Heckewelder, haben treffliche, nur noch nicht vollständig bekannt gewordene Arbeiten geliefert. Herrn Du Ponceau's Briefwechsel mit dem letztern gewährt eine auch in allgemeiner historischer und philosophischer Rücksicht interessante Lectüre. Herrn Pickering verdanken wir eine lichtvolle Auseinandersetzung der Verbreitung und Verzweigung der Völkerstämme in einem grossen Theile von Nord-Amerika. Noch mehr ins Einzelne hierüber gehen die erst ganz neuerlich erschienenen Arbeiten von Morse. Zugleich wurden und werden noch Abdrücke von früheren, beinahe verloren gegangenen Schriften und handschriftlichen Sprachlehren und Wörterbüchern veranstaltet, und dadurch in dem Studium der Amerikanischen Sprachen eine sehr wichtige Lücke ausgefüllt. Denn vor diesen neuesten Arbeiten in den Vereinigten Staaten

[1]) *Vater starb am 15. März 1826.*

war unsre Kenntniss der Sprachen Nord-Amerika's weit mangelhafter, als die der Sprachen der südlichen Hälfte des Welttheils; und doch haben gerade jene Merkwürdigkeiten in ihrem Bau, die sich bei diesen bei weitem nicht auf gleiche Weise zeigen. Auch befinden sich einige dieser nördlichen Völkerstämme offenbar auf einem sittlichen Standpunkte, der sie, als zwar rohe und gewissermassen wilde, aber durch sichtbare Charakter- und Geistesvorzüge ausgezeichnete Nationen, viel interessanter macht, als die im Süden Amerika's noch unabhängig herumziehenden Horden. Eine vor wenigen Jahren in den Vereinigten Staaten gegründete Bildungsanstalt kann von besondrer Wichtigkeit für das Studium der Amerikanischen Sprachen werden. Es ist dies die ausländische Missionarien-Schule (*the foreign Missionary school*) in Cornwall, einer Stadt in Connecticut. Man erzieht dort junge Leute der einheimischen Stämme Amerika's in der Absicht, sie theils zu Missionarien, theils zu Aerzten, Schulmeistern, Dollmetschern und überhaupt zu Personen zu bilden, welche Kenntnisse und Handwerke unter den Eingebornen zu verbreiten und zu ihrer Civilisation beizutragen im Stande sind. Man nimmt auch Asiaten und Südsee-Insulaner darin auf. Der Vorzug, mehrere vollkommen mit ihrer Sprache vertraute Individuen verschiedener Nationen mündlich an Einem Orte befragen zu können, gewährt Aufschlüsse, die man in gedruckten Hülfsmitteln vergeblich suchen würde; und ich verdanke dieser Methode durch Herrn Pickering's gefällige briefliche Mittheilungen schon mehrere wichtige Belehrungen.

7. Nach Allem, was, dieser kurzen Schilderung zufolge, für die Amerikanischen Sprachen bisher geschehen ist, bleibt, wie man sieht, noch Eins, und nicht das Unwichtigste, übrig, nemlich eine auf die genaue Kenntniss ihres Baues und ihres Wortvorrathes gegründete Untersuchung über dieselben. Eine solche wahrhaft zu unternehmen, konnte bei der Fortsetzung des Mithridates auch nicht einmal in dem Plane des verstorbenen Vater liegen. Durch die Einrichtung dieses Werks auf allgemeine Nachrichten über jede Sprache, die Angabe ihrer Literatur und eine bestimmte Sprachprobe beschränkt, leistete er schon mehr, als man zu erwarten berechtigt war, indem er bei einigen Sprachen Schilderungen des grammatischen Baues hinzufügte. Dass aber diese kurzen und flüchtigen Schilderungen unmöglich im Stande sind, einen Begriff weder von dem Ganzen, noch den Einzelnheiten dieser Sprachen zu geben, ist offenbar. Diese Lücke auszufüllen,

ist mein Zweck, und meine Darstellung wird sich auf eine Weise zum Mithridates verhalten, dass keine beider Arbeiten durch die andere unnütz wird. Im Mithridates ist Amerika, der Welttheil, nach seinen Sprachen geschildert, in geographischer Fortschreitung angegeben, welche Sprache in jedem Landstrich, in welchem Umfang und welcher Vermischung gesprochen wird. Dies macht die Hauptsache und das wahre Verdienst des Werkes aus, und daran reihen sich, doch natürlich viel weniger vollständig, die grammatischen Bemerkungen, die Sprachproben und die Wortvergleichung. Ich werde versuchen, die Amerikanischen Sprachen, als solche, zu schildern, auf den Ort und den Umfang ihrer Geltung nur insofern sehen, als dies zur Erklärung ihrer Beschaffenheit dienen kann, diejenigen am ausführlichsten behandeln, von welchen es die sichersten und genauesten Nachrichten giebt, und die grosse Anzahl derer, von deren Bau sich nichts Bestimmtes sagen lässt, ganz übergehen. So werde ich, da im Mithridates, alle Abarten mitgerechnet, wohl drittehalbhundert vorkommen, kaum funfzig abzuhandeln haben. In Absicht des Geographischen und der Literatur werde ich mich nur auf den Mithridates beziehen, die Stellen abgerechnet, wo ich im Stande seyn werde, Zusätze oder Berichtigungen anzubringen.

8. Mein hauptsächlichster Zweck bei dieser Arbeit wird die Erforschung und Darstellung des Sprachbaues selbst seyn. Denn um sich, soviel als möglich, dem Ziele zu nähern, einen vollständigen und deutlichen Begriff von der Art zu erhalten, wie der menschliche Geist die verschiedenen Sprachen, abweichend von einander, und doch immer wieder in einem allgemeinen Typus zusammenkommend, bildet, muss es von der höchsten Wichtigkeit seyn, Sprachen zu untersuchen, die in einem eignen Welttheil, in vollkommner Absonderung von allen andren, wenn auch vielleicht, worüber ein unerforschliches Dunkel schwebt, wenn man von dem ersten Urlaute redet, nicht entstanden, aber doch Jahrhunderte, und vielleicht Jahrtausende hindurch gesprochen und umgestaltet worden sind. Zu diesem Endzweck muss man aber nicht verschmähen, in die kleinsten Einzelnheiten dieser Sprachen einzugehen, sondern dieselben gerade mit eben der Sorgfalt, als diejenigen behandeln, denen wir der Meisterwerke wegen, die sie hervorgebracht haben, die erste Stelle anzuweisen gewohnt sind. Das Bild des Ganzen wird unvollständig und unrichtig, wenn man Einzelnes übersieht; und nichts hat dem Sprach-

studium so wesentlich geschadet, als die vornehme Geringschätzung, mit der man auf die Sprachen hinabsieht, die man, oft ohne sie zu kennen, mit dem Namen der barbarischen belegt.

9. Einen zweiten Hauptgesichtspunkt bei dieser Arbeit wird die Aufsuchung der Verwandtschaft der verschiedenen Sprachen unter einander bilden. Hierin ist schon sehr viel von meinem Bruder, vorzüglich für die Sprachen um den Orenoko herum, von Herrn Pickering und andren seiner Landsleute für die nördlichen Sprachen, von Vater in allen Theilen des grossen Continents geschehen. Doch betrifft dies meistentheils nur nah verwandte Mundarten, entfernter zusammenhängende sind noch wenig erkannt worden, und sehr weit ist man noch davon entfernt eine wahre Classification, wie Klaproth sie von Asien versucht hat, aufstellen zu können. Es ist auch sehr die Frage, ob man hierin wird jemals glücklich seyn können, da einestheils die verschiedene Mundarten redenden Stämme sich scheinen in Amerika in viel kleineren Massen getrennt und in einander geschoben zu haben, als dies in Europa und Asien der Fall gewesen ist, und weil andrentheils so viele Sprachen uns ihrem Bau und ihrem Wortvorrath nach gänzlich unbekannt sind, mithin uns sehr viele Mittelglieder fehlen können, an denen der innere und ursprüngliche Zusammenhang der von einander ferner stehenden sich vielleicht doch noch erkennen liesse.

10. Die Schilderung vieler, grösstentheils sehr verschiedener, nur darum in Eine Classe gebrachten Sprachen, weil sie demselben Welttheil angehören, muss nothwendig auf doppelte Weise geschehen. Man muss einmal den Bau jeder Sprache in seinem Zusammenhange abgesondert für sich, und dann die Eigenthümlichkeiten aller dergestalt vergleichend darstellen, dass das in ihnen liegende Gemeinsame von selbst in die Augen fällt. Ich werde diese vergleichende Darstellung des grammatischen Baues der Amerikanischen Nationen den einzelnen Grammatiken der verschiedenen Sprachen vorausgehen lassen, und dasselbe bei der Untersuchung ihres Wortvorrathes beobachten.

Die umgekehrte Ordnung, der ich habe nothwendig bei dem Studium folgen müssen, kann zwar auch für den Vortrag die natürlichere scheinen, da man allerdings das Einzelne erst für sich kennen muss, ehe man es mit andrem vergleicht. Es hat mir aber geschienen, dass dasjenige, was der noch mit den Amerikanischen Sprachen Unbekannte zunächst sucht, gerade nur in

jener allgemeinen parallelisirenden Beschreibung liegt, und dass ihn die langsame Hererzählung der einzelnen Sprachen mehr ermüden, als für die nachfolgende Vergleichung nützlich vorbereiten würde. Es ist eine der leidigsten, aber darum nicht weniger gewöhnlichen Erfahrungen, wenn man sich mit Mühe und Anstrengung in den Bau einer Sprache hineingedacht hat, dennoch unschlüssig zu bleiben, wie man nun diese Sprache in dem Gebiete der ganzen Sprachkunde zu stellen, wie in der Verschiedenheit der gegen einander abzuwägenden Vorzüge und Mängel ihren Werth zu bestimmen hat. In dem allgemeinen Bilde findet man wenigstens jede Eigenthümlichkeit jeder einzelnen Sprache gleich an der Stelle, wo dieselbe mit denen andrer verglichen und gewürdigt werden kann. Man fasst auch auf diese Weise besser, ob und wie sich die Amerikanischen Sprachen denen der übrigen Welttheile als eine besondre Classe entgegenstellen, und geht systematischer von diesem Punkte aus in ihre Verschiedenheiten unter einander über. Aus demselben Grunde werde ich auch einzelne Theile der Grammatik in vergleichenden Tabellen darstellen. In den einzelnen Grammatiken werde ich Wiederholungen durch genaues Verweisen auf die Stellen der allgemeinen Abhandlung und die vergleichenden Tabellen vermeiden können.

11. Eine besondre Ausarbeitung der einzelnen Sprachlehren und Wörterbücher scheint vielleicht überflüssig, da sie doch grossentheils aus gedruckten Hülfsmitteln zusammengetragen werden muss. Viele Leser würden vielleicht den Wiederabdruck der ursprünglichen Werke vorziehen. Ich habe mich aber, nach reiflicher Ueberlegung, überzeugt, dass, so wünschenswerth ein solcher Wiederabdruck auch immer in andrer Rücksicht bliebe, darum eine neue gleichförmige Ueberarbeitung aller dieser Grammatiken dennoch durchaus nothwendig war. Diese Nothwendigkeit entspringt schon aus der unzweckmässigen, dem Standpunkte des Sprachstudiums unter uns gar nicht entsprechenden Einrichtung dieser Schriften. Auch giebt es von einigen Sprachen mehrere, unter welchen man nicht eine wählen, sondern die man durch einander vervollständigen muss. Soll überhaupt die allgemeine Sprachkunde jemals zu einem, auch für denjenigen, dem sie nicht eigner ausschliesslicher Beruf ist, zugänglichen Studium werden, so muss es nach gleichen Grundsätzen ausgearbeitete Grammatiken und Wörterbücher aller bekannten Sprachen geben, und diese müssen, als ein beständiger Stoff neuer Forschungen, nach Mass-

gabe der immer fortschreitenden Sprachenkunde berichtigt und erweitert werden.

12.[a] Sehr zu bedauern ist es nur, dass wir die Amerikanischen Sprachen bloss aus den Schriften von Missionarien kennen. Da diese Männer, deren Verdienste, auch um die Sprachkunde, man darum doch nie genug schätzen kann, ausschliesslich den Zweck ihrer Sendung verfolgten, so ist in ihren Schriften weit mehr ein Bemühen, die Sprachen diesem Zweck anzupassen, als das Streben, sie in ihrer eigentlichen Natur und ihrem ganzen Umfang zu schildern, sichtbar. Ihre Beispiele sind meistentheils von geistlichen Lehren und Sprüchen, zu deren Ausdruck diese Sprachen natürlich wenig geeignet sind, hergenommen, und man sucht bisweilen in einer ganzen, dicken Grammatik vergeblich nach den Wörtern für die gemeinsten Dinge des Lebens. In dem grammatischen Bau streben sie nur, Alles dem Lateinischen anzupassen, und in einem Sonett vor Lugo's Muiskischer Grammatik[1]) wird sehr naiv von Lugo gerühmt:

Er fasst' in Kunst mich, die verwickelt bin,
und macht' aus fremder so Lateinisch mich,
dass es die Welt reisst zur Bewundrung hin.

Es mag sogar oft der Fall gewesen seyn, dass sie sich im Umgang mit ihren Katechumenen gewissermassen eine eigne, wenn auch nicht abweichende, doch viel weniger umfassende Sprache gebildet haben, und die naive Antwort eines Chiquito, welche Camaño in seiner Grammatik der Sprache dieses Volks erzählt, scheint es zu beweisen. Ein Eingeborner sagte nemlich von Geistlichen, die in dieser Sprache für sehr gelehrt gehalten wurden: ja, ja, die Sprache des Hauses Gottes sprechen sie schon ganz gut, womit er, wie Camaño hinzufügt, sagen wollte, dass sich ihre Kenntniss nicht über die Gegenstände der Kanzel und des Beichtstuhls hinaus erstrecke. In dieser Hinsicht war schon durch die Bacmeister'schen Formeln[2]) viel gewonnen, wenn man nur diesen Weg weiter verfolgt hätte oder es noch jetzt thäte.

12.[b] Eine grosse und, meinem Urtheile nach, auf dem jetzigen

---

[1]) „Grammatica en la lingua general del nuovo regno de Grenada, clamada mosca“, *Madrid 1629.*

[2]) *Über Bacmeisters Versuch einer Vergleichung aller Sprachen der Erde auf Grund einer Reihe in sie übersetzter Redensarten vgl. Adelung, Katharinens der Großen Verdienste um die vergleichende Sprachenkunde S. 23.*

Standpunkte unsrer Kenntniss vollkommen gar nicht zu beseitigende Schwierigkeit bei der gegenwärtigen Arbeit liegt in der Rechtschreibung der Amerikanischen Wörter. Da es schlechterdings kein Amerikanisches Alphabet giebt, so lässt sich dazu nur das Römische gebrauchen; und wie soll man nun bewirken, dass, bei der sehr verschiedenen Geltung dieses Alphabets unter den verschiednen Europaeischen Nationen, der Leser sich bei dem geschriebenen Worte richtig den Laut des gesprochenen denke? Das natürlichste Mittel, diesen Zweck zu erreichen, wäre unstreitig die Aufstellung und der ausschliessliche Gebrauch eines eignen aus jenem geformten Alphabets, und diesem Weg ist Klaproth in der *Asia polyglotta* gefolgt. (*p.* XIII—XV.) Zu dem Zwecke dieses Werks, eine Anzahl von Wörtern grösstentheils schon anders woher bekannter Sprachen mit einander zu vergleichen, mochte dies Mittel, obgleich es auch da nicht von Unbequemlichkeiten in der Ausführung frei ist, vielleicht ohne Bedenken angewendet werden können. Bei dem meinigen, wo ich durchaus unbekannte Sprachen, und von denen ich selbst nie ein einziges Wort habe von einem Einheimischen aussprechen hören, [behandle], würde dasselbe offenbar gefährlich seyn und Unrichtigkeiten und Verwirrung hervorbringen.

13. Ein allgemeines Alphabet, in welchem jeder in irgend einer Sprache vorkommende Laut seine bestimmte und nur ihm angehörende Bezeichnung fände, würde eine der wichtigsten Lücken des vergleichenden Sprachstudiums ausfüllen. Es gehört zu den wahren Bedürfnissen dieses Studiums, wird aber, wie vorauszusehen ist, nur schwer und langsam zusammengetragen werden können, selbst wenn man sich anfangs, wie sehr zu rathen wäre, nur auf bekanntere Sprachen beschränkte. Denn es setzt eine gründliche und vollständige Bearbeitung des Lautsystems jeder dieser Sprachen voraus, und eine solche Bearbeitung, die eigentlich nur von Einheimischen ausgehen kann, besitzen wir noch lange nicht einmal von allen lebenden Sprachen des cultivirten Europa. Der rühmliche Fleiss, den die Englischen Grammatiker auf diesen Punkt, der in England, wo soviel öffentlich gesprochen wird, natürlich auch ein grösseres Interesse hat, gewendet haben, stellt ein bis jetzt noch von andren Nationen wenig erreichtes Muster auf, obgleich bei genauer Prüfung auch die besten Englischen Werke darüber noch vieles zu vermissen übriglassen.

14. Soll nun aber ein solches rationell und unabhängig von

der orthographischen Gewohnheit irgend einer Nation aufgestelltes Alphabet auf eine fremde Sprache angewandt werden, das heisst: will man die Wörter dieser Sprache mit diesem Alphabet schreiben, so setzt diese Uebertragung voraus, dass derjenige, welcher sie vornimmt, die fremde Sprache unmittelbar selbst durch mündliche Ueberlieferung von Einheimischen vermittelst seines eignen Ohres kenne. Ist dies nicht der Fall und geschieht es nicht mit Sorgfalt und Einsicht, so werden die Irrthümer gerade in einem Alphabet grösser, in welchem jedem Zeichen ein durchaus bestimmter Laut entspricht. Dass aber Missionarien und Reisende ihren Arbeiten über ausser-Europaeische Sprachen ein solches verabredetes Alphabet zum Grunde legten, wäre in hohem Grade wünschenswerth; selbst wenn das Alphabet weit unter den Forderungen bleibt, die man an ein allgemeines im oben auseinandergesetzten Sinne machen könnte, wäre diese Methode der jetzigen, wo jeder der Orthographie seiner Sprache folgt, bei weitem vorzuziehen. Es war daher ein glücklicher Gedanke, dass Herr Pickering für die auf die NordAmerikanischen Sprachen gerichteten Forschungen eine gleichförmige Rechtschreibung vorschlug.[1]) Würde das von ihm aufgestellte Alphabet befolgt, so würde wenigstens von jetzt an der wahre Laut der Wörter dieser Sprachen aus den gedruckten Büchern leichter zu errathen seyn, als es jetzt aus Eliots, Edwards, Cottons[2]) und andrer Schriften möglich ist. Herr Pickering hat seinem Alphabet die Geltung der Buchstaben zum Grunde gelegt, die sie gewöhnlich in den Sprachen des Europaeischen Festlandes haben, und ein Deutscher erkennt darin meistentheils die seiner Muttersprache; er hat dann eigne, aber einfache Bezeichnungen für Laute gewählt, welche diesen Sprachen fehlen und in ihnen nur durch unbequeme Zusammensetzungen ausgedrückt werden können. Ob man nun von diesem Alphabet wirklich schon Gebrauch gemacht hat, ist mir bis jetzt nicht bekannt geworden. Schwierigkeit hat die Anwendung jedesmal, da derjenige, der sie vornimmt, sich nothwendig das Alphabet und die mit demselben gemeinte Aussprache vollkommen zu eigen gemacht haben muss, wenn nicht gefährliche Irrthümer entstehen sollen. Mit der Geltung

[1]) *In seinem Boston 1821 erschienenen* „Essay on uniform orthography for the indian languages“.

[2]) *Eliot hatte den indianischen Dialekt von Massachusetts, Edwards den der Mohikaner, Cotton den von Plymouth behandelt.*

der Laute seiner Muttersprache ist diese Vertrautheit eher vorauszusetzen, und insofern kann ein solches Alphabet, wenn es auch den Leser richtiger leitet, bei dem ersten Uebertragen fremder Wörter in dasselbe leichter, als die jetzige Methode, zu Unrichtigkeiten verleiten. Diesem Mangel lässt sich aber durch Aufmerksamkeit und Genauigkeit abhelfen.

15. Demjenigen aber, der fremde Sprachen bloss nach gedruckten und handschriftlichen Quellen, ohne mündliche Mittheilungen, bearbeitet, ist der Gebrauch eines solchen Alphabets, wie zweckmässig es auch gebildet seyn möchte, durchaus nicht zu rathen. Der fremde Laut lässt sich in diesem Fall nur nach der Beschreibung, welche der benutzte Schriftsteller davon macht, und nach der Aussprache, in der er geschrieben oder die er zum Grunde gelegt hat, beurtheilen. Die Umänderung der von ihm gebrauchten Rechtschreibung in die des neuen Alphabets ist also dem doppelten Irrthum ausgesetzt, den schon er bei der ersten Bezeichnung und den man bei der neuen Bearbeitung, wie gut man auch die Aussprache der gebrauchten Sprache zu kennen vermeinen mag, begangen haben kann. Lässt man z. B. die Rechtschreibung der Spanischen und Portugiesischen Missionarien unverändert, so liefert man wenigstens eine reine Thatsache, und jeder, der Spanisch oder Portugiesisch weiss, kann den Laut erkennen. Verändert man hingegen dieselbe, so fixirt man die Unrichtigkeit, der eine solche mittelbare Uebertragung, wo Ein Laut durch zwei Sprachen durchgehen muss, auch ohne alle Schuld der Uebertragenden, immer unterliegt, unwiderruflich und macht dem Leser die eigene Prüfung unmöglich. Nicht selten tritt auch der Fall ein, dass die Beschreibung, welche die Sprachlehrer von Lauten, die ihre Sprachen nicht darbieten, geben, so dunkel und unbestimmt ist, dass wohl niemand wagen dürfte, einen solchen Laut in ein systematisch bezeichnetes Alphabet überzutragen. In diesen Fällen müsste man also doch das neue System verlassen und geschichtlich zu der Rechtschreibung des Sprachlehrers zurückkehren. Eine grosse Unbequemlichkeit liegt endlich bei der Umänderung der Rechtschreibung darin, dass das fremde Wort dadurch für den Anblick unkenntlich, das Aufsuchen desselben in den Quellen erschwert, und dadurch nothwendig Verwirrung angerichtet wird. Da die Art, in welcher uns der Laut der Amerikanischen Wörter zukommt, die vollständige und genaue Richtigkeit desselben offenbar nicht hinlänglich verbürgt, so kann

es nicht rathsam seyn, den uns dergestalt überlieferten durch neue und bestimmte Bezeichnung zu stempeln. Vorsicht und geschichtliche Treue erfordern vielmehr, durch die Rechtschreibung selbst den Gang urkundlich sichtbar zu erhalten, welchen die Lautüberlieferung genommen hat.

16. Ein merkwürdiges Beispiel wird dazu dienen, das eben Gesagte zu bestätigen. *Tl* ist bekanntermassen in der Mexikanischen Sprache eine ungemein häufig vorkommende Consonantenverbindung, und sie dürfte wohl zu denen gehören, in welchen, dem ersten Anblicke nach, die Aussprache am wenigsten zweifelhaft erscheinen möchte. Die Spanischen Sprachlehrer machen jedoch einen Unterschied zwischen der Aussprache derselben im Anfange und in der Mitte eines Worts und zwischen der am Ende. In dem ersteren Falle sollen die beiden Consonanten, wie im Spanischen ausgesprochen werden, im letzteren nennt man sie schwierig; beide Consonanten bilden Einen Buchstaben, und die Aussprache geschieht mit geöffneten Lippen, indem man die an die linke Seite angelehnte Lippe ein wenig zwischen die Zähne schiebt. Man muss sich hierbei nur hüten, das *t* nicht zum *c* (*k*) werden zu lassen, da der Mundart Unkundige *claclacolli* (Sünde) und *clamancli* statt *tlatlacolli* und *tlamantli* sagen. Hierdurch aufmerksam gemacht, nahm ich diesen Punkt mit in die Fragen auf, welche ich durch die gütige Vermittlung meines Bruders Herrn Alaman, damals Cortesdeputirten in Madrid, über die mexikanische Aussprache vorlegte. Zu meinem grossen Erstaunen sah ich nun aus der Antwort des Herrn Alaman, dass, nach seinem und seines Collegen, Herrn Canorena, eines Mexikanischen Eingebornen, vollgültigen Zeugniss, die heutige Aussprache des *tl* allgemein und in allen Fällen die von *cl* ist. Auch lag nichts in dieser Antwort, was die Meinung rechtfertigen könnte, dass sich die Aussprache in diesem Punkt seit den Zeiten der ersten Sprachlehrer geändert habe. Merkwürdig ist noch, dass die Sprache der Coras das Mexikanische *tl*, der Rechtschreibung, die ich vorfinde, nach, weil dieser Sprache der *l*-Laut fehlt, durch *t* wiedergiebt, *tatoani* (Gouverneur) für *tlatoani*. Aus allen diesen Umständen lässt sich schliessen, dass, obgleich das Mexikanische *tl* wie *cl* lautet, dennoch in der Aussprache desselben etwas vorhanden seyn muss, was die ersten Spanier, welche Namen und Wörter dieser Sprache schrieben, veranlasste, statt des *c* (*k*) ein *t* zu gebrauchen, und dass man es nachher bei dieser Rechtschreibung, ihrer Abweichung von der

Aussprache ungeachtet. beliess. Schreiben doch alle Mexikanischen Sprachlehrer einen Laut mit einem *x*, der den Lauten des Spanischen *x* in keiner Art des Gebrauches desselben entspricht, sondern ein durchaus verschiedener ist. Bemerken muss ich noch, dass *cl* nach der Rechtschreibung der Mexikanischen Sprachlehrer in keinem Mexikanischen Worte vorkommt. Würde es nun nicht offenbar den Gang. den die Rechtschreibung hier genommen hat, verdunkelnd. die über diesen Punkt noch nicht geschlossene Untersuchung hemmend, und Verwirrung anrichtend seyn, wenn ich die Aussprache des *cl*. obgleich diese unbezweifelt feststeht, nun auch in die Rechtschreibung einführen, und das *tl* in allen Mexikanischen Namen und Wörtern austilgen wollte?

17. Mein System der Schreibung der Amerikanischen Laute ist daher folgendes.

Ich lasse jedes Wort schlechterdings so. wie ich es bei dem Schriftsteller finde. aus dem ich es entnehme, und erlaube mir nicht einmal die kleine Umänderung des *c* in *k*.

Bei der Abhandlung jeder Sprache aber stelle ich nicht nur die Aussprache ihrer Laute, soweit es die vorhandenen Hülfsmittel erlauben, fest, sondern gebe auch die Rechtschreibung jedes über sie benutzten Schriftstellers genau an.

Weichen diese in derselben bei der gleichen Sprache von einander ab, so bemerke ich, welchem ich im Ganzen gefolgt bin, und setze. wenn ich ein nur bei einem andren vorkommendes Wort finde. dessen Namen in Klammern dabei. Wo endlich, was freilich leider auch der Fall ist, derselbe Sprachlehrer sich Ungleichheiten zu Schulden kommen lässt, da behalte ich, wenn es auszumitteln ist, die richtigere bei, oder bemerke die Ungleichheit.

Auf diese Weise mache ich dem Leser allerdings die Mühe, sich die verschiedenen für die verschiedenen Sprachen geltenden Rechtschreibungen und Aussprachen zu merken. allein ich setze ihn auch vollständig in den Stand, ganz denselben Weg zu gehen, den ich selbst zur Kenntniss der fremden Laute habe wählen müssen.

Ich verkenne die Unbequemlichkeiten nicht, welche diese Methode mit sich führt. Allein zwischen blosser Unbequemlichkeit und wirklicher Gefahr. auch unwillkührlicher Entstellung geschichtlicher Thatsachen kann die Wahl nicht zweifelhaft seyn.

18. Meine ganze Untersuchung wird in zwei Haupttheile zerfallen. in die vergleichende Betrachtung aller uns bekannten

Amerikanischen Sprachen zusammengenommen, und in die Darstellung der einzelnen Sprachen, jeder in ihrem von den andren abgesonderten Zusammenhange.

Erster Theil.

Vergleichende Betrachtung aller uns bekannten Amerikanischen Sprachen zusammengenommen.

19. Die allgemeine Betrachtung erfordert:

a. die vergleichende Darstellung des Baues der uns zu diesem Endzweck genügend bekannten Sprachen;

b. die hierauf gegründete Untersuchung der Verwandtschaft der einzelnen Sprachen unter einander zum Behuf einer Classification derselben, und die Betrachtung des Welttheils nach der örtlichen und geschichtlichen Verbreitung seiner Sprachen;

c. die Vergleichung der Amerikanischen Sprachen im Allgemeinen und im Einzelnen mit den Sprachen der übrigen Welttheile, die Folgerungen, die sich aus ihnen auf die Natur und die Sprachen überhaupt ziehen lassen, und die Prüfung der Meinungen über ihren Ursprung und die Bevölkerung Amerikas.

Erstes Buch.

Vergleichende Darstellung des Baues der uns genauer bekannten Sprachen Amerikas.

20. Ich werde in diesem Buche nach einander
das Lautsystem,
die grammatischen Formen,
die Wortbildung und die Ideenbezeichnung,
und die Constructionsordnung
dieser Sprachen abhandeln und diesem Theile meiner Untersuchungen Sprachproben und vergleichende tabellarische Uebersichten einzelner grammatischen Formen hinzufügen.

21. Da der bei dieser ganzen Zergliederung zu fassende Gesichtspunkt der Sprachorganismus selbst ist, so werde ich die einzelnen durchzugehenden Sprachen nicht nach ihrer örtlichen Folgereihe anführen können, sondern so wie es die Beschaffenheit ihres Baues bei jedem der abzuhandelnden Punkte erfordert. Bei der grossen

Ungleichheit unsrer Kenntniss der verschiedenen Sprachen werde ich auch immer von denen ausgehen, von welchen wir, wie von der Mexicanischen, Qquichua und Brasilianischen, die genauesten und ausführlichsten Nachrichten besitzen, und bei ihnen am längsten verweilen. Auf die sich etwa findenden Verwandtschaften dieser Sprachen werde ich zwar natürlich auch bei diesem Theile aufmerksam seyn, sie können aber bei demselben weniger in Betrachtung kommen, da auch nah verwandte Sprachen in einzelnen Theilen ihres Baues bisweilen auffallend verschieden sind.

Erstes Kapitel.

Lautsystem der Amerikanischen Sprachen.

22. Die wahre Individualität jeder Sprache liegt in der Natur des Tones, als solchen. Was man thun und versuchen mag, ihre Eigenthümlichkeiten zu schildern, so bestimmt man nur immer näher und näher die Gattung, welcher sie angehört; als diese, und keine andre spricht sie sich nur selbst vor dem Ohre aus; und zwar durch ihre einzelnen Laute, die in ihr zulässigen oder häufigen Verbindungen derselben zu Sylben, die Regeln ihrer Veränderung, die Geltung ihres Zeitmasses und ihren Accent. Denn alles dies zusammengenommen bildet ihre tönende Individualität. Jede Nation schliesst gewisse Töne aus, hat Vorliebe für andre, bestimmt verschiedne zur Bezeichnung verschiedener Begriffe, zeigt eine grössere oder geringere Reizbarkeit des Ohres bei ihrer Verbindung, und man kann dies bis auf einen gewissen Punkt mit dem verschiedenartigen Geschrei und den Tonarten der Thiergattungen vergleichen. Wieviel auch die fortschreitende Entwickelung von diesen Eigenthümlichkeiten abschleift, so sind sie dennoch, ihrem Wesen nach, fest, stammartig und in den Modificationen der Sprachwerkzeuge und des Tongefühls gegründet. Ihr Einfluss aber erstreckt sich über die ganze Sprache, und ein sorgfältiges Studium des Lautsystems ist die Grundlage jeder genauen Sprachuntersuchung. Ohne die vollständige Kenntniss der Lautbehandlung, der Verhältnisse und Verwandtschaft der Buchstaben, die in jeder Sprache andren Gesetzen und Gewohnheiten unterliegen, bleibt die Erklärung der grammatischen Formen, und das Eingehen in das Ganze des Sprachsystems allemal mangelhaft. Dies ist mithin das Erste, worin man sich festsetzen muss. Man wird dadurch freilich in eine mühevolle, ins Kleinliche gehende

Elementaruntersuchung geführt; es sind aber auch lauter in sich kleinliche Einzelnheiten, auf welchen der Totaleindruck der Sprachen beruht, und nichts ist so unverträglich mit dem Studium derselben, als in ihnen bloss das Vorherrschende, Grosse, Geistige aufsuchen zu wollen. Genaues Eingehen in jede grammatische Feinheit und Spalten der Wörter in ihre Elemente ist durchaus nothwendig, wenn man sich nicht in allen Urtheilen über den Bau und selbst über die Abstammung Irrthümern blossstellen will.

I.

Buchstaben.

. . . .

14.

Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus.

Als Einleitung zu ausführlichen Untersuchungen über die Amerikanischen Sprachen.

[1. Wenn es vielleicht sonderbar scheint, gerade die Sprachen eines Welttheils zum Gegenstande einer Untersuchung zu machen, so rechtfertigt sich diese, dem ersten Anblick nach, bloss geographische Ansicht bei Amerika durch die abgesonderte Lage dieses Welttheils und die besondre Beschaffenheit seiner Sprachen. In Europa, Asien und Afrika sind so verschiedene Sprachen zusammengeflossen, dass wenigstens die Sprachkunde keine Veranlassung finden kann, dieselben gerade in der Verbindung zu untersuchen, in die sie, immer mehr oder weniger zufällig, nun eben innerhalb der Gränzen desselben Welttheils getreten sind. Auch zeigen die Sprachstämme eines jeden die bedeutendsten Verschiedenheiten sowohl in ihrem Bau, als in den Stufen der von ihnen erreichten Bildung. Amerika dagegen hat, ausser den neuesten Europaeischen Einwanderungen, welche die innere National-eigenthümlichkeit dieses Welttheils nur durch ihren zerstörenden Einfluss berührt haben, entweder gar keine, oder nur solche erfahren, von welchen kaum eine geschichtlich zu nennende Spur übriggeblieben ist. Welches daher auch der Ursprung der Ameri-

---

Handschrift (148 halbbeschriebene Folioseiten) in der Königlichen Bibliothek in Berlin. Einzelne Abschnitte und Sätze hat Steinthal in seiner Ausgabe der sprachphilosophischen Werke in die erläuternden Vorbemerkungen zu den einzelnen Paragraphen eingefügt, worauf hier nur im allgemeinen hingewiesen wird.

kanischen Völker und Sprachen seyn mag, so haben sich ihre Geschicke viele Jahrhunderte hindurch nur durch sich selbst, und durch Berührung unter einander gestaltet. Die unübersehbare Menge von Stämmen, Horden und Familien vom obersten Norden bis zum untersten Süden des ausgedehnten Welttheils sind, solange wir die Geschichte desselben kennen, bis auf die Europaeische Unterjochung frei von fremdem Einfluss, nur durch sich selbst in Gährung ihrer Kräfte gerathen, und haben sich nur ihre Eigenthümlichkeiten mitgetheilt. Was daher auch in noch früherer Zeit Fremdes eingebracht seyn möchte, hat nachher Jahrhunderte hindurch diesen abschleifenden Einfluss des auf sich selbst beschränkten einheimischen Verkehrs erfahren.

2. Dafür spricht nun auch die auffallende Aehnlichkeit der Amerikanischen Sprachen. In der Ausbildung der Nationen, welchen sie angehören, sind gewiss bedeutende, auch in ihnen selbst unverkennbare Unterschiede gewesen, allein der Mangel alphabetischer Schrift und mithin eigentlicher Literatur stellt doch alle, ohne Ausnahme, auf einer niedrigeren Stufe gleich. Die bisweilen fälschlich behauptete Einerleiheit ihres Baues verschwindet zwar, ebenso als die auch wohl behauptete Abweichung von dem Bau aller übrigen Sprachen, vor der tiefer eindringenden Forschung, aber grosse Züge der Aehnlichkeit bieten doch alle Sprachen Amerika's wirklich dar, und der Norden und Süden des Welttheils erlaubt nicht einmal darin, wahrhaft abscheidende Gränzen zu ziehen.

3. Es darf daher wohl mit Recht ein Bedürfniss für die allgemeine Sprachkunde genannt werden, die Amerikanischen Sprachen in ihrem Zusammenhange zu betrachten, ihren Bau zu erforschen, darzustellen, und mit dem Bau der Sprachen der übrigen Welttheile zu vergleichen. Dies nach meinen Kräften, in gehöriger Vollständigkeit, vorzüglich aber mit so tief, als möglich, in das Wesen dieser Sprachen eindringenden Forschung zu thun, ist meine Absicht bei der gegenwärtigen Schrift. Um dieselbe zu erreichen, habe ich eine Reihe von Jahren hindurch die einzelnen Sprachen nicht bloss studirt, sondern selbst bearbeitet, und seit noch längerer Zeit Materialien, vorzüglich handschriftliche, gesammelt. Dass das Sammeln dieser Art nie Vollständigkeit erreichen kann, liegt in der Natur der Sache selbst. Aber die Hülfsmittel, die mir zu Gebote stehen, und die als Quellen für diese Untersuchung anzusehen sind, bieten, verbunden mit dem schon in

mehreren andren Werken sehr zweckmässig Vorgearbeiteten, einen reichlichen Stoff zu einer, das ganze Feld dieser Untersuchung umfassenden Bearbeitung, und einen hinreichenden zu einer sichren Beurtheilung dar.

4. Ich habe eine Zeitlang zwischen dem doppelten Plane geschwankt, die Herausgabe der einzelnen Grammatiken und Wörterbücher, oder die Darstellung der aus den Forschungen über die einzelnen Sprachen gezogenen allgemeinen Folgerungen vorangehen zu lassen. Dies letztere Verfahren hat den Nachtheil, dass der Leser, dem die Hülfsmittel zu dem Studium der einzelnen Sprachen, bei der Seltenheit und der oft sehr unbequemen Einrichtung der vorhandenen, erst geschaffen werden müssen, die Richtigkeit der allgemeinen Behauptungen nur sehr unvollständig zu prüfen im Stande ist. Allein von dem ersteren Verfahren hat mich die Langwierigkeit des Geschäfts, und die Dauer der Zeit, die nothwendig bei der Schwierigkeit der Herausgabe solcher Schriften hätte darüber verfliessen müssen, abgeschreckt.

5. Ich fange daher mit der allgemeinen Darstellung des Baues der Amerikanischen Sprachen an, dergestalt, dass ich nach allen Richtungen hin, nach welchen Sprachen zu beurtheilen sind, die Eigenthümlichkeiten der Amerikanischen überhaupt, und die Verschiedenheiten der einzelnen unter sich vollständig anzugeben versuchen werde. Auf diese Weise wird die Darstellung des Baues der einzelnen Sprachen in ihren hauptsächlichsten Theilen in die allgemeine verwebt, und nur das Unwesentlichere, und das, was die wahre Individualität der einzelnen Sprache ausmacht, die bestimmte Lautbezeichnung, fällt hinweg. Auf der andren Seite wird allerdings bei diesem Verfahren die Schilderung der einzelnen Sprachen zerrissen, und eine vollständige Uebersicht des Baues einer jeden unmöglich gemacht. Allein man gewinnt auch den Vortheil, jede Eigenthümlichkeit jeder einzelnen Sprache in dem allgemeinen Bilde gleich an der Stelle zu sehen, wo dieselbe mit denen der andren verglichen, und gewürdigt werden kann. Wer gewohnt ist viele Sprachen in ihrem Bau zu erforschen, wird aber gerade diesen Vorzug kaum zu hoch anrechnen können. Denn es ist eine der betrübendsten, aber darum nicht weniger gewöhnlichen Erfahrungen, wenn man sich mit Mühe und Anstrengung in den Bau einer Sprache hineingedacht hat, dennoch unschlüssig zu bleiben, wie man nun diese Sprache in dem Gebiete der ganzen Sprachkunde zu stellen, wie in der Verschiedenheit

der gegen einander abzuwägenden Vorzüge und Mängel ihren Werth zu bestimmen hat. Die Uebersicht, die wir so eben bei diesem Verfahren vermissten, lässt sich doch einigermassen durch ein zusammenstellendes Register wieder erlangen.

6. Es kann indess auch vorbehalten bleiben, auf die allgemeine Darstellung der Amerikanischen Sprachen Grammatiken und Wörterbücher der einzelnen folgen zu lassen, was nach dem allgemeinen Theile würde um so kürzer geschehen können, als dieser erlaubt, sich auf das schon in ihm enthaltene Einzelne bloss kurz zu beziehen. Ich werde aber darauf bedacht seyn, sehr viel Einzelnes in den allgemeinen Theil zu verweben, damit keine zu grosse Lücke entsteht, wenn auch die einzelnen Bearbeitungen der verschiedenen Sprachen nicht sollten durch mich mitgetheilt werden können. Denn diese Bearbeitungen müssen, ihrer Natur nach, Sache der Zeit, und Mehrerer seyn, die zu demselben Zweck, und aus denselben Gesichtspunkten Hand an ein solches Werk legen. Soll die allgemeine Sprachkunde jemals zu einem, auch denjenigen, welchen sie nicht ausschliesslicher Beruf ist, zugänglichen Studium werden, so muss es nach gleichen Grundsätzen ausgearbeitete Grammatiken und Wörterbücher aller bekannten Sprachen geben, und diese müssen, als ein beständiger Stoff neuer Forschungen, nach Massgabe der immer fortschreitenden Sprachenkunde, berichtigt und erweitert werden.

7. Die Sprachen eines Erdstrichs lassen sich hauptsächlich auf zwei, in dem Zweck und der Behandlung verschiedene Weisen darstellen, einmal an sich, als unter der allgemeinen Menschensprache, wie Arten unter einer Gattung, begriffene Idiome, dann in Beziehung auf den Ort und das Volk, welchen sie angehören, in ihrem geographischen und geschichtlichen Zusammenhange. Es ist dies nicht anders, als wie man es mit den Erzeugnissen der Natur, mit Pflanzen und Steinarten macht. Man charakterisirt, bestimmt, benennt die einzelnen, und weist ihnen, unbekümmert um den Platz, den sie einnehmen, ihre Stelle in dem System an; man beschreibt aber auch die ganze Pflanzendecke, das ganze Steinlager eines Erdstrichs. In beiden Fällen stellt man auf die eine Weise wirklich die Sprachen, und die Naturgegenstände, auf die andre nicht so wohl sie, als den Erdstrich nach ihnen dar. Die ganze allgemeine Sprachkunde muss nach dieser doppelten Richtung bearbeitet werden; bisher hat jedoch mehr die zuletzt genannte, geographisch-historische vorgewaltet. Vollkommen trennen

lassen sich indess beide Rücksichten nicht, da auch bloss als neue Gattung betrachtet, doch jede Sprache mit allen, auf sie Einfluss ausübenden Umständen, also in ihrer localen und geschichtlichen Beschaffenheit, untersucht und geprüft werden muss, und die Schilderung eines Erdstrichs nach seinen Sprachen die Kenntniss der Eigenthümlichkeit dieser voraussetzt. Allein durchaus verschieden dem Inhalte und der Methode nach werden diese beiden Darstellungsarten dennoch, und alle Untersuchungen über die Abstammung und die Verwandtschaft der Sprachen gehören zum Beispiel vorzugsweise der letzteren an.

Ich beginne mit der Darstellung der Sprachen an sich, da die Kenntniss dieser immer vorangehen muss, und diese Bearbeitung auch für die Sprachkunde die bei weitem wichtigere ist. Ich werde daher bei Erwähnung einzelner Amerikanischer Sprachen dieselben immer in der Ordnung herausheben, welche dem Gegenstande, von dem jedesmal die Rede ist, angemessen seyn wird, jedoch, wo dieser Zweck die Ordnung gleichgültig lässt, der geographischen, und zwar, der Beschaffenheit Amerika's gemäss, von Süden nach Norden, und von Westen nach Osten folgen, um dadurch und sonst durch jedes andre, den Hauptzweck nicht störende Mittel die beiden unterschiedenen Darstellungsweisen in Verbindung mit einander zu erhalten.

I.

Darstellung der Amerikanischen Sprachen an sich, und nach ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit.

8. Es giebt bis jetzt kein bewährtes Verfahren, den Zweck, den ich mir hier vorsetze, zu erreichen, keinen irgend gelungenen Versuch, die Eigenthümlichkeit einer Sprache dergestalt zu schildern, dass daraus ihr Verhältniss zu andren, und ihre Stelle im Gebiete der Sprachen überhaupt auf eine ähnliche Weise hervorgienge, als eine Pflanzengattung durch die botanische Bestimmung ihrer Charaktere ihre feste Stellung in dem Systeme erhält. Man ist zwar wohl auf den Einfall gerathen, die Sprachen nach der Aehnlichkeit und Unähnlichkeit ihrer grammatischen Formen, je nachdem sie Artikel, Geschlechtsbezeichnung, Dualis, trennbare oder untrennbare Pronomina, flectirte oder mit Hülfswörtern

verbundene Verba u. s. f. besitzen, zu classificiren. Zusammenstellungen solcher Art können mancherlei untergeordneten Nutzen gewähren, aber schon geringes Nachdenken zeigt, dass sie zu einer über die wesentliche Natur der Sprachen entscheidenden Classification niemals zu führen im Stande sind. Die Dinge, welche man hierbei zum Eintheilungsgrunde annimmt, sind nur technische Mittel der Sprachen, deren Gebrauch oder Mangel wenig über die innere Natur, und fast nichts über ihre Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung im Ganzen beweist. Englisch und Dänisch sind gewiss dem Deutschen sehr nahe verwandt, und doch mangelt jenem die Geschlechtsbezeichnung und hat dieses ein durch Flexion gebildetes Passivum. Welchen Vortheil nun könnte es gewähren, diese Sprachen bei einer SprachClassification von der unsrigen abzureissen und denen beizugesellen, mit welchen sie jene Eigenschaften theilen? Diese technischen Mittel verändern sich auch, entstehen und gehen unter, es tritt eines an die Stelle des andren, und darum dass die bestimmte Form fehlt, mangelt nicht die Wirkung, welche sie sonst in der Sprache hervorbringt. Oft ist es nicht einmal leicht zu bestimmen, ob eine jener Formen in der Sprache vorhanden ist, oder nicht. Für jeden der hier berührten Punkte bieten sich die Beispiele in Menge dar. Ein flectirtes Passivum war dem Deutschen nicht immer fremd, der Dualis verlor sich im späteren allgemeinen Griechischen Dialect, das Coptische braucht ganz gewöhnlich das flectirte Verbum statt des Participium, aber die Vorstellungsweise ist darum doch die des Participium, in manchen Sprachen ist es schwer zu sagen, ob sie einen Artikel haben, oder nicht, wie schon der Uebergang des Indischen demonstrativen Pronomen zum Homerischen Artikel und dieses zu dem im späteren Griechischen gebräuchlichen zeigt.

9. Ueberhaupt muss man sich wohl hüten, die Vergleichung des Sprachsystems mit Natursystemen weiter zu führen, als der Gegenstand es erlaubt. Eine Sprache kann nicht, wie ein Naturkörper, zerlegt werden, sie ist, auch nicht einmal in der durch sie gegebenen Masse von Wörtern und Regeln, ein daliegender Stoff, sondern eine Verrichtung, ein geistiger Process, wie das Leben ein körperlicher. Nichts, was sich auf sie bezieht, kann mit anatomischer, sondern nur mit physiologischer Behandlung verglichen werden, nichts in ihr ist statisch, alles dynamisch. Auch todte Sprachen machen hierin keine Ausnahme. Was man in ihnen erforscht, ist der Gedanke der Vorzeit, welchen sie festhalten,

und der Gedanke ist immer Aushauch des Lebendigen, immer nur so in feste Form zu beschränken, dass ihm dadurch selbst seine natürliche Schrankenlosigkeit, seine Freiheit in andre und andere überzugehen, gesichert wird. Denn die Begränzung so zu machen, dass die in ihr liegende Bestimmung durch sich selbst die bei ihr mögliche Beschränkung aufhebt, indem jedes Wort und jede Form, vermöge ihrer Bildung, andre neben, über und unter ihnen stehende hervorrufen, ist das Wesen der Sprache, die Theile und Ganze unaufhörlich so in einander gliedert, dass jene zu diesen und diese zu jenen werden können.

10. Von der Seite ihres lebendigen Wirkens aus muss daher die Sprache betrachtet werden, wenn man ihre Natur wahrhaft erforschen, und zu einer Classification mehrerer gelangen will. Gerade aber weil sie ein geistiger Process ist, kann das eine und das andre nicht mit gleichem Erfolge, als bei körperlichen Stoffen geschehen. Man kann nicht umhin, sie auch, als einen festen und vollendeten Körper in ihre Bestandtheile zu zerlegen; allein dies Geschäft muss immer der höheren Rücksicht untergeordnet bleiben, durch welche ursprüngliche Geistes- und Tonart, vermöge welcher technischen Mittel jede Sprache zu welcher individuell modificirten Erreichung des allgemeinen Sprachzwecks gelangt?

11. Es bieten sich also nach dem hier Gesagten, um vollständige Einsicht in den Bau einer Sprache zu erlangen, zwei Wege dar, welche nach einander eingeschlagen werden müssen. Auf dem einen untersucht man die Beschaffenheit der grammatischen und lexicalischen Mittel, deren sich die Sprache bedient, der Declination, Conjugation, Zusammensetzung, Ableitung u. s. f. Auf dem andren forscht man nach der Art der Anwendung und des Gebrauchs dieser Mittel, nach der Gesammtbehandlung, die sie erfahren, und ergründet in möglicher Vollständigkeit von allen Seiten aus das Verfahren der Sprache im Ganzen, von dessen Darstellung erst die wahre Durchschauung ihres Wesens abhängt. Von den Punkten, welche hierbei in Betrachtung kommen, lassen sich zwar leicht mehrere beispielsweise angeben. So fragt es sich: ob die Sprache jene Mittel in festen Formen von einander absondert, oder zusammenwirft und verwechselt? ob sie dieselben auf eine einfache regelmässige, oder eine zufällig ungleiche und abweichende Weise bezeichnet? ob sie den Wechseleinfluss nahe stehender Laute auf einander mit Feinheit beachtet und festen Regeln unterwirft? in welcher Folge sie im Periodenbau die Theile des Ge-

sammtbegriffs vor die Anschauung bringt? ob sie bei ihren Wörtern von einfach, oder vielförmig gebildeten Grundlauten ausgeht? ob sie in der Veränderung, Zusammensetzung, und Stellung der Worte dem Gebrauch Freiheit einräumt, oder ihn in feste Regeln einengt? u. s. f. Allein die vollständige und systematische Aufzählung dieser vielfachen Fragen muss doch, da gerade diese Art der Sprachanalyse bisher weniger verfolgt worden ist, auf eine tiefere Untersuchung gegründet werden.

12. Um den hier angeregten Unterschied kurz zu bezeichnen, kann man das eine die Untersuchung des Verfahrens, das andre der Bestandtheile der Sprache nennen, wenn man nur nicht vergisst, dass dieser Gegensatz nicht zu strenge genommen werden muss. Jenes ist zugleich mehr eine Betrachtung derselben im Ganzen, dieses im Einzelnen.

13. Ich hebe mit dem ersteren an, und glaube nicht darum eine unnatürliche Methode zu befolgen, dass ich hier, wie schon in den bisher vorgenommenen Eintheilungen (s. 7.) das Einzelne dem Allgemeinen nachfolgen lasse. Das Studium verlangt einen andern Weg, als die Darstellung des durch Studium Erkannten. Indem man sich jenem widmet, muss man die einzelnen Amerikanischen Sprachen erlernen, ehe man Betrachtungen über alle anstellt, und in jeder von dem Lautelement bis zur Bildung des Satzes schrittweise aufsteigen. Allein das Bild, das man, nach dieser Arbeit, von den einzelnen und von allen entwerfen kann, wird anschaulicher, und prägt sich der Seele besser ein, wenn man von der Andeutung seiner äussersten Umrisse anfängt, und es nach und nach näher, individualisirend, bestimmt. Das Charakteristische der Sprachen hängt allerdings an ihren einzelnen Bestandtheilen, aber in so kleinen Partikeln, mit so hellen Farben (wenn diese Ausdrücke erlaubt sind), dass man es an ihnen einzeln selten deutlich genug erkennt. Ist aber der Charakter im Ganzen einmal gezeichnet, so ergiebt sich aus ihm viel leichter, wie nun er eine solche, oder solche Beschaffenheit der Bestandtheile fordert, oder vielmehr aus derselben entsteht.

14. Es liegt aber in der Natur der Sprache auch noch ein tieferer Grund, welcher die Wahl dieser Ordnung rechtfertigt. Jede Sprache besitzt, ungeachtet der Aehnlichkeit der hervorbringenden Ursachen, der technischen Mittel und des Zwecks aller, eine entschiedene Individualität, die aber vollständig nur in ihrem Zusammenwirken gefühlt wird. Die Zergliederung, welche nothwendig ist, dies

Gefühl in Erkenntniss zu verwandeln, verdunkelt allemal in etwas die Anschauung der lebendigen Individualität, schon dadurch dass eben jene Verwandlung des Gefühls in Erkenntniss nie ganz vollständig vor sich gehen kann. Hebt man aber mit dem Totaleindruck an, so verbreitet sich wenigstens jenes Gefühl auf die ganze Folge der Untersuchung. Kehrt man es um, oder bleibt man gar bei der Zergliederung stehen, so erhält man eine lange Reihe nach Einem Plan, da die jeder Individualität besser entsprechenden verschiedenartigen nur aus ihrer Kenntniss hervorgehen könnten, gemachter Zergliederungen von Sprachen, ohne die wesentliche Eigenthümlichkeit einer einzigen derselben zu erkennen, oder zu fühlen. Man lernt sehr vieles über sie, aber nicht das Eine, worauf es ankommt. Je ausführlicher die Zergliederungen sind, desto mehr zerstreuen sie den Eindruck des Ganzen. Die blosse Vergleichung selbst dürftiger und nicht durchaus zweckmässig gewählter Sprachproben ist viel mehr geeignet, den Totaleindruck des Charakters einer Sprache aufzufassen. Ich läugne indess keinesweges, dass, wenn man diese Vergleichung fruchtbar machen, und den Charakter der Sprache in ihren Bestandtheilen nachweisen will, auf diesem Wege schwer und zum Theil gar nicht zu beseitigende Hindernisse aufstossen. Desto wichtiger aber ist es, wenigstens gleich die Richtung auf eine das Gelingen erleichternde Weise zu nehmen.

15. Nebenher wird die hier gewählte Anordnung auch noch den Vortheil gewähren, der im Vorigen (4.) befürchteten Zerreissung des über jede einzelne Amerikanische Sprache zu Sagenden vorzubeugen, und vielmehr gleich im Eingange ein Totalbild aller zu geben. Denn die Schilderung einer Sprache in ihrem Wirken lässt sich nur in einer gewissen Einheit entwerfen, und selbst die Punkte, die auch hierbei einzeln ergründet werden müssen, stehen immer in näherer Beziehung zu dem Ganzen. Die grammatischen Elemente, Artikel, Casuszeichen, Verbum u. s. f. bilden dagegen mit dem Charakter des Ganzen nicht immer gleich sichtbar verbundene Theile, und ihre Schilderung lässt sich in ebensoviel Monographieen durch alle Amerikanischen Sprachen hindurch abgesondert durchführen.

I.

Darstellung der Amerikanischen Sprachen in der Art und nach dem Verfahren ihres Wirkens.

In jeder Sprache wiederholt sich unläugbar derselbe geistige 16. Process; Kräfte, Mittel und Erfolge sind einander so gleich und ungleich, als die menschlichen körperlichen und geistigen Sprachanlagen Verschiedenartigkeit innerhalb der von der Natur gesteckten Gränzen erlauben. Wo man nun einzelne Sprachen zu schildern versucht, muss man von dem allgemeinen Typus dieses Processes ausgehen und dahin zurückkehren, weil es sonst durchaus an dem nothwendigen Vergleichungspunkt fehlen würde. Die Allgemeinheit dieses Typus besteht darin, dass Alles, was von ihm auszusagen ist, nur durch den reinen Begriff der Sprache bedingt und von allen andren Umständen abgesehen wird, die, aus den übrigen menschlichen Anlagen und den auf sie einwirkenden Verhältnissen entspringend, in der Wirklichkeit den allgemeinen Typus individualisiren.

Was man bisher in diesem Sinn, unter dem Namen der all- 17. gemeinen Grammatik, ausgearbeitet hat, erschöpft den Begriff bei weitem nicht, sondern bleibt bei einem kleinen Theile desselben stehn. Diese Wissenschaft, von der wir leider noch nicht wissen, ob sie schon bei den Indischen Grammatikern Fortschritte gemacht hatte, die aber von den Griechischen in einigen Punkten zu einer Vollendung gebracht war, die wenig mehr hinzuzufügen erlaubte, beschäftigt sich eigentlich nur mit der logischen Zergliederung der Rede und der Untersuchung der zur Verknüpfung der Gedanken in dieser nöthigen Wortformen; also zunächst mit einem Erzeugniss der Sprache und daher nur mit einem Theile von dieser. Man hat zwar hie und da dem Begriff der allgemeinen Grammatik eine grössere Ausdehnung gegeben, nirgends aber, soviel mir bekannt ist, hat man, wie hier gefordert wird, eine Analyse des Verfahrens der Sprache in seinem ganzen Zusammenwirken versucht. Da sie sich auch vorzüglich mit der Betrachtung der grammatischen Formen, als der Bestandtheile der Rede, im Einzelnen beschäftigt, so fällt sie, nach der hier versuchten ganz andren Eintheilung der Sprachanalyse, grossentheils in den folgenden Abschnitt, und kann auf keine Weise uns des Geschäftes überheben, das Allgemeine, was zur Vergleichung des Besondren erfordert wird, aus

eigner Ideenentwicklung hier von neuem aufzustellen, so viel besser es auch wäre, sich, bei der Schilderung einer Gattung bestimmter Sprachen, auf ein schon anderwärts aufgeführtes, und bewährtes allgemeines Lehrgebäude der Sprache beziehen zu können.

18. Es wird also jetzt zunächst nothwendig seyn, den allgemeinen Sprachtypus wenigstens in seinen Grundzügen zu entwerfen, und dann zu prüfen, welche Eintheilung der ganzen in diesem Kapitel abzuhandlenden Materie sich aus demselben ergeben dürfte.

A.

Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus.

a.

Natur der Sprache überhaupt.

19. Der geistige Process der Sprache wird hier in seiner weitesten Ausdehnung genommen, nicht bloss in der Beziehung derselben auf die Rede und den Vorrath ihrer Wortelemente, sondern auch in der Beziehung auf ihren Einfluss auf das Denk- und Empfindungsvermögen. Der ganze Gang kommt in Betrachtung, auf dem sie, von dem Geiste ausgehend, auf den Geist zurückwirkt, im Individuum, in dem jedesmal lebenden Geschlecht und in der Nation durch mehrere Geschlechter hindurch.

20. Denn es ist schon sonst dargethan, und kann wohl, als unbestritten, angenommen werden, dass die Sprache nicht bloss die Bezeichnung des, unabhängig von ihr geformten Gedanken, sondern selbst das bildende Organ des Gedanken ist. Die intellectuelle Thätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich, und gewissermassen spurlos vorübergehend, wird durch den Ton in der Rede äusserlich und wahrnehmbar für die Sinne, und erhält durch die Schrift einen bleibenden Körper. Das auf diese Weise Erzeugte ist das Gesprochene und Aufgezeichnete aller Art, die Sprache aber der Inbegriff der Laute, welche die bestimmte intellectuelle Thätigkeit, welcher sie angehört, auf diesem Wege hervorzubringen vermag, und der nach Gesetzen (die wiederum aus der Natur der intellectuellen Thätigkeit und des ihr entsprechenden Tonsystems hervorgehn) möglichen Verbindungen und Umgestaltungen derselben. Die intellectuelle Thätigkeit und die Sprache sind daher Eins und unzertrennlich von einander; man kann nicht einmal

schlechthin die erstere als das Erzeugende, die andre als das Erzeugte ansehen. Denn obgleich das jedesmal Gesprochene allerdings ein Erzeugniss des Geistes ist, so wird es doch, indem es zu der schon vorher vorhandenen Sprache gehört, ausser der Thätigkeit des Geistes, durch die Laute und Gesetze der Sprache bestimmt, und wirkt, indem es gleich wieder in die Sprache überhaupt übergeht, wieder bestimmend auf den Geist zurück. Die intellectuelle Thätigkeit ist an die Nothwendigkeit geknüpft, eine Verbindung mit dem Ton einzugehen, das Denken kann sonst nicht zur Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden. Den Ton erzeugt sie aus freiem Entschluss und formt ihn durch ihre Kraft, denn vermöge ihrer Durchdringung wird er zum articulirten Laut (wenn es möglich wäre, einen Anfang aller Sprache zu denken), begründet ein Gebiet solcher Laute, das selbständig, bestimmend und beschränkend, auf sie zurückwirkt.

21. Dasjenige, wessen das Denken in der Sprache bedarf, ist nicht eigentlich das dem Ohre wirklich Vernehmbare, oder um es anders auszudrücken, wenn man den articulirten Laut in die Articulation und das Geräusch zerlegt, nicht dieses, sondern nur jene. Die Articulation beruht auf der Gewalt des Geistes über die Sprachwerkzeuge, sie zu einer Behandlung des Tons zu nöthigen, welche der Form seines Wirkens entspricht. Dasjenige, worin sich diese Form und die Articulation, wie in einem verknüpfenden Mittel begegnen, ist, dass beide ihr Gebiet in Grundtheile zerlegen, deren Zusammenfügung lauter solche Ganze bildet, welche das Streben in sich tragen, Theile neuer Ganze zu werden. Ausser jener Gewalt ist aber auch in dem Geiste ein, sich den Sprachwerkzeugen selbst mittheilender Drang, von ihnen einen solchen Gebrauch zu machen, und auf jener Gewalt und diesem Drange beruht die Erzeugung der Sprache sogar unabhängig von dem Ohre vernehmbarem Geräusch. Dass die Sprache wirklich ganz innerlich ist, und auch ohne Lauthervorbringung und Vernehmung möglich bleibt, lehrt das Beispiel der Taubstummen. Durch das Ohr ist jeder Zugang zu ihnen verschlossen, sie lernen aber das Gesprochene an der Bewegung der Sprachwerkzeuge des Redenden und an der Schrift verstehen, sie sprechen selbst, indem man die Lage und Bewegung ihrer Sprachwerkzeuge lenkt. Dies kann nur durch das, auch ihnen beiwohnende Articulationsvermögen geschehen, indem sie durch den Zusammenhang ihres Denkens mit ihren Sprachwerkzeugen im Andern aus dem einen

Gliede, der Bewegung seiner Sprachwerkzeuge, das andre, sein Denken, errathen lernen. Der Ton, den wir hören, offenbart sich ihnen durch die Lage und Bewegung der Organe, sie vernehmen seine Articulation ohne sein Geräusch. Es mag diesem auch in ihnen etwas Sinnliches, vielleicht etwas von ihrer Phantasie dem Mangelnden untergeschobenes entsprechen, wovon wir keinen Begriff haben, aber immer geht bei ihnen eine merkwürdige Zerlegung des articulirten Lautes vor. Sie verstehen wirklich die Sprache, da sie alphabetisch lesen und schreiben, und selbst reden lernen, nicht bloss den Gedanken durch Zeichen oder Bilder. Sie erlernen dies, nicht bloss dadurch, dass sie Vernunft, wie andre Menschen, sondern ganz eigentlich dadurch, dass sie auch Sprachfähigkeit besitzen, Uebereinstimmung ihres Denkens mit ihren Sprachwerkzeugen, und Drang beide zusammenwirken zu lassen, das eine und das andre wesentlich gegründet in der menschlichen, wenn auch von einer Seite verstümmelten Natur.

22. Die Articulation (deren Begriff ich hier nur nach ihrer Wirkung, als diejenige Gestaltung des Lautes nehme, welche ihn zum Träger von Gedanken macht) ist jedoch im Vorigen nur nach ihrer logischen, oder wenigstens nur nach ihrer intellectuellen Natur geschildert worden. In ihrer wesentlichen hängt sie aber gerade von dem Ton, als Geräusch, oder vielmehr von derjenigen Lufterschütterung ab, durch welche die Sprachwerkzeuge in die Ferne wirken. Sie lässt sich daher auch nie unmittelbar auf andre Sinne, als das Ohr, anwenden, und wie man es versuchte, würde man immer nur Zeichen von Tönen, nicht unmittelbar von elementarisch zerlegbaren Wörtern hervorbringen. Dies beruht darauf, dass gerade die einem fremden Ohre vernehmbare Lufterschütterung durch die, von dem Gedanken bestimmten Organe mit der menschlichen Natur unzertrennlich, und nothwendig zu ihrer Entwicklung, verbunden ist.

23. Es liegt aber hierin dreierlei: der Drang des Gedanken nach Aeusserung, das Bedürfniss der Empfindung zum thierischen Schrei, und die Nothwendigkeit der gesellschaftlichen Wechselwirkung zur Ausbildung des Gedanken. Jedes dieser Stücke führt einzeln zur Hervorbringung des Tons, und die Sprache vereinigt alle im articulirten Laut.

24. Das Denken ist eine geistige Handlung, wird aber durch sein Bedürfniss nach Sprache ein Antrieb zu einer körperlichen. Es ist ein fortschreitendes Entwicklen, eine blosse innere Bewegung,

in der nichts Bleibendes, Stätiges, Ruhendes angenommen werden kann, und zugleich eine Sehnsucht aus dem Dunkel nach dem Licht, aus der Beschränkung nach der Unendlichkeit. In dem, aus zwiefacher Natur in Eins zusammengeschmolzenen menschlichen Wesen geht dies Streben auch nach aussen, und findet, durch die Vermittlung der Sprachwerkzeuge, in der Luft, dem feinsten und am leichtesten bewegbaren aller Elemente, dessen scheinbare Unkörperlichkeit dem Geiste auch sinnlich entspricht, einen ihm wundervoll angemessenen Stoff, in dem, bei der menschlichen aufrechten Stellung, die Rede frei und ruhig von den Lippen zum Ohre strömt, der das Licht der Gestirne herbeiführt, und sich, ohne sichtbare Schranken, in die Unendlichkeit ausdehnt.

25. Indem auf diese Weise das geistige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht, kehrt das Erzeugniss desselben zum eignen Ohre zurück; die subjective innere Handlung wird als äussres Object wieder aufgenommen. Dadurch theilt und befördert die Sprache das innerste Wesen des Denkens, das beständige Uebergehen des Subjects und Objects in einander. Denn keine Gattung der Vorstellungen kann als ein reines Beschauen eines schon vorhandenen Gegenstandes betrachtet werden. Die Thätigkeit der Sinne muss sich mit der inneren Handlung des Geistes synthetisch verbinden, und aus dieser Verbindung reisst sich die Vorstellung los, wird, der subjectiven Kraft gegenüber, zum Object, und kehrt, als solches aufs neue wahrgenommen, in jene zurück. Ohne daher irgend auf die Mittheilung zwischen Menschen und Menschen zu sehn, ist das Sprechen eine nothwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit. In der Erscheinung entwickelt sich jedoch die Sprache nur gesellschaftlich. Denn der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Andren versuchend geprüft hat.

26. Wenn der unarticulirte Laut, wie immer bei den Thieren, und bisweilen beim Menschen, die Stelle der Sprache vertritt, so entpresst ihn entweder, wie bei widrigen Empfindungen, die Noth, oder es liegt ihm Absicht zum Grunde, indem er lockt, warnt, zur Hülfe herbeiruft, oder er entströmt, ohne Noth und Absicht, dem frohen Gefühle des Daseyns, dem Gefallen am Schmettern der Töne. Das Letzte ist das Poëtische, ein aufglimmender Funke in der thierischen Dumpfheit. Diese verschiedenen Arten der Laute sind unter den mehr oder minder stummen und klangreichen Geschlechtern der Thiere sehr ungleich vertheilt, und

verhältnissmässig wenigen ist die höhere und freudigere Gattung geworden. Es wäre auch für die Sprache belehrend, aber vielleicht unmöglich, zu ergründen, woher diese Verschiedenheit stammt. Dass die Vögel allein den Gesang besitzen, liesse sich vielleicht daraus erklären, dass sie freier, als alle andre Thiere, in dem Elemente des Tons, und in seinen reineren Regionen leben, wenn nicht so viele Gattungen derselben, gleich den auf der Erde wandelnden Thieren, an wenige einförmige Laute gebunden wären.

27. In die Sprache gehen dieselben antreibenden Ursachen über: Noth, Absicht und Gefallen an der Rede. Aber das letzte bezieht sich in ihr auch, und hauptsächlich, auf den Gedanken, und dadurch kommt eine vierte Ursach hinzu, das Bedürfniss der Mittheilung und Entwicklung der Ideen und Empfindungen durch Gespräch. Es gehört gewiss zu den irrigsten Behauptungen, die Entstehung der Sprachen vorzugsweise dem Bedürfniss gegenseitiger Hülfsleistung zuzuschreiben. Der Mensch im Naturstande ist nicht so bedürftig, und dazu hätten, wie man an den Thieren sieht, unarticulirte Laute ausgereicht. Die Sprache ist, auch in ihren Anfängen, durchaus menschlich. Auch die Sprachen der sogenannten Wilden, und gerade sie, besitzen eine überall über das Bedürfniss überschiessende Fülle und Mannigfaltigkeit von Ausdrücken, und es giebt wohl in keiner Einöde eine wandernde Familie, die nicht ihre Lieder besässe, denn der Mensch, als Thiergattung, ist wesentlich ein singendes Geschöpf, nur Ideen mit den Tönen verbindend. Der viel wesentlichere Entstehungsgrund der Sprache ist das Gefallen am Sprechen, und daher ist es auf die Bildung der Sprachen von so wichtigem Einfluss, wie schweigsam oder geschwätzig ein Volk ist.

28. Man muss den Menschen, auch in seinen edelsten Bestrebungen, immer in seiner ganzen Natur, deren eine Seite er mit der Thierheit theilt, betrachten, und daher auch in der Sprache nicht das blosse Tönen übersehen, wodurch gleichsam der thierische Laut in den articulirten übergeht. Hierbei ist nun zunächst das Verhältniss dieses Tönens zur Ideenbezeichnung bemerkbar. Es kann dies mit dem Colorit in der Malerei verglichen werden. Die Sprachen sind darin bald reicher, bald dürftiger, bald freier von schmetterndem Geräusch, bald mehr damit überladen. Es geschieht aber auch, dass Sprachen überhaupt, oder auf gewissen Bildungsstufen mehr oder weniger ideenloses Schmettern der

wirklichen Sprache beimischen, Sylben und selbst Wörter gebrauchen ohne bestimmte Einwirkung auf den Sinn, fast nur zur Ausfüllung des Tones. Ein gewisses Gefühl mag sich freilich mit allen dieser Art verbinden, dies aber ist auch bei dem unarticulirten Laute möglich. Durch die Cultur der Sprache fallen nun entweder diese blossen Ausfüllungsworte hinweg, oder werden im günstigeren Falle, durch künstlichere Bearbeitung, Zeichen feinerer Nuancen der Ideen oder ihrer Verbindungen.

29. In der Natur des Tones, als solchen, liegt endlich allein die wahre Individualitaet jeder Sprache. Was man thun und versuchen mag, ihre Eigenthümlichkeiten zu schildern, so bestimmt man nur immer näher und näher die Gattung, welcher sie angehört; als diese und keine andere Sprache spricht sie sich nur selbst vor dem Ohre aus. Obgleich das Alphabet der ganzen Menschheit von gewissen, nicht einmal sehr weiten Gränzen umschlossen ist, so hat doch jedes Volk mit eigner Sprache auch sein eignes Lautsystem in der Ausschliessung gewisser Töne, der Vorliebe für andre, der Bestimmung der verschiedenen zur Bezeichnung verschiedener Begriffe, der Behandlung der Töne in ihren Verbindungen u. s. f. Man kann dies mit dem verschiedenartigen Geschrei und den Tonarten der Thiergattungen vergleichen. Es ist darin, wenn auch die fortschreitende Entwicklung viel abschliesst, doch etwas Festes, Stammartiges, tief in den Modificationen der Sprachwerkzeuge und dem Tongefühle Gegründetes. Es unterscheidet aber noch mehr die Stämme, als die Sprachen, da in derselben Sprache einzelne Stämme von allen übrigen durchaus abweichende Töne haben, wie z. B. die Florentiner den hauchenden Kehllaut. Allein abgesehen von solchen Einzelnheiten, die für die Sprache an sich zufällig erscheinen, hat das Lautsystem auf die wesentlichsten Theile einer jeden den bedeutendsten Einfluss; es ist das erste, worin man sich durchaus fest setzen muss. Freilich führt dies in eine mühvolle, oft ins Kleinliche gehende Elementaruntersuchung, es sind aber auch lauter in sich kleinliche Einzelnheiten, auf welchen der Totaleindruck der Sprachen beruht, und nichts ist mit dem Studium derselben so unverträglich, als bloss in ihnen das Grosse, Geistige, Vorherrschende aufsuchen zu wollen. Genaues Eingehen in jede grammatische Subtilitaet, und Spalten der Wörter in ihre Elemente ist durchaus nothwendig, wenn man sich nicht in allen Urtheilen über den Bau und selbst über die Abstammung Irrthümern blossstellen will.

30. Die wichtigste Ursach, aus welcher die Sprache, vermittelst des Tones, der Wirkung nach aussen bedarf, ist die Geselligkeit, zu welcher der Mensch durch seine Natur unbedingt hingewiesen wird. Es liegt in derselben aber ein zwiefaches, obgleich in einem dritten Höheren eng Verbundenes: einmal dass alle menschlichen Kräfte sich nur gesellschaftlich vollkommen entwickeln, dass es etwas Gemeinsames in dem ganzen menschlichen Geschlechte giebt, von dem jeder Einzelne eine, das Verlangen nach Vervollständigung durch die andren in sich tragende Bestimmung besitzt. Beides ist gerade bei der Sprache besonders wichtig. Denn je grösser und bewegter das gesellige Zusammenwirken auf sie ist, je mehr gewinnt sie unter übrigens gleichen Umständen, und auf jenem eben erwähnten Gemeinsamen beruht die Möglichkeit alles Verständnisses.

31. Auch die Geselligkeit lässt sich ohne Einseitigkeit nicht aus dem blossen Bedürfniss ableiten. Sie beruht nicht einmal in den Thieren darauf. Keines ist leicht so sich in seiner Stärke alleingenügend, als der gerade vorzugsweise in Heerden lebende Elephant. Auch in den Thieren entspringt daher die bei einigen Gattungen grössere, bei andren geringere Neigung zur Geselligkeit aus viel tiefer in ihrem Wesen liegenden Ursachen. Es ist nur uns unmöglich, dieselben zu ergründen, weil wir uns gar keinen Begriff von der doch nicht abzuläugnenden Fähigkeit der Thiere machen können, wahrzunehmen, zu empfinden und Wahrnehmungen zu verknüpfen. Im Menschen aber ist das Denken wesentlich an gesellschaftliches Daseyn gebunden, und der Mensch bedarf, abgesehen von allen körperlichen und Empfindungsbeziehungen, zum blossen Denken eines dem Ich entsprechenden Du, der Begriff erreicht seine Bestimmtheit und Klarheit erst durch das Zurückstrahlen aus einer fremden Denkkraft. Er wird erzeugt, indem er sich aus der bewegten Masse des Vorstellens losreisst, und dem Subject gegenüber zum Object bildet. Es genügt jedoch nicht, dass diese Spaltung in dem Subjecte allein vorgeht, die Objectivität ist erst vollendet, wenn der Vorstellende den Gedanken wirklich ausser sich erblickt, was nur in einem andren, gleich ihm vorstellenden und denkenden Wesen möglich ist. Zwischen Denkkraft und Denkkraft aber ist die einzige Vermittlerin die Sprache, und so entsteht auch hier ihre Nothwendigkeit zur Vollendung des Gedanken. Es liegt aber auch in der Sprache selbst ein unabänderlicher Dualismus, und alles Sprechen ist auf Anrede und

Erwiederung gestellt. Das Wort ist kein Gegenstand, vielmehr den Gegenständen gegenüber etwas Subjectives, nun aber soll es im Geiste des Denkenden doch ein Object, von ihm erzeugt und auf ihn zurückwirkend seyn. Damit es sich nun von einem blossen Scheinobjecte, einem Traumbilde, unterscheide, muss es Wesenheit in einem Hörenden und Erwiedernden gewinnen. Diesen Urtypus aller Sprachen drückt das Pronomen durch die Unterscheidung der zweiten Person von der dritten aus. Ich und Er sind wirklich verschiedne Gegenstände, und mit ihnen ist eigentlich Alles erschöpft, denn sie heissen mit andren Worten Ich und Nichtich. Du aber ist ein dem Ich gegenübergestelltes Er. Indem Ich und Er auf innrer und äusserer Wahrnehmung beruhen, liegt in dem Du Spontaneitaet der Wahl. Es ist auch ein Nicht-Ich, aber nicht, wie das Er, in der Sphäre aller Wesen, sondern in einer andren, der eines durch Einwirkung gemeinsamen Handelns. In dem Er selbst liegt nun dadurch, ausser dem Nicht-Ich, auch ein Nicht-Du, und es ist nicht bloss einem von ihnen, sondern beiden entgegengesetzt. Dass dieselbe Pronominalform durch alle Sprachen durchgeht, zeigt, dass, nach dem Gefühl aller Völker, das Sprechen in seinem Wesen voraussetzt, dass der Sprechende, sich gegenüber, einen Angeredeten von allen Andren unterscheidet. In mehreren Amerikanischen Sprachen zeigt sich sogar darin eine besondre Sorgfalt die zweite Person herauszuheben, dass sie auch in der ersten des Plurals durch verschiedene Formen andeuten, ob der Angeredete darunter begriffen, oder ausgeschlossen ist.

32. Was sich auf diese Weise ergiebt, wenn man den einfachen Act des Denkens zu zergliedern versucht, das wiederholt sich im geistigen Leben des Menschen unaufhörlich; die gesellige Mittheilung gewährt ihm Ueberzeugung und Anregung. Die Denkkraft bedarf etwas ihr Gleiches und doch von ihr Geschiedenes. Durch das Gleiche wird sie entzündet, durch das von ihr Geschiedne erhält sie einen Prüfstein der Wesenheit ihrer innern Erzeugungen. Denn der Mensch kann in seiner veränderlichen Beschränktheit die Wahrheit, als das schrankenlos Feste, nur als ausser sich Liegendes ansehn, und sein ganzes geistiges Streben ist ein Anringen an sie, und das mächtigste Mittel ihr nahe zu kommen, seinen Abstand von ihr zu messen, ist die gesellige Vereinigung. So ist die Sprache ein nothwendiges Erforderniss zur ersten Erzeugung des Gedanken, und zur fortschreitenden Ausbildung des Geistes.

33. Die geistige Mittheilung setzt, von dem Einen zum Andren übergehend, in diesem etwas ihm mit jenem Gemeinsames voraus. Man versteht das gehörte Wort nur, weil man es selbst hätte sagen können. Es kann in der Seele nichts, als durch eigne Thätigkeit vorhanden seyn, und das Verstehen ist ebensowohl, als das Sprechen, selbst eine Anregung der Sprachkraft, nur in ihrer innern Empfänglichkeit, wie dieses in seiner äusseren Thätigkeit, daher es dem Menschen auch so natürlich ist, das eben Verstandene gleich wieder auszusagen. Es liegt daher in jedem Menschen die Sprache in ihrem ganzen Umfange, was aber nichts anders sagen will, als dass jeder ein durch eine bestimmt modificirte Kraft, anstossend und beschränkend, geregeltes Streben besitzt, die ganze Sprache, wie es äussere oder innere Veranlassung herbeiführt, nach und nach hervorzubringen, oder hervorgebracht zu verstehen. Diese Kraft ist, wie jede, natürlich eine individuelle, aber nach allen den Gattungsbegriffen individualisirt, vermöge welcher jede Gattung gegen eine allgemeinere höhere als Individuum genommen werden kann. Sie ist mithin die allgemeine Sprachkraft, bestimmt durch den Völkerstamm, die Nation, die Mundart, dann in ihren Lautzeichen feststehend, in der Art des Gebrauches bestimmt durch alle so mächtig auf das Gemüth einwirkenden inneren Beschaffenheiten und äusseren Zufälligkeiten, dass die Wirkung in der Sprache fühlbar wird, endlich durch die in keine allgemeinere Kategorie mehr zu bringende Individualität. Jede dieser bis zum Allgemeinsten aufsteigenden Stufen bildet eine Sprachsphäre, die durch das allem unter ihr Begriffenen Gemeinsame, und durch das von dem ausser ihr Befindlichen Verschiedne bestimmt wird. Bei jeder allgemeinen Sprachuntersuchung wird es daher zur nothwendigen Aufgabe, bei den verschiedenen in Betrachtung kommenden Punkten, z. B. beim Alphabet, die Gränzen der menschlichen Sprache überhaupt aufzusuchen, in diesem weiten Gebiete die kleineren, wieder in einander begriffenen der einzelnen Sprachgattungen abzusondern, und überall dahin zu sehen, ob diese den Begriff, von welchem aus die Eintheilung gemacht ist, erfüllen, mithin in ihrem geschichtlichen Daseyn ein durch die Idee gegebenes Ganzes bilden.

34. Jede Vielfachheit des in sich Gleichartigen führt diese Aufgabe mit sich, und vorzugsweise bei Untersuchungen, die, wie die die Sprache betreffenden, nicht bloss historisch zu erkennen und darzustellen, sondern teleologisch auf die Sprache und den Menschen bildend zurückzuwirken geführt werden. Den allgemeinen Zu-

sammenhang der Sprachen erklärt nun zwar allerdings die Gleichartigkeit der menschlichen Natur, in der ähnliche Kräfte nach gleichen Gesetzen wirken. Eine tiefere Untersuchung und vollere Würdigung der Sprache scheint mir aber noch viel weiter und auf einen Punkt zu führen, zu dem ich bis jetzt nur durch leichtere Betrachtungen den Weg habe bahnen wollen, und auf dem keine weitere Erklärung möglich ist, wie denn keine metaphysische d. h. auf die Ergründung des Seyns an sich gegründete Untersuchung weiter als an das Ende des zu Erklärenden zu leiten vermag. Mir nun — denn ich spreche dies lieber in dem Tone innerer Ueberzeugung, als mit der Zuversicht allgemeiner Behauptung aus — scheint das Wesen der Sprache verkannt, der geistige Process ihrer Entstehung (nicht der an sich, sondern auch der im jedesmaligen Sprechen und Verstehen) nur scheinbar erklärt, und ihre mächtige Einwirkung auf das Gemüth unrichtig gewürdigt zu werden, wenn man das Menschengeschlecht als zahllose zu derselben Gattung gehörende Naturen, und nicht vielmehr als Eine in zahllose Individuen zerspaltene betrachtet, eine Ansicht, zu der man auch in ganz andren Beziehungen, als in der der Sprache, und von ganz anderen Punkten aus gelangt. Die Verschiedenheit der beiden einander gegenüber gestellten Behauptungen ist einleuchtend, da die innere Verwandtschaft des Menschengeschlechts nach der letzteren auf der Einheit des Wesens desselben, nach der ersteren nur auf der Einheit der Idee beruht, welche dasselbe, betrachtend oder schaffend, zusammenfasst.

35. In der Art dieser Verwandtschaft liegt das Geheimniss der menschlichen Individualität verschlossen, das man zugleich als das des menschlichen Daseyns ansehen kann. Es ist der Punkt, in dem sich in einem auf den irdischen folgenden Zustande vorzüglich eine Verschiedenheit erwarten lässt, die dann, wenn Bewusstseyn beide Zustände verknüpfte, zugleich eine durchgängige Umänderung aller bisherigen Ansichten hervorbringen würde. Erklären und ergründen lässt sich dies Geheimniss nicht, aber zur richtigen Erklärung der Erscheinungen und zur Richtung des intellectuellen Strebens muss man sich hüten, das wahre Wesen jener Verwandtschaft der menschlichen Individualität zu verkennen, es bloss aus logischen und discursiven Begriffen [zu] schöpfen, und es nicht vielmehr aus der Tiefe des inneren Gefühls, und in einem die Untersuchung bis zu ihren Endpunkten verfolgenden Nachdenken aufzufassen. Man gewinnt daher schon, wenn man

die im Vorigen als die richtige angegebene Ansicht auch nur als geahndete Möglichkeit stehen lässt, sich nicht in die entgegengesetzte zu verschliessen.

36. Was für mich am überzeugendsten gegen diese spricht, ist das oben Gesagte: dass auch das Verstehen ganz auf der inneren Selbstthätigkeit beruht, und das Sprechen mit einander nur ein gegenseitiges Wecken der im Hörenden befindlichen Sprachkraft ist. Das Begreifen von Worten ist durchaus etwas Andres, als das Verstehen unarticulirter Laute, und fasst weit mehr in sich, als das blosse gegenseitige Hervorrufen des Lauts und des angedeuteten Gegenstandes. Das Wort kann allerdings auch als untheilbares Ganzes genommen werden, wie man auch in der Schrift wohl den Sinn einer Wortgruppe erkennt, ohne noch ihrer alphabetischen Zusammensetzung gewiss zu seyn, und es wäre möglich, dass die Seele des Kindes in den ersten Anfängen des Verstehens so verführe. So wie aber nicht bloss das thierische Empfindungsvermögen, sondern die menschliche Sprachkraft angeregt wird (und es mag wohl auch im Kinde keinen Moment geben, wo dies, wenn auch noch so schwach, nicht der Fall wäre), so wird auch das Wort, als articulirt, vernommen. Nun aber ist dasjenige, was die Articulation dem blossen Hervorrufen seiner Bedeutung (welches natürlich auch durch sie in höherer Vollkommenheit geschieht) hinzufügt, dass sie das Wort unmittelbar durch seine Form als einen Theil eines unendlichen Ganzen, einer Sprache, darstellt. Denn es ist durch sie, auch in einzelnen Wörtern, die Möglichkeit gegeben, aus den Elementen dieser eine wirklich bis ins Unendliche gehende Anzahl anderer Wörter nach bestimmenden Gefühlen und Regeln zu bilden, und dadurch unter allen Wörtern eine Verwandtschaft, entsprechend der Verwandtschaft der Begriffe, zu stiften. Die Seele würde aber von diesem künstlichen Mechanismus gar keine Ahndung erhalten, die Articulation ebensowenig, als der Blinde die Farbe, begreifen, wenn ihr nicht eine Kraft beiwohnte, jene Möglichkeit zur Wirklichkeit zu bringen. Das Sprechenlernen der Kinder ist nicht ein Zumessen von Wörtern, Niederlegen im Gedächtniss, und Wiedernachlallen mit den Lippen, sondern ein Wachsen des Sprachvermögens durch Alter und Uebung. Das Gehörte thut mehr, als bloss sich mitzutheilen, es schickt die Seele an, auch das noch nicht Gehörte leichter zu verstehen, macht längst Gehörtes, aber damals halb oder gar nicht Verstandenes, indem die Gleichartigkeit mit dem eben Vernommenen

der seitdem schärfer gewordenen Kraft plötzlich einleuchtet, klar, und schärft den Drang und das Vermögen, aus dem Gehörten immer mehr und schneller in das Verständniss hinüberzuziehen, immer weniger davon als blossen Klang vorüberrauschen zu lassen. Die Fortschritte geschehen daher auch nicht, wie etwa beim Vocabellernen, in gleichmässigem, nur durch die verstärkte Uebung des Gedächtnisses wachsendem Verhältniss, sondern in beständig sich selbst steigerndem, da die Erhöhung der Kraft und die Gewinnung des Stoffs sich gegenseitig verstärken und erweitern. Dass bei den Kindern nicht ein mechanisches Lernen der Sprache, sondern eine Entwicklung der Sprachkraft vorgeht, beweist auch, dass allen menschlichen Kräften ein gewisser Zeitpunkt im Lebensalter zu ihrer Entwicklung angewiesen ist, und dass unter den verschiedenartigsten Umständen alle Kinder ungefähr in demselben, nur innerhalb eines kurzen Zeitraums schwankenden Alter sprechen und verstehen. Wie aber könnte der Hörende bloss durch das Wachsen seiner sich entwickelnden Kraft eine solche Stärke gewinnen, sich des Gesprochenen zu bemeistern, wenn nicht in dem Sprechenden und Hörenden dasselbe, nur individuel und einander angemessen getrennte Wesen wäre, so dass ein so feines, aber gerade aus der tiefsten und vollsten Natur desselben geschöpftes Zeichen, wie der articulirte Laut ist, hinreicht, beide auf übereinstimmende Weise, vermittelnd, anzuregen?

37. Wenn dies richtig ist, so wird zugleich klar, wie Absonderung und Vermischung der Nationen die Ursache der Verschiedenheit ihrer Sprachen werden. Denn je weiter die Menschen dadurch aus einander weichen, desto mehr tritt die Trennung der Individualität der Einheit des Wesens entgegen, obschon sich die Einheit der menschlichen Natur überhaupt auch darin beweist, dass Kinder jedes Volks, vom Mutterschoosse in jedes fremde versetzt, ihr Sprachvermögen in dessen Sprache entwickeln. Diese Erscheinung kann zwar auch gerade umgekehrt dafür angeführt werden, dass das Sprechen bloss ein Wiedergeben des Gehörten ist, und, ohne Rücksicht auf Einheit oder Verschiedenheit des Wesens, von dem Umgange abhängt. So viel man aber der sogar vorherrschenden Gewalt der umgebenden Laute beimessen muss, so würde es willkührlich seyn, den Einfluss der Abstammung, der in diesen ausserordentlichen Fällen nur unterdrückt wird, abläugnen zu wollen. Sie übt schon einen unläugbaren auf die Stimmwerkzeuge aus, die doch individuell, und natürlich der

Sprache der Väter gemäss, modificirt seyn müssen, und nun, im Aneignen und Widerstreben, diese Modification jeder Wirkung auf sie beimischen. Nichts aber steht so vereinzelt im Menschen, und auch das intellectuelle Sprachvermögen kennt gewiss eine eben solche stammartige Anlage. Dass die vaterländische Sprache für den Gebildeten und Ungebildeten eine viel grössere Stärke und Innigkeit besitzt, als eine fremde, dass sie das Ohr nach langer Entbehrung mit einer Art plötzlichen Zaubers begrüsst, und in der Ferne mit Sehnsucht berührt, dass dies gar nicht auf dem Geistigen in derselben, dem ausgedrückten Gedanken oder Gefühle, sondern gerade auf dem Unerklärlichen, dem individuellsten, auf ihrem Laute beruht, möchte wohl auch für jene wirkliche Einheit des Wesens sprechen. Es ist, als ob man mit dem heimischen Laute einen Theil seines Selbst aus dem Andren vernähme. Es lassen sich auch, wenn man nur auf Erscheinungen dieser Art hinlänglich achtet, in dem feinsten und geistigsten Gebrauche der Sprache, in der Literatur der Nationen, Individuen aufweisen, die, von Kindheit an ihrer Sprache, die sie gar nicht erlernten, entfremdet, doch immer dem Gebrauche der angeeigneten etwas beimischten, wodurch sich zeigte, dass ihre ursprüngliche Bestimmung zu einer andren Sprache, gegen die Natur ihres Wesens, zufällig verrückt worden war.

38. Indess entstehen, auch ohne allen Einfluss der Abstammung, bloss durch den Umgang und gemeinsames Leben eigene Mundarten. Dies findet sich vorzüglich innerhalb des Kreises wirklicher Nationalsprachen bei einzelnen Classen des Volks, und die, besonders in den Amerikanischen Sprachen so häufigen eignen Mundarten der Weiber, so wie die der verschiedenen Stände im Malayischen sind von dieser Art. Es kann aber auch gemeinsame Abstammung hinzutreten, wie in der Sprache der Incas, die zugleich Familien und Standessprache war. In allen diesen Fällen ist, wie bei der Sprachbildung überhaupt, das Princip Gemeinschaft, die sich, zufällig oder absichtlich, absondert.

39. Wir haben im Vorigen, die Sprache als Organ des Denkens darstellend, den articulirten Laut, der ihr Wesen ausmacht, nach seiner doppelten Natur, als Articulation (21.) und als Laut (22—38.) betrachtet. Wenden wir uns nun zu dem durch das Sprechen, oder vielmehr durch das Denken in Sprache Erzeugten, so finden wir auch da, dass die Vorstellungsart, die Sprache bezeichne bloss die wahrgenommenen Gegenstände, deren Gesammtmasse wir die

Welt nennen, weit entfernt ist, ihren tiefen und vollen Gehalt zu erschöpfen. Ebensowenig als ein Begriff ohne sie möglich ist, ebensowenig kann es für die Seele ein Gegenstand seyn, da ja jeder äussere Gegenstand nur vermittelst des Begriffes für sie Wesenheit erhält. In die Bildung und den Gebrauch der Sprache geht nothwendig die ganze Art der subjectiven Wahrnehmung der Gegenstände über. Denn das Wort entsteht ja aus dieser Wahrnehmung, und ist nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes. Da aller objectiven Wahrnehmung unvermeidlich Subjectivitaet beigemischt ist, so kann man schon unabhängig von der Sprache jede menschliche Individualität als einen eignen Standpunkt der Weltansicht betrachten. Sie wird aber noch viel mehr dazu durch die Sprache, da das Wort sich, der Seele gegenüber, auch wieder selbst zum Object macht, und eine neue, vom Subject sich absondernde Eigenthümlichkeit hinzubringt, so dass nunmehr in dem Begriffe ein Dreifaches liegt, der Eindruck des Gegenstandes, die Art der Aufnahme desselben im Subject, die Wirkung des Worts, als Sprachlaut. In dieser letzten herrscht in derselben Sprache nothwendig eine durchgehende Analogie, und da nun auch auf die Sprache in derselben Nation eine gleichartige Subjectivitaet einwirkt, so liegt in jeder Sprache eine eigenthümliche Weltansicht. Dieser Ausdruck überschreitet auf keine Weise das Mass der einfachen Wahrheit. Denn der Zusammenhang aller Theile der Sprache unter einander, und der ganzen Sprache mit der Nation ist so enge, dass, wenn einmal diese Wechselwirkung eine bestimmte Richtung angiebt, daraus nothwendig durchgängige Eigenthümlichkeit hervorgehen muss. Weltansicht aber ist die Sprache nicht bloss, weil sie, da jeder Begriff soll durch sie erfasst werden können, dem Umfange der Welt gleichkommen muss, sondern auch deswegen, weil erst die Verwandlung, die sie mit den Gegenständen vornimmt, den Geist zur Einsicht des von dem Begriff der Welt unzertrennlichen Zusammenhanges fähig macht. Der Mensch lebt auch hauptsächlich mit den Gegenständen, so wie sie ihm die Sprache zuführt, und da Empfinden und Handlen in ihm von seinen Vorstellungen abhängt, sogar ausschliesslich so. Durch denselben Act, vermöge welches der Mensch die Sprache aus sich heraus spinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede Sprache zieht um die Nation, welcher sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in

den Kreis einer andren Sprache hinübertritt. Die Erlernung einer fremden Sprache, auf die richtige Art benutzt, ist daher die Gewinnung eines neuen Standpunkts in der bisherigen Weltansicht, da jede das ganze Gewebe der Begriffe und der Vorstellungsweise eines Theils der Menschheit enthält.

40. Ich habe bisher mehr von dem Sprechen, als von der Sprache gehandelt, und hauptsächlich die Erzeugung und das Verstehen der Rede, und den Einfluss, den sie auf die Seele ausübt, geschildert. Aus dem Sprechen aber erzeugt sich die Sprache, ein Vorrath von Wörtern und System von Regeln, und wächst, sich durch die Folge der Jahrtausende hinschlingend, zu einer von dem jedesmal Redenden, dem jedesmaligen Geschlecht, der Nation, ja zuletzt selbst von der Menschheit in gewisser Art unabhängigen Macht an. Wir sind im Vorigen darauf aufmerksam geworden, dass der in Sprache aufgenommene Gedanke für die Seele zum Object wird, und eine ihr insofern als etwas Fremdes zukommende Wirkung auf sie ausübt. Aber wir haben das Object vorzüglich als aus dem Subject entstanden, die Wirkung als aus demjenigen, worauf sie zurückwirkt, hervorgegangen betrachtet. Jetzt tritt die entgegengesetzte Ansicht ein, nach welcher die Sprache wirklich ein fremdes Object, ihre Wirkung wirklich aus etwas andrem, als worauf sie wirkt, hervorgegangen ist. Denn die Sprache muss nothwendig (31.) zweien angehören, und gehört in der That dem ganzen Menschengeschlecht an, da sie nun auch in der Schrift den schlummernden Gedanken dem Geiste erweckbar erhält, so bildet sie sich ein eigenthümliches Daseyn, das zwar immer nur in jedesmaligem Denken Geltung erhalten kann, aber in seiner Totalitaet von diesem unabhängig ist. Die beiden hier angeregten, einander entgegengesetzten Ansichten, dass die Sprache der Seele fremd und ihr angehörend, von ihr unabhängig und abhängig ist, verbinden sich wirklich in ihr, und machen die Eigenthümlichkeit ihres Wesens aus. Es muss dieser Widerstreit auch nicht so gelöst werden, dass sie zum Theil fremd und unabhängig und zum Theil beides nicht sey. Die Sprache ist gerade insofern Object und selbständig, als sie Subject und abhängig ist. Denn sie hat nirgends, auch in der Schrift nicht, eine bleibende Stätte, sondern muss immer im Denken aufs neue erzeugt werden, und folglich ganz in das Subject übergehen; es liegt aber in dem Act dieser Erzeugung, sie gerade ebenso zum Object zu machen; sie erfährt auf diesem Wege jedesmal die ganze Einwirkung des

Individuums, aber diese Einwirkung ist schon in sich durch das, was sie wirkt und gewirkt hat, gebunden. Die wahre Lösung jenes Gegensatzes liegt in der oben (34.) angeführten Einheit der menschlichen Natur. Was aus dem stammt, was eigentlich mit mir Eins ist, darin gehen die Begriffe des Subjects und Objects, der Abhängigkeit und Unabhängigkeit in einander über. Die Sprache gehört mir an, weil ich sie hervorbringe. Sie gehört mir nicht an, weil ich sie nicht anders hervorbringen kann, als ich thue, und da der Grund hiervon in dem Sprechen und Gesprochenhaben aller Menschengeschlechter liegt, soweit Sprachmittheilung ohne Unterbrechung unter ihnen gewesen seyn mag, so ist es die Sprache selbst, von der ich diese Einschränkung erfahre.

41. Der fremde Einfluss, welchem der Mensch im Gebrauche der Sprache unterliegt, ist aber, ausser dem eben erwähnten der Sprache, bei dem engen Zusammenhange dieser mit seinem ganzen übrigen Wesen auch noch der, welchen Abstammung, umgebende Lage, und Art des gemeinsamen Lebens auf dieses ausüben. Dies ist bei geschichtlichen Sprachuntersuchungen vorzüglich wichtig, da man sich auf der einen Seite hüten muss, eine Sprache ganz aus den auf die Nation einwirkenden Umständen zu erklären, und auf der andren nicht vergessen darf, dass auch eine geschichtlich unläugbar überkommene Sprache durch die Nation unglaublich scheinende Abänderungen erleiden kann. Mit dieser zwiefachen Reihe verketteter Wirkungen hat man es bei Sprachuntersuchungen überall zu thun. Denn wie alle das Menschengeschlecht geschichtlich betreffende, versetzen sie immer nur in eine Mitte der Dinge, und einen Anfang sich denken, oder gar erklären zu wollen, würde auf leere Voraussetzungen führen. Auch da, wo weder Geschichte noch Ueberlieferung von einem früheren Zustand Kenntniss geben, und einen allgemeineren Zusammenhang zeigen, muss man es daher doch immer als eine Aufgabe für die überall hin gerichtete Aufmerksamkeit ansehen, irgend einen zu finden.

42. Wenn man bedenkt, wie auf die jedesmalige Generation in einem Volk Alles das bindend einwirkt, was die Sprache desselben alle vorigen Jahrhunderte hindurch erfahren hat, und wie damit nur die Kraft der einzelnen Generation in Berührung tritt, und diese nicht einmal rein, da das aufwachsende und abtretende Geschlecht untermischt neben einander leben, so wird klar, wie gering eigentlich die Kraft des Einzelnen gegen die Macht der Sprache ist. Nur durch die ungemeine Bildsamkeit der Sprache, durch die

Möglichkeit, von der ich weiter unten reden werde, ihre Formen, dem allgemeinen Verständniss unbeschadet, auf sehr verschiedene Weise aufzunehmen, und durch die Gewalt, welche alles lebendig Geistige über das todt Ueberlieferte ausübt, wird das Gleichgewicht wieder einigermassen hergestellt. Doch ist es immer die Sprache, in welcher jeder Einzelne fühlt, dass er nichts als ein Ausfluss des ganzen Menschengeschlechts ist. Nur weil doch jeder einzeln und unaufhörlich auf sie zurückwirkt, bringt doch jede Generation eine Veränderung in ihr hervor, die sich nur in vielen der Beobachtung entzieht. Denn die Veränderung kann eine zwiefache seyn, eine in den Wörtern und Formen selbst, und eine in dem anders modificirten Gebrauche derselben, und dies letztere ist, wo Schrift und Literatur mangeln, theils geringer, theils schwieriger wahrzunehmen.

43. Da immer nur das Vorhandene, und immer nur von einer einzelnen, gegen eine unendliche Masse anringenden Kraft verändert wird, so folgt hieraus schon von selbst, dass jede Veränderung in der Sprache und auch die Entstehung neuer Sprachen nur allmählich geschieht. Auch die Nationen, die durch den Wechsel der Jahrhunderte hindurch Hand in Hand mit den Sprachen gehn, entstehen auf keine andere Weise, und die Mittel, durch welche alle neue Sprachen (soviel wir sie zu erkennen vermögen) gebildet werden, sind Entfremdung und Beimischung. Ein Haufen eines Stammes zweigt sich ab, und setzt sich fest, wo er entweder noch niemanden antrift, oder sich mit einem andren Stamme vermischt. Von Erfindung einer Sprache kann im Gebiete geschichtlicher Sprachuntersuchung nicht die Rede seyn, und die Ausdrücke, dass ein Volk seine Sprache schafft, dass sie aus seiner Individualitaet hervorgeht, selbst dass sie ihm ausschliesslich angehört, bedürfen der Vorsicht, um mit Richtigkeit gebraucht zu werden. Ebendies ist der Fall mit der Anwendung des Begriffes der Abstammung auf die Sprachen,*) der nie so genommen werden darf, als könnte eine in ihrer Totalitaet aus einer andren hervorgehn, sondern nur so, dass sich die angebliche Muttersprache in dem Munde von Generationen, die sich absonderten und mit fremden vermischten, in eine Tochtersprache verwandelt hat. Da aber auf diese Weise mehrere Sprachen in eine neue übergehen, so misleitet die Anwendung dieses Begriffes schon darin, dass sie nach einer StammSprache suchen lässt, da

*) Dies bemerkt schon Herr Klaproth in der *Asia polyglotta.* S. [43.]

alle verschiedenen Stoffe der zu untersuchenden Sprache gesondert werden sollten. Die Nationen selbst sind eben so wenig rein von einander geschieden, sondern fliessen auch in einander über, und bilden sich allmählich durch das zusammenwirkende Princip der Absonderung und des Zusammenhaltens; nur wird die so entspringende Eigenthümlichkeit erst nach vollendeter Bildung in einem gewissen Punkte sichtbar.

44. Alle Sprachen von Völkern, zwischen denen jemals irgend eine Verbindung obgewaltet hat, müssen daher als Eine, nur durch Entfremdung und Vermischung zu mannigfaltigen Unterarten umgeänderte Sprache angesehen werden. Dies ist ein Hauptgrundsatz bei jeder Sprachuntersuchung, gleich wichtig um etymologisch die Gleichartigkeit der Sprachen zu prüfen, und philosophisch die Art darzustellen, wie die Sprache sich über das Menschengeschlecht verbreitet. Er beruht aber auf der einfachen, und nicht abzuläugnenden Thatsache, dass wo Menschen, die bisher ganz getrennt wohnten, einander besuchen, oder sich mit einander verbinden, [sie] nach und nach ihr ursprüngliches Reden abändern, und in ein neues, auf welches sie sich vereinigen, umwandeln, meist beide, bisweilen jedoch auch nur einer, von dem andern erst körperlich, dann geistig überwältigter. Selbst wenn das ursprüngliche Reden geschieden bleibt, gehen doch einzelne Wörter und Formen gegenseitig über. Man hat daher etymologisch die verschiedenen Elemente der Sprache und ihr Verhältniss aufzusuchen. Nur wenn alle Elemente gleichartig, und mit der Sprache eines andren Volks übereinstimmend wären, das heisst, wenn die Sprache bloss durch Abzweigung, ohne alle Mischung, entstanden wäre, könnte der Begriff der Abstammung passen. Da er aber immer zugleich früheres und späteres Daseyn in sich schliesst, so lässt sich über ihn fast niemals aus der Sprache allein entscheiden. Philosophisch kommt es nun darauf an, nachzuforschen, woran in der Sprache der Mensch am festesten hält, und in welche Verschiedenartigkeit er leichter und schwerer eingeht.

45. Mit der in dem so eben aufgestellten Grundsatz ausgesprochenen Einheit mehrerer Sprachen ist keinesweges die Einheit einer Ursprache gemeint, sondern die, dass jede irgend ein Element in sich trägt, das auch einer andren angehört, und weil dies der Fall bei Allen ist, alle mittelbar durch einander verändert und betroffen sind. Die verschiedenen Sprachen, als neben einander bestehende Theile (Mundarten) einer alle umfassenden, nicht als in der Zeit

aus einander entstanden anzusehen, ist das Eigenthümliche jener Behauptung, die übrigens gar nicht die Anmassung der Neuheit mit sich führt, sondern nur zum Zweck hat, mit Abschneidung unzeitiger Gleichnisse, die Begriffe fester zu bestimmen, und mehr mit den Thatsachen in Uebereinstimmung zu bringen. Auch die Zeitfolge der Sprachen darf bei ihrem Studium nicht verabsäumt, sie soll nur nicht unpassend eingemischt werden, und da der Anfang der meisten noch bestehenden Sprachen sich in Dunkel verliert, so tritt bei dieser Unkenntniss ihrer Zeitfolge für uns gewissermassen Gleichzeitigkeit derselben ein.

46. Eine Ursprache anzunehmen, oder eine Verschiedenheit der Sprachen vor und nach der Vertilgung des grössten Theils des Menschengeschlechts durch eine Flut aufzustellen, scheint mir unnütz und misleitend. Weder das Gebiet der Thatsachen, noch das reiner Begriffe vermag dahin zu führen. Es mag Eine, es mag mehrere Ursprachen gegeben haben, im strengsten Verstande, wenn das Menschengeschlecht mehr als Einen geographischen Anfangspunkt hat, in einem weniger strengen, wenn, und dies könnten gerade grosse Fluthen hervorbringen, Völker so vereinzelt worden wären, dass sich alle Spur ihres früheren Zusammenhanges in ihrer Sprache verloren hätte. Allein schwerlich werden aus den Sprachen zu schöpfende Thatsachen das eine oder das andre beweisen, und schwerlich wird es zur Erklärung von Erscheinungen in der Sprache der einen oder andren Annahme bedürfen. Den Begriff einer Ursprache, wenn man nur nichts Einzelnes daraus folgern will, kann man indess allerdings ebensowenig, als den irgend eines Anfangs des Menschengeschlechts zurückweisen, und so kann es auch, in Beziehung auf den oben (44.) aufgestellten Grundsatz, sich ereignen, dass ein abgezweigter Volkshaufe sich mit einem solchen vermischt, auf welchen niemals, auch nicht auf die mittelbarste Weise eine der Sprachen eingewirkt hat, die mit dem ersteren in Verbindung stehen. Zwei solche Völkerstämme würden dann, wenn man die Folge der Geschlechter aufsteigend verfolgt, ihre Sprache allerdings an zwei Ursprachen anknüpfen.

47. Ueberall, wo unter den Völkern, auch noch so mittelbar, wirklicher Verkehr der Sprechenden bestanden hat, entspringt Gleichartigkeit ihrer Sprachen aus schon geformter Sprache; und umgekehrt, wenn sich solche aus geformter Sprache entsprungene Gleichartigkeit in Sprachen erkennen lässt, so beweist diese einen

solchen Verkehr. Dies ist wichtig, weil dadurch wenigstens, sollte es auch wenig fruchtbar für die Anwendung seyn, der Grundsatz ausgesprochen ist, nach welchem der geschichtliche Zusammenhang der Sprachen von derjenigen Gleichartigkeit unterschieden werden kann, welche bloss in der Gleichartigkeit der menschlichen Anlagen zu suchen ist. Denn gesetzt dass die Amerikanischen Nationen einen heimathlichen Ursprung gehabt, und sich bis zur Verbreitung der noch bestehenden Sprachen mit keinen Bewohnern der übrigen Erde vermischt hätten, so wäre kein Nicht-Amerikanischer Laut in Amerika gehört worden, und so könnte es keine Gleichartigkeit zwischen den Amerikanischen und übrigen Sprachen des Erdbodens geben, die durch schon geformte Sprache entstanden wäre. Dennoch wären die allgemeinen Anlagen des Menschen doch dieselben auch in Amerika, es wäre, man leite sie nun aus einer Abstammung von Einem Menschenpaare, oder aus der Einheit der schaffenden Idee her, dieselbe Einheit des menschlichen Wesens, ohne welche (34.) die Sprache selbst nicht möglich seyn würde, es müsste daher auch daraus nothwendig eine Gleichartigkeit der Sprachen hervorgehen. In diesem Sinne giebt es nur Eine Sprache, wie es nur Eine Menschengattung giebt, und aller Unterschied der Raçen weder den Begriff der Menschheit, noch die Möglichkeit regelmässiger Fortpflanzung aufhebt. Dies wird noch einleuchtender, wenn man bedenkt, dass auch die auf den Menschen, und mithin auch auf die Sprache einwirkenden Umgebungen der Natur im Grossen dieselben, und die Mittel, deren sich alle Sprachen, als Töne, bedienen, in nicht sehr weiten Gränzen eingeschlossen sind. Auch in den Sprachen von geschichtlicher Verbindung kommt diese allgemeine Gleichartigkeit, aber nur in den Theilen vor, auf welche die fremd hinzugetretenen Laute nicht eingewirkt haben, jedoch niemals rein, da in der Sprache, die bloss in der Thätigkeit des jedesmaligen Hervorbringens ihr Daseyn hat (40.), jede Einwirkung immer das Ganze durchdringt. Ob es nun hinlängliche Mittel geben mag, an den Sprachen selbst diese mögliche zwiefache Gleichartigkeit zu unterscheiden, mag für jetzt dahingestellt bleiben, es war aber nothwendig dieselbe, ihrem Begriff nach, genau zu bestimmen. Wir werden in der Folge sehr ausführlich auf diesen Punkt zurückkommen müssen, da Amerika leichter, als irgend ein Theil der alten Welt (man müsste denn etwa das mittlere Afrika ausnehmen wollen) von jeder Vermischung mit Fremden könnte frei geblieben seyn.

48. In allen Sprachen trifft man daher Gleichartiges an, und die Hoffnung würde vergeblich seyn, in irgend einer etwas durchaus Neues zu finden. Ich läugne nicht, dass mich die grosse Aehnlichkeit der Europaeischen und mehrerer Asiatischen Sprachen zuerst zu dem Studium der Amerikanischen hingetrieben hat. Ich glaubte dort auf ein ganz fremdes Gebiet zu kommen, und auf den ersten Anblick und gewissermassen ist es auch so, aber genauere Prüfung zeigt auch da die Erscheinungen minder fremdartig. Die Aufgabe bei der Untersuchung jeder Sprache ist also das Erkennen des Charakteristischen in der Gleichartigkeit. Denn da die Sprache immer Eins ist, das heisst, da jedes in Sprache Gedachte immer aus der ganzen Sprache (oder wenn dies deutlicher scheint, der ganzen Sprachfertigkeit) des Individuum in dem jedesmaligen Augenblick hervorgeht, und mithin die ganze Sprache sich in dieser einzelnen Aeusserung ausprägt, so besteht nicht etwa das Gleichartige neben dem Charakteristischen, sondern geht in dasselbe über, das heisst die allgemeine dem ganzen Menschengeschlecht inwohnende Kraft bestimmt sich individuell. Gleichartigkeit und Individualität können daher nur in der Idee getrennt werden, und man muss, obgleich das Individuelle, als die unmittelbare Thatsache, bloss wahrgenommen, nicht zergliedert für den Verstand dargestellt werden kann, doch soviel als möglich beide in ihrer Einheit auffassen. Ich wünschte nicht, dass, was ich so eben vom Erscheinen der ganzen Sprache an jedem einzeln Gesprochenen sagte, möchte für eine der Uebertreibungen gehalten werden, welchen man sich in allgemeinen, von Beispielen entblössten Raisonnements leicht zu überlassen Gefahr läuft. Es soll damit ausgedrückt werden, dass in der Sprache Alles durch Jedes und Jedes durch Alles bestimmt wird, und dies ist buchstäblich wahr. Man kann an dem einfachsten Satz einen grossen Theil dieses Zusammenhanges sogar factisch nachweisen, wenn man den Satz nach allen Arten bei Sprachen möglicher Zergliederung in seine Elemente zerlegt, jedes Element in alle Kategorieen bringt, die ihm entsprechen, es dort mit den in derselben mit ihm begriffenen, und darauf die Kategorieen selbst unter einander vergleicht, und immer so fortfährt, alle bestimmende Beziehungen der Sprache durchzugehen und zu untersuchen, wie die in jeder geltende Bestimmung auch das Element des gegebenen Satzes bestimmt. Unendlich Vieles beruht indess freilich auf nicht darstellbaren Analogieen des Sprachgefühls.

Es ergiebt sich aus dem Vorigen von selbst, dass, obgleich 49. der individuelle Sprachlaut die letzte wirkliche Erscheinung ist, doch die Individualitaet einer Sprache nicht bloss in ihrem Ton, und das Gleichartige etwa in dem Ideellen gesucht werden muss. Die Individualitaet zeigt sich vielmehr in Allem, und ist eine und eben dieselbe von dem Alphabet bis zu der Weltvorstellung (39.) in der Totalitaet der Sprache. Wie jene Grundtöne anders gesetzt würden, wäre es auch diese Anschauungsweise, und umgekehrt. Niemand wird verlangen, dass dies an irgend einer Sprache sollte wirklich dargestellt werden. Dies ist allerdings unmöglich, aber die Sache ist darum dennoch wahr und wichtig; wahr, weil sie aus der im Vorigen entwickelten Natur des Sprechens und der Sprache nothwendig folgt, wichtig, weil, wenn man von den beiden Grundwahrheiten aller Sprachuntersuchung: dass die Sprache Eins mit dem ganzen Denken und Empfinden des Menschen ausmacht, und dass sie nirgends ein Daseyn hat, als in dem ewig sich wechselseitig erzeugenden Acte des Sprechens und Denkens in Sprache, weil, wenn man, sage ich, von diesen abweicht, man auch das in der That Erkennbare in den wirklichen Sprachen übersieht. Vorzüglich ist aber die gehörige Erweiterung des Hinblickes auf die Sprachen zu ihrer richtigen Behandlung nothwendig. Da Alles in der Sprache geistig ist, so hängt es von der Energie und Intelligenz ab, welche sich der Sprache bedient, wie stark und voll sie auf das Denken und Empfinden einwirkt, und jede richtigere Einsicht über sie wird in dem ganzen Menschen in dem reineren Einfluss ihrer Individualität lebendig. Es tritt aber bei dem eignen Gebrauch auch Alles das in das Gefühl und somit in die Erkenntniss, was durch den zergliedernden Verstand nie darstellbar ist, und so entspringt aus dem durch erweiterten Ueberblick geleiteten Gebrauch auch erweiterte Einsicht. Was man aber an der eignen Sprache gefühlt hat, ahndet man, wie tief und fein es auch sey, leichter in einer fremden. So ist es wohl unläugbar, dass, seitdem die hauptsächlichsten Nationen Europas angefangen haben, in ihren Muttersprachen zu schreiben, eine ganz andre Einsicht in den Zusammenhang, welchen jede derselben in sich und mit der Nation hat, als vorher, entstanden ist. Auch dadurch zeichnet sich diese Epoche aus, die ich für die wichtigste in der Sprachbehandlung halte, und die in unserer Zeit viel mächtiger einwirkt, als es dieselbe Erscheinung bei den Alten that, da bei diesen nur zwei, bei uns aber mehrere Sprachen, und in viel reger wetteifernde Berührung traten.

50. Um aber an der scharfen Begränzung der Begriffe nichts fehlen zu lassen, muss zu dem Vorigen noch hinzugesetzt werden, dass die Individualität einer Sprache auch nur vergleichungsweise eine seyn kann, und dass die wahre Individualität nur in dem jedesmal Sprechenden liegt. In der That vollendet erst dies den Begriff. Eine Nation hat freilich im Ganzen dieselbe Sprache, allein schon nicht alle ihre Mitglieder (38.) ganz dieselbe, und geht man noch weiter in das Feinste über, so besitzt jeder Mensch seine eigne. Keiner denkt bei dem Wort gerade das, was der andre, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wenn man die Sprache mit dem beweglichsten aller Elemente vergleichen will, durch die ganze Sprache. Bei jedem Denken und Empfinden kehrt, vermöge der Einerleiheit der Individualitaet, dieselbe Verschiedenheit zurück, und bildet eine Masse aus einzeln Unbemerkbarem. Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen, eine Wahrheit, die man auch im praktischen Leben trefflich benutzen kann, alle Uebereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen. Dies wird nur da nicht sichtbar, wo es sich unter der Allgemeinheit des Begriffs und der Empfindung verbirgt; wo aber die erhöhete Kraft die Allgemeinheit durchbricht, und auch für das Bewusstseyn schärfer individualisirt, da tritt es deutlich ans Licht. So wird niemand jedem bedeutenden Schriftsteller seine eigene Sprache absprechen. Zwar lässt sich entgegnen, dass man unter Sprache nur eben jene Allgemeinheit der Formen, Wörter und Regeln versteht, welche gerade verschiedenartiger Individualitaet Raum erlaubt, und dies ist allerdings vollkommen wahr. Indess lässt sich darum doch die angeregte Ansicht nicht aus dem Gebiete auch der allgemeinsten Sprachuntersuchung verbannen. Denn es giebt mehrere Stufen, auf denen die Allgemeinheit der Sprachformen sich auf diese Weise individualisirt, und das individualisirende Princip ist dasselbe: das Denken und Sprechen in einer bestimmten Individualität. Dadurch entsteht die Verschiedenheit in der Sprache der Einzelnen, wie der Nationen. Es ist überall nur ein Mehr oder Weniger. Man muss daher bis zur letzten Stufe herabsteigen. Man könnte zwar die Gränze da finden wollen, wo die Sprache, wenn auch individuell nuancirt, sich doch derselben Laute bedient. Aber auch dies ist schon bei den verschiedenen Classen einer Nation nicht ganz der Fall, und auch der Einzelne braucht einige vorzugsweise, bedient sich andrer, gleichsam als ihm fremder, schliesst noch andre ganz aus, und

bildet sich dadurch, auch ausser den Abweichungen in der Bedeutung, sein eignes Wörterbuch.

51. Vorzüglich aber ist nothwendig, auf die Modificirung der Sprache in jedem Individuum aufmerksam zu machen, um die Gewalt des Menschen über die Sprache zu beweisen, so wie wir im Vorigen (42. 43.) ihre Macht über ihn dargestellt haben. Diese kann man (wenn man den Ausdruck auf geistige Kräfte anwenden will) als ein physiologisches Wirken ansehen, jene ist ein rein dynamisches, in dieser liegt die Natur der wirkenden Kräfte der Sprache, in jener das Princip ihrer Freiheit. Denn es kann im Menschen etwas aufsteigen, dessen Grund kein Verstand in den vorhergehenden Zuständen aufzufinden vermag, und man würde die Natur der Sprache verkennen, und gerade die geschichtliche Wahrheit ihrer Entstehung und Umänderung verletzen, wenn man die Möglichkeit solcher unerklärbaren Erscheinungen von ihr ausschliessen wollte. Wenn aber auch die Freiheit unbestimmbar und unerklärbar ist, so lassen sich, nur innerhalb eines gewissen Spielraums, ihre Gränzen erkennen, und die Sprachuntersuchung muss die Erscheinung der Freiheit erkennen und ehren, aber ihren Gränzen sorgfältig nachspüren, um nicht in den Sprachen durch Freiheit für möglich zu halten, was es nicht ist.

52. Die Nationen verändern ihre Sprachen auch bloss durch sich selbst, ohne Abzweigung und Mischung, in ihrem gemeinsamen Fortleben beständig, und nach grösseren Zeiträumen werden diese Aenderungen bemerkbar. Umfang, Schnelligkeit und Art dieser Umänderungen hängen von der Lebendigkeit des Sprachverkehrs, und von der Tiefe ab, mit welcher der Mensch den Gehalt der Sprache erfasst. Denn wir werden weiter unten sehen, dass es hierin verschiedene Grade giebt. Auf diese Umänderungen zu achten, ist ein hauptsächliches Geschäft der Sprachforschung. Aber auch wo die Sprache durch Abzweigung und Mischung gewaltsamer umgeformt wird, wirkt die nationelle Individualitaet vorzugsweise ein nach der Art, wie das Fremde sie berührt, und wie sie dasselbe mit der ihr inwohnenden Kraft bearbeitet. Es bedarf indess kaum der Erinnerung, dass, um sich diesen nationellen Einfluss klar zu machen, man auf jene eigne Behandlung der Sprache durch den Einzelnen zurückgehen muss, die in demselben nur als Masse erscheint. Allein auch innerhalb einer Nation weicht bisweilen ein Einzelner von dem durch Alle gegebenen Gange ab, und macht durch eine plötzlich in ihm aufleuchtende Ansicht,

durch eine entscheidende Erfindung, oder durch seine eigenthümliche Manier die Sprache zu brauchen eine neue Weise der Sprachbehandlung geltend. Denn obgleich der Intellectualitaet der Nationen, ebenso wie der des Menschengeschlechts, Gränzen gesteckt sind, so bleibt doch auch da dem Individuum ein gewisser Spielraum vorbehalten. Ueberall, wo die Freiheit sich in Schranken der Endlichkeit bewegt, giebt es zwar eine Reihe bestimmender, ihr im Augenblick des Wirkens fremder Einflüsse, sie kann aber auch, wie ein Blitz aus dem wolkenlosen Aether, plötzlich aus denselben heraustreten, und selbstbestimmend werden.

53. Darauf beruht es, dass in der Menschheit und in dem tieferregten Menschen ein unaufhörliches Schaffen lebendig ist, dass sich die Art ihres Seyns nie weder berechnen, noch erschöpfend erklären lässt, da jeder Richtung das unerklärbare Princip der Freiheit beigemischt bleibt. In den Sprachen rührt es daher, dass sie unerwartet plötzliche Aufflüge nehmen, und sogar nicht einmal immer allmählich herabsinken, dass an sich gleichartige bei verschiedenen Nationen so verschiedene Behandlung erfahren, dass sie grosse Verschiedenheit des Charakters zeigen, wie z. B. die Griechische und Lateinische, dass einzelne Schriftsteller ganz neue Epochen ihrer Behandlungsart gründen, was auch gewiss schon vor Erfindung der Schrift geschieht, nur da sich für die Nachwelt in Dunkel verliert.

54. Der Sprachforschung wird diese Rücksicht vorzüglich darum wichtig, darin eine Warnung gegen das Ausreichen bloss mechanischer Erklärungsarten, und gegen das zu grosse Vertrauen auf analytisches Verfahren zu finden. Sie muss allerdings dem gleichförmigen Gange nachspähen, welchen der Mensch bei Umänderung und Bildung der Sprache nimmt, aber nur mit Rücksicht auf die selbständige Kraft, die denselben zu verlassen, oder ihn abzukürzen vermag, deren blosser Anhauch den Sprachstoffen eine ganz verschiedene Natur giebt; man muss allerdings zergliedern und aus einander herleiten, aber nur mit dem Gefühl, dass es auch wahre Synthesen giebt, wo Idee und Laut auf einem Wege, dem nicht weiter nachgeforscht werden kann, zusammentreffen. Wie der Vorrath von Wörtern und das System von Regeln, welche wir Sprache nennen, immer im Denken, Sprechen und Aufzeichnen von dem lebendigen Geiste befruchtet werden, so muss auch die Untersuchung den lebendigen Geist und die todte Sprache immer zugleich vor Augen haben, und ihrer Wechselwirkung nachgehen.

Die Individualitaet der Nationen kann so mannigfaltige Wege einschlagen, dass jeder Versuch, sie auch nur in Gattungen zu fassen, vergeblich seyn würde. Aber für die hauptsächlichsten Einwirkungen auf die Sprache kommt es immer nur auf die beiden Punkte an: ob sie sich überhaupt und von welcher Seite aus zur Intellectualitaet, und ob gerade zur Intellectualitaet durch Sprache neigt? Denn wie man im täglichen Leben verschiedene Grade und Arten der Sprachbedürftigkeit, des Sprachgefühls, der Sprachbehandlung unter den Menschen antrift, so ist es auch mit den Nationen, und was in der beständigen Fortbildung der Sprachen erscheint, das ist auch bei ihrer Entstehung aus einander geschehen, da diese ja selbst (43.) nur ein allmähliches Anderswerden seyn konnte. Ueber diese Verschiedenheit der nationellen Aneignung der Sprache liesse sich noch Vieles bemerken, wenn es nicht mein Zweck in diesem Kapitel wäre, um den Bau und das Ineinandergreifen des Ganzen zu zeigen, das Einzelne bloss andeutungsweise zu berühren.

55. Da wir nunmehr die Sprache überhaupt in ihrer zwiefachen Natur betrachtet haben, als geistigen Act im Sprechen und Verstehen, und als durch diesen erzeugten, todten, zwar nie ausser dem Menschen, aber immer ausser dem Einzelnen vorhandenen Stoff (40—54.), da wir ferner in ihr den Naturzusammenhang (40—51.) getrennt haben von der nationellen und individuellen Freiheit (52—54.), so gehen wir jetzt zu ihrem Verfahren im Einzelnen über. In diesem sondern sich nun zwei Dinge deutlich von einander ab, die Wörter und die Redeverbindung, als die Materie und Form der Sprache. Man muss diese Eintheilung nicht verwechseln mit der in Laute und Regeln; denn auch die Wortbildung kennt Regeln, und die Redeverbindung bedient sich bisweilen ihr eigenthümlicher Laute; man muss vielmehr, die Rede als den Zweck der Sprache betrachtend, diese Classification dergestalt in ihrer wahren Natur fest halten, dass der eine Theil die Elemente, der andre die Verbindung der Rede behandelt. Da aber beiden der Laut gemeinsam ist, so muss die Betrachtung des Lautsystems vorausgeschickt werden.

b.

Verfahren der Sprache bei Bildung der Rede.

α.

Lautsystem.

56. Der Einfluss des Lautsystems erstreckt sich über die ganze Sprache, und ein sorgfältiges Studium aller Eigenthümlichkeiten desselben ist die Grundlage jeder genauen Sprachuntersuchung. Ohne die vollständige Kenntniss der Lautbehandlung, der Verhältnisse und Verwandtschaft der Buchstaben, die in jeder Sprache andren Gesetzen und Gewohnheiten unterliegen, bleibt die Erklärung der grammatischen Formen und das Eingehen in das Ganze des Sprachsystems allemal mangelhaft. (29.) Unmittelbar beruht auf dem Lautsystem die Verständlichkeit, der Nachdruck und der Wohllaut der Rede, es wirkt aber zugleich auf die reine und feine Intellectualitaet der Sprache, und hierin ist seine Wichtigkeit bisher vielleicht nicht hinlänglich gewürdigt worden. Sie leuchtet aber sogleich ein, als man sich daran erinnert, dass (21.) der ganze Begriff der Sprache in dem des articulirten Lautes liegt, und dass die Art, wie jede Sprache diesen Begriff auffasst, sich in ihrem Alphabet, als dem System ihrer articulirten Laute darstellt.

57. Das erste ist die Absonderung des Tones von allem mitschallendem Geräusch, welche ihn auf einen wahren Sprachlaut zurückführt. Er soll nur den Begriff anregen, aus dem er entspringt, und darf nicht mehr Körper besitzen, als dazu erforderlich ist. Gerade mit dem wenigsten tritt das Charakteristische am schärfsten hervor. Indem der Geist den thierischen Laut durchdringt, wird dieser zum articulirten, verliert aber nicht in allen Sprachen (28.) seine ursprüngliche Natur ganz und rein, sondern mischt den Tönen ein Schnalzen, Schmettern, Zischen, Schnarren oder Hauchen bei, was man in einigen, vorzüglich Afrikanischen Sprachen in grosser Rohheit, aber in feineren Spuren auch in hoch ausgebildeten antrifft. Stumpfheit des geistigen Sprachdranges und physische Rauhigkeit der Organe mögen in solchen Fällen zusammenwirken, aber Geist und Organe verfeinern sich durch gegenseitige Einwirkung auf einander, und die Rauhigkeit der Töne schleift sich daher oft in der Fortbildung der Sprachen durch die Zeit allmählich ab.

Allein auch die wirklichen, von mitschallendem Geräusch gereinigten Sprachlaute müssen bestimmt von einander geschieden seyn, nicht einer in den andren hinübertönen. Die Buchstaben liegen nicht gleichsam bestimmt geschieden in den Sprachwerkzeugen. Man muss sich vielmehr die Bewegung derselben, welche einer bestimmten Gattung das Daseyn giebt, als ein Continuum denken, wo in jedem Punkte durch plötzliche Fixirung der Laut eine um ein wenig verschiedene Beschaffenheit erhalten würde, je nachdem z. B. die Lippen sich mehr oder weniger öffnen, die Zunge schneller oder langsamer, fester oder leiser, mit schmalerer oder breiterer Fläche anschlägt u. s. f. Jeder Laut hat mithin eine eigne Sphäre, in welcher er einen bestimmten, aber bei weitem nicht den einzig möglichen Punkt einnimmt. Diesen Punkt weist ihm die sich bildende Gewohnheit der Nation an, so entsteht ihr besondres Alphabet, und über dieser Entstehung kann Glück und Misgeschick walten. 58.

Der Einfluss mangelnder reiner Geschiedenheit der Töne wirkt aber noch weit über die blosse Gefahr des Misverständnisses hinaus. Der articulirte Laut ist zu enge mit dem Geiste verschwistert, als dass nicht seine richtige und fehlerhafte Bildung immer wieder einen entsprechenden Einfluss auf denselben ausüben, dass dieser sich nicht wieder auch in der Rückwirkung des Geistes zeigen, und auf diese Weise nicht eine bis ins Unendliche fortgehende Wechselwirkung entstehen sollte, in welche der Geist zwar seine reinere Natur immer siegend hineinträgt, aber in diesem Uebergewicht immer wieder in etwas durch den widerstrebenden Stoff gehemmt wird. Reine Bestimmtheit, glückliche Klarheit, eindringende Schärfe der Begriffe in einer Nation hängen daher gar sehr von der reinen Geschiedenheit der Grundlaute ihres Alphabetes ab. 59.

Es giebt, auch im Gebrauche der blossen articulirten Laute, ohne alle musikalische oder dichterische Beziehung, ein aesthetisches Gefühl, durch das eine Nation getrieben wird, jeden, ihm sein volles Recht einräumend, ganz und hell austönen zu lassen, indem eine andre, welcher dies Gefühl mangelt, oder die dasselbe andren Rücksichten, wie im Englischen der Gewalt des Accents, unterordnet, viele verschluckt, verschmilzt oder verdunkelt. Hiervon lässt sich in Rücksicht auf die Begriffe dasselbe, als von dem Mangel an richtiger Geschiedenheit sagen. Es kommt alsdann darauf an, wie dasjenige, was den Begriffen dadurch an ruhig leuchtender Klarheit entgeht, auf andre Weise ersetzt wird. 60.

61. Durch den Gebrauch der Sprache entsteht, und zwar in dem Grade mehr, in welchem irgend eine ein glücklich gewähltes Lautsystem richtig anwendet, im Geiste Sinn für feine Lautunterscheidung und Wohlgefallen daran. Da nun die Rede auch vieler Unterscheidungen bedarf, um die Begriffe in allen ihren Verhältnissen und Schattirungen auszudrücken und anzuregen, so kommt jener Sinn diesem Bedürfniss sehr glücklich zu Statten. Denn es geht nun Neigung und Fähigkeit hervor, diese Unterschiede durch einzelne Buchstabenveränderung zu bezeichnen, und an ihr zu erkennen, worin der Ursprung aller Inflexion liegt, man mag sie nun für gleichzeitig mit der Sprache, oder für später in ihr entstanden halten. Es wird aber durch sie der doppelte Vorzug gewonnen, der Idee nur gerade soviel Körper zu geben, als sie bedarf, und durch den in sich selbst ganz bedeutungslosen Buchstaben, jeden irre leitenden Nebenbegriff zu vermeiden. Es liegt in der Sprache ein durch alle ihre Functionen gehendes und sich immer steigerndes Streben nach Läuterung der Intellectualität. So wie sie (57.) von dem Sprachlaut das mitschallende Geräusch absondert, so entfernt sie auch in dem durch Sprache Gedachten die Vorstellung jedes nicht durch den Gedanken nothwendig werdenden Stoffs, und verdrängt ihn da, wo er als Zeichen der Form auftreten will, durch den bedeutungslosen Laut. Es ist daher eine Eigenschaft aller für den Geist angemessner gebildeten Sprachen, wenn man sie mit andren, ihnen darin entgegengesetzten vergleicht, eine geringere Masse des Stoffes bei dem Ausdruck derselben Idee anzuregen, und diese dadurch freier und geläuterter hervortreten zu lassen.

62. Es ist eine natürliche und fast nothwendige Folge der reinen Scheidung der[1]) Töne, dass das Alphabet dadurch mehr Umfang erhält. Denn die Töne, welche das Ohr bei dunkler, unausgebildeter Aussprache leicht verwechseln konnte, treten nun bestimmt aus einander. Bisweilen entsteht aber auch die Verschiedenheit des Umfanges des Alphabets aus besondren Lauteigenthümlichkeiten und Gewohnheiten der Nationen, durch welche demselben einzelne Buchstaben, wie das gestrichene Polnische *l*, und sogar ganze Classen derselben, wie die Indischen Cerebralen oder Lingualen*) zuwachsen. Die Lage und Bewegung der Sprachwerkzeuge, und

---

*) Bopp's Lehrgebäude der Sanskrita Sprache. S. 14. *nr.* 20. (Bopp's Grammatik.)

[1]) *Nach „der“ gestrichen: „einander nahe liegenden“.*

das Fallen der einzelnen Töne in dieselben oder verschiedene Sphären (58.) macht, dass die Buchstaben in gegenseitigen Beziehungen und Verhältnissen zu einander stehen, und in dem Alphabet ein mehr oder minder vollständiges System von Tönen entdeckt werden kann. Nach einmal entstandener Schrift und bei hinzutretender grammatischer Behandlung kann ein Alphabet in dieser Beziehung ein fester bestimmtes und feiner ausgebildetes System erhalten, als ursprünglich in dem Sprachgebrauch der Nation lag, und so mag es dem Sanskrita Alphabet, dessen Typus sich über die noch lebenden Sprachen eines grossen Theils von Süd-Asien verbreitet hat, ergangen seyn. Allein der Totalitaet nach liegt ein solches System immer in den Sprachanlagen und Sprachgewohnheiten der Nationen, und die Bestimmtheit, welche es allerdings durch glücklich gewählte Schriftzeichen gewinnt, wirkt wieder auf das Sprechen zurück, und verwandelt sich in ihr wahres Eigenthum.

62.a. Bei der Verbindung mehrerer Buchstaben zur Sylbe zeigen sich neue Eigenthümlichkeiten des Lautsystems, je nachdem die Sprachen das Zusammentreffen einiger Buchstaben begünstigen, andrer vermeiden, und eine Anzahl von Sylben ausstossen. Man hat daher, ausser dem Umfange des Alphabets, auch auf den der durch dasselbe möglichen Sylben zu achten. Es ist bemerkenswerth, dass gerade die Sprachen der Wilden, die man wohl der Rauhigkeit zu beschuldigen pflegt, viele Sylben ausstossen, die in hochgebildeten Sprachen geduldet werden. Es mag dies zum Theil aus der schon im Vorigen bemerkten reizbareren Empfindlichkeit der Sinne dieser Völker, und zum Theil daraus herrühren, dass die gebildetere Sprache oft Sylben zusammenzieht, wo die ursprünglichere jede für sich auf einander folgen lässt.

62.b. Auch die Wortbildung unterliegt Regeln des Lautsystems, da in vielen Sprachen die Wörter mit gewissen Buchstaben nicht anfangen oder enden, und auch ihr innerer Bau durch Sprachgesetze, namentlich in der Verwandlung zusammenstossender Consonanten, bestimmt wird.

63. In diesen Systemen liegen die Gründe und die Bedingungen der Buchstabenveränderung, die gleichfalls nur zum Theil durch die allgemeinere Natur der Sprachwerkzeuge gegeben ist, ausserdem aber auf den besondren Lautgewohnheiten jedes Volkes beruht. Denn wenn die Natur der Buchstaben auch die Art der Verwandlung bestimmt, so hängt es von dem Ohr und den

Sprachwerkzeugen jedes Volkes ab, wie empfindlich es für diesen gegenseitigen Einfluss der Laute auf einander bei ihrer Berührung ist. Je näher sich in einem sehr systematischen Alphabet von bedeutendem Umfange die Töne stehen, und je klarer und bestimmter in einem solchen ihr Verhältniss erkannt wird, desto mehr wächst die Neigung zur Buchstabenverwandlung, so wie hinwiederum sie gar sehr zur feineren Lautunterscheidung und zur Systematisirung des Alphabets beiträgt. Man könnte glauben, dass das Ohr uncultivirter Nationen diese Feinheiten der Töne überhörte und vernachlässigte, man findet aber gerade bei ihnen sehr häufige Buchstabenverwandlungen, was den beiden Ursachen zuzuschreiben seyn mag, dass gerade die Sinne des der Natur näher stehenden Menschen eine schärfere Empfindlichkeit besitzen, und dass der Uncultivirte die Rede vor dem Verstande wie ein sich überall berührendes Continuum ansieht, indess der Gebildete auch in der fortlaufenden Rede das Verschleifen der Töne nach den Pausen des Verstandes durch die Zunge hemmt. Aber eine wahre Nationaleigenheit der Indischen Völker, für die sich kein weiterer Grund anführen lässt, ist wohl die so häufige Verkettung mehrerer Worte durch Buchstabenverwandlung und Zusammenziehung, von der es wenigstens nicht sichtbar ist, ob auch andre Nationen sie in dem Masse gekannt haben.*) Auf den ersten Anblick geräth man in Versuchung die mannigfaltigen im Sanskrit hieraus entstehenden Regeln wenigstens zum Theil der Systemsucht der Grammatiker zuzuschreiben. Allein diese Vermuthung verschwindet bei der Vergleichung der lebenden, aus dem Sanskrit hervorgegangenen Indischen Sprachen. Von der Telinga, in welcher diese Verkettung gerade vorzüglich häufig und schwierig zu erkennen ist, sagt Carey**) ausdrücklich, dass der Fremde, welcher dieselbe vernachlässigen wollte, gar nicht würde von den Eingebornen verstanden werden. Im Bengalischen dagegen wird sie nicht immer streng beobachtet,***) so dass man daraus noch deutlicher sieht, wie dieser Punkt von den individuellen Gewohnheiten der Stämme abhängt.

64. Den nächsten Einfluss hat diese Eigenthümlichkeit natürlich auf den Wohllaut. Es schmeichelt dem Ohre, wenn das harte Zusammentreffen widerstrebender und unharmonischer Laute

---

*) Thiersch behauptet, dass die Griechen, wie das Sanskrit, die Wörter verbanden.

**) *Grammar of the Telinga language.* Vorr. *p.* II.

***) Haugthon's *Rudiments of Bengali Grammar. p.* 147. §. 377.

möglichst vermieden wird. Aber die Wirkung erstreckt sich auch auf die ideale Geltung der Sprache, und die richtige Gliederung der Rede vor dem Verstande, dies jedoch nur dann, wenn die Buchstabenveränderung sich begnügt, Theile desselben Worts zu einem Ganzen zu verschmelzen, und nicht durch das Aneinanderreihen ganzer von einander unabhängiger Worte ein Ganzes vor dem Ohre bildet, das vor dem Verstande nicht, als solches, bestehen kann. Die letztere Gewohnheit kann ich nur insofern für nützlich halten, als sie in der Poesie ein Mittel mehr gewährt, die Worteinschnitte mit den rhythmischen in ein angemessenes Verhältniss zu bringen. Es entstehen nemlich dadurch andre, und häufiger grössere Lautganze, als die blosse Worteintheilung gewährt. Dagegen ist es für den Verstand und das Ohr störend, wenn sich der Endbuchstabe durch Veränderung da auf den ihm nachfolgenden vorbereitet, wo der Verstand logisch und das Ohr rhythmisch eine Pause verlangt. Beschränkt sich hingegen diese Lautverwandlung auf die Gränzen des Wortes, so wird sie zu einem phonetischen Mittel, die Rede in rein geschiedene Ganze zu zertheilen, und prägt dem Verstande auch sinnlich ein, dass das Element der Rede das Wort ist. Die logische Gliederung derselben erfährt keine Störung, sondern wird gelegentlich, so oft nemlich eine solche Lautveränderung eintritt, noch herausgehoben. Diesen Grundsatz der Nothwendigkeit, die Wortganze durch besondre Toneinheit zu charakterisiren, verkennt zwar auch die Sanskrita Sprache nicht, da in ihr andre Regeln für die Mitte der Wörter, als für das Zusammenstossen zweier gelten. Da aber diese Regeln in Einigem übereinkommen, und die für mehrere Worte auch für die Theile zusammengesetzter Wörter gelten,*) so erscheint die Wortabtheilung durch dies Mittel nicht in rein geschiedener sinnlicher Klarheit.

65. Das Zeitmass gehört den Sylben an. Da aber die Vocale die Sylbe bestimmen, und auch für sich allein bilden können, so wirkt das Gefühl für dieselbe auch auf die Vollständigkeit des Alphabets ein, in dem [1]) entweder alle Vocallaute, jeder in seiner Länge oder

*) Die Regeln für die Mitte der Wörter werden genau genommen nicht ganz richtig so genannt. Vollständig gelten sie nur bei der Umstempelung der Wurzel zum Wort, und bei den Flexionen von diesem. Schon bei den, das so gestempelte Wort weiter umformenden *Taddhita*-Suffixen treten die Regeln der Anfangs- und Endbuchstaben verschiedener Worte ein. Bopp's Gramm. S. 58. §. 85.

[1]) *Nach „dem“ gestrichen: „mit oder ohne eigene Zeichen“*

Kürze, rein geschieden vorkommen, oder nicht. Doch können die geschriebenen Zeichen nicht allein hierüber entscheiden. So bleibt es im Sanskrit immer zweifelhaft, ob die lebende Sprache nicht auch ein kurzes *e* und *o* besass. Das Zeitmass liegt ganz und gar in der Natur der Aussprache, und entzieht sich am meisten der willkührlichen Bestimmung. Selbst individuelle Anlagen und Gewohnheiten können einen geringeren Einfluss darauf ausüben, da z. B. das Zusammenstossen mehrerer Laute nothwendig mehr Zeit in der Aussprache erfordern muss. Dagegen kann Anlage, Gewohnheit und Absicht in einer Sprache die ganze Geltung des Zeitmasses in der Rede begünstigen, oder beschränken, und hieraus entspringt für den Wohllaut und die rhythmische Schönheit der Rede und der Sprache überhaupt, auch in ihrer Wirkung auf den Charakter, ein höchst wichtiger Unterschied. Der Ausdruck der Gedanken wird durch diese rhythmische Eigenthümlichkeit der Sprache weniger wesentlich betroffen. Zu grosse Begünstigung desselben kann ihm niemals nachtheilig werden, ungerechte Vernachlässigung nur insofern, als die nicht sorgfältige Scheidung der langen und kurzen Vocale denselben Nachtheil, als die Verdunkelung des reinen Lauts der Buchstaben überhaupt mit sich führt. Dagegen kann die Unterdrückung der natürlichen Geltung des Zeitmasses wohl den Gedankenausdruck zu einseitig herausheben. Denn Rhythmus und Accent stehen in einem Verhältniss zu einander, das da, wo nicht richtige Sprachbehandlung es in schönes Ebenmass ausgleicht, dem ersteren feindselig werden kann, indem es dem ruhigen Walten des Zeitmasses nicht immer gelingt, neben der Heftigkeit der Rede, oder dem scharf accentuirenden Verstande sein Recht zu behaupten. Das Vorherrschen des aesthetischen Gefühls, das aber ebensowohl in der Einseitigkeit, als der Rohheit Hindernisse finden kann, ist hier entscheidend, erhält seine Freiheit neben dem Nachdruck der Gedankenverbindung, und weist dem Accent selbst im Wort seine dem rhythmischen Wohllaut angemessene Stelle an.

66. So wie das Zeitmass grösstentheils der eigenthümlichen Natur der Töne, so gehört der Accent ausschliesslich der Absicht des Redenden an. Er ist das Mittel, durch welches die Sprache die Rede, welche, ohne ihn, aus bloss an einander gereihten Grundtheilen bestehen würde, in verschiedene neben- und untergeordnete Ganze verknüpft und absondert. Denn indem der Accent eine Sylbe [1])

[1]) *Nach „Sylbe" gestrichen: „oder ein Wort".*

betont, macht er die folgenden tonlos, zieht sie daher in das Gebiet der betonten, und verbindet sie mithin mit derselben. Ebendies geschieht, wenn man Sylben, welche der Betonung vorausgehen, so an einander reihet, dass das Ohr durch die ihnen mangelnde Betonung auf eine zu erwartende aufmerksam wird. Dagegen schafft der Accent verschiedene Tongebiete und trennt die Sylben, indem er eine neue Betonung anheben lässt. Er folgt hierin unmittelbar der Richtung des Gedanken, und dient, den Fluss der Rede dem Fluss der Gedanken ähnlich zu machen, aber er wird bedingt durch die Gesetze der Aussprache, und fügt sich, jedoch mehr oder weniger, denen des Wohllauts. Man darf aber den Accent in diesem Sinne nicht mit andren Lautveränderungen der Vocale verwechseln, die wohl auch durch Accentzeichen angedeutet werden, und auch in Hebung oder Senkung der Stimme bestehen. Diese sind nur bestimmt durch Verschiedenheit der Intonation eine grössere Anzahl von Lauten möglich zu machen, als die intonationfreie Beschaffenheit derselben herzugeben vermag. Dies ist der Fall mit den Chinesischen Accentzeichen, da es im Chinesischen eigentlich so viele Abarten jedes Vocals giebt, als der Vocal Intonationen annehmen kann. Denn im Grunde fällt die Intonation der Sylbe doch immer nur auf den Vocal. Durch diese Intonationen vermehrt sich mithin der Umfang des Alphabets.*)

67. Die wichtigste Art des wahren Accents und diejenige, welche am meisten der Sprache angehört, ist der Wortaccent. Der Redeaccent wechselt natürlich nach der Beschaffenheit der Rede und kann nicht an den Theilen der unverbundenen Sprache haften. Aber seine Behandlung im Ganzen gehört allerdings zu der Natur der Sprache. Sie liegt zwar in der der Nation eigenthümlichen Vorstellungs- und Empfindungsweise, allein die Sprache kann von dieser auch niemals getrennt werden, und besteht, ausser den gleichsam todten Elementen, immer zugleich aus der in der Seele der Redenden liegenden Eigenthümlichkeit des lebendigen Vortrags,

*) In den Chinesischen Grammatiken werden die Intonationen zwar Modificationen der Wörter, oder was dort auf Eins hinausläuft, der Sylben genannt, was auch in ihnen viel zweckmässiger ist. Allein eigentlich ruhen sie doch nur auf der Vocalendung, und daher ist es, nach Art andrer Sprachen zu reden, natürlicher zu sagen, dass jede einfache und zusammengesetzte Vocalendung diese und diese Intonation haben kann, und nun die Wörter, nach Verschiedenheit ihrer Bedeutung, die so oder so intonirte Vocalendung annehmen. Auf diese Weise stellt sich die Sache den kurzen und langen Vocalen anderer Sprachen gleich.

nur dass sich dieser an todten Sprachen gar nicht, oder wenigstens nur unvollkommen erkennen lässt. In der Sanskrita Sprache fehlen bis jetzt alle Nachrichten über die Accentuation, und wenn die der Griechischen sich auch in ihren Zeichen erhalten hat, so bleiben über die Art des lebendigen wirklichen Vortrags der Accente in Verbindung einerseits mit dem Redeaccent, andrerseits mit dem Zeitmass noch viele Zweifel übrig.

68. Das Wort entsteht erst durch den Accent, der ihm die Einheit des Begriffes einhaucht. Wenn sich in einem einfachen Worte zwei ganz gleiche Betonungen fänden, so stellte sich die Einheit des Begriffs nicht sinnlich auch vor dem Ohre dar, und die Angemessenheit der Begleitung des Gedanken durch den Laut wäre gestört. Das natürliche Sprachgefühl würde dadurch zu sehr verletzt, als dass man sich den Fall möglich denken könnte. Zwei in einem Worte aus zwei verschiedenen zusammenkommende Accente werden sich daher in der Aussprache einer dem andren unterordnen, oder die Begriffe der einzelnen Wörter müssten sich denn nicht in Einen verbinden; denn alsdann waltet nothwendig ein Element vor. Da der Accent durch die feste Stelle, die er im Worte einnimmt, dessen Individualität vollenden hilft, so können durch Verschiedenheit der Betonung aus der gleichen Sylbenfolge verschiedene Wörter entstehen, und es darf nicht in Verwunderung setzen, dass dies auch in Sprachen ganz ungebildeter Nationen angetroffen wird. Es ist eine sehr gewöhnliche Bemerkung, dass den Fremden bei den gemeinsten Volksklassen nichts so unverständlich macht, als unrichtige Betonung. Gerade der Ungebildete in Nationen und Ständen ist gewohnt, jedes Wort unzergliedert als ein Ganzes zu nehmen, dessen Physiognomie, wenn man so sagen darf, er an dem Accente erkennt.

69. Obgleich mehrere Worte eigentlich bloss durch den Redeaccent verbunden werden, so geschieht dies in einigen Fällen doch auch durch den wahren Sprachaccent, nur dass alsdann die verbundenen Theile nicht, wie in jenem Fall, ihre ihnen eigenthümlichen Accente unverändert erhalten. Man sieht leicht, dass ich hier an die enklitischen Wörter erinnern will, die es aber bei weitem nicht bloss im Griechischen, sondern wenn man genau darauf achtet, in allen Sprachen giebt und geben muss. Denn in allen ist der Fall vorhanden, dass für sich bestehende Wörter in eine solche Lage gegen andre treten, dass ihre selbständige Geltung ganz in der Anschliessung an diese aufgeht. Damit aber fällt von

selbst auch ihre eigenthümliche Betonung dahin. In der so scharf accentuirten Englischen Sprache hört man dies, und zwar gerade auch im Volk, ungemein stark, und so dass die ganze Lautgeltung der enklitischen Wörter dadurch verändert wird. Wie dadurch auch der Accent des an sich reissenden Worts eine andre Stelle oder einen zweiten, jedoch wohl nicht gleich starken Accent neben sich erhalten kann, beruht auf Regeln und Gewohnheiten einzelner Sprachen, so wie auch, ob es für die Gattung von Wörtern, die angehängt werden können, doppelte Lautformen, eine orthotonische und enklitische, geben soll.*) Da in der Sanskrita Sprache zu dem Wort- und Redeaccent noch die genaue Bewahrung des Zeitmasses und die Wortverkettung durch Buchstabenveränderung hinzukam, so muss, bei dem ausserdem so grossen Umfange des Alphabets, ihr Lautsystem vorzüglich schwierig, aber auch ungemein reich und mannigfaltig gewesen seyn.

70. Durch den Redeaccent kann der Sprechende entweder genau das Gewicht bezeichnen, welches jedes Wort und jeder Satz in der Bedeutung der Rede haben, oder die Erhebungen und Senkungen der Stimme nach einer davon unabhängigen in der Sprache zur Gewohnheit gewordenen Methode vertheilen, welcher die Rücksicht auf den Sinn zwar nicht ganz aufgeopfert, aber doch vollkommen untergeordnet wird. Dieser Unterschied zeigt sich am deutlichsten im Deutschen und Französischen Lesen und Declamiren, da die Franzosen den Deutschen, welcher ihre Sprache, wie die seinige, im Reden accentuirt, des Singens beschuldigen. Ausser diesen beiden sehr entgegengesetzten Arten giebt es indess viele minder bestimmt nuancirte, die sich alle durch das mehr, oder minder starke Herausheben der Verstandesgeltung der Wörter und Sylben unterscheiden, da wohl jedes Volk hierin einem eignen Gefühl folgt. Gerade aber weil es von dem wichtigsten Einfluss ist, auf welche Weise die Gedankenfolge in dem lebendigen Vortrage erscheint; so ist dieser Punkt von der grössesten Erheblichkeit für die intellectuelle Bildung, vorzüglich des am meisten auf die lebendige Mittheilung beschränkten Volks.

71. Von den grössesten und sichtbarsten Folgen für die Ausbildung des Lautsystems ist die Einführung der Buchstabenschrift.

*) Die Sanskritischen Pronomina der 1. und 2. Person haben zwar für einige Casus, neben der ausführlichen, weil weniger üblichen Form, eine zweite häufiger gebrauchte, abgekürzte. Aber es scheint nicht, dass dieselbe bloss enklitisch gebraucht worden sey.

Obgleich der articulirte Ton durch dieselbe niemals dem Gebiete des immer vergehenden Schalles entzogen wird, und nichts, als ein an diesen Schall erinnerndes Zeichen erhält, so wirken diese Zeichen und ihre Vergleichung doch dergestalt auf den Verstand und die Einbildungskraft, dass die Sprachtöne sich bestimmter an die ihnen angewiesenen Punkte heften, und viel klarer in ihrer Elementareigenschaft vor die Seele treten. An den Zeichen geht die Aussprache einer Generation auf die der andren über, und Abweichungen lassen sich an der Rechtschreibung erkennen, und die Sprachlaute können mit Allem, was zu ihnen gehört, Gegenstand der Betrachtung und der wissenschaftlichen Behandlung werden. Die Buchstabenschrift führt daher die beiden grossen Vorzüge mit sich, aus welchen sich hernach viele einzelne Folgen durch die ganze Sprache erstrecken: einmal dass alle Lautverhältnisse der Sprache sich reiner und bestimmter gegen einander stellen und ordnen, und vollständiger und systematischer ausgebildet werden, dann dass, indem der Verstand die Grundtheile der Sprache genauer trennt und bestimmter festhält, die Idee ihrer Gliederung lebendiger in ihm wird, und die Vorstellung ihres von den Grundtheilen an aufsteigenden Baues an Anschaulichkeit und Vollständigkeit gewinnt. Dagegen kann auch durch die wissenschaftliche Bearbeitung der Lautbezeichnungen zu gekünstelte und systematische Behandlung derselben vorzüglich da entstehen, wo Sprachen aus dem lebendigen Volksverkehr in bloss gelehrten Gebrauch überzugehen anfangen.

3.

Wörtervorrath.[1])

72. Ein Wort ist ein Laut, der einen Begriff bezeichnet. Es liegt also in dem Wort allemal Einheit des Lauts, die bei verbundenen durch den Accent bewirkt wird, und Einheit des Begriffs. Das einfache Wort ist das wahre Individuum in der Sprache. Denn es enthält vollständig die ganze Verstandeshandlung der Sprache, es ist sogar selbst die Form, in welcher der Geist das in seine Subjectivitaet verwandelte Object wieder, als solches, aus sich hinausstellt (39.); dasjenige aber, was herauskommt, wenn man es selbst wieder zergliedert, die Sylbe und der Buchstabe, ist nicht

[1]) *Erster Druck dieses Kapitels: Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft 1, 385—411 (1884).*

mehr Sprache, sondern nur Element derselben. Alle, auch die zusammengesetzten Wörter sind die Bestandtheile, der Stoff der Rede, und in dem Wörtervorrath einer Sprache liegt also der gesammte Gedankenstoff einer Nation. Das Wort theilt die ganze, im Vorigen entwickelte Natur der Sprache, es hat dieselbe Objectivitaet und Subjectivitaet (40.), übt die gleiche Macht auf den Menschen aus (42.), und ist ebenso seiner Freiheit unterworfen (51.), es bildet die Gegenstände zu der eignen ideellen Welt, die in der Sprache überhaupt an die Stelle der wirklichen tritt (39.). Die eigenthümliche Auffassung der Dinge durch die Sprache liegt vorzüglich darin, dass die individuelle Subjectivitaet, sich immer gleich bleibend, alle Bestandtheile der Sprache auf dieselbe Weise nimmt und behandelt, an jeden sich anschliesst, und sie stammt mehr aus dem ideellen, als dem materiellen Theil der Sprachen, mehr aus der durch sie gegebenen Vorstellungsart, als aus den in ihr gebrauchten Lauten. Die Wörter, die in wenig veränderten Tönen. und bestimmte Gegenstände bezeichnend, von Geschlechten zu Geschlechten und Nationen zu Nationen übergehen, können daher nur wenig sichtlich diese Eigenthümlichkeit an sich tragen, die sich erst in ihrem Gebrauche, und in der Art, wie sie sich gegenseitig ergänzen, beschränken und bestimmen, offenbart. Wo also, wie bei den Sprachen ungebildeter Nationen, dieser Gebrauch nur aus dürftigen Sprachproben bekannt ist, da reicht die blosse, eben darum auch unvollständige Wörterkenntniss nicht hin die Eigenthümlichkeit der Sprache gerade von ihrer wichtigsten Seite zu ergründen.

73. Die Anzahl der in einer Sprache möglichen Wörter beruht auf der Anzahl der in ihr möglichen Sylben (62.[a]) und den besondren in ihr für die Wortbildung herrschenden Regeln und Gewohnheiten (62.[b]). Bestimmen lässt sich dieselbe füglich nur da, wo sie verhältnissmässig gering ist, und durch die Sprache ganz oder grösstentheils wirklich erschöpft wird.*) Dies kann beinahe nur bei den Sprachen mit einsylbigen Wörtern der Fall seyn.

74. Wenn man aber diese Sprachen als eine eigne Gattung zusammenfasst, so muss man wohl verstehen, in welcher Art dies

*) Es ist auffallend, dass die Chinesische Sprache, ihrer Armuth an gesprochenen Wörtern ungeachtet, doch nicht jedes der möglichen Wörter durch alle vorhandnen Betonungsarten durchführt. Noch weniger verbindet sie alle Endvocale mit jedem Anfangsconsonanten.

geschieht. Rein factisch kann diese Abtheilung nicht genannt werden. Denn ein grosser Theil aller, auch noch so vielsylbiger Sprachen lässt sich auf einsylbige Wurzeln durch Zergliederung zurückführen, und geht man in Gedanken auf den Ursprung der Sprachen zurück, so ist das Natürlichste, dem einfachen Begriff auch nur einen einfachen Laut zu widmen. Doch darf man dies nicht so verstehen, als müsste nothwendig jedes Stammwort einsylbig seyn. Denn in unsrer Sprachuntersuchung, in der wir nie bis auf den Anfang zurückzugehen vermögen, ist der Begriff des Stammworts selbst nur ein Verhältnissbegriff, und jede unsrer Sprachen kann mit vielen mehrsylbigen Wörtern, neben einsylbigen, begonnen haben. Dagegen besitzen auch die einsylbigen Sprachen diese Eigenschaft nicht rein, und wenn in ihnen zwei Wörter zu einem zusammengesetzten Begriff zusammenkommen, so hängt es nur von dem Accent ab, der dieselben verbindet, oder doch noch, jedes einzeln hervorstossend, trennt. Nun zu entscheiden, ob diese Trennung auch im Verstande die Begriffe weiter auseinander hält, oder ob die Verknüpfung der Begriffe die Eigenthümlichkeit der Aussprache nur als solche, nicht als Wortscheidung ansehen lässt, dürfte wohl an Unmöglichkeit gränzen. Dagegen lässt sich wohl mit Grunde behaupten, dass die Spaltung der Töne da, wo die nahe Verbindung die Begriffe zu Eins macht, den Einfluss stört, welchen die Abtheilung der Rede in richtige und angemessene Wortganze auf den Geist hervorbringt. In jedem einzelnen Fall mag es gleichgültig seyn, ob die Lautabtheilung mit der Gedankenabtheilung gleichen Schritt hält oder nicht. Aber in der Masse ist die Wichtigkeit unverkennbar, und die durchgängige Zerschneidung der Laute in einzelne Sylben muss auf den Fluss der Gedanken unvortheilhaft einwirken. Indess hat man wohl nie in China selbst die Untersuchung auf diese feineren geistigen Einflüsse der Sprache gerichtet, und in der Natur stellt sich ein Misverhältniss gewöhnlich immer wieder durch andre daneben eintretende Umstände her, so dass im Ganzen wieder dieselbe Erscheinung, als wo es nicht vorhanden ist, hervorkommt.

75. Schon der Begriff einsylbiger Sprachen muss daher mit gewisser Einschränkung verstanden werden, und die mehrsylbigen können ursprünglich einsylbig gewesen seyn. Die Wortabtheilung, die dieser Classification zum Grunde liegt, beruht sogar in Absicht der Laute auf Umständen, die, wie eben gezeigt worden, um so schwieriger zu beurtheilen sind, als sie keine genaue Kenntniss

des lebendigen Vortrags der Rede voraussetzen. Dennoch bleibt der einsylbige Bau einer kleinen Anzahl von Sprachen eine höchst merkwürdige Erscheinung, die, gerade ihrer Seltenheit wegen, die aufmerksamste Betrachtung verdient. Durchaus falsch ist die Vorstellungsweise, diese Sprachen, gleichsam wie Kindersprachen, als auf einer Stufe ursprünglicher Unvollkommenheit stehen geblieben anzusehen. Die Ursachen der Einsylbigkeit müssen gewiss ganz anders und viel tiefer aufgesucht werden. Da aber diese Eigenschaft den Amerikanischen Sprachen fremd ist, so habe ich ihr nur hier im Gebäude der Sprache überhaupt ihre passende Stelle anweisen wollen.

76. Dasselbe gilt in den mehrsylbigen Sprachen von der Gleichförmigkeit des Baues der Stammwörter, die z. B. in den Semitischen Sprachen angetroffen wird.

77. Wo die Wortbildung an keine so feste Form gebunden ist, da bleibt die Anzahl der möglichen Wörter unbestimmt, und eine Menge von zusammentretenden Umständen, von denen sich nur selten Rechenschaft geben lässt, bestimmt, welche davon wirklich ins Daseyn gerufen werden. Aber immer muss man annehmen, dass jedes durch ein andres, vor ihm vorhandenes entstanden ist. Denn alle Veränderungen in der Sprache geschehen (43.) allmählich, und immer wird nur das schon ganz oder zum Theil Gehörte nachgesprochen. Die Untersuchung der Wortlaute befindet sich daher überall an der Mitte einer Kette, deren Anfang ihr unzugänglich bleibt. Es bedarf aber kaum der verwahrenden Bemerkung, dass darum nicht alle noch vorhandene Sprachen Theile der nemlichen Kette zu seyn brauchen, da es (46.) verschiedene, lange oder niemals mit einander in Verbindung getretene Wörterentwicklungen geben könnte. Da jedoch die Gleichheit der Sprachwerkzeuge und ihrer Gesetze überall dieselben und nur eine gewisse Anzahl von Wortlauten möglich macht, so kann (47.) die blosse Einerleiheit oder Verwandtschaft des Tons für sich nicht über ihren historischen oder physiologischen Unterschied entscheiden. Die Verwandtschaft lässt sich auf zwiefache Weise denken, durch Ableitung, indem der einfachere durch Anhängung, Vorschlag oder Einschiebung zum mehr oder minder Zusammengesetzten wird, und durch Anklang, indem der einfache Ton, auch einfach, aber verändert, wiederklingt, oder eine verwandte Idee durch einen verwandten bezeichnet wird. Von dieser Entstehung jedes Worts aus einem andren Wort dürften höchstens die Naturlauten nach-

geahmten auszunehmen seyn, die zwar gewöhnlich gleichfalls von Geschlecht zu Geschlecht und Nation zu Nation übergehen, aber auch plötzlich entstehen können, obgleich sie auch in diesem Fall sich immer der Lautanalogie der übrigen Sprache anschliessen werden.

78. Hier, wo nur dem Gange der Wortbildung in einer gegebenen Sprache nachgeforscht werden soll, kommt es bloss darauf an, die zusammengesetzten Wortlaute in immer einfachere, soweit dies möglich ist, zu zergliedern, die Analogie dieser Zusammensetzung zu entwickeln, und die gefundenen einfachsten Wörter wiederum unter sich in ihren Lautverhältnissen zu vergleichen. Daraus ergeben sich nun auf der einen Seite die Gesetze und Gewohnheiten der Wortbildung der Nationen, auf der andren der Umfang, die Vollständigkeit und die Alterthümlichkeit ihres Wortbaus. Zu den ersteren gehören die Veränderungen der Wörter durch die Vocalreihe, die Einschiebungen und Veränderungen der Consonanten, die Erweiterungen der Wörter durch Vor- und Nachklänge, die Sylbenwiederholungen und Versetzungen. An diesem Allem lässt sich sehr oft der rohere oder feinere Sprachsinn der Nationen erkennen.

79. Je näher eine Sprache aus einer schon vollständig geformten entnommen ist, desto weniger steigt sie zu einfachen Lauten auf, die in dem Wörtervorrath mehrerer von diesen kaum überhaupt angetroffen werden. Nur da wo bedeutende Stämme Jahrhunderte hindurch, in grosser Freiheit von fremder Vermischung, ihre Sprache von Geschlecht zu Geschlecht fortgetragen haben, und der Ursprung sich in Dunkel verliert, erscheint der weite und alterthümliche Bau, in dem sich lange Geschlechtsreihen von Wörtern auf ihre Grundlaute zurückführen lassen, diese noch in ihrer Einfachheit Bedeutung haben, jede Analogie sich an zahlreichen Beispielen erweist, jede mit andren in derselben Sphäre oder Gattung befindliche Lautbeschaffenheit mehrere dieser oder alle neben sich findet, und in welchem mithin strenge Analogie den Geist durch ein vielumfassendes System von Wortklängen führt. Dies wirkt nun, ausser dem Einfluss einer solchen Fülle und Regelmässigkeit auf den Gebrauch, auch in sich, im klaren Bewusstseyn, wie in dunklem Gefühl auf die Nation zurück, und die Spracherzeugung in ihr wird fruchtbarer für Alles, womit sie in Berührung steht, wenn sich der Welt von Ideen auch eine sich selbst leicht und wundervoll ordnende Welt von Tönen zur Seite

stellt. Der Bau einer solchen Sprache knüpft jeden Einzelnen an viel entferntere Zeiten, an einen viel ursprünglicheren Zustand des Menschengeschlechts, an eine unendlich erscheinende Masse einmal da gewesener, und sich doch immer auf irgend eine Weise berührender und wieder hervorrufender Gedanken und Empfindungen an.

Hierin liegt (55.) das Regelsystem der Wortbildung, das man, 80. auch bei der bloss lexikalischen Vergleichung der Sprachen, von den Tönen selbst zu unterscheiden hat. Die Grundlage desselben ist das Lautsystem. Denn je feiner und geistiger sich das Gehör und der Sprachsinn in diesem erweist, desto sorgfältiger wird jede, vielleicht anfangs nur zufällig, durch Einschiebung eines Hauchs, eines Vocals, eines Nasenlauts, entstehende Abänderung des Tones beachtet, und durch die ähnlichen Fälle durchgeführt, und desto analogischer werden ihr andre gleichartige Veränderungen angebildet. Von verwandten Nationen gehen die Grundzüge dieses Systems in verwandte Sprachen über, und die Gleichartigkeit der Sprachen lässt sich in vieler Hinsicht richtiger an der lexikalischen Analogie, als an der grammatischen erkennen. Denn sie beruht nicht, wie diese auf allgemeinen Denkgesetzen, sondern heftet sich unmittelbar an den Ton. Je individueller aber eine Gleichartigkeit ist, desto sichrer weist sie auf einen geschichtlichen Zusammenhang hin. Doch müssen die Fälle wohl beachtet werden, wo Wörter, in deren Bau Analogien dieser Art angedeutet sind, in andre Sprachen ohne diese Analogien selbst, d. h. ohne das Gefühl derselben bei der andren Nation, und daher ohne Fortbildung durch sie, übergegangen sind, und nun Theile einer Sprache werden, in welcher gar kein solcher Bau in solcher Vollkommenheit, oder ein andres System desselben vorhanden ist.

Aus diesem inneren Zusammenhange der Wörter, auch in 81. ihren Lauten, folgt nunmehr von selbst, dass die Wörter mehrerer Sprachen zum Behuf der Auffindung ihrer Gleichartigkeit nicht dürfen unmittelbar mit einander verglichen werden, sondern erst eine Vergleichung derselben in jeder einzeln vorausgehen muss. Die alphabetische Nebeneinanderstellung der Wörter verschiedener Sprachen reisst jede von diesen aus ihrem natürlichen Zusammenhang. Wenn aber die Vergleichung der Wörter einer Sprache unter einander geschehen ist, so ergeben sich für die mit einer andren zwei Gegenstände: die Regeln der lexikalischen Analogie und die Grundlaute, und mit den ersteren die von einer Sprache in die andre übergegangenen wirklich nach diesen Regeln ge-

formten zusammengesetzten Wörter. Eine Vergleichung, die ihre Gewähr in sich selbst trägt, kann nur auf diese Weise geschehen. Wenn man aber, wie es sehr oft der Fall ist, aus Mangel an Hülfsmitteln, oder weil eine Sprache gar keinen so einsichtlich ausgeführten inneren Bau hat, und weil man auch den vorhandenen doch nie ganz vollständig erkennt, auf die unmittelbare Wörtervergleichung zurückgewiesen wird, so muss man doch die beiden zu vergleichenden Wörter erst möglichst genau jedes in seiner Sprache, ihrer Entstehung nach, erforschen, um nicht wirklich verschiedene wegen bloss scheinbarer Lautähnlichkeit, als gleichartig, anzusehen.*)

82. In allen hier betrachteten Beziehungen ist nur auf die Abhängigkeit der Wortbildung von der Tonbehandlung der Nation gesehen worden, auf die Art, wie sie dem Vorrath ihrer Wortlaute Umfang und Mannigfaltigkeit giebt. Es gesellt sich aber der Wortbildung auch hauptsächlich Rücksicht auf die Bedeutung zu, und wenn z. B. die Entstehung von *λαμβάνω* aus *λάβω* blosse Tonveränderung ist, so führt die von l e g e n aus l i e g e n eine Nuance des Sinnes mit sich. Ganz auf der Bedeutung beruht die Wortbildung durch Zusammensetzung, in welcher immer mehrere Begriffe verbunden werden, entweder zu einem neuen dritten, oder, wie bei der Bildung durch Vor- und Nachsilben, bloss zu verschiedner Bestimmung des Hauptbegriffs. Die Lautverhältnisse wirken dabei nur gelegentlich auf untergeordnete Weise mit.

83. In der Wahl der Laute für die Begriffe lässt sich die Sprache natürlich durch die klareren und dunkleren Beziehungen leiten, welche das Gefühl und die Einbildungskraft, der Individualität der Nationen gemäss, unter ihnen findet. Geschichtlich verliert sich dies aber in die Zeiten der Spracherfindung, an welche keine Untersuchung mehr reicht, und durch die allmähliche Sprachumänderung, wo bald der Ton von dem Grundton, bald der Begriff von dem Grundbegriff nach und nach weiter abgebeugt wird, erleidet dies Verhältniss zwischen Ton und Bedeutung sehr oft eine gänzliche Abänderung. Auch ist das, seiner Natur nach,

---

*) So könnte man das Coptische *hrosch* und Sanskritische *rôsha*, die beide Zorn bedeuten, für gleichartig halten, da das *h* hier ebenso ein blosser Hauch des *r* seyn könnte, wie es in *hloili* auch *loili* ist. Allein sorgfältigere Vergleichung zeigt, dass *hrosch* aus dem gleichbedeutenden *horsch*, wie *hroyr* aus *hoyrooy* und *heri* entstanden, und also jene Lautähnlichkeit mit dem Indischen Worte bloss zufällig ist.

unbestimmtere Gefühl, auf dem es beruht, in verschiedenen Völkern verschieden, und gerade die Nationen, die ursprünglichere, d. h. weniger Spuren grosser Umwälzungen an sich tragende Sprachen besitzen, dulden in ihren Silben weniger zusammenstossende Consonanten, und entbehren mithin ein Mittel mehr, den Charakter des Wortlauts zu bestimmen. Es ist also eine gar nicht ungewöhnliche Erscheinung, starke und selbst widrige Begriffe mit sanften und weichen Lauten und umgekehrt gepaart zu sehen, und in geschichtlichen Sprachuntersuchungen ist auf diese Analogie durchaus kein Gewicht zu legen. Phantasie und Scharfsinn finden darin einen weiten, aber höchst unsichren Boden, und für zehn, solche Uebereinstimmung des Tons mit der Bedeutung beweisende Beispiele geräth man auf eine viel grössere Anzahl, in welchen sie fehlt. Dagegen wäre es gleich unrichtig, die Aufmerksamkeit ganz davon abzuwenden. Denn es ist nicht zu läugnen, dass in Sprachen von hohem Alter und weitem und mannigfaltigem Wortbau sich das Gefühl einer solchen unverkennbaren Uebereinstimmung häufiger aufdringt, als in andren. Wo sie aber in einer unvermischt gebliebenen Muttersprache Jahrhunderte hindurch auf dieselbe Nation fortwirkt, da erhöht und verstärkt sie den Einfluss der Sprache, bei der Alles darauf ankommt, durch die engste Verschmelzung des Tons mit dem Begriff aus dem Wort ein eignes, zwischen dem Menschen und der Welt, zugleich abhängig und unabhängig von beiden, schwebendes Wesen zu machen. Vorzüglich sichtbar ist dies im Deutschen, und den von ihm abhängenden Sprachen.

84. Die Wortlaute gehen zwar zugleich mit ihren Bedeutungen von Geschlecht zu Geschlecht und von Stamm zu Stamm über; da aber der Begriff beweglicher ist, als der sinnlich wahrnehmbare Laut, und nach Verhältnissen, die bald in ihm, bald im Individuum, bald auch in den äussern Umständen liegen, leichtere Uebergänge bildet, so entstehen häufigere Abbeugungen der Bedeutungen, als des Tons. Man kann daher die Wortlaute als Formen ansehen, die aus grauem Alterthume her sich bis auf uns erhalten, und in sich einen mehr oder minder wechselnden Gehalt aufbewahrt haben, durch den sich jedoch immer ein, wenn gleich oft nur lose verknüpfender Faden hindurchschlingt. Schon insofern wird in der Untersuchung des Sprachbaus eine, in der Natur allerdings nicht vorhandene, Trennung des Wortes als Laut und als Begriff nothwendig. Denn die stätige Reihe der Vorstellungen

erfordert, ebenso als die stätige Reihe der Töne, Eintheilung in den Wortlauten entsprechende Gedankeneinheiten, durch welche ideale Objecte aufgefasst und verknüpft werden können.

85. Jeder solcher Gedankeneinheiten, mithin jedem Worte entspricht ein Gegenstand, entweder ein in der Natur körperlich aufzuzeigender, oder ein durch den Geist, mehr oder minder unabhängig von sinnlicher Wahrnehmung, gebildeter. Denn obgleich das Wort selbst in diesem letzteren Fall dieser Gegenstand ist, so muss man das Wort im Allgemeinen und an sich von dem in einem bestimmten Augenblick von einem bestimmten Individuum gedachten, ebenso wie auf gleiche Weise die ganze Sprache unterscheiden. Das Wort macht, dass sich die Seele den in demselben gegebenen Gegenstand vorstellt. Diese Vorstellung muss von dem Gegenstande unterschieden werden; sie kann individuell verschieden seyn, und muss es, da sie von allen Seiten bestimmt ist, der Gegenstand aber, als Object, immer nur allgemeiner gefasst werden kann; sie hat neben dem objectiven Theil, der sich auf den Gegenstand bezieht, einen subjectiven, in der Art der Auffassung liegenden, sowohl in der intellectuellen Ansicht, als in der diese begleitenden Empfindung. Wiederum aber bedarf es kaum der Bemerkung, dass diese Trennung nur auf der Abstraction beruht, dass das Wort keine Stätte ausser dem Denken haben kann, und ebensowenig der Gegenstand desselben, wenn dieser ein unkörperlicher ist, dass es selbst jedesmal ganz von dem Geiste hervorgebracht wird, dass es wahrhaft seine Vollständigkeit und Individualität nur in dem jedesmaligen Denken hat, und als Bestandtheil der Sprache, als Object der Sprachuntersuchung, nur eine allgemeine, auf verschiedene, jedoch durch seine Natur beschränkte Weise individualisirbare Form ist. Auch bei sinnlichen Gegenständen bleibt dies der Fall, da niemals sie geradezu, sondern immer nur diejenige Vorstellung von ihnen der Seele gegenwärtig werden, welche das Wort von ihnen giebt.

86. Darauf dass jedes Wort einer Sprache eine gewisse Weite für die Möglichkeit verschiedenartiger Vorstellungen besitzt, beruht die Möglichkeit, dass sich in derselben Sprache die Vorstellungsweisen ganz verschiedener Individualitäten der Menschen und Zeiten vereinigen, und bei der Einerleiheit der allgemeinen Sprache dennoch jedes (50.) seine eigene haben kann. Denn das Verstehen ist kein Zusammentreffen der Vorstellungsweisen in einem untheilbaren Punkt, sondern ein Zusammentreffen von Gedankensphären, von

welchen der allgemeinere Theil sich deckt, der individuellere überragt. Dadurch wird das geistige Fortschreiten des Menschengeschlechts möglich, indem jede gewonnene Erweiterung des Denkens in den Besitz Anderer übergehen kann, ohne in ihnen der Freiheit Fesseln anzulegen, welche zur Aneignung, und zu neuer Erweiterung nothwendig ist, und indem zugleich die Formen des Denkens, die Sprachen, die Veränderungen erfahren, welche ihnen, wie Allem, was an irdische Erscheinung gebunden ist, in ihrem Entwicklungsgange vorgeschrieben sind. In jeder Bedeutung eines Worts ist also die Aufmerksamkeit darauf zu richten, wie es die individuelle Vorstellungsweise frei lässt und bestimmt, und es kann eine Geschichte der Wörter und ihrer einzelnen Bedeutungen durch alle die verschiedenen Arten durchgeführt werden, wie sie genommen und gebraucht worden sind.

87. Der zu der Klarheit und Bestimmtheit des Worts gesteigerte Begriff ist allemal der Erfolg des Zusammenwirkens der ganzen Seelenkraft, und da es nun die Eigenthümlichkeit des Wortes ist, diesen Begriff durch den Ton, wie durch einen elektrischen Schlag, hervorzurufen, so strahlt die Wirkung desselben durch die ganze Seele nach allen Richtungen hin. Die Einheit einer Kraft lässt sich nicht in Theile zerspalten, indess leuchten in der Bildung und dem Einfluss des Worts doch drei grosse und hauptsächliche Beziehungen hervor, unter denen jedes betrachtet und geprüft werden kann: seine logische Construction, seine sinnliche Geltung und sein Eindruck auf das Gefühl. Jedes dieser drei Stücke erscheint aber wieder in dem Wort auf eine zwiefache Weise, da man die Vorstellung des Gegenstandes selbst (85.) von derjenigen unterscheiden muss, welche das Wort, seiner Bildung und Entstehung nach, von ihm giebt, und von diesen beiden Vorstellungen keine die andere aufhebt, sondern beide in ein gewisses Verhältniss zu einander treten.

88. Das Wort giebt dem Begriffe Gestaltung, und durch den Ton, unmittelbar vor dem Ohr, und mittelbar vor allen sinnlichen Kräften der Seele, sinnliche Geltung. Das Wort fasst jeden Begriff, als einen allgemeinen auf, bezeichnet, streng genommen, immer Classen der Wirklichkeit, selbst wenn es ein Eigenname ist, da es alsdann alle, der Zeit und dem Raume nach, verschiedenen Zustände des Bezeichneten (ihn als eine Classe vorstellend, in welcher er in allen diesen Zuständen eben so, wie verschiedene Individuen in einem Gattungsbegriffe, enthalten ist) zusammenfasst. Es macht

aber sich selbst, und mithin auch den in ihm enthaltenen Begriff zu einem Individuum der Sprache. Es kann daher jenen nur von einem einzelnen Standpunkte aus nehmen, darf jedoch nichts aufgeben von seinem Gehalt, und dies wird erreicht, indem das Wort der Seele nach jenen drei Hauptbeziehungen hin eine bestimmte Anregung ertheilt, durch welche die Begriffserzeugung zwar vollständig, aber von einer scharf bestimmten Seite aus geschieht. Dadurch entstehen in den gleichbedeutenden Wörtern mehrerer Sprachen verschiedene Vorstellungen desselben Gegenstandes, und diese Beschaffenheit des Worts trägt hauptsächlich dazu bei, dass jede Sprache eine eigne Weltansicht gewährt.

89. So wie die Sprache und in ihr das Wort die individuelle Natur der Welt verallgemeinert, so vergeistigt sie die in äusserer und innerer Wahrnehmung stoffartige. So wie aber das Wort selbst wieder in der Sprache Individuum wird, so wird es auch in ihr körperlich durch Annahme des Tons, und dient dem Geiste zum Stoff neuer Wirksamkeit. Das eine und das andre geschieht aber zugleich und in untheilbarer Einheit, synthetisch, und Allgemeinheit und Individualitaet, Geistigkeit und Stoffartigkeit durchdringen einander im Wort, was, da jene Begriffe sich sonst aufheben würden, nur dadurch möglich ist, dass das Wort, als Sprachbestandtheil ausser der Seele gedacht, nichts als eine Anregung zum Denken, als vollendeter Begriff in der Seele gedacht, das Denken selbst ist, und der menschlich geistigen Kraft dies unaufhörliche Entwickeln und Rückkehren des Allgemeinen und Unsinnlichen aus Individuellem und Sinnlichem und in dasselbe eigenthümlich angehört. Blicken wir nun auf die oben (87.) erwähnten drei Hauptrichtungen zurück, nach welchen hin das Wort die Seele anregt, so kann dasselbe nur insofern sinnliche und Empfindungsgeltung besitzen, als es sich dieselbe auf dem Gebiete der Intellectualität zu erhalten vermag. Dies geschieht aber nur, indem dieser Sinnen- und Gefühlsgehalt zugleich, und wieder synthetisch, als Stoff vernichtet und als Form erhalten wird, was das Werk der Einbildungskraft ist, der Vermittlerin der entgegengesetzten Naturen in der Menschheit. Da nun auch der Verstandesgehalt des Wortes sich nur auf ihrem Gebiete mit dem sinnlichen vereinigen kann, so ist dieses Gebiet eigentlich die Sphäre, in welcher das Wort schwebt, indem die Einbildungskraft die Gesammtkräfte der Seele zum Hervorbringen oder Verstehen desselben zusammenfasst.

Die Art, wie das Wort, immer nach jenen drei Richtungen 90. hin, die Gegenstände äusserer und innerer Wahrnehmung vor die Seele bringt, kann man das Objective in demselben, seine Materie, die Art aber, wie die Vermögen der Seele, nach jenen Richtungen, zu einander in Verhältniss treten, und sich zur Einheit des Zusammenwirkens verschmelzen, das Subjective in demselben, seine Form nennen.

Beides liegt unläugbar in der Sprache und in jedem einzelnen 91. ihrer Wörter; indem es die Individualitaet der Sprechenden war, hat es sich an die Laute geheftet, und kehrt durch sie in die lebendige Individualitaet zurück. Denn die wundervolle Art der Verkörperung einer geistigen Zeugung, welche eine gleiche im Andren hervorbringt, ist ja die wahrhaft eigenthümliche Natur der Sprache, und ruht vorzüglich auf ihrem Hauptbestandtheil, dem Wort. Die Form ist aber noch wichtiger, als die Materie. Denn sie hängt an der ganzen Sprache, und wenn daher diese auch als todte oder fremde von einer sehr verschiedenen Individualitaet aufgefasst wird, nöthtigt sie dieselbe dennoch, ihre Anschauungsweise anzunehmen, indem sie sie von allen Seiten mit derselben umstrickt. Die Materie vermag nicht nur dies nicht, sondern die besondere Vorstellungsweise des Gegenstandes bleibt auch nicht einmal immer im Worte erkennbar, oder wird wenigstens nicht mehr so, als bei dessen Entstehung gefühlt; die Individualitaet des Worts geht in der Allgemeinheit des Begriffes verloren. Ich habe hierauf schon im Vorigen (87.) in dem Unterschiede zwischen der Vorstellung von dem Gegenstande und der des Wortes von ihm hingedeutet. Dieser Unterschied wird freilich nur dadurch möglich, dass das Wort, als verkörperter Begriff, nach und nach von sehr verschiedenen Individualitäten verschiedenen Anschauungsweisen angepasst wird, in welchen der jedesmalige Gebrauch den Gegenstand gar nicht so darstellt, als der erste Erfinder; aber so verstanden lassen sich ganze Reihen von Beispielen davon aufzeigen. Die Ausdrücke für körperliche Gegenstände sind gewiss zum grössten Theile aus Eigenschaften entstanden, die an denselben vorzüglich auffielen, und sind nichts anders, als zu Adjectiven gewordene Substantiva, unsinnliche Begriffe werden metaphorisch nach körperlichen bezeichnet, grammatische, bloss die Verbindung der Rede bestimmende, nach Wörtern für Sachbegriffe. In allen diesen Fällen geht sehr häufig, ja mehrentheils, der Charakter der ursprünglichen Bezeichnung unter, und der Begriff des

Gegenstandes tritt allgemein, oder anders genommen, an die Stelle. Schwerlich ist bei dem Indischen *dwipa* für Elephant immer an die Eigenschaft des doppelten Trinkens durch den Rüssel und den Mund gedacht worden, wenigen, die das deutsche Vernunft und zurück gebrauchen, fällt es ein, dass jenes von vernehmen, dieses von Rücken kommt. Viele Wörter, die ehemals gar keine solche Nebenbedeutung hatten, werden späterhin nur scherzhafter, ironischer oder verächtlicher Weise gebraucht. So wechselt die Materie des Worts; selbst zwischen demselben Ton und demselben durch ihn bezeichneten Gegenstand findet der Geist einen Spielraum bequemer Weite, verschieden nuancirte Vorstellungsarten einzuschieben; eigentlich aber wird unter demselben Schall jedesmal ein andres Wort ausgesprochen. Denn nur das wirklich gedachte oder gesprochene ist das eigentliche Wort, das sich gleichsam todt in der Sprache forterbende nur die immer wieder, und immer etwas anders belebte Hülle. In dem gedachten oder gesprochenen ist allemal Materie und Form zugleich durch den Charakter des Worts und der Sprache und durch den des Sprechenden bestimmt.

92. Dies trifft mit dem oben (86.) Bemerkten zusammen, dass die Natur des Wortes, auch in der gleichen Sprache, dem Einzelnen bis auf einen gewissen Grad seine eigne Sprache zu haben erlaubt. Es ist aber darin verschieden, dass jenes auch da statt findet, wo die Materie und Form des Wortlauts vollkommen empfunden werden, hier von dem entgegengesetzten Falle geredet wird. Es offenbart sich also hier eine zwiefache Weite der Lautform, als Hülle des Begriffs.

93. Wenn sich in den Wörtern einer Sprache die ursprüngliche Anschauungsweise der Gegenstände nach und nach verwischt, so ist nicht zu läugnen, dass eine gewisse Individualitaet und sinnliche Lebendigkeit in ihr untergeht. Aber es ist darum nicht zu sagen, dass sie nicht vielleicht dadurch auf der andren Seite gewinnt. Denn die Vorzüge der Sprachen werden nicht durch den partiellen Reichthum von Bildern und Begriffen bestimmt, den sie der Seele zuführen, sondern durch ihre Einwirkung auf das Denken und Empfinden überhaupt. So gewährt z. B. die (90.) angeführte Bezeichnung der Gegenstände durch ihre Eigenschaften, solange sie in einer Sprache lebendig ist, grössere Fülle der Anschauung, aber sie hat auch, ohne anderer geringerer zu erwähnen, den Nachtheil, dass sie die Freiheit beim Vorstellen des Gegenstandes zu

einseitig beschränkt, und, Substantiva zu sichtlich aus Adjectiven bildend, die Uebereinstimmung stört, in welcher die Sprache, der Natur auch in ihrer Form folgend, zum Ausdruck selbständiger Wesen in dieser auch mit Selbständigkeit begabte Wörter gebrauchen muss. Viel angemessener wirkt das Uebereinkommen des Begriffs mit dem Laut nach dunklem Verwandtschaftsgefühl (83.), da die Seele dadurch gestimmt und geleitet, aber nicht in der Weise der Vorstellung beschränkt wird. Wenn die Sprachuntersuchung sich auf diese Beziehungen richtet, sie in den Wörtern aufsucht, ohne sie hineinzulegen, und auf diese Weise den immer der Muttersprache, auch unbewusst, verwandten Sprachsinn der Nation weckt, und dadurch klarere Einsicht und ein feineres Gefühl der Sprache bewirkt; so kann die ursprüngliche Individualitaet der Wörter wieder heller ans Licht treten, und ordnet sich nun, ohne weiter zu schaden, der durch die Zeit freier und intellectueller gewordenen Auffassung der Gegenstände unter.

94. Nicht leicht werden zwei Sprachen in der Form ihrer Wörter ein vollkommenes Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Anregungen halten, welche die Seele dadurch erfährt. Eine dieser Anregungen wird vorwalten vor der anderen, und auch die Kraft verschieden seyn, mit der, worauf vorzüglich die Klarheit und Bestimmtheit des Denkens beruht, diese Anregungen in dem Begriffe zur Vorstellung des Gegenstandes zusammenschlagen. Forschungen dieser Art lassen sich nur an hochgebildeten Sprachen machen, allein auch das blosse Gefühl nimmt die Unterschiede wahr. In einer herrscht eine grössere sinnliche Klarheit, eine andre stimmt mehr das Gefühl, eine dritte begnügt sich trockner mit logischer Bestimmung. Diesen Charakter kann die sich ändernde Richtung der Nation abändern, aber, unaufhörlich seinen Einflüssen unterliegend, niemals verlassen. Er bestimmt auch zum Theil den Gebrauch, den man von der Sprache macht, den mehr poetischen, philosophischen, wissenschaftlichen Charakter ihrer Literatur, und wird wieder durch diesen bestimmt.

95. Bei der Materie der Wörter tritt nun die Natur der Gegenstände hinzu, und es entstehen mithin bei jedem Worte die Fragen: was fasst das Wort, als seinen Gegenstand, zusammen? wie bezeichnet es dies Zusammengefasste? und welchen Nebenbegriff verbindet es, nach begleitendem Gefühle, mit dieser Bezeichnung? Werden diese Fragen nach einander aus einem zwiefachen Standpunkte angestellt, einmal aus dem Einer Sprache in Rücksicht auf

die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, dann aus dem Standpunkte dieser in Rücksicht auf die Wörter mehrerer Sprachen, so wird, wenigstens der Richtung nach, das Verhältniss der Bezeichnung zum Bezeichneten erschöpft. Die Sprache verfährt nemlich bei der Wortbildung auf eine gleichmässige Weise, und diese ist es, welche durch Prüfung einer bedeutenderen Anzahl von Wörtern erforscht werden muss.

96. Der materielle Gehalt der Wörter scheint durch die Gegenstände des Denkens von selbst bestimmt. Die vergleichende Untersuchung mehrerer Sprachen zeigt aber das Gegentheil, und da das Wort nicht unmittelbar von dem Gegenstande, sondern von dessen Auffassung abhängt, ja viele Gegenstände erst von der Seele gebildet werden, so muss es nothwendig so seyn. Das erste hier vorwaltende Gesetz ist nun das einer richtigen Eintheilung des Gedankenstoffs durch die Sprache, oder anders ausgedrückt, dass der Gegenstand des Worts von festen Gränzen umschrieben sey, alles enthalte, was zur Vollendung seines Begriffs gehört, und nichts, was ihm nicht wesentlich ist, sondern nur zufällig anhängt. Selbst bei Ausdrücken für körperliche Gegenstände sind ihre Bedeutungen nicht immer den festen Naturgränzen angemessen, sondern schwanken zwischen ihnen herum;*) noch häufiger findet sich diese Unbestimmtheit bei intellectuellen Bezeichnungen; und ganz gewöhnlich ist es bei den Sprachen, mit welchen wir hier zunächst zu thun haben, dem Begriff Bestimmungen beigemischt zu finden, die seine Allgemeinheit stören, und die er nur zum Nachtheil der Deutlichkeit mit sich herumtragen muss. Dagegen giebt es aber auch in mehreren Sprachen neue und vortreflich gebildete Begriffe, die als wahrhafte Erweiterungen des Denkens gelten müssen. Denn der Besitz eines Worts für einen bisher nicht in diesen Gränzen gedachten Begriff ist, wenn es eine Masse Gedankenstoffes betrifft, die zu Gewinnung erweiterter Ansichten befördernd in das Denken eingreifen kann, von unermesslichem Gewinn.**) In dieser Vertheilung der Begriffe auf die Wörter offenbart sich nun zunächst der Sinn der Nation für richtige und scharfe Naturauffassung und logische Genauigkeit; aber in höheren Beziehungen geht daraus das glückliche Schöpfungs-

---

*) Von dieser Art sind im Sanskrit *kaṭi, taṭa, śrôṇi, nitamba,* die alle die Gegend des Leibes um die Hüften in unbestimmter Begränzung andeuten.

**) Man kann hier die Sanskritischen *nyâya* und *yôga* anführen

vermögen des Geistes hervor. Gewiss aber darf man sich dies nur sehr selten so vorstellen, als würde einem rein gedachten Begriff ein neues Wort gegeben; gewöhnlich wird nur ein bisher in niedrigerer oder unbestimmterer Bedeutung genommenes umgestempelt.

Das zweite Gesetz in Absicht des Inhaltes der Wörter ist, 97. dass das Wort nicht zu viele und durch zu lockere VerwandtschaftsBande mit einander verknüpfte Bedeutungen in sich fasse. Es findet sich dies in einigen Sprachen mehr als in andren, namentlich führt man darüber im Chinesischen und Sanskrit Klage. Doch sollte man nicht vergessen, dass diese grösstentheils nur die Mangelhaftigkeit der Wörterbücher trifft, die, ohne Ordnung und Nachdenken, alle Bedeutungen, in welchen sich das Wort in einzelnen Stellen findet, auf einander folgen lassen, und aus jeder Stelle gerade die bestimmteste Bedeutung herausheben, zu welcher der Zusammenhang der Begriffe den natürlichen und einfachen Sinn des Worts hinüberzwängt. Würde dies gehörig gewürdigt, und unterschiede man die Zeiten und Gattungen des Gebrauchs, so würde jene, jetzt allerdings, vorzüglich den Anfänger störende Vieldeutigkeit sehr zusammenschmelzen. Wo sie jedoch nicht abgeläugnet werden kann, da fällt sie auf der einen Seite mit der oben (96.) gerügten Unbestimmtheit zusammen, die mehr als Eine Bestimmung des Begriffs, und mithin mehrere Begriffe zulässt, kann aber auf der andren auch aus zu scharfsinniger Ausspinnung eines Begriffs in alle von ihm ausgehende Fäden, oder aus Vorliebe zu allzu kühnen Metaphern entstehen, und mithin gerade den Sprachen sehr geistreicher Nationen eigen seyn. Mit der Vieldeutigkeit der Wörter darf man jedoch nicht den vielumfassenden Umfang ihrer Bedeutung verwechseln. Bei ihm bleibt diese doch einfach, und eine das Nachdenken wahrhaft befördernde Sprache muss gerade auch auf den höchsten Stufen der Abstraction, oder den niedrigsten der individualisirenden Bestimmung (da solche Wörter auf beiden entstehen können) den Gedanken geheftet haben. Nur die Vielfachheit neben einander stehender concreter Bedeutungen, und die willkührliche Anwendung allgemeiner auf einen der vielen unter ihnen begriffenen stört die Bestimmtheit des Ausdrucks und die leichte Verständlichkeit.

Unter der Art der Bezeichnung des Begriffes im Wort ver- 98. stehe ich hier nicht die durch den Ton, obgleich diejenige, von der hier die Rede ist, den Ton bestimmt, und bisweilen mit ihm

zusammenfällt. Sonst aber ist vom Tone allgemein (73—82.) und besonders in Beziehung auf die Bedeutung (83.) schon im Vorigen gesprochen worden. Hier ist von dem Inhalt des Wortes, also dem Begriffe, die Rede. Allein der Begriff kann weder in seiner Definition, noch, wenn er einem körperlichen Gegenstand angehört, in dem ganzen Wesen desselben gegeben werden; das Wort muss ihn in Einheit gestalten (88.), das also, wodurch es ihn dem Geiste des Hörenden andeutet, ist, auch als Begriff, seine Bezeichnung. Ursprünglich liegt diese Bezeichnung (die eigentlich nur in Beziehung auf den Hörenden eine solche, von Seiten des Sprechenden aber eine Auffassung ist) in jedem Wort, bei den den Naturlauten nachgebildeten in dem Tönen der Gegenstände, bei andren für körperliche Dinge in andren ihrer Eigenschaften, bei intellectuellen in den zu ihrer Andeutung gewählten Metaphern. Denn indem der Begriff in einen Ton gekleidet wurde, musste sich die Zunge doch durch etwas bei der Wahl desselben bestimmen lassen, und dies konnte nur diese, den ganzen Begriff in Einem Punkte zusammenfassende Anschauungsweise seyn. Diese selbst aber kann man sich nur sinnlich denken, theils weil sie zur Wahl des Tons leiten soll, theils weil die ganze Wortbildung (89.) in der Sphäre der Einbildungskraft schwebt. In den meisten Fällen ist jedoch diese sinnliche Auffassungsweise des Gegenstandes, welche dem Tone vorausgieng, oder mit ihm zugleich, doch immer ihn bestimmend, entstand, nicht mehr aufzuspüren, und dann hängt sie noch bloss an der auf den Ton ausgeübten Wirkung, bisweilen auch nicht einmal mehr an dieser auf eine erkennbare Weise. Im ersteren Fall ist der Lautcharakter des Worts (seine Härte oder Sanftheit, seine Helligkeit oder Dumpfheit u. s. f.), im letzteren bloss der Schall der articulirten Töne selbst die Bezeichnung des Wortinhalts. Beispiele geben die drei deutschen Wörter: Fliege, Krähe, Gans. Bei dem ersten ist die Bezeichnung des Begriffs das unaufhörlich wiederkehrende Fliegen, wodurch das Thier so vorzüglich lästig wird; bei dem zweiten das Geschrei des Vogels; bei dem dritten das blosse, aus dem Indischen stammende, und auch da nicht zu erklärende Wort. Aehnliche Beispiele gewähren die Wörter für geistige Begriffe mit und ohne erkennbare Metaphern.

99. Diese Art der Begriffsbezeichnung könnte man die Selbstbedeutung der Wörter nennen. Denn sie unterscheiden sich wirklich durch sie von andren, demselben Gegenstande gewidmeten.

Es ist in vielen Rücksichten wichtig nachzuforschen, ob in einer Sprache vielen Wörtern eine solche Selbstbedeutung eigen ist? und auch den schon (91.) angedeuteten Fall zu unterscheiden, ob dieselbe noch allgemein von dem Volke gefühlt wird, oder nur noch dem Forscher erkennbar da liegt? Da man das Vorherrschen der Selbstbedeutungen wohl mit Recht als das Ursprünglichere in den Sprachen ansehen muss, so lassen sich daraus Folgerungen auf die in ihr vorgegangenen Umänderungen ziehen. Sie selbst aber, soweit sie sich mit Zuverlässigkeit offenbaren, sind wichtig zu untersuchen, weil sie die Richtung zeigen, nach welcher ein Volk die Natur aufgefasst, und das Geistige in sinnlicher Umhüllung der Sprache angeeignet hat. Da man sich aber hier auf einem geschichtlichen Gebiete befinden soll, so muss man sich wohl hüten, dem Scharfsinn und der Einbildungskraft hierbei zuviel einzuräumen, und sich nur auf dasjenige beschränken, worauf sichere Spuren der Bildung führen.

Der sinnliche Stoff des Wortes, von dem wir hier reden, ist die Handhabe, an welcher der Geist die intellectuellen Begriffe auffasst, und wenn man dem Gange der Natur getreu bleiben will, muss man sich die Bezeichnung derselben in der Sprache nicht als vom Begriff zur Bezeichnung herab-, sondern, umgekehrt, zu ihm hinaufsteigend denken. Es ist überall in der Menschheit so, dass sich aus Erscheinungen, die durch die blosse Fruchtbarkeit zeugender Kräfte, wie zufällig, ins Daseyn treten, sich ein Ganzes aufbaut, aus dem nachher dem beobachtenden Geiste die Einheit einer Idee entgegenstrahlt, und nicht anders ist es auch in der Sprache. In der bunten Mannigfaltigkeit der Töne, welche die Wahrnehmung der Natur, das Bedürfniss der Mittheilung, und die gesellschaftliche Geschwätzigkeit hervorlockt, entdeckt die Seele, und in dem Grade häufiger und genievoller, in dem ihr selbst höhere intellectuelle Kraft und feinerer Sprachsinn beiwohnt, die geistigen Beziehungen, und prägt die vorhandenen Wörter in ihnen entsprechenden Bedeutungen aus. Nicht durch ein gleichsam dumpfes, mit Eintheilen und Zergliedern beschäftigtes Brüten über dem Ideenstoff, sondern durch die Befruchtung der Naturmasse der Töne durch einen regen, immer auf das Höhere gerichteten Geist, entsteht in den Sprachen reicher und tiefer Ideengehalt in geistvoll ihm angeeigneten Wörtern. 100

Das Wort, als Bezeichnung des Begriffs, ist verwandt mit dem Zeichen und dem Symbol. Es ist aber hier der Ort diese drei 101.

Begriffe genau festzustellen, und zu zeigen, dass das Wort zwar mit den beiden andren Eigenschaften theilt, aber, seiner innersten Natur nach, von beiden verschieden ist. Insofern es den Begriff durch seinen Laut hervorruft, erfüllt es allerdings den Zweck eines Zeichens, aber es geht dadurch gänzlich aus der Classe der Zeichen heraus, dass das Bezeichnete ein von seinem Zeichen unabhängiges Daseyn hat, der Begriff aber erst selbst seine Vollendung durch das Wort erhält, und beide nicht von einander getrennt werden können. Dies zu verkennen, und die Wörter als blosse Zeichen anzusehen, ist der Grundirrthum, der alle Sprachwissenschaft und alle richtige Würdigung der Sprache zerstört. Insofern das Wort den Begriff in einen sinnlichen Stoff vor der Einbildungskraft verwandelt, gleicht es dem Symbol. Denn es schiebt der Idee eine Gestalt unter, und abstrahirt bei dem körperlichen Gegenstand von der Totalität seiner Wirklichkeit, indem es ihn an Einem Merkmale fest hält, und ihn in diesem durch etwas, ihm fremdes, einen Ton, bezeichnet. Der Laut schliesst also, auf diese Weise einer Hieroglyphe gleich, den Begriff in sich.[1]) Im Symbol wird Sinnliches und Unsinnliches, einander gegenseitig durchdringend, als Eins angesehen, dieses sich in jenem offenbarend, jenes sich zu diesem erweiternd: Idee und Körperstoff fallen zusammen.*)[2]) Bei dem Worte lässt sich der Begriff auch nicht rein abscheiden vom Laute, nicht an sich, da er nicht ohne Sprache gedacht werden kann, nicht von dem ihm bestimmt in einer Sprache eignen, weil

*) Man findet diese Begriffe mit grosser Klarheit und auf vorzüglich geistreiche Weise im 3. Kapitel des 1. Buchs der Creuzerschen Symbolik und Mythologie entwickelt. „Immer", heisst es S. 57., „bleibt es wesentliche Eigenschaft dieser (der tropischen) Darstellungsart, dass sie ein Einziges, ein Ungetheiltes giebt." und S. 63. „Das Wesen durchdringt und belebt die Naturform. Jener Streit zwischen dem Unendlichen und dem Endlichen ist also aufgelöset, dadurch dass jenes, sich selbst begränzend, ein Menschliches ward."

[1]) *Nach „sich" gestrichen: „Allein genauer untersucht, hat das Wort ganz und gar nicht die Natur eines Symbols, und der symbolisirende und der durch richtigen und feinen Sprachsinn geleitete Verstand sind vielmehr einander entgegengesetzt. Denn die Sprache sucht in dem Worte den Begriff selbst, rein und unmittelbar, den körperlichen Gegenstand oder die unkörperliche Idee, und bedient sich des scheinbaren Symbols, des Lautes, nur als eines Mittels."*

[2]) *Nach „zusammen" gestrichen: „Ein in allen Beziehungen auf die Sprache höchst wichtiger Unterschied der Einwirkung beider auf den Geist ist, dass das Beschäftigen mit Bildern verweilend und vertiefend stimmt, das Beschäftigen mit Zeichen rasch übergehend und Vieles umfassend."*

er zugleich dessen Individualitaet an sich trägt. Dennoch ist das Wort durchaus vom Symbole verschieden. Dieses verlangt eine vollständige, für sich bestehende Naturform, die auch ohne alle Beziehung auf eine inwohnende Idee betrachtet werden kann, aus der aber, so wie sie sich als Symbol darthut, die Idee aus allen Theilen hervorstrahlt. Der Laut im Wort (als dessen jener Naturform entsprechender sinnlicher Stoff) ist hingegen nichts ohne Beziehung auf den Begriff, da er ausschliesslich die Bestimmung hat, diesen gestaltet hervorzurufen. Es ist daher ein ganz verschiedenes Zusammenfallen des Sinnlichen und Unsinnlichen im Symbol und im Worte; in diesem sind Laut und Begriff, ohne nur eine Trennung zuzulassen, und jeder für sich unvollständig, Eins und machen Ein Wesen aus, aber der Laut weicht gewissermassen dem Begriff, den er nur hervorrufen und gestalten soll. Im Symbol ist die Naturform selbständig zugleich mit der sie durchdringenden Idee, und behauptet vorzugsweise ihre Rechte, beide sind dasselbe, da aus jedem Punkte der einen die andere vorstrahlt, aber sie sind nicht Eins. Die Naturform bleibt auch ohne in ihr gedachte Idee, in Allem, wodurch sie im Symbol galt, wie der Körper, wenn ihn die Seele verlässt. Wörter und Wortlaute können aber, wie alle andren Gegenstände, in ihrer Beschaffenheit und Zahl und in Zusammenhang mit ihrer Bedeutung, als Symbole behandelt werden, und so mag es wohl zu verstehen seyn, wenn von den Aegyptischen Priestern*) erzählt wird, dass sie die Götter durch das an einander gereihte Austönen der sieben Vocale feierten.

102. Das Symbol verlangt ausdrücklich die Verschmelzung des Unsinnlichen mit dem Sinnlichen; der Körper soll nicht bloss Körper, die Idee nicht bloss Idee seyn. Die Sprache dagegen ist ein rein geistiges Streben, gehend (24.) vom Denken zum Denken, nur auf diesem Wege gezwungen Körperstoff annehmend, und nur so wenig, als möglich, nur den leichten, gleich verhallenden Ton, und von diesem nur den articulirten, den mit möglichster Abschneidung alles Geräusches zum bloss hörbaren Verhältniss zurückgeführten. Der symbolisirende Verstand und der Sinn und das Genie zur Sprache stehen daher in natürlichem Gegensatz mit einander. Sie gewöhnen auch den Geist an eine ganz verschiedene Weile in der Folge der Vorstellungen, was in der Bildung der

*) Demetrius *de elocutione. c.* 71. Dass auch die Zahl der Buchstaben symbolisch beachtet wurde, sieht man aus dem *Ἑπταγράμματος Σάραπις* bei Hesychius. (*h. v.*)

Köpfe bei Individuen und Nationen einer der hauptsächlichsten Punkte ist. Das Symbolisiren führt zur Vertiefung in den einzelnen Gegenstand, dessen Schaale gleichsam durchdrungen werden muss, um die sie durchstrahlende Idee wahrzunehmen; der Sprachsinn reisst den Geist in unaufhaltsam lebendiger Bewegung fort. Denn er folgt der Flüchtigkeit des Gedanken und strebt nach seiner Unendlichkeit. Da jedes Wort zu einer Reihe gehört, und keines seinen Begriff vollkommen erschöpft, so geht er von einem zum anderen über, und durchläuft die sich nach und nach entwickelnde Gedankenfolge, nur die leichtesten, den unterbrochnen Zusammenhang am wenigsten durch Pausen störenden Einschnitte hinter sich lassend.

103. Wo in den Ton des Worts das dunkle Gefühl der Beschaffenheit des Gegenstandes gelegt ist, wie in Stärke die Festigkeit, in Wolke, Wolle, Wald die schwankende Unbestimmtheit der Begränzung und des Zusammentretens der Theile vor dem Auge, da liegt in der That etwas Symbolisches in demselben. Denn diese Beschaffenheit leuchtet alsdann aus dem Tone hervor, und dieser wirkt wie ein Bild derselben auf das Gefühl. Aber der Wortlaut selbst kann darum doch kein Symbol genannt werden. Denn seine Bedeutung, auf welche dieser sein symbolischer Theil nur mitwirkt, wird nicht daraus erkannt, sondern auf dem ganz verschiedenen Wege, welchen die Sprache überhaupt nimmt. Noch bestimmter und häufiger liegt das Symbolische in dem Begriffe der Wörter, und gerade in dem, wovon wir hier reden, der sinnlichen Bezeichnung derselben. Es ist dies bei allen metaphorischen Ausdrücken der Fall. Aber auch dies ändert die Natur des Wortes nicht ab. Dies unläugbare Symbolisiren der Sprache beweist, dass die glückliche Anlage dazu den Sprachsinn wohlthätig unterstützt, es wird aber nun auch vollständig deutlich, in welchem Verhältniss beide zu einander stehen. Es muss Gabe und Drang vorhanden seyn, das Sinnliche und Unsinnliche in einander aufzusuchen und einzuhüllen, aber die helle und klare Richtung auf das Geistige muss vorherrschen, und durch die lebendige Stärke der Denkkraft die Neigung niederdrücken, gerade bei dem dunkeln und geheimnissvollen Zusammenhange beider zu verweilen.

104. Da hier von der in dem Wort liegenden sinnlichen Vorstellung und von seiner Selbstbedeutung die Rede ist, so entsteht die Frage, was sich eigentlich die Seele bei dem Wort sinnlich vorstellt? ob den Gegenstand im Ganzen? oder die in dem Wort daran auf-

gefassten Eigenschaften? oder etwas dem durch das Wort erregten Gefühle entsprechendes Unbestimmtes? oder bei Völkern, die schon lang ein Alphabet besitzen, die Schriftzüge? Dies durch Selbstbeobachtung zu erforschen dürfte schwierig seyn. Schon die Absicht verändert den Gegenstand der Beobachtung, und gewiss wechselt auch die Vorstellung selbst nach der Individualitaet und den Umständen durch alle jene Fälle durch. Was dagegen, nicht bloss als gewiss, sondern auch als entscheidend für das Erkennen der wahren Natur der Sprache festgehalten werden muss, ist dass das Wort den Gegenstand nie anders in die Vorstellung bringt, und diese nie länger bei ihm verweilen lässt, als es die jedesmalige Gedankenverknüpfung erfordert, der es ihn unterordnet, und in die es ihn, als ein Glied, einflicht. Dies liegt in der Natur des Worts, das ja nur darum an die Stelle der wirklichen Gegenstände Töne setzt, um dieselben durch diese Vermittlung in Gedanken zu verwandeln: es liegt ferner darin, dass die durch mehrere Worte ausgedrückte Gedankenreihe, genau genommen, Eins, und die Rede ein Ganzes ist, wo die Einschnitte immer zugleich den Zweck haben, den Bau, als Ganzes, vorzugsweise sichtbar zu machen. Es ist daher eine der wichtigsten Eigenschaften des Worts, gerade das und nicht mehr in der Vorstellung anzuregen, als der Gebrauch bedarf. Dies wird nun zwar grossentheils bewirkt durch die angemessene Verbindung mit andren bestimmenden Worten und durch die ganze der Seele des Hörenden gegebene Richtung. Aber es liegt zum Theil auch in der Bildung des Worts, welches in dieser Hinsicht Reinheit, Schärfe, Nüchternheit in der Bestimmung des Begriffs, und volle Angemessenheit zu einem klar gedachten Zwecke besitzen muss. Hieraus entsteht zugleich die Nothwendigkeit mehrerer Ausdrücke für denselben Gegenstand nach der Verschiedenheit des Gebrauchs, in verschiedener Andeutung der an ihm herausgehobenen Seiten, und in verschiedenen Seelenstimmungen. Denn auch diese kommen hier in Betrachtung neben dem logischen Zweck der Rede, und wirken vorzugsweise auf die Art der im Worte liegenden sinnlichen Vorstellung. Denn dasselbe Wort ist offenbar von verschiedenen in einem dichterischen, und in einem wissenschaftlichen Vortrage begleitet. Auch hier schafft aber die Sprache mehr zufällig, als absichtlich, und die sinnverwandten Wörter sind oft nur Wörter, aus andren Dialecten mit darin aufgenommenem Nebenbegriff übergetragen.

105. Das begleitende Gefühl (95.) wirkt auf die Wörter entweder als einzelne Empfindung des Gemüths, oder als Gesammtstimmung der verbundenen intellectuellen und Gemüthskräfte, wo jene zwar herrschen, aber die Farbe dieser annehmen. Aus jenem entstehen die liebkosenden, ehrenden, feierlichen, scheltenden, verächtlichen, spöttischen, scherzhaften, aus diesem die dichterischen, philosophischen, ermahnend rührenden Ausdrücke u. s. f. Es wird eigentlich kein Wort ohne eine dieser, wenn gleich im Einzelnen unbemerkbaren Nuancen der Empfindungen ausgesprochen, da die dadurch angeklungenen Saiten immer gespannt im Gemüthe da liegen. Hier ist aber nur von den besondren Wörtern die Rede, in deren Bildung diese Bestimmungen des Gefühls so übergegangen sind, dass sie nun immer dieselben erregen, und wo diese nicht an ihrem Ort sind, nicht gebraucht werden können. In den einzelnen Sprachen nimmt man an diesen Ausdrücken eine doppelte merkwürdige Erscheinung wahr. Die Sprachen ungebildeter Völker enthalten eine grosse Anzahl solcher, die einzelne Gemüthsempfindung verrathen. Die Sprache vergeistigt immer den Menschen, führt ihn erst zu reiner Intellectualitaet hinauf, dann aber, wenn kein Gegengewicht eintritt, zu trockner, sophistischer und spielender über den Gipfelpunkt hinüber; allein sie thut dies nur allmählich. Alle Volksdialecte bedienen sich häufiger der liebkosenden, verkleinernden, vergrössernden, verschlechternden Wörter, als die höhere gereinigte Mundart. Dagegen darf man da nicht nach besondren dichterischen suchen; alles ist noch gewissermassen dichterisch, und wird, ohne Bewusstseyn des Gegensatzes, so aufgenommen. In den Sprachen einiger hochgebildeten Nationen ist auf der andren Seite dies Bewusstseyn so fein und lebendig, und der Vortrag so keusch, dass niemals ein dichterisches Wort in der fesselfreien Rede geduldet wird. Dies entspringt nur mittelbar aus dem dichterischen Gefühl der Nation, unmittelbar aber aus dem, einen viel höher gesteigerten und feiner geläuterten Sprachsinn voraussetzenden für die Prosa, als eigene Gattung der Rede. Man trifft dies daher nur in den edelsten, und am geistvollsten bearbeiteten Sprachen an. Bei den philosophischen Wörtern muss man die nur logischen, durch den Verstand construirten, die bloss zu den technisch wissenschaftlichen gehören, unterscheiden von den aus tieferem Nachdenken oder höherer Offenbarung, durch die synthetisirende Vernunft entstandenen. Wo, wie im Indischen, abgezogene Philosophie mit der höchsten Dichtung eine grossartige Verbindung eingegangen

ist, da finden sich diese Ausdrücke in vorzüglicher Stärke und Schönheit.

Ich habe in dem Bisherigen die Natur und die Erfordernisse der Wörter, jedes einzeln für sich betrachtet, zu zergliedern versucht, um zu zeigen, wie die Sprache den einzelnen Begriff bezeichnet. Jetzt ist es nothwendig, den ganzen Vorrath der Wörter Einer Sprache in den Verhältnissen ihrer Bedeutung zu einander, und in Beziehung auf den Umfang der Gegenstände und Begriffe zu untersuchen, um zu zeigen, wie die Sprache verfährt, um passende Ausdrücke für jeden Redegebrauch zu schaffen, und die ganze Masse der vorkommenden Begriffe zu bezeichnen. 106.

Jede Sprache, welche sie seyn möge, trägt in jedem Zeitpunkt ihres Daseyns den Ausdruck aller Begriffe, die sich jemals in der Nation entwickeln können, in ihrem Schooss. Jede ist ferner in dem jedesmaligen Zeitpunkte ihres Lebens genau dem jedesmaligen Gedankenumfang der Nation gleich. Jede endlich in jedem ihrer Zustände bildet das Ganze einer Weltansicht, indem sie Ausdruck für alle Vorstellungen enthält, welche die Nation sich von der Welt macht, und für alle Empfindungen, welche die Welt in ihr hervorbringt. 107.

Diese Sätze beruhen auf der Identität des Denkens und Sprechens. Was der Mensch denken kann, das vermag er auch zu sagen. Das Denken einer Nation entwickelt sich bisweilen durch Mischung mit einer andren, wo dann auch die Sprache fremden Zuwachs empfängt, aber es kann sich auch ganz aus sich selbst ausbilden, und seinen ganzen Lauf in sich vollenden, und Nation und Sprache gedeihen, wenn es gelingt, dabei besser und eigenthümlicher. Das Denken der Nation, bestehend aus dem Denken jedes Einzelnen, muss in jedem Augenblick ein Ganzes seyn. Denn es ist die Art, wie der Mensch in jedem Augenblick sein geistiges Daseyn in dessen Stellung gegen die Welt geltend macht, und da sich in jedes einzelne Denken nothwendig dies ganze Daseyn, das nur in dieser Thätigkeit besteht, zusammenzieht; so kann dies nicht theilweise, nicht verstümmelt geschehen. 108.

Es sind aber jene Sätze von der höchsten Wichtigkeit für die richtige Würdigung der Sprache. Denn es beruhet auf ihnen, dass man die Sprache in keinem Augenblick ihres Lebens als abgeschlossen, sondern immer als fortschreitend, alles in ihr Enthaltene als Keim neuer Entwicklung betrachtet, und ihr Fortschreiten nicht mechanisch, als Ansetzung von Theilen, sondern wahrhaft 109.

organisch, als ein Entfalten eines Ganzen aus einem Ganzen ansieht. Die Möglichkeit dieser Natur der Sprache liegt in dem, wovon schon im Vorigen geredet worden ist, in der Fähigkeit der articulirten Laute zu Versetzungen und Verbindungen aller Art, wo durch Hervorbringung kleiner Unterschiede, bei bleibender allgemeiner Aehnlichkeit, aus Einem Grundlaut ganze Geschlechter von Wortklängen (79.) entstehen, und durch die Abbeugung desselben Worts zu verwandten Bedeutungen, durch die Festsetzung der allgemein gleichbedeutenden Wörter, und durch neue Stempelung sonst anders gebrauchter. Es ist ein Schaffen von Tönen und ein Schaffen von Begriffen, durch welches die Sprache in sich selbst wächst, das letztere geht ins Unendliche, allein das erstere hat, wie alle Erfahrung zeigt, eine Gränze. Die Sprache erreicht einen Punkt, wo der Reichthum der Klänge nicht mehr aus dem eignen Schoosse, sondern höchstens noch durch Aufnahme fremder Wörter vermehrt wird. Die weitere Bearbeitung wird dann gewissermassen innerlicher, und beschränkt sich auf die Fixirung und Modificirung der Bedeutungen. Der Mangel aller geschichtlichen Erfahrung verbietet über diesen Scheidepunkt etwas Näheres zu sagen. Soviel aber siehet man wohl, dass er da liegt, wo das Zusammentreten und Mengen der Stämme untereinander entweder selbst, oder in seiner Einwirkung auf die Sprache aufhört. Denn alle innere Erweiterung der Sprache in ihren Tönen lässt sich doch nur füglich so denken, dass mehrere die nemliche Redende, durch Eigenthümlichkeit oder Trennung, Verschiedenheiten in sie bringen, die dann in das Ganze übergehen, schon von Verschiedenheiten auch der Bedeutung begleitet, oder sie erst dort erhaltend. Dadurch dass jeder eigentlich, um verstanden zu werden, so sprechen will, als der andre, jeder aber doch, weil er nun einmal physisch und geistig ein andrer ist, wirklich etwas verschieden redet, dies etwas Verschiedene aber doch verstanden und wieder aufgenommen wird, kann in einer Sprache, wenn man sich dies unter Individuen, Familien und Stämmen Jahrhunderte lang fortgehend denkt, eine grosse Mannigfaltigkeit der Wortklänge entstehen. Dass ein Dialect den andern und die allgemeine Sprache bereichert, erfahren wir ja oft selbst.

110. Insofern man unter dem Reichthum einer Sprache ihr Vermögen dem Bedürfniss des Ausdrucks zu genügen versteht, kann man alle gleich reich nennen. Denn so wie man eine wahrhaft besitzt, kann es keinem Begriff und keiner Ideenwendung an der

angemessnen Bezeichnung fehlen. Darum ist aber die Prüfung des Reichthums einer Sprache keine müssige Untersuchung, wenn man sich nur recht über den Sinn des Ausdrucks versteht, und es giebt allerdings verschiedene Grade und Arten desselben. Zuerst kommt es darauf an, dass jeder, sich als ein einzelner bestimmt absondernder Gegenstand oder Begriff auch in der Sprache ein einzelnes, ihn, ohne Umschreibung, bezeichnendes Wort finde; so wie zweitens, dass es den Gegenständen ebensowenig an der gehörigen Verschiedenheit des Ausdrucks nach der Empfindung, mit der man spricht, und der Anschauungsweise, auf die man hinarbeitet, fehle. Es kann aber auch drittens für denselben Gegenstand mehrere Wörter, ohne merkbare Verschiedenheit der Bedeutung oder Absicht, geben, und viertens endlich mehrere Formen desselben Worts.

111. Es ist in allen Sprachen der Fall, dass, was einige durch ein einzelnes Wort ausdrücken, von andern mit mehreren umschrieben wird, und die Klarheit und Bestimmtheit der Bezeichnung kann dennoch dieselbe seyn. Indess ist es keinesweges gleichgültig, wenn eine Sprache oft zur Umschreibung ihre Zuflucht nehmen muss. Die Mittheilung der Gedanken, der augenblickliche Zweck der Rede leidet dadurch allerdings nicht; allein der Unterschied liegt in der Form der Sprache, ihrer Rückwirkung auf das Denken überhaupt. Denn man darf nie vergessen, dass die Beschaffenheit der Sprache, als eines Werkzeugs des Denkens, einen unmittelbaren Einfluss auf dasselbe ausübt, seine Klarheit, Bestimmtheit, Schnelligkeit, Schärfe erhöht, oder herabstimmt, ihm sinnliche Richtung nach aussen hin, oder geistige nach innen giebt, und dass dies bei weitem die wichtigste Seite in ihr ist. Wo nun jeder Begriff sein ihm bestimmtes Wort findet, da regt dieser Reichthum den Geist an; die Sprache erscheint wie die Welt, in der auch Gegenstand sich an Gegenstand drängt, und wie eine Weltansicht soll sie sich ja zwischen die Natur und den Menschen stellen. Ich werde auch in der Folge noch darauf zurückkommen, dass es höchst wichtig ist, dass die Sprache, die öde Abgezogenheit der Gedanken verlassend, in ihre Form die Form der äusseren Wirklichkeit aufnehme. Dies beweist sich auch hier. Auch eine wortarme Sprache kann eine Menge von Begriffen und Ideenreihen, sogar mit Klarheit und Bestimmtheit, ausdrücken; man sieht ein Beispiel davon an dem ärmlichen Gebrauch, den einige Missionsschriften von gewiss in sich reicheren ausser-Europaeischen Sprachen

machen. Dem Inhalte des Gedankens ist dann wohl Genüge geleistet. Aber die Dürftigkeit der Sprache zieht den Geist herab, und es fehlt dem Denken in solcher Darstellung an Fülle, Frische und Lebendigkeit.

112. Aus denselben Gründen dürfen auch mehrere Wörter für denselben Begriff, selbst wenn sie kaum merkbare Unterschiede darböten, und mehrere Formen desselben Worts nicht als ein überflüssiger Luxus erscheinen. Sie vermehren nicht nur die sinnliche Fülle der Sprache, sondern geben auch in der fortschreitenden geistigen Entwicklung der Nation Gelegenheit, die Begriffe, wenigstens durch den Gebrauch der verschiedenen Ausdrücke, wenn es sich auch nicht immer im Wörterbuch nachweisen lässt, feiner zu nuanciren und genauer zu bestimmen. Sogar wenn Sprachen, wie die Englische, aus verschiedenen zusammengeflossen, für gewisse Begriffe zwei bloss durch ihren Ursprung verschiedene Ausdrücke, wie *freedom* und *liberty*, besitzen, so ist der Gebrauch derselben bei feinsinnigen und sprachkundigen Rednern doch nicht ganz gleichgültig. Ueberhaupt ist keine Gattung des Reichthums der Sprachen geringzuschätzen. Jede beweist, dass, sey es der Dauer ihres Bestehens, der Menge der Stämme und Individuen, die sie sprachen, oder der geistigen Regsamkeit der Nation zuzuschreiben, viel und mannigfach in ihr gesprochen wurde, mithin viele Gedanken und Empfindungen in sie übergiengen. Je mehr aber dem Geiste einer Sprache Gehalt menschlichen Daseyns entgegenklingt, desto grösser, lebendiger und geistiger ist ihre anregende Kraft.

113. Um die Beschaffenheit einer Sprache in Absicht ihres Wortvorraths vollständig zu beurtheilen, müsste man diesen mit der Masse der möglichen Begriffe, das Bezeichnete mit dem zu Bezeichnenden vergleichen. Von den reinen Begriffen verstanden, ist dies unmöglich, da der Gedankenstoff sich nicht rein von dem Sprachstoff scheiden lässt, vielmehr die Bezeichnung erst das Entstehen des zu Bezeichnenden vor dem Geiste vollendet. Selbst bei Naturgegenständen ist dies der Fall, da das Wort ja nicht sie überhaupt, sondern die in der Sprache gegründete Ansicht derselben bezeichnet. Indess geht dies nur die strenge und ganz genaue Analyse an, sonst lässt sich allerdings fragen, welche in einer gegebenen Sprache ihr ursprünglich eigenthümliche Ausdrücke finden? Allein bei unsinnlichen Begriffen ist diese Scheidung des Worts und Begriffs theils viel weniger, theils gar nicht zu versuchen. Es giebt jedoch ein Analogon, durch welches sich

wenigstens einigermassen zu dem beabsichteten Zwecke gelangen lässt. Man kann nemlich an die Stelle der rein zu denkenden Begriffe die in einer Anzahl von Sprachen wirklich bezeichneten setzen, und die Masse dessen, was Bezeichnung zulässt und fordert, abmessen nach dem, was in den bekannten verschiedenen Sprachen etwa bezeichnet zu werden pflegt. Insofern dient das Studium der vorhandenen Sprachen zur Prüfung des Umfangs des im Menschengeschlecht wirklich gewesenen Denkens und Empfindens. Verbindet man nun diese Methode mit der Untersuchung des reinen, von einer bestimmten Sprache geschiedenen Gedankenstoffs vermittelst der Aufstellung allgemeiner Kategorien von Gegenständen und Begriffen, und immer herabsteigender Eintheilung, aber mit dem beständigen Bewusstseyn, dass, wo man in diesem Herabsteigen auf den individuellen Begriff kommt, eine bestimmte Sprache eintreten muss, so kann man, ohne in Irrthümer zu verfallen, doch den zu bezeichnenden Gedankenstoff, nicht rein und vollständig, aber genügend für die Sprachuntersuchung, mit dem Wörtervorrath einer Sprache zusammenhalten.

Nach Kategorien geordnete Wörterbücher, wie Pollux und Amara's Cosha sind hierzu nützliche Hülfsmittel, und es war ein zweckmässiger Einfall Havestadts die Wörter der Sprache Chilis auch auf diese Weise zu ordnen.[1]) Allein sehr vervollständigt müssen diese Arbeiten werden, und man sollte nicht versäumen, aus sovielen Sprachen, als zu vergleichen möglich ist, die Wörter zusammenzutragen, durch welche Gegenstände bezeichnet, oder Begriffe gestempelt werden, die in andren keinen erschöpfenden Ausdruck in einem eignen Worte finden. Wiederholen muss ich zwar hier, dass, wenn man es scharf und genau nimmt, kein Wort einer Sprache völlig dem einer andern entspricht. Hier aber ist nur von den Fällen die Rede, wo durch ein Wort für diejenigen, welche die Sprache bisher nicht kannten, wirklich ein neuer Begriff, oder eine neue wichtige Nuance eines Begriffes entsteht. Denn es kommt hier auf die Auffindung des zu bezeichnenden Gedankenstoffs an, und zu dieser kann das blosse Vorschreiten nach Kategorien und logischen Definitionen nicht genügen, wenn man nicht das schon wirklich in Sprache Gedachte hinzunimmt. 114.

Es lässt sich daher angeben, und es muss angegeben werden, 115.

---

[1]) *Der Titel seines Werkes ist oben S. 18 Anm. genauer angegeben.*

für welche Gegenstände und Begriffe eine Sprache Wörter besitzt, was sie auf Erden und am Himmel, von Leblosem und Lebendigem, an dem thierischen und menschlichen Körper, was endlich von Eigenschafts- und Verhältnissbegriffen, was von unsinnlichen mit Wörtern bezeichnet hat. Wo mehrere Sprachen, sey es auch nur durch die gleiche Lage der sie redenden Nationen, etwas Gemeinsames haben, wie die Amerikanischen, da wird es wichtig zu sehen, ob ungefähr derselbe Kreis den Vorrath der in ihnen zu Wörtern gestempelten Begriffe umschliesst, und durch die Vergleichung vieler Sprachen dürfte man wohl, immer davon ausgehend, dass jede Sprache ein Ganzes der Weltansicht gewährt, auf einen gewissen gleichsam ursprünglichen, und in allen wiederkehrenden Kreis dieser Art gelangen. Derselbe müsste sogar, da sich ja allen Nationen im Ganzen dieselbe Welt darstellt, bei allen derselbe seyn, wenn es nicht von der Kraft und Gelegenheit abhienge, wieviel von dieser Welt wirklich in Sprache verwandelt wird. Dem Fortschreiten der Entdeckung und Benennung besonderer Gegenstände ist es hierbei leicht nachzugehen möglich, aber vorzüglich wichtig ist die Aufsuchung der Modificationen der geistigen Begriffe, die selbst in bekannten Sprachen noch bei weitem nicht genau genug verfolgt worden ist.

116. Innerhalb des Wörtervorraths einer Sprache entsteht die fernere Frage: welche Gattungen von Gegenständen und Begriffen ein Uebergewicht in dem Reichthum ihrer Ausdrücke haben? und es kommt daher auch in dieser Rücksicht auf eine Sonderung derselben nach Classen an. Denn natürlich bringt nicht nur der allgemeine Bildungsstand der Nationen hierin Ungleichheiten hervor, sondern auch Gewohnheit, Sitte und Lebensart wenden bald diesem, bald jenem Zweige menschlicher Beschäftigung, und daher bald dieser, bald jener Classe von Gegenständen und Begriffen eine grössere Mannigfaltigkeit von Ausdrücken zu. Die allgemeine Sprachuntersuchung muss nicht nur von den allgemeinsten Classen ausgehen, sondern auch ihre Eintheilung so anlegen, dass sich daraus die Weise ergiebt, wie die Sprache den Begriff sowohl vor dem Verstande (98.), als dem Ohre andeutet, was man die Technik ihrer Bezeichnung nennen kann.

117. Da man hierzu ihrem eignen Gange nachgehen muss, und alles Bedürfniss der Bezeichnung im Denken ruht, so zerfallen in dieser Hinsicht alle Wörter in solche, welche die Materie, den Gegenstand, und solche, welche die Form, die Thätigkeit des

Denkens betreffen. Denn das Denken bedarf eigener, um die Begriffe zu verbinden, zu trennen, zu vergleichen und nach den ihm eigenthümlichen Operationen zu behandeln. Man kann diese Wörter allgemein logische oder dialektische nennen, und ihre Eigenthümlichkeit besteht darin, dass sie, subjectiv betrachtet, durch innere Handlung Hervorgebrachtes bezeichnen, objectiv betrachtet aber nicht Gegenstände, noch Eigenschaften von Gegenständen, sondern nur Beziehungen und Verhältnisse der Begriffe und Dinge auf einander, und zu dem Verstande, durch den sie gedacht werden.

118. In der Materie des Denkens bildet natürlich das Gebiet des Körperlichen und Unkörperlichen die hauptsächlichste Abtheilung. In Rücksicht der Technik der Bezeichnung muss ihr aber eine in diesem Betracht wesentlichere, nemlich die der Wörter für Gegenstände, Beschaffenheiten und Handlungen vorausgehen. Denn da die Gegenstände den Menschen immer durch hervorstechende Eigenthümlichkeit der Beschaffenheit oder Bewegung anregen, so veranlassen sie ihn auch, sie daran hauptsächlich zu bezeichnen, und Beschaffenheits- und Bewegungswörter schweben daher, als die obersten und allgemeinsten in der Sprache. Es müssen hierhin auch die allgemeinen Verhältniss- und Beziehungswörter gezählt werden. Denn obgleich dieselben eigentlich, da es der Verstand ist, welcher die Begriffe auf einander bezieht, in die Classe (117.) der, seine Thätigkeit bezeichnenden Ausdrücke fallen, so gehören sie, insofern man sie an den Gegenständen selbst vorhanden betrachtet, in dieser Rücksicht auch hierher. Man könnte hier einwenden wollen, dass dieser Unterschied bloss ein grammatischer sey. Er ist aber wirklich in allen Sprachen lexicalisch und grammatisch zugleich. Denn in allen giebt es Wörter, die ursprünglich und ihrem Begriff nach, also lexicalisch, auch ohne alle grammatische Abzeichen, Substantiva, Adjectiva und Adverbia, oder Verba sind, und die hiernach Einer Gattung angehörenden bildet nachher die Grammatik in die beiden andren Gattungen um. Es ist so wesentlich hierauf zu achten, dass in mehr als Einer Sprache nicht ursprüngliche Verba bloss durch Verbindung eines ursprünglichen mit einem gleichfalls ursprünglichen Stamm, also rein lexicalisch, und ohne alle Hülfe der Grammatik gebildet werden. An diese Hauptabtheilungen schliessen sich nun alle besonderen an, die ich aber hier, wo ich nur einen möglichst kurzen Abriss des allgemeinen Sprachbaus zu geben bemüht bin, übergehe.

119. Dieselbe Classificirung der Begriffe erleichtert und befördert nun auch die Einsicht in die Technik der Bezeichnung. Ich will nemlich hier von dieser nicht in Beziehung auf die Töne reden, sondern (98.), im Gebiete des Denkens bleibend, von der Wahl der Wörter für Dinge und Begriffe nach andren an ihnen herausgehobnen, oder auf sie bezogenen Begriffen. Diese Begriffe lassen sich bei weitem nicht immer an den Wörtern erkennen; aber die erkennbaren aufzusuchen ist ungemein wichtig, da nicht allein daraus erst die individuelle, durch die Sprache gegebene Weltansicht recht deutlich hervorleuchtet, sondern auch überhaupt die ganze Bezeichnungsart durch Verwandtschaft der Begriffe, subjective und objective, eine der wundervollsten Seiten der Sprache ist. Denn die Aufgabe ist keine geringere, als von den ersten und rohesten Bedürfnissen gegenseitiger Mittheilung zu der Gesammtheit der höchsten Ideen und ihrer feinsten Nuancen aufzusteigen, und das neue Wort, oder die neue Bedeutung immer an schon Vorhandenes anzuknüpfen, da die Sprache immer unter der allgemeinen Bedingung der Möglichkeit der Verständigung steht und der Redende also über das einmal Verstandene nicht weiter hinübergehen darf, als ihm der Hörende zu folgen im Stande ist.

120. Die unkörperlichen Begriffe bezieht die Sprache auf körperliche, die Wesen der Körperwelt auf die allgemeinen Kategorien der Beschaffenheit und Bewegung, doch ist diese Regel nicht gleich durchgehend, als jene. Aus beiden ergiebt sich, dass in der Sprache eine Anzahl allgemeiner körperlicher Beschaffenheits- und Bewegungsbegriffe vorhanden ist, welche den Hauptstoff zur Bezeichnung aller übrigen bilden, und auf die man daher bei der Untersuchung des Wörtervorraths einer Sprache vorzüglich ausgehen muss. Man kann daher auch diese Untersuchung von zwei verschiedenen Seiten aus anstellen, von Seiten der bezeichnenden und der zu bezeichnenden Begriffe. Die Vergleichung dieses doppelten Verfahrens zeigt alsdann theils die Angemessenheit der Bezeichnung, theils in der Wahl und Bestimmung der bezeichnenden Begriffe die in dem Volke vorherrschende Neigung zu dieser oder jener sinnlichen Anschauungsweise, und die Art der geistigen Auffassung, den Grad ihrer Klarheit, Bestimmtheit, Reinheit und Tiefe.

121. Es ist darum keineswegs nothwendig, dass eine Sprache eine Anzahl von Wurzelwörtern besitze, die man als den Ursprung aller übrigen ansehen könne. Selbst wo solche vorhanden sind, werden doch auch, und am häufigsten, abgeleitete zur Bezeichnung

neuer Begriffe gebraucht. Aber die Betrachtung der Wurzelwörter kann hier nicht umgangen werden. Sie haben nemlich offenbar eine doppelte, eine grammatische und lexicalische Geltung. Sie können in der verbundenen Rede gar nicht, oder nur unter gewissen Bedingungen, ohne grammatische Veränderung, erscheinen, und sie dienen als Stammwörter zur Ableitung und Zusammensetzung. Es giebt Sprachen, in denen es zur lexicographischen Sitte geworden ist, wie im Sanskrit und Wallisischen, jedes Wort auf eine der angenommenen Wurzeln zurückzuführen. Allein es ist wohl keine dieses Baues, in der sich nicht an auffallenden Beispielen der Ungrund eines solchen Verfahrens zeigen liesse. Neben der Mehrzahl willig und leicht aus den Wurzeln ableitbarer Wörter giebt es immer noch viele, die sich nur durch gewaltsame und spielende Künstelei unter sie bringen lassen.

122. Die Sprache kennt aber auch noch ein andres Mittel zur Vermehrung ihres Wortreichthums, als die Bildung einzelner Ausdrücke. Sie bezeichnet nemlich an ganzen Reihen von Wörtern ihnen allen gemeinschaftliche Bestimmungen, schafft Ausdrücke nicht durch neue Wortklänge, sondern durch nach Regeln bestimmte Umänderung der vorhandenen. Dies geschieht oft durch blosse Zusammensetzung, allein auch durch Ableitung, und zwar sowohl durch Agglutination, als durch Inflexion. Von dieser Art sind die Patronymica, Gentilitia, Abstracta, die Eigenthumswörter (eine fast durch alle Amerikanischen Sprachen gehende Gattung), die Causal- Volitiv-Verba u. s. f. Da man sich aus praktisch sehr zu billigenden Gründen einmal gewöhnt hat, Alles, was sich auf Regeln bringen lässt, in die Grammatik aufzunehmen, und dem Wörterbuch nur das alphabetische Nachweisen des Einzelnen zu überlassen, so findet man diese Bezeichnungsmethoden jetzt gewöhnlich in den Grammatiken, aber sie gehören offenbar zu der Bildung des Wortvorraths, nicht zu der Verbindung der Rede. Ihre genauere und tiefere Untersuchung ist aber wichtig, weil sich danach beurtheilen lässt, wie logisch genau und philosophisch richtig die Sprache dabei verfährt. Denn da hier von nach Regeln gebildeten Gattungen die Rede ist, so kommt es darauf an, wie der Eintheilungsgrund aufgefasst, ob alle aus ihm fliessende Arten erschöpft, ja selbst ob in der Wahl, diese Begriffe durch Ableitung, also nach Gesetzen, die erlernt werden müssen, oder durch Zusammensetzung, also auf unmittelbar verständliche Weise, zu bezeichnen, der Zufall oder eine Regel gewaltet hat. Denn der

logischen Zweckmässigkeit wäre es gemässer die Bildung nach Gesetzen nur da vorzunehmen, wo die zu bezeichnenden Gattungen sich, der Zahl und Beschaffenheit nach, rein aus Begriffen ableiten lassen, nicht da, wo, wie bei dem Begriffe des Eigenthums, ein einzelnes factisches Verhältniss die Wortgattung bestimmt. Es giebt auch noch einen andern Fall, an dem die logische Angemessenheit und Vollständigkeit der Sprachbezeichnung geprüft werden muss, nemlich an den Begriffen, die zusammen eine Sphäre ausfüllen, und wo es sich nun fragt, ob die Sprache für jeden derselben einen eignen Ausdruck besitzt, und ob an den Ausdrücken selbst die Wechselbeziehung dieser Begriffe bezeichnet ist. Als Beispiele darf ich hier nur die Dimensionen des Raums und die Weltgegenden anführen. Mehrere Sprachen fassen in jenen unter demselben Ausdruck zwei verschiedne wie schmal und eng, breit und gross zusammen, in diesen bewahrt in vielen Sprachen, wie im Deutschen und Sanskrit (in jenem in Bezug auf den den Tag theilenden Sonnenlauf, in diesem in Bezug auf einen angenommenen Standpunkt, nach dem man die Seiten bestimmt), der Ausdruck die Gleichförmigkeit der Begriffe, in andren, wie im Lateinischen, ist dieselbe gestört, oder gar keine vorhanden.

123. Die ganze hier nur im äussersten Umriss angedeutete Untersuchung des Wortvorraths der Sprachen geht darauf hinaus, das System der Bildung desselben möglichst genau und vollständig zu erkennen, damit man übersehe, wieviel, was unter dem gegebenen Möglichen, und auf welche Weise sie bezeichnet? Darum muss das Gebiet des zu Bezeichnenden nach seinen verschiedenen Abtheilungen (113—118.), der Vorrath der Begriffe, welche man zum Zweck der Bezeichnung auf andre bezieht (119—122.), und endlich der Umfang der Wortlaute, sowohl der Wurzelwörter als der abgeleiteten und zusammengesetzten, nach der Beschaffenheit und Behandlung der Töne (73—82.) durchgegangen werden.

124. Ist dies geschehen, so besitzt man einen Begriff von dem Material, welches die Sprache der Rede darbietet, und hat nun nur noch (105.) das die Wörter begleitende Gefühl, ihre Rückwirkung auf die Seele zu betrachten. Es war hiervon bisher nur als von einem Theile des Wortgehaltes die Rede, hier ist nun aber die Eigenthümlichkeit der Sprache in der Behandlung aller Wörter zusammenzufassen. Wie in dem zu Bezeichnenden die Welt, so erscheint hier der Mensch, und beide so auf einander bezogen, wie sich beide in der nemlichen Sprache darstellen. Die

leichtere oder trägere Erregbarkeit des Gefühls, die hellere oder dunklere Farbe der Phantasie, die mehr prosaische oder poetische Richtung werden hier als Ursachen offenbar, wie man sie bei der objectiven Bildung der Wörter als Erfolge erkannt hat.

Es würde daher auch unnütz seyn, hier mehr ins Einzelne einzugehen. Es genügt zu bemerken, dass es hier darauf ankommt, den bisher objectiv geprüften Wörtervorrath nunmehr subjectiv zu betrachten, um zu sehen, ob sich eine gewisse Gleichförmigkeit des Gefühls, das bei der Wortbildung vorgewaltet hat, entdecken lässt, und welche Art nationeller Eigenthümlichkeit sich darin offenbart? Denn dies auf die Bildung einwirkende Gefühl ist dasselbe, das nachher das Wort auch im Gebrauche immer begleitet. Ich nenne es aber Gefühl, theils um in dem allgemeinsten Wort alles zusammenzufassen, worin die Sprache die Spuren der menschlichen Art zu seyn an sich tragen kann, theils aber und besonders weil das, wovon wir hier reden, wirklich im Augenblick seiner Thätigkeit nur als Gefühl, nicht in klarem und deutlichem Bewusstseyn wirkt. Denn sonst liegt ganz vorzüglich auch die rein intellectuelle Richtung darin, so wie die ganze subjective Wirkung, welche die Wörter einer Sprache darum, weil sie ihr angehören, anders, als die einer andren, hervorbringen. Dass diese wieder auch auf die objective Darstellung der Welt durch die Sprache beiträgt, versteht sich von selbst. Allein viele in der Sprachwissenschaft nothwendige Absonderungen und Abtheilungen führen nicht sowohl auf wirklich verschiedene Gegenstände, als bloss auf Betrachtung verschiedner Seiten desselben Gegenstands. Wenn z. B. in der Wortbildung einer Sprache die Richtung liegt, den Geist vorzugsweise in der Sphäre leichter Ideenverknüpfung zu Zwecken des Lebens zu halten, so wird es diese intellectuelle Stimmung vorzüglich seyn, welche auch die unkörperlichen Ausdrücke der Sprache gewöhnlich begleitet. Es wird aber zugleich daraus entstehen, dass diese Ausdrücke auch selbst in der Bezeichnung ihre Gegenstände mehr von der oberflächlichen Seite nehmen. Dennoch wird, um die Sprache von dieser Seite vollständig zu kennen, immer die doppelte Zusammenstellung dieser objectiven Beschaffenheit und dieses subjectiven Einflusses auf dieselbe nothwendig bleiben. Denn der letztere wird hernach auch in andren Theilen des Sprachbaues, namentlich z. B. in der Zusammenfügung der Rede gleichförmig erscheinen.

125.

Die subjective Stimmung, welche bei der Wortbildung mit-

126.

wirkt, und vom gebildeten Worte wieder hervorgebracht wird, da Ursach und Wirkung immer eine an die Stelle der andren treten, hängt bei weitem weniger fest an dem todten Wort, als die Bezeichnung des Gegenstandes. Wenn also selbst diese, wie wir (84.) gesehen haben, im Laufe der Zeit Veränderungen ausgesetzt ist, so ist dies weit mehr bei dem subjectiven Eindruck der Fall. Erhabene Wörter sinken zu gemeinen herab, poëtische werden zu prosaischen, und umgekehrt, die ganze Richtung des Denkens und Empfindens einer Nation ändert sich unvermerkt ab, und indem dies wieder (125.) auf die Bezeichnung zurückwirkt, bleiben zwar Laut und Bedeutung scheinbar und im Ganzen dieselben, aber die veränderte Auffassung der letzteren zeigt der genaueren Prüfung doch etwas Verschiednes in ihr. So schiebt sich besonders unkörperlichen Ausdrücken: Seele, Geist, Herz, Gemüth u. s. f. nach und nach durch die blosse Auffassung ein sehr verschiedener Sinn unter. Umgekehrt aber ändert sich, wie dies, vielleicht durch den Einfluss einzelner Schriftsteller, in einigen hauptsächlichen Ausdrücken geschieht, allmählich die Geistesrichtung der Nation ab, und diese Aenderung wirkt alsdann in verstärktem Verhältniss auf die ganze Sprache zurück. Von diesen Veränderungen in dem die Wörter begleitenden Gefühl, sie mögen nun Einfluss auf ihre Bedeutungen ausüben oder nicht, tragen die vereinzelten Wörter selten irgend kennbare Spuren an sich. Nur wo literarische Denkmäler vorhanden sind, lässt sich denselben nachgehen. Da die Ursachen dieser Veränderungen auch allein in der Auffassungsweise der Nation liegen, in dem Innern des Menschen aber sehr plötzliche und schroffe Uebergänge möglich sind, so erfahren die Sprachen diese gerade für ihr innerstes Wesen entscheidendsten Umwandlungen schneller, häufiger und stärker, als die durch Abbeugung auch der Bedeutungen im Ganzen, und durch Umformung der Töne. Ihr Studium gehört hauptsächlich in die Geschichte der Geistesbildung, die Sprachkunde lässt sie oft ganz ausserhalb ihres Kreises liegen, und thut nicht Unrecht hieran, wenn sie sich bloss auf den materiellen, gewissermassen roheren Theil der Sprache beschränken will, muss ihn aber nothwendig in sich fassen, wenn diese, wie es hier der Zweck ist, in ihrem vollständigen Verhältniss zum Menschen dargestellt werden soll.

γ.

Redeverbindung.

Wir haben uns in diesem Abschnitt mit der Untersuchung 127. zu beschäftigen, wie der Mensch, und das Menschengeschlecht, wenn man die einzelnen Wörter der Sprachen als gegeben annimmt, dieselben zur Rede verbinden, die Einheit des Gedanken in der Einheit der Rede darstellen. Wir werden dies wieder, wie im Bisherigen, zwar nach den Gesetzen und der Natur des menschlichen Denkens im Allgemeinen thun, aber nicht bloss auf diese Weise *a priori*, sondern auch nach den besondren Lagen, in welchen sich der Mensch in der sprechenden menschlichen Gesellschaft befindet, da unser Zweck auf die Zergliederung vorhandener Sprachen gerichtet ist. Wir betreten hier nun zwar das Gebiet der Grammatik, befinden uns aber doch auf einem ausgedehnteren und zum Theil anderem, als dem dieser Wissenschaft, selbst da, wo man sie als philosophische und allgemeine bezeichnet. Denn diese fügt, nach den logischen Gesetzen des Denkens, die Wörter zur Periode (als dem grammatischen Ganzen der Rede) zusammen, oder anders ausgedruckt, zerlegt die Periode in ihre Theile, und bestimmt die Natur und das Verhältniss der letzteren zu einander. Wo sie den reinen Weg aus Begriffen verlässt, hält sie sich an die am höchsten und feinsten ausgebildeten Sprachen, um durch die Zergliederung der vollständigsten Rede zur vollständigsten Aufzählung der grammatischen Verhältnisse zu gelangen. Hier haben wir es mehr mit dem Menschen selbst, und der Art, wie sich die Sprache in ihm gestaltet, und aus ihm entwickelt, zu thun, verfahren subjectiver, müssen zwar dieselben Gegenstände in Betrachtung ziehen, fassen sie aber von einer andren Seite auf, wo wir, nicht stehen bleibend bei der objectiven, gesetzmässigen Bildung der Rede, zugleich in die Verschiedenheit der grammatischen Ansichten und des grammatischen Verfahrens bei den Völkern des Erdbodens eingehen. Die Folge der Untersuchung wird zeigen, dass dieser veränderte Standpunkt gewisse grammatische Lehren ganz anders erscheinen lässt, als man sie sonst zu sehen gewohnt ist.

Die Grammatik, als Lehre der Redeverbindung, setzt den 128 Unterschied zwischen Wörtern und Redensarten und die Trennung beider voraus. Diese ist aber ursprünglich bei den redenden Nationen nicht vorhanden, sie entsteht erst durch die Uebung des Redens, und ihre klarste Ansicht sogar erst mit dem Erwachen

des grammatischen Bewusstseyns, das auch den Individuen gebildeter Nationen nur in sehr verschiedenen Graden beiwohnt. Der Mensch denkt ursprünglich den ganzen Gedanken als Eins, und spricht ihn so aus. Er glaubt nicht, ihn aus einzelnen Wörtern zusammenzusetzen, sondern würde vielmehr Mühe haben, ihn in solche zu zerlegen. Selbst wenn er ein einzelnes Wort ausspricht, thut er es im nur zu ergänzenden Sinn einer Redensart, und wiederum braucht er Redensarten, wie Wörter, d. h. sie sich als Eins denkend, und sie immerfort ungetrennt wiederbringend. In beiden Fällen ist, genau genommen, keine Grammatik, wenigstens nicht im Geiste des Redenden, vorhanden, nicht bloss nicht in dem Verstande, dass dieser sich derselben nicht ausdrücklich bewusst ist (ein Zustand, der, wenn man das vollkommen klare Bewusstseyn verlangt, bei weitem der allgemeinere ist), sondern auch in dem, dass das einzeln Dastehende nicht grammatisch ergänzt, das grammatisch Verbundene nicht zerschlagen wird. Da indess das Reden nur wenig weit ausreichen würde, wenn man nicht dieselben Wörter in verschiedenen Verbindungen brauchte, so wird dadurch das Bedürfniss und das Verfahren der Grammatik auch den rohesten Nationen fühlbar. Aus diesem Zusammendenken mehrerer Wörter, als wären sie Eins, entstehen in allen Sprachen zur Gewohnheit gewordene Redensarten, welche immer auf gleiche Weise gebraucht werden, und an deren Zusammensetzung, ja oft an deren ursprüngliche Bedeutung man nicht mehr denkt. Denn häufig weicht der Sinn derselben im Ganzen von der Bedeutung der einzelnen Wörter beträchtlich ab. Sie enthalten auch wohl grammatische Ueberflüssigkeiten oder Unregelmässigkeiten, die dennoch, ohne dass man an das Einzelne denkt, sorgfältig beibehalten werden. Keinem Engländer (um gleich ein Beispiel aus einer gebildeten Sprache anzuführen, in denen man diese Erscheinung am wenigsten erwartet) fällt es ein, sich bei *how do you do?* wörtlich: was thun Sie thun? zu denken. Die Worte sind ihm eine einmal ausgeprägte Formel der Gesundheitserkundigung, bei der ihm die einzelnen Elemente und ihre Bedeutung gar nicht gegenwärtig werden. Vorzüglich reich an solchen Redensarten ist die Chinesische Sprache, in welcher dieselben, ebenso wie einzelne Wörter, auswendig gelernt werden müssen, wenn man nicht durch wörtliche Uebersetzung ihrer Elemente ganz widersinnige Erklärungen machen will. *Laò sian seng*, der früher geborene Greis ist nichts andres, als eine höfliche Anrede an einen Vor-

nehmeren, und der Chinese denkt sich dabei nicht weiter die einzelnen Wörter in ihrer grammatischen Verbindung. Ausser der diesem Volke eigenthümlichen Neigung zum figürlichen Ausdruck, da gerade viele dieser Redensarten figürliche sind,*) trägt, meines Erachtens, die Dürftigkeit der grammatischen Bezeichnung im Chinesischen sehr zu der Häufigkeit derselben bei. Wo es wenig verschiebbare Verbindungsmittel giebt, muss man die Beibehaltung des ein für allemal Verbundenen zu Hülfe rufen, und der im Chinesischen so oft vorkommenden Ungewissheit, in welcher grammatischen Beziehung die Wörter zu nehmen sind, wird in der That dadurch wesentlich abgeholfen, dass gewisse Wörter in einer einmal durch Gewohnheit fest bestimmten genommen werden, und nun keinen andren Sinn haben können.

129. Wenn man also, zum Behufe der Zergliederung wirklicher Sprachen, dem Gange der Natur folgen will, darf man sich die Grammatik nicht als eine Zusammenfügung der Rede aus Wörtern, sondern nur als eine Zerschlagung derselben in Wörter denken. Die Rede, und nicht das Wort ist das in der Natur zuerst und ursprünglich Gedachte. In den mit dem Sanskrit verwandten Sprachen, mit welchen sich die Grammatiker gewöhnlich beschäftigen, wird dies, aus gleich anzuführenden Gründen, nicht sichtbar, in den Semitischen tritt es schon einigermassen hervor, und in noch fremderen, namentlich den Amerikanischen, ist es durchaus unverkennbar. Es bleiben nemlich in diesen Sprachen Formen mit einander verbunden, die bei richtiger Scheidung getrennt werden müssten, was auf synthetischem Wege nicht geschehen würde, aber bei mangelhafter Scheidung des Ganzen der Rede begreiflich ist.

Die meisten Amerikanischen Sprachen verbinden die Substantiva durchaus fest und enge mit dem Besitzpronomen, und mehrere trennen das letztere niemals von den ersteren. Im Mexikanischen führt das Verbum immer das Wort, welches von ihm regiert wird, oder das dessen Stelle vertretende Pronomen mit sich. Am auffallendsten aber ist die Erscheinung, von der wir hier reden, in der Qquichua Sprache. Die Periode besteht in derselben aus einzelnen, in sich geschlossenen Wortgruppen, deren Elemente so gut, als gar nicht, und welche selbst nur innerhalb sehr enger Gränzen umgestellt werden können. Jede solcher Gruppen schliesst, wenn das darin enthaltene Substantivum nicht als reines Subject

*) *Recherches sur les langues Tartares par Monsieur Abel-Remusat. p.* 124.

im Nominativ steht, mit einem Pluralzeichen, Besitzpronomen, einer Praeposition, Verbalendung oder Anfügungspartikel; diese grammatischen Verhältnisse beziehen sich auf alle Theile der Gruppe und diese Theile enthalten für sich keine weiteren Andeutungen derselben. In jeder solchen Gruppe bildet ein Substantivum, vor dem Adjectiva, oder ein Verbum, vor dem Adverbia stehen können, das Hauptwort, und alle auf dasselbe folgenden Wörter oder Affixa werden mit ihm, als Ein Wort, unter demselben Satz zusammengefasst. Der Satz: reiche Herren pflegen allzusehr grosse, reiche, vergoldete Häuser, und viele männliche, weibliche Bedienten zu lieben, stellt sich Quichuisch folgendergestalt:

reiche Herren grosse schöne vergoldete Häuser
(*khapac apu-cuna-ca*) (*hatun çumac ccorin-cha-sca huaci-cuna-cta*)

viele Mann Frauen Bedienten und lieben allzusehr pflegen.
(*achca ccari huarmi yana-cuna-cta-huam-pas*) (*muna-paya-c-caucu*).

Die Parenthesen umschliessen hier die Gruppen, die Verbindungsstriche deuten die zu demselben Worte verknüpften Elemente an, und die unterstrichenen Wörter sind unter diesen die Hauptwörter. In einer solchen Constructionsordnung, die so vieles sichtbar Verbundenes zusammenlässt, statt es in seine einfachen Theile zu zerlegen, scheint es mir klar, dass man von der Ansicht des Ganzen ausgegangen, und analytisch verfahren, nicht synthetisch vom Einfachen aus hinaufgestiegen ist. Einigermassen gehört auch die merkwürdige Einrichtung des Tagalischen hierher, von der in der Folge dieser Blätter noch die Rede seyn wird, und vermöge welcher diese Sprache zwischen dem Sinne nach nahe zusammengehörende Wörter verbindende Buchstaben und Sylben schiebt.[1]) Im Ganzen der Rede entstanden diese Zwischenlaute sehr leicht und natürlich zugleich auf euphonischem und logischem Wege.

130. Geht aber auch die verbundene Rede zuerst als ein Ganzes, und ohne klares Bewusstseyn ihrer Verbindung aus dem Geiste hervor, so müssen ihre Grundtheile, die Wörter, doch zu mannigfaltig verschiedenen Reden anders und anders verbunden werden. In der Scheidung dieser nun, und in der Art, wie man sie, um ihr Verbindungsverhältniss kenntlich zu machen, behandelt, be-

[1] *Nach „schiebt" gestrichen: „ohne dass die letzteren zu Einem Worte zusammenzuschmelzen scheinen".*

steht die Grammatik. Es ist aber wichtig, bei der Zergliederung der Sprachen und der Untersuchung ihres Baues den Typus der Construction voranzustellen, und die Beschaffenheit der einzelnen Redetheile aus ihm abzuleiten. Denn nur indem man so dem Gange der Natur selbst folgt, erkennt man die besondre Eigenthümlichkeit jeder einzelnen Sprache, da der Typus der Construction und die Scheidung der Redeelemente hauptsächlich die übrigen grammatischen Einzelnheiten bestimmt.

131. So wie wir es bei der Sprache überhaupt und dem Baue der Wörter gesehen haben, ebenso liegt auch der Grammatik etwas Gemeinsames im Menschen zum Grunde, das sich aber nach den Geistesfähigkeiten und Richtungen der Nationen, und dem geschichtlichen Ursprunge ihrer Sprachen im Einzelnen verschieden gestaltet. Die innere Gesetzmässigkeit, welche die ganze Sprache beherrscht, leuchtet sogar vorzugsweise aus dem grammatischen Baue, als demjenigen ihrer Theile hervor, welcher die Form des Gedanken enthält, und ihn als ein vollendetes Ganzes zusammenschliesst. Es würde daher ein vergebliches Bemühen seyn, die Grammatik, sey es die allgemeine oder die einer besondren Sprache, auch aus der mühsamsten Aufsuchung aller Wortformen zusammenzutragen, wenn nicht jener allgemeine und ewige Organismus der Sprache dem Geschäfte zur Leitung diente. Dagegen schadet man von einer andren, und noch viel empfindlicheren Seite der Einsicht in den grammatischen Bau, wenn man, die Gränzen jenes Organismus verkennend, den Sprachen allgemeine Gesetze aus Begriffen da aufdringen will, wo nur die besondren geschichtlich erforscht werden können. Die angeblich aus Begriffen geschöpften Gesetze haben alsdann meistentheils auch nur einer geschichtlichen, aber oberflächlich und unvollständig gemachten Induction ihren Ursprung zu verdanken, und dieses einseitig philosophische Verfahren ist der Sprachkunde bei weitem nachtheiliger, als das oben gerügte einseitig historische, da das letztere doch zu andrer Benutzung brauchbare Materialien sammelt, das erstere aber nur eine hohle und leere Theorie zurücklässt. Die Sprache geht gewiss mit innerer Nothwendigkeit aus dem Menschen hervor, es ist nichts zufällig, noch willkührlich in ihr, ein Volk spricht, wie es denkt, und denkt so, weil es so spricht, und dass es so denkt und spricht, ist wesentlich in dem Ganzen seiner geistigen und körperlichen Anlagen gegründet, und wieder in diese übergegangen. Aber nicht der abgezogene, allgemeine Begriff des

menschlichen Geistes und menschlichen Denkens ist der Grund der Sprachen, sondern die ganze, vollständige und lebendige Volksindividualitaet, und diese lässt sich nicht an sich, sondern gerade nur an ihrem Producte, der Sprache, studiren. Die Sprachen haben überdies ein äusseres, von dem jedesmal Sprechenden unabhängiges Daseyn, und dies erstreckt sich auch auf ihren grammatischen Bau. Beruht dieser gleich auf Verbindungen, Regeln, Verhältnissen, die scheinbar mit dem lebendigen Gedanken verschwinden, so wandern doch nicht bloss Wörter, sondern auch grammatische Eigenthümlichkeiten von Nationen zu Nationen über. Denn jene Verhältnisse knüpfen den in Worte überzugehen bestimmten Gedanken Lautveränderungen an, die sie selbst wieder zurückrufen, und wo Sprachen mit einander in Verbindung treten, selbst wo die eine der andren nur eine bedeutende Anzahl von Wörtern beimischt, übt auch der grammatische Bau beider Einfluss auf einander aus. Nur der geschichtliche Weg kann daher wesentlich zur Erkenntniss des Sprachbaues führen, allein die grammatischen Begriffe müssen philosophisch richtig bestimmt und scharf von einander gesondert, die wirklich gemeinsamen, unabänderlich waltenden Gesetze klar erkannt werden. Denn es ist gewiss eine sehr irrige Ansicht, wenn man es für hinlänglich hält, den grammatischen Stoff nur unter gewissen allgemeinen Rubriken, ohne strenge Bestimmung der Begriffe, zusammenzustellen, es als gleichgültig ansieht, ob man diese oder jene Theorie befolge. Die Einsicht in das Ganze, und in den Zusammenhang des Organismus einer einzelnen Sprache, noch mehr aber die in das Verhältniss mehrerer zu einander und in die Sprache überhaupt geht darüber unwiederbringlich verloren. Die Grundlage alles Sprachstudiums muss immer die philosophische seyn, und bei jedem einzelnen Punkt, jedem noch so concreten Falle muss man sich mit vollkommner Klarheit bewusst werden, wie er sich zu dem Allgemeinen und Nothwendigen in der Sprache verhält. Man muss nur nicht die Gebiete der Begriffe und der Thatsachen mit einander verwechslen, nicht unvollständiger Untersuchung durch Aufsuchung scheinbar philosophischer Gründe Allgemeingültigkeit verleihen wollen.

132. Das Gemeinsame in der Grammatik kann nur aus der Natur und dem Wesen der Sprache, den Gesetzen des Denkens und der Beschaffenheit der Sprachorgane, an sich und in ihrem Verfahren, herrühren, und nur die beiden ersten Stücke lassen Herleitungen aus blossen Begriffen zu.

Die Sprache ist eine natürliche menschliche, mit dem Begriffe des Menschen selbst gegebene Function. Der Mensch spricht auf ähnliche Weise, als er sieht, als er sich bewegt, als er jede andre seinen Organen gemässe Verrichtung ausübt, jedoch mit dem merkwürdigen Unterschiede, dass die Sprache in ihm erst einer stufenartigen Entwicklung bedarf. Sie wird zwar durch seine körperlichen Werkzeuge bestimmt, gehört aber eigentlich dem Geistigen in ihm an, bedingt die Klarheit seines Denkens, und bewegt sich in der Freiheit der Gedanken und Empfindungen. Diese Freiheit hebt sie über den Organismus hinaus, und das Reden kann niemals im eigentlichen Verstande eine organische Verrichtung genannt werden. Es ist zwar organisch, insofern es gesetzmässig und durch den Organismus körperlicher Werkzeuge bedingt ist. Allein diese Bedingung setzt ihm nur theilweis Schranken, und seine Gesetzmässigkeit ruht im Gebiete der Freiheit, da der Organismus der Naturordnung angehört. Die Sprache in ihrer grammatischen Function, denn von ihrer Natur an sich haben wir schon im Vorigen hinlänglich gehandelt, ist das Vermögen die Freiheit des Gedanken dergestalt durch Gesetzmässigkeit zu verschlingen, dass Freiheit und Gesetzmässigkeit sich innig und gegenseitig durchdringen. Denn die Freiheit fordert die Gesetzmässigkeit zu ihrer Sicherung, und die Gesetzmässigkeit hat in der Sprache keinen bestimmten Erfolg, sondern nur die Möglichkeit der Freiheit zum Ziel. Die grammatisch gesetzmässigsten Sprachen erlauben den freiesten Schwung des Periodenbaus, den die an grammatischer Bestimmbarkeit dürftigeren in engere und festere Gränzen zusammenzuziehen genöthigt sind. Was man daher für die Grammatik aus dem Begriffe der Sprache als allgemein und nothwendig herzuleiten versuchen möge, darf man nur aus ihrer auf Freiheit berechneten und von der Freiheit geforderten Gesetzmässigkeit, aus diesem (wenn man das Wort gebrauchen will) ihr eigenthümlichen Organismus, nicht etwa aus dem Begriff des Organismus an sich und in der Körperwelt hernehmen.

133. Die Gesetze des Denkens enthalten die Grundbestimmungen der Grammatik, und können und dürfen nicht anders, als auf dem Wege reiner Begriffsableitung aufgesucht werden. Sie machen den nothwendig philosophischen Theil der Sprache aus, wie von dem Volke, das die vollkommenste aller Sprachen besass, den Griechen, schon sehr früh anerkannt worden ist. Es kann auch nur Eine wahre Herleitung derselben geben, und es würde eine nicht zu

billigende philosophische Gleichgültigkeit verrathen, wenn man bald dieser, bald jener zu folgen versuchte, und nicht alle Versuche nur dahin giengen, die eine richtige, mit Beseitigung der übrigen, festzustellen. In diesem Theile fallen die Logik und die allgemeine Grammatik gewissermassen zusammen, aber beide Lehren müssen, auch in dem Umfange, in dem sie sich wirklich berühren, sorgfältig in ihren eigenthümlichen Gränzen gehalten werden. Die allgemeine Grammatik hat schon oft, zum Nachtheil der Einsicht in die Lebendigkeit und Selbstthätigkeit der Sprache, darunter gelitten, dass dieser Unterschied nicht einwirkend genug aufgefasst worden war. Er äussert sich vorzugsweise in zwei, aber wichtigen und folgereichen Punkten. Die Logik behandelt, auch da, wo sie sich bloss mit der Verbindung, Trennung und Ableitung der Begriffe beschäftigt, dieselben rein objectiv, im Gebiete der Möglichkeit oder vielmehr des absoluten Seyns, ferner an sich und ohne Beziehung auf eine Person. Die Grammatik, vermöge der Eigenthümlichkeit der Sprache, den Gedanken aus sich hinaus- und an einen Andren gerichtet sich gegenüberzustellen, bringt das existentielle Setzen, und das Darstellen des Subjects, als eines Selbstthätigen, das Praedicat handelnd mit sich Verbindenden, so wie den Begriff der in Wechselwirkung stehenden Persönlichkeit, das Ich und das Du, hinzu. Das Erstere hat auf die Lehre des Verbum, das Letztere auf die des Pronomen, wie wir in der Folge sehen werden, den wichtigsten Einfluss. In diesem durch die Gesetze des Denkens bedingten Theile der allgemeinen Grammatik unterscheidet sich aber wieder dasjenige, was aus der blossen Begriffsableitung nothwendig folgt, von demjenigen, was erst durch die Dazwischenkunft eines nicht in der philosophischen Ableitung liegenden Begriffs bedingt wird, und in jener Ableitung daher nur als möglich und zulässig Platz findet. So fliessen die vier ersten Casus der Declination von selbst und nothwendig aus der Kategorie der Relation, und diese Ableitung liesse noch einen fünften, den der Wechselwirkung zu; der Instrumentalis und Locativus dagegen entstehen erst durch die Dazwischenkunft der Begriffe des Werkzeugs und des Orts. Der gleiche Unterschied findet sich zwischen dem Conjunctivus, als nothwendigem Gegensatz des Indicativus, und dem Optativus, neben dem es noch manche andre *modi* des Pflegens, Müssens u. s. f. geben könnte und giebt, zwischen dem Passivum, als nothwendigem Gegensatz des Activum, und der 9. und 11. Conjugationsform der Araber, die sich nur auf

gewisse Gegenstände, Farben, Körperfehler, bezieht, zwischen dem Pluralis, als nothwendigem Ausdruck der Mehrheit, und dem Dualis, welcher zufällig eine eigne Form für eine einzelne bestimmte Zahl einführt, u. s. f. Die allgemeine Grammatik könnte in der hier erwähnten Abgränzung die Bestimmtheit des Umfanges finden, welche ihr jetzt oft mangelt, da man ihr bald aus mehr, bald aus weniger Sprachen Begriffe grammatischer Formen beigesellt. Sie würde durch eine solche Behandlung an Wissenschaftlichkeit gewinnen, und es würde der beurtheilenden Einsicht in die vorhandenen Sprachen förderlich seyn, dasjenige vollständig, aber abgesondert, zusammengestellt zu finden, was sich rein und ohne Vermittlung factischer Begriffe grammatisch ableiten lässt. Die Gleichheit der Gesetze des Denkens bringt das Gemeinsame der Grammatik aller Sprachen hervor, vermöge dessen alle sich auf die allgemeine Grammatik und eine auf die andre beziehen lassen. Jede grammatische Form lässt sich, in irgend einer Art sie wiederzugeben, in jeder Sprache nachweisen, wenn es dieser auch an eigner grammatischer Bezeichnung dafür fehlt, und auch den an dieser überhaupt dürftigsten Nationen müssen doch die Formen und Gesetze vorschweben, ohne welche die Redeverbindung gar nicht erkannt werden könnte. Die Chinesen z. B. besitzen keine grammatischen Kennzeichen der Redetheile, ja man kann behaupten, dass ihre Construction sich gar nicht auf die Unterscheidung derselben gründet, und ihre Grammatik gar keinen etymologischen, sondern bloss einen syntaktischen Theil kennt. Demungeachtet müssen auch dem Eingebornen, der sich der Sprache bedient, doch diese grammatischen Formen auf gewisse Weise gegenwärtig seyn, er muss ihren Gesetzen folgen um die Rede verständlich zu verknüpfen. Dagegen lässt sich nicht behaupten, dass alles in den Sprachen, auch rein Logische allen auf gleiche Weise gemeinsam sey. Es wird sich, wie im Vorigen gesagt worden, immer in jeder irgend ein Ausdruck dafür finden, allein vielleicht von einer ganz andren Seite, auf eine die eigentliche Bedeutung ganz vernichtende Weise genommen. Denn auch ganz von aller Lautverschiedenheit abgesehen, ist die bloss ideale Ansicht der grammatischen Verhältnisse bei den Nationen verschieden. Man darf sich hierbei nur daran erinnern, dass, in mehr als Einer Sprache, das Passivum immer nur als Activum, bald mit umgestelltem bestimmtem, bald mit unbestimmtem Subject behandelt wird.

134. Dies eben Gesagte führt uns auf die allgemeinste Eintheilung aller unter den Sprachen denkbaren grammatischen Verschiedenheiten, die vorzüglich bei der Beurtheilung der Wichtigkeit des grammatischen Baues in etymologischen Untersuchungen nützliche Anwendung findet. Die grammatische Verschiedenheit der Sprachen ist nemlich, wenn man vom Allgemeinen zum Besondren herabsteigt,

a. theils eine der idealen Ansicht der grammatischen Verhältnisse,

b. theils eine der technischen Mittel, dieselben zu bezeichnen,

c. theils eine der zu dieser Bezeichnung angewandten Laute.

135. Unter einem grammatischen Verhältniss verstehe ich ein solches, in welchem ein Wort, in Beziehung auf die Redeverbindung gestellt, betrachtet wird. Es giebt zwar hierher zu ziehende und in der That auch grammatische Verhältnisse, welche einem Wort durchaus unabhängig von der Verbindung der Rede zukommen, wie das des Geschlechts, und selbst des Numerus, wenigstens da, wo ein Substantivum bloss im Plural gebräuchlich ist. Das Geschlecht wird einem Wort wirklich nur in der allgemeinen Neigung, die Sprache zu beleben, und nach der besondren Ansicht, die es darbietet, beigelegt, und ist genau genommen ein lexicalisches, und kein grammatisches Verhältniss, da die Grammatik immer nur auf die Verbindung der Rede hinweist. Da aber gerade das Geschlecht, und wenn es noch irgend ein andres ähnliches Sprachverhältniss giebt, auch einen bedeutenden Einfluss auf die Art die Rede zu verbinden ausübt, so muss es nothwendig auch zu den grammatischen Verhältnissen gerechnet werden. Ganz eigentlich zu denselben gehört es, wenn es, wie im Hebraeischen, Arabischen, Vaskischen, auch am Verbum bezeichnet wird. Wenn man sich nun den Constructionsbau einer Sprache in seiner allgemeinen Form, und abgesehen von jeder einzelnen Rede denkt, und die Beziehungen aufsucht, in welche die einzelnen Wörter auf diese Form gestellt werden; so bildet man sich einen Begriff von der grammatischen Ansicht der Sprache. Diese Form ist in dem Kopfe der Redenden vorhanden, und jede einzelne Rede prägt sich in ihr aus. Sie macht es nothwendig, die Wörter in Classen zu vertheilen, in denen sie eine gleiche grammatische Behandlung erfahren, worin die Redetheile bestehen, und sie besitzt ausserdem einen, zwar nothwendig die der Verschiedenartigkeit der Rede unentbehrliche Freiheit verstattenden, aber doch in sich geregelten

Constructionstypus, der gewisse Fügungen als gesetzmässig und gewöhnlich stempelt, andre dagegen ausschliesst.

Es ist nicht leicht zu ergründen, wie eine bestimmte grammatische Ansicht in einer Nation besteht, was dasjenige in der Seele ist, worauf sie beruht, und wie ihre Mangelhaftigkeit oder Vollkommenheit auf die Denk- und Empfindungsweise einwirkt. Der Zuschnitt unsrer bisherigen philosophischen, und aller bis jetzt wissenschaftlich bearbeiteten Grammatik führt auch nicht eigentlich auf die Lösung dieser Aufgabe, da die Sprache in derselben weit mehr wie ein fertiges und todtes Product des Geistes, als wie eine innerliche, lebendige Verrichtung desselben betrachtet wird. Dennoch hängt von diesem Punkt jede tiefere Spracheinsicht ab. Der Grund der Schwierigkeit liegt aber hauptsächlich darin, dass hier nicht Form von Materie, sondern Form von Form, die des Denkens, welche der Sprache gleich unentbehrlich ist, von der ihr eigenthümlichen gesondert werden muss. Unter Form kann man nur Gesetz, Richtung, Verfahrungsweise verstehen. Wie die Weltkörper einer Bahn folgen, wie die organischen Kräfte in bestimmter Art wirken, so bewegt sich unser Denken und Sprechen in theils ursprünglich gegebnen, theils habituell gewordenen Gleisen. Die Sprache ist die Vollendung, das Complement des Denkens, aber zugleich ein Mittel, den Gedanken, zur Mittheilung an andre und zur Rückwirkung auf das Subject, aus sich heraus und sich gegenüber zu stellen. Darum liegt die Form des vollendeten Denkens in ihr, allein auch noch eine andre, ihr mehr eigenthümliche, nicht sowohl das Wesen des Gedanken, als das Symbol, in welches die Sprache den Gedanken fasst, angehende. Beide befinden sich im Gebiet der Grammatik, und lassen sich nicht von einander trennen, da die Sprache sie synthetisch in Eins verschmelzt, allein die letztere darf nicht, wie nur zu oft geschieht, übersehen und verkannt werden. Was in der Sprache reines Denken ist, beruht auf der Urtheilskraft und dem Verstande, aber was die dem Gedanken Körper leihende Sprache hinzufügt, bedarf der schöpferischen Einbildungskraft, derselben, welche überhaupt eine Welt von Lauten zwischen den Menschen und die Wirklichkeit stellt. Da diese Kraft mehr und weniger thätig und zeugend seyn, den Gedanken mehr oder minder, wenn der Ausdruck erlaubt ist, in seiner Nacktheit lassen kann, so entsteht daher, dass man zu trennen versucht, was sich, Gedanke und Sprache, eigentlich nicht trennen lässt. Ja, da die Sprache doch wieder auch eine Be-

136.

schränkung, eine Bedingung endlicher Naturen ist, so stellt man wohl in der Vorstellung das reine Denken, von dem sich gar kein Begriff machen lässt, als eine unmessbare Grösse hin, um damit das verschiedenartig, dem Grade nach, durch Sprache gefärbte Denken zu vergleichen. Die grammatische Form, von der wir hier allein reden, ist die Form einer Verbindung, und jede Verbindung muss zu einem Ganzen streben, in dem ihr verbindender Grund liegt. Das Denken an sich lässt die Bildung von Ganzen in sehr grosser Freiheit, und fast ungemessnem Umfang zu. Die grammatische Form hat enger bestimmte Gränzen, und ein Ganzes ist in ihr geschlossen, wo, in einer Verkettung von Worten, jedes in unmittelbarer, oder mittelbarer Abhängigkeit von regierenden Worten steht und diese Abhängigkeit das Verständniss bedingt. Wo eine Abhängigkeit auf andre regierende Worte eintritt, hebt ein neues Ganzes an. Dies ist beiden, in der Sprache vorhandenen Formen gemeinsam, allein diese beiden Formen unterscheiden sich in der Bildung eines Ganzen darin, dass die Gedankenform zur Einheit des Satzes, des einfachen und zusammengesetzten, die Sprachform zur Einheit der Periode strebt. In dem Satze ist das Princip der Einheit bloss das Gedankenverhältniss seiner Theile, in der Periode treten zu diesem, mit beständiger Rücksicht auf Verständlichkeit und Aussage, noch die Verhältnisse der Sprache hinzu, sowohl insofern sie überhaupt Versinnlichung des Gedanken, als insofern sie ein bestimmt geregeltes und beschränktes Organ ist.

137. Die Periode also, in welcher sich die Gedanken- und Sprachform vereinen, ist das Ganze, welches die Grammatik erstrebt; und das Gerippe ihres Baus, verbunden mit dem Zuschnitt der einzelnen grammatischen Theile um in denselben zu passen, ist die grammatische Form der Sprache, in welcher die Verschiedenheit der grammatischen Ansicht ruht. Wenn, wie ich zu Anfange dieses Abschnitts sagte, ergründet werden soll, wie der Mensch die Verbindung der Rede zu Stande bringt, muss man (wenn auch der Gang der Spracherfindung in der Wirklichkeit natürlich ein ganz anderer ist) zuerst auf die hier berührten Punkte sehen. Auf sie, auf die Art, wie der Mensch den Ausdruck zum Gedanken stellt, wie er ihm Umfang verleiht, wie er den Gedanken mehr oder minder mit Sprache befruchtet, wie er, in Einklang hiermit, die einzelnen Wortclassen behandelt, wie er die grammatischen Begriffe, da wo sie verschiedene Ansicht erlauben, nimmt, ob er denselben ihnen geradezu entsprechende Formen anweist, oder

sich mit aushelfenden begnügt, kommt es zuerst und hauptsächlich an. Dieser Theil der Grammatik lässt sich auch an den Sprachen durch blosse Begriffe zeigen, ohne in ihre technischen Mittel, geschweige denn in ihre Laute einzugehen. Da wieder in der Sprache selbst Gedanken- und Sprachform unterschieden worden ist, und die Periode ganz eigenthümlich der letzteren angehört, so ist der leitende und oberste Grundsatz hier, dass die grammatische Form ganz für und durch die Sprache bestehe, oder mit andren Worten, dass das Verständniss durch die grammatische Form und an ihrer Hand, nicht durch den Sinn der Worte und ihre Gedankenverbindung, oder doch durch diese nur unterstützend, geleitet werde. Denn in der Concentrirung auf die Sprache, in ihrer so vollkommenen Durchdringung des Gedanken, dass sie in ihm auf allen Seiten hervorspringt, beruht ihre Wirkung.

138. Die hier versuchten Unterscheidungen sind so fein, dass, um sie vor dem Vorwurf der Spitzfindigkeit zu retten, es nothwendig wird, sie mit Beispielen zu belegen. In jeder Sprache kann jedes Verbum, als die Bezeichnung einer Handlung, aber auch als das Verbindungsmittel des Satzes angesehen werden. Nur das Letztere ist die grammatische Ansicht; mit völlig klarem Bewusstseyn gehört dieselbe nur dem grammatisch Gebildeten an, aber wenn das Verbum in einer Sprache eine bestimmte, sich immer, von allen andern Redetheilen unterschieden ankündigende Form hat, so ist diese Ansicht, als Sprachorganismus, der Nation eigen, man mag die Geisteseigenthümlichkeit dieser nun als Erfinderin, oder als Wirkung der Sprache, oder als beides zugleich ansehen. In der Guaranischen Sprache (und Aehnliches findet in vielen andren Statt) wird der Plural nur durch eine damit verbundene bestimmte Zahl, oder durch den Sinn der Redensart, oder durch den Zusatz viel am Substantivum bezeichnet.*) Andre, auch mit Pluralbezeichnung versehene Sprachen, namentlich die Qquichua, bedienen sich derselben doch nur da, wo nicht schon durch eine hinzugefügte Zahl oder eine andre Andeutung klar wird, dass der Plural gemeint ist; selbst wo Nomen und Verbum zusammenkommen, führt ihn nur das erstere, nicht das letztere. In allen diesen Fällen wird also der Plural nur für das Verständniss, nur um des Gedanken willen, nicht für die Sprache bezeichnet, nicht für die Passlichkeit, den Laut überall dem Begriff gleichzustellen.

---

*) *Arte de la lengua Guarani por el P. Antonio Ruiz. p. 2.*

Die Delawarische, Mexikanische, Totonakische Sprache und andre machen in mehreren Stücken, besonders aber bei der Pluralbezeichnung, einen Unterschied bei den Wörtern für lebendige und leblose Gegenstände, ja beschränken zum Theil die wahre Pluralbezeichnung auf jene. Sie führen dadurch also einen Unterschied in die Sprache ein, der aus der Natur genommen, aber der Grammatik fremd ist. Dasselbe lässt sich von dem Geschlecht in denjenigen Sprachen sagen, welche alle Wörter geschlechtslos behandeln, denen nicht wirklich ein Geschlecht in der Natur zukommt. Dagegen erheben diejenigen, welche jedem Wort sein Geschlecht beilegen, den Geschlechtsunterschied wahrhaft zu einem grammatischen, der Sprache eigenthümlichen, durch und für sie gemachten, indem sie zum Behuf des grammatischen Gebrauchs die Natur der Dinge umändern. Auch jene, einer andren Methode folgenden Sprachen thun dies zwar, wie die Englische das Schiff den weiblichen Wesen, die Mexikanische die Sterne und Wolken den lebendigen zugesellt. Die erstere dieser Ausnahmen, bei welcher auch die Wahl des weiblichen Geschlechts ausdrucksvoll ist, und in der Benennung Kriegsmann für Kriegsschiff wieder eine sinnvolle Abänderung erfährt, hat das Schöne, dass bloss das Geschlecht, das weibliche oder sachliche, das Schiff als segelnd, also lebendig, oder ruhend andeutet, aber auch das Sonderbare, dass nun selbst der Kriegsmann (*the man of war*) widersinnig mit dem weiblichen Pronomen verbunden wird.*) Durch die andre Ausnahme hinterlässt die Mexikanische Sprache der Nation ein Denkmal dessen, was der kindisch unentwickelte Sinn der beginnenden Menschheit als belebt in der todten Natur ansah. Aber keine von beiden geht aus grammatischer Ansicht hervor, oder in dieselbe über. Die Griechische und lateinische Sprache haben die Construction des Accusativus mit dem Infinitiv, und sie, die Sanskritische und andre die der absolut stehenden Participien. Diese Constructionen aber entspringen nicht aus den blossen Functionen des Denkens in der Sprache, man würde bei systematischer Aufzählung aller zusammengesetzten Sätze nicht auf sie kommen, sie lassen sich nur, einmal gegeben, logisch erklären und rechtfertigen. Sie gehören also eigentlich der Sprachform, und da sie nicht allen Sprachen eigen sind, einer bestimmten Ansicht derselben an.

---

*) Bekanntlich geschieht dies auch dann, wann ein Kriegs- oder andres Schiff einen Mannsnamen: Herkules, Lord Nelson u. s. w. führt.

Betrachten wir die hier angeführten Beispiele genauer, so 139. werden wir auf eine neue Unterscheidung geführt. Bei der Beachtung des Belebtseyns wird etwas aus der lebendigen Anschauung der Natur in die Sprache gebracht, und bewirkt einen, die Form des Denkens in nichts angehenden grammatischen Unterschied. Bei dem über die Constructionen Gesagten wurde die Sprachform ganz eigentlich der Denkform entgegengestellt. Von Beidem aber lässt sich die Sprachform unterscheiden, der in dem einen Fall etwas ihr Fremdes aufgedrungen wurde, und die in dem andren etwas ihr Eigenthümliches hinzufügte. Es wirkt auch wirklich ein dreifaches Princip, und gerade, wie es sich hier darlegt, auf die Sprache. Die Gesetze des Denkens, das nur mit ihrer Hülfe möglich ist, beherrschen sie. Indem sie aber die Wirklichkeit symbolisirt, die Rede ein Bild der Gegenstände und Vorgänge ist, die sie betrifft, wirkt die Anschauung der Welt auf sie; was in der Wirklichkeit den Sinn am meisten anregt, wird leicht in sie übergetragen. Endlich hat sie, als Organ des Denkens und der Weltdarstellung, ihre eigne Form, und die Ahndung und das Gefühl dieser Form[1]) drücken ihr, wo sie mächtig sind, ein unverkennbares Gepräge auf. Ich glaube auf diese Weise das Daseyn der reinen Sprachform im Menschen nachgewiesen, und ihr in den Richtungen des Geistes ihre Stelle gesichert zu haben. Da aber das Verhältniss, in dem der Sprachsinn einer Nation zu ihr steht, der Hauptpunkt ist, von dem die Sprachfähigkeit derselben, und die Vollkommenheit ihrer Sprache abhängt, so ist es nothwendig, länger bei ihr zu verweilen.

Wenn man eine Periode in Gedanken ihres Inhalts entkleidet, 140. und bloss die Zusammenfügung ihrer Theile, und die Kenntlichkeit der Bestimmung eines jeden in derselben im Auge behält, so gewinnt man die grammatische Ansicht ihres Baues. Versucht man dasselbe mit mehreren, und vergleicht man die verschiedenen Zusammenfügungen, so erweitert sich der Begriff. Wie weit man diese Erweiterungen treiben, wie man die Zahl mühevoller Zergliederungen vermehren möchte, würde niemals Totalitaet erreicht werden. Aber wenn man viel in einer Sprache gelesen und viel in derselben geschrieben hat, so bildet sich eine Vorstellung der möglichen unendlichen Mannigfaltigkeit. Die Einbildungskraft wird nemlich auf diesen Gegenstand gerichtet, und indem sie,

---

[1]) *Nach „Form" gestrichen: „bleiben für ihre Bildung nicht gleichgültig".*

vermöge ihrer wahrhaft zeugenden Kraft, das eine noch da festhält, wo sie schon das andere setzt, und so zugleich übersieht, was sich nur einzeln entwickeln kann, der durch die Kenntniss der Sprache geleitete Geist aber dabei die Gränzen der Möglichkeit festhält, gelangt sie auf ihre Weise zu dem einzig möglichen Totalbild des grammatischen Baus. Sie verfährt dabei ungefähr ebenso, als sie bei mathematischen Constructionen Reihen von Fällen da überschaut, und den Umfang der Verschiedenheit überschlägt, wo die einzelne Aufzählung, der Natur der Sache nach, unmöglich seyn würde. Es schien mir nothwendig, dies vorauszuschicken, um recht klar und bestimmt festzustellen, was unter grammatischer Redeform zu verstehen ist, und zu zeigen, dass sie, ganz entblösst von Stoff, an dem Inhalt nur wie eine Idee, wie die Eurhythmie an einem Gebäude, die Harmonie an einem Musikstück, der Rhythmus an einem Gedicht hangend, in ihrer Gesetzmässigkeit nur durch die Verstandesregel, in ihrer Freiheit nur durch die Einbildungskraft gefasst werden kann. Durch diese Form wird nun ein Dreifaches bezweckt; erstlich die schlichte und blosse Verständlichkeit; zweitens dass die Sprache dem Gedanken in seiner geflügelten Eile, in den Abwechslungen seiner Wendungen, in seiner gegliederten Zusammenfügung, in seinem Bedürfniss der verhältnissmässigen Unterordnung der Begriffe zu folgen, und ihn angemessen zu begleiten vermag; endlich drittens dass die Rede gerade durch ihre Form zur Hervorbringung neuer, in gleichem Geist sich an sie anschliessender erweckt werde. Denn wie ein Gedicht im Dichter sehr oft durch den blossen Anklang eines Rhythmus entsteht, so erzeugt die rednerisch behandelte grammatische Form den Gedanken überhaupt, und erweitert, oder bestimmt seinen Umfang. Wenn nun in diesem grammatischen Bau die Sprache überall und ausschliessend die End- und wirkende Ursach, wenn nichts durch den Gedanken zu Ergänzendes, entblösst von Sprache, darin vorhanden, wenn die grammatische Bezeichnung nirgends aus Rücksichten auf das Bezeichnete, die nicht zugleich Rücksichten auf die reine und blosse Fügung der Rede werden, geschieht, oder je mehr oder minder dies der Fall ist, so erkennt man darin mehr oder minder die reine Sprachform, und kann sie durch alles der Sprache Eigenthümliche von dem blossen Gedankengeripe unterscheiden. Diese Form ist vollkommen der künstlerischen ähnlich. Denn wie der Künstler einen Typus der menschlichen Gestalt, oder auch der Architektonik der räumlichen

Verhältnisse in der Mannigfaltigkeit ihrer Verschiedenheit und in ihrer idealischen Vollkommenheit in sich trägt, so lebt, selbst unbewusst, ein Typus der grammatischen Redefügung in dem von dem Wesen der Sprache Durchdrungenen, und durch Sprache Begeisterten.

Diese reine, unbedingte und durchgängige Herrschaft der Sprachform erblicken wir am vollkommensten in dem Griechischen Redebau. Das Alt-Indische zeigt ihn in geringerem Grade, woran die Neigung zu nicht immer zweckmässiger Zusammenziehung der Begriffe, und der Mangel, die Rede abtheilender, das Verhältniss ihrer Theile modificirender Partikeln Schuld ist. Auch das Römische ist, bei vielleicht grösserer Würde, wenigstens sichtbarerer Feierlichkeit, hierin weniger geschmeidig. In allen dreien aber nimmt die Sprachform denselben Weg, alle Theile der Rede sind grammatisch gebildet, und verbinden sich in gesetzmässiger, aber weiter und grosser Freiheit. Jene Bildung und diese Freiheit sind in den neueren Sprachen des Indischen Stamms weniger durchgängig, mithin die reine Sprachform nicht so herrschend in ihnen. Im Chinesischen scheint sie, wäre die Metapher nicht zu kühn, beinahe verschwunden. Kein Wort ist grammatisch gebildet, Stellung, Partikeln und der Zusammenhang eröffnen das Verständniss, und halten die beabsichtete Verbindung der Begriffe umschlossen. Aber je mehr die Form der Sprache zurückweicht, desto mehr tritt die der Gedanken hervor. Es giebt nichts Lehrreicheres für das philosophische Sprachstudium, als es das Chinesische und Indische in ihrem ungeheuern Gegensatze sind, zuerst dieses Gegensatzes willen, dann aber weil jede beider Sprachen ihr System mit bewundernswürdiger Consequenz durchführt, und weil ihr Contrast sich ganz auf die Sphäre des Feinsten und Geistigsten in der Sprache beschränkt. Denn das Chinesische scheint, was es an grammatischem Reichthum aufgiebt, an reiner Intellectualität zu gewinnen. Endlich kommen die Sprachen, die so oft den Begriff an die Stelle der Form, Bezeichnetes an die Stelle des leeren Zeichens setzen, die grammatische Form nicht aufgeben, allein sie auf eine ihr nicht angemessene Weise ersetzen. Ich gehe indess hier nicht weiter in diese Verschiedenheit ein, da der grammatische Bau der verschiedenen Sprachen nur nach allen oben (134.) namhaft gemachten Rücksichten zugleich mit einander verglichen werden muss, es mir hier aber einzig und allein auf die Feststellung des Begriffs der Sprachform ankommt.

42. Wir müssen aber hier zuerst eine Grundfrage erörtern, ohne deren genaue Beantwortung immer in dem Vortrage über diese Gegenstände Dunkel und Zweideutigkeit zurückbleiben würde. Wir haben (134.) als den ersten, zur Erlangung einer gründlichen Kenntniss der Grammatik einer Sprache wesentlichen Punkt die in ihr liegende ideale Ansicht der grammatischen Verhältnisse festgestellt. Es hat uns hierbei sogleich vorgeschwebt, dass die Verschiedenheit dieser Ansicht sich theils auf die Behandlung einzelner Theile der Grammatik, des Passivum, der Beobachtung des Geschlechtsunterschiedes beim Verbum, des Dualis u. s. f., theils auf das ganze grammatische Verfahren überhaupt beziehen könne. Die Betrachtung dieses letzteren, die nothwendig vorangehen musste, haben wir (137—141.) begonnen, wenn aber der Ausdruck: Grammatik mit Bestimmtheit gebraucht werden, wenn er nicht beständigen Misverständnissen und Zweideutigkeiten ausgesetzt seyn soll, so muss die als Typus im Verstande des Redenden ruhende, oder genauer die als Sprachgesetz in ihm wirkende Grammatik von der in der Sprache liegenden unterschieden werden. Es erfordert dies theils die Deutlichkeit der Begriffe, theils die Nothwendigkeit, die Sprache immer zugleich als eine innere menschliche Function und als einen sich ihm, als fremd, entgegenstellenden Stoff zu betrachten. Es frägt sich also, unter welchen Umständen kann man behaupten, dass Grammatik wirklich in der Sprache vorhanden ist? woran lässt sich die Gegenwart der Grammatik in der Sprache erkennen? und ist die Grammatik schon darum nothwendig in der Sprache, weil sie der Redende in sich trägt, und beruht mithin jener ganze Unterschied auf einer unnützen Spitzfindigkeit? Da die Wirksamkeit der Grammatik, als zu den Denkgesetzen selbst gehörend, im Geiste nie fehlen kann, und nothwendig auch dann in die Sprache hinübergetragen werden müsste, wenn diese keine in ihr selbst liegende besässe, so können die obigen Fragen auch, und vielleicht deutlicher und leichter so gefasst werden: ist es nothwendig, in den Sprachen den Unterschied zwischen einer stillschweigenden und ausdrücklichen Grammatik anzunehmen, und welches ist die Gränzlinie, welche beide von einander absondert? Um bei der Erörterung dieser Frage gleich bestimmte Beispiele vor Augen zu haben, bemerke ich hier, dass die Chinesische Sprache fast nur stillschweigende, die Sanskritische, an deren Stelle man aber auch die griechische nennen könnte, am meisten ausdrückliche Grammatik besitzt. Glaubt man

nun, dass diese beiden Sprachen, dieses Unterschiedes ungeachtet, darum dennoch auf dem gleichen Grade grammatischer Würdigung stehen, dass die Grammatik, nach dem diesem Wort gewöhnlich beigelegten Sinn, in beiden gleich herrschend sey, so führt dies zu einem grammatischen Indifferentismus, der in der Entscheidung jener Fragen seine Rechtfertigung, oder seine Widerlegung finden muss.

143. Die Wörter der verbundenen Rede stehen einzeln und getrennt da, und wenn sie der grammatischen Verbindung ermangeln, so muss die Verbindung hinzugedacht werden. Die Redensarten *aedis Junonis detecta, senatusconsultum factum, ut* u. s. f. erfordern zu ihrer Vollständigkeit das Hinzudenken des Verbum: seyn. In Sprachen ohne Casusbeugung, oder mit unvollkommener, sich nicht bestimmt unterscheidender, muss das in der Rede gemeinte grammatische Verhältniss hinzugedacht werden, da die Sprache es in ihren Lauten nicht anzeigt. Es liegt also hierin ein deutlicher Unterschied in den Redensarten *the man's head,* und *I saw the man,* so wie die Sonne weicht den Wolken und die Wolke röthet die Sonne. Wenn, wie in vielen Sprachen geschieht, ein grammatisches Verhältniss durch einen Sachbegriff ausgedruckt wird, so muss ein neues Verhältnisswort gedacht werden, um den Sachbegriff, der doch selbst hier ein Verhältnisswort darstellen soll, mit dem Hauptwort zu verbinden. Aus diesem richtigen grammatischen Gefühl entsteht es, dass im Sanskrit zu Praepositionen gewordene, oder als solche gebrauchte Substantiva häufig in eine Casusbeugung endigen, *agrê,* vor, eigentlich an der Spitze, *antarê* und *antarâ,* zwischen, eigentlich in oder vermittelst des Zwischenraums, *ritê,* ausser, eigentlich im Ausnehmen. Auf ähnliche Weise lassen sich die Endungen vieler nicht declinirbaren Wörter, in Casusbeugungen, *â, ât* und *ê* erklären. Die Sprache kennt eigentlich keine getrennten Praepositionen, die gar nicht wieder wie declinirte Nomina angesehen werden könnten. Wo aber in Sprachen Praepositionen, bei deutlichem Sachbegriff, undeclinirt bleiben, wie wenn Rücken Mensch, hinter dem Menschen bedeuten soll, da ist die Verbindung in einer neuen gedachten Praeposition hinzuzufügen, da nur auf diese Weise die doppelte Forderung erfüllt werden kann, dass der Begriff: Rücken hier als Ortsbestimmung an den des Menschen geknüpft, und von demselben nichts weiter als dieses räumliche Verhältniss genommen werde. Bisweilen geschieht diese

Hinzufügung ausdrücklich, wie in dem Spanischen *a las espaldas de la casa, enfrente.* Noch merkwürdiger für unsre gegenwärtige Betrachtung ist dies Hinzudenken, wenn ein Redetheil, der ohne eine gewisse Bestimmung sich gar nicht vollständig denken lässt, diese Bestimmung doch in einem abgesonderten Sachbegriff empfangen muss. Das Verbum lässt sich in einem bestimmten Augenblick nicht ohne ein Tempus denken, da die Handlung doch in irgend einer Zeit vorgeht. Wenn also Chinesisch *'où tsiâng wén tchi,* ich bald frage ihn, für das einfache ich werde ihn fragen steht, so muss aus dem Ortsadverbium der Begriff der Zukunft genommen, und in das Verbum hineingedacht werden. Bedenkt man endlich recht genau die Natur des flectirten Verbum, so muss in demselben, ausser der Person, der Zahl, der Zeit und dem Stammbegriff, noch das existentielle Setzen, das Seyn liegen, und muss, wo es die Sprache nicht angiebt, hinzugedacht werden. Durch alle diese Beispiele hindurch zeigt es sich also, dass da, wo die Sprache die grammatischen Verhältnisse bezeichnet und dies thut, ohne die Natur derselben zu verändern, die Rede in demselben ununterbrochnen Zusammenhange, als der Gedanke, hinfliesst, dass aber, wo eine solche Bezeichnung fehlt, oder durch Sachbegriffe vermittelt wird, in der Rede, grammatisch betrachtet, Lücken entstehen, welche der Gedanke zu ergänzen hat.

144. Wo die in der Rede beabsichtete bestimmte Art der Wortverbindung ihr eignes, keinen neuen Sachbegriff herbeiführendes Zeichen findet, da ist eine grammatische Form, oder ein grammatisches Wort vorhanden. Durch die erstere wird der Begriff des Wortes, indem er immer derselbe bleibt, nach den verschiedenen Verhältnissen, in die er gestellt werden soll, nur umgestaltet, das letztere, wie die Praepositionen, Conjunctionen u. s. f. druckt bloss ein Verhältniss aus, und wenn es ursprünglich gleichfalls einen Sachbegriff enthalten hat, so ist derselbe in Vergessenheit übergegangen. Sähe man indess in den grammatischen Formen und Wörtern nichts als ein Zeichen der grammatischen Verhältnisse, so wie die Wörter, wie sie im Wörterbuch stehen, Zeichen der Begriffe und Gegenstände sind, so verkennte man dennoch ihre hauptsächlichste formale Wirkung, und verwickelte sich zum Theil in unlösbare Widersprüche. Denn es giebt grammatische Verhältnisse, die in keiner Sprache eine Bezeichnung haben, die nicht wieder das Hinzudenken einer neuen nothwendig machte. Ich habe so eben angeführt, dass das flectirte Verbum den Be-

griff des wirklichen Seyns enthalten muss. Dieser wird, auch in den grammatisch am reichsten ausgestatteten Sprachen, durch keine der einzelnen Bestimmungen des Verbum angezeigt. Denn der Modus bedingt nur die Art der verschiednen Möglichkeit des Seyns oder Setzens. Viele Sprachen scheinen dadurch dahin geführt worden zu seyn, dem Verbum das Verbum seyn wirklich beizugesellen, und die Conjugation durch dies Hülfsverbum zu bewirken. Allein auch das Seyn bedürfte, unabhängig von seinem materiellen Begriff, als Verbalform, wie jedes andere Verbum, die ausdrückliche Bezeichnung des existentiellen Setzens, und verfolgt man diese Betrachtung weiter, so geräth man auf ein ins Unendliche fortgehendes Einschachtelungssystem von Bezeichnungen, die wieder neuer bedürftig sind. Diesen Gordischen Knoten aber zerschneidet die Wirkung der grammatischen Form. Denn in den Verbalformen *asti, γράφει, amat* sieht der Verstand nicht blosse Verbindungen der Personen- Zahl- Zeit- und Modusbezeichnung mit den Grundbegriffen, welche die Wörter ausdrucken, sondern, so wie dieselben sich in Einem Guss darstellen, das ächte und wirkliche, nothwendig von jenen Bezeichnungen begleitete Verbum, und es bedarf nun nicht ferner einer eignen Bezeichnung des existentiellen Setzens durch ein Hülfsverbum, welches, wie wir gesehen, die Schwierigkeit nicht löst. Jede grammatische Lautzusammensetzung, oder Lautveränderung in der Sprache thut den Unterschied zwischen der Form und der Materie, den Wörtern und ihrer Verbindung kund, und stellt im Geiste des Sprechenden beide einander gegenüber. Es liegt dies in der eignen Gestaltung der grammatischen Form, in der Abwesenheit alles Sachbegriffs, oder der Wiederkehr desselben in verschiedner Gestalt. Auf diesem Wecken der Formalität im Geiste aber beruht, weit mehr, als auf der Hülfe, die sie dem Verständnisse leistet, die Wichtigkeit der grammatischen Formen in der Sprache, und ihr Einfluss auf das Denkvermögen.

145. Denn als unentbehrliches Hülfsmittel zum Verständniss, zur Erkennung der Redeverbindung, lässt sich die eigentliche grammatische Form auf mehr als Eine Weise ersetzen, vermittelst eingeführter bestimmter Stellung der Wörter, vermittelst des aus der materiellen Bedeutung hervorgehenden Zusammenhanges des Sinnes, vermittelst der Bezeichnung der grammatischen Verhältnisse durch Sachbegriffe, aus welchen, mit grösserer oder geringerer Klarheit, der Redende nur den Begriff des Verhältnisses herausnimmt, und

mit dem Grundbegriff vereinigt. In allen diesen Fällen verfährt der Geist bei dem Auffassen und Hervorbringen der Rede nach den in ihm ruhenden Gesetzen grammatischer Formalität, aber geheftet an den einzelnen Fall, an den augenblicklichen Gebrauch, und nicht mit dem regen Erwachen der Aufmerksamkeit auf die Form an sich, nicht mit ihrer reinen und vollendeten Abscheidung vom Stoff. Diese geschieht nur durch den gleichsam elektrischen Schlag, mit dem die eigentliche und ächte grammatische Form den Geist berührt. Die subjective Wichtigkeit dieser Einwirkung kann nicht leicht jemand verkennen. Die Besiegung aller Dunkelheit und Verwirrung durch die Herrschaft klar und rein ordnender Formalitaet ist das Ziel und der Gipfel aller geistigen Ausbildung. Es kann daher nur wohlthätig wirken, wenn eine solche Scheidung dem Geiste schon durch den sinnlichen Eindruck der Sprache zukommt, und der, wo dies nicht, oder sehr unvollkommen geschieht, unausbleiblich fühlbare Mangel muss anderswoher ersetzt werden. In je klarerem Bewusstseyn seiner Gesetze das Denken fortschreitet, desto bestimmter und fruchtbarer entwickelt es sich, und dieses Bewusstseyn wächst mit der Sichtbarkeit der grammatischen Form in der Rede. Wo die Aufmerksamkeit auf die Form an sich, auf die Form, geschieden vom Stoff, rege wird (und es bedarf hierzu nicht wissenschaftlicher grammatischer Bildung, es geschieht dies bewusstlos bloss durch die Einwirkung grammatisch gebildeter Sprachen), da erweckt eine Form die andren, mit ihr in derselben Sphäre liegenden, da kommen bald alle zur Ausbildung, und modeln den Stoff. Es entsteht also nothwendig eine grössere Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit des Denkens dadurch. Wirklich finden wir diese in den ältesten Schriftstellern Griechenlands und Indiens reicher und schöner in dem Flusse der Rede ausgeprägt, als wir, die in der Gewandheit des Denkens auf einer höheren Stufe stehen sollten, es in unsren weniger glücklich grammatisch geformten Sprachen zu erreichen, ja nur nachzubilden vermögen. Allein auch der objective Ausdruck verliert ohne das Daseyn ächt grammatischer Formen in der Sprache selbst. Ich habe an einem andren Orte*) gezeigt, dass die ausgebildete grammatische Form den Gedanken auf mannigfaltige Weise auszudrucken vermag, wo eine Sprache, welcher sie mangelt, sich mit einer und derselben begnügen muss. Durch jede solcher

*) *Lettre sur le génie de la langue Chinoise à Monsieur Abel Remusat. p. 26.*[1])

[1]) *Vgl. oben S. 270.*

verschiedenen Wendungen erhält auch der Gedanke eine andre Modification. Er ist in einer andren nicht mehr derselbe, und seine Vollständigkeit hängt von allen den Bestimmungen ab, welche ihm die genaue grammatische Ausbildung mittheilt. In einer mit dieser nicht versehenen Sprache erhält er sie auch im Geiste nicht bis zu dem Punkte, welchen die glückliche und fruchtbare Anreihung andrer Ideen an ihn fordert. Es ist ein irriger Wahn, wenn man die dem Gedanken durch jene grammatischen Bestimmungen zugeführten Modificationen für unbedeutend hält, und ihn, auch ohne sie, vollständig wiedergeben zu können glaubt. Im Einzelnen ist dies allerdings bisweilen mit so unbedeutender Aufopferung möglich, dass man dieselbe, gleich den unendlich kleinen Grössen der Mathematik, ganz übersehen kann. Allein wenn die Masse dieser unendlich kleinen Aufopferungen sich in dem fortlaufenden unaufhörlichen Gebrauche anhäuft, so muss der Einfluss auf den Geist sowohl, als dessen Erzeugnisse unausbleiblich fühlbar werden.

146. Ich darf mich indess bei diesem allgemeinen Ausspruch nicht begnügen; zu wie feinen Untersuchungen es auch führen möge, ist es doch nothwendig zu bestimmen, was es nun eigentlich ist, das einer Nation durch eine nicht in der Vollendung grammatischer Formen ausgebildete Sprache abgeht, und worin vorzüglich dieser Mangel fühlbar wird? Nach dem im Vorigen gebahnten Wege lässt sich dieser Mangel, kurz und bestimmt ausgedruckt, darin setzen, dass die eigenthümliche Sprachform, deren Begriff wir eben (136—141.) entwickelt haben, vermittelst einer solchen Sprache nicht zur reinen und vollständigen Anschauung gelangt. Wirksam bleibt sie allerdings immer, da jede Sprache ihren Periodenbau besitzt, dessen Form, als Urtypus, in dem Geiste ruht, und in dem Gebrauche der Sprache ins Bewusstseyn tritt. Allein, ohne wahre grammatische Formen in der Sprache selbst, ist dieser formale Typus nicht rein vom Stoffe geschieden, und entwickelt auch nicht alle feinen, in ihm liegenden grammatischen Verzweigungen. Denn alle grammatische Form im Geiste entfaltet sich nur an dem sinnlichen Werkzeug der Sprache, und bleibt insoweit unausgebildet, als dies Werkzeug sie verlässt. Sie ist nur Richtung, nur Gesetz, und daher nichts ohne einen sich ihr anpassenden Stoff. Ich bin weit entfernt, der Sprache eine unbedingte Herrschaft über das sie im Geiste bildende Vermögen zuzuschreiben, sie, wie sie dem Menschen von aussen zukommt,

als die Ursach ihres Typus im Inneren anzusehen. Die ganze Folge dieser Untersuchungen aber zeigt, dass die Sprache, wenn gleich dem ersten Anstosse nach vom Geiste gegeben und von innen hervorgehend, immer wieder selbst zeugt, wie sie erzeugt wird, dass Wirkung und Rückwirkung immer in ihr energisch verbunden sind, und dass auch ausserdem die einmal, unabhängig vom Individuum geformte sich diesem, als eine fremde und äussere Macht aufdringt. Unläugbar ist es nun, dass auch die feinsten Abstufungen der grammatischen Formen, insofern sie sich nur auf richtigem philosophischem Wege aus den allgemeineren Gesetzen des Denkens ableiten lassen, in dem allen Menschen beiwohnenden Urtypus der Sprache liegen. Fehlen daher diese Abstufungen dem Ausdruck, und treten sie eben deshalb nun auch nicht mit gleicher Lebendigkeit in das geistige Bewusstseyn, so bleibt ein Theil des innern Sprachvermögens unentwickelt, was nothwendig auch auf den übrigen zurückwirkt, da jedes Glied einer organischen Form wechselseitig von dem andren in seiner bestimmten Gestaltung abhängig ist. Die reine Sprachform ist, wie wir im Vorigen (140.) sahen, das eigentlich Künstlerische in der Sprache, da sie selbst den Gedanken noch als einen von sich abzusondernden Stoff, und nur den durch die Sprache bezeichneten Gang seiner Verschlingungen als ihr Gebiet ansieht. Hierdurch bestimmt es sich nun schon deutlicher, worin ihre unvollkommnere Ausbildung vorzüglich fühlbar bleiben wird. Ueberall, wo die Farbe des Ausdrucks auf den Gedanken keinen wesentlichen Einfluss ausübt, wo Deutlichkeit und Bestimmtheit in der Redeverbindung, abgesehen von den hier nicht in Betracht kommenden Erfordernissen der Begriffsbezeichnung, gnügt, also in vielen praktischen und wissenschaftlichen Gegenständen, wird die mangelnde Vollendung der grammatischen Formen keine bedeutende Störung hervorbringen. Aber in Allem, worin, weil es den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, der Gedanke eng an der Sprache haftet, in der Philosophie, der Dichtung und dem Styl, muss eine von dieser Seite unvollkommene Sprache entweder auch Mangel zurücklassen, oder von andren Seiten her andre, als die vermissten Vorzüge erzeugen. Denn Dichtung und Styl sind Kunst durch Sprache, und bedürfen aller in der reichsten, lebendigsten und zartesten Ausbildung dieser liegenden Hülfsmittel. Die ganze, auf die Spracherzeugung gerichtete Einbildungskraft muss an Wirksamkeit verlieren, wo die Sprachform minder rein, lebendig, und mannigfaltig

in die Anschauung tritt, und in dieser Einbildungskraft liegt die Kraft aller Dichtung, wie aller Kunst des Vortrags. Dadurch aber greift die Sprache zugleich in den Mittelpunkt der menschlichen geistigen Individualität ein. Denn diese beruht vorzugsweise auf dem, worin der Gedanke, auf das innigste mit der Sprache verwachsen, sogar von ihr abhängig scheint. In seinem täglichen Leben denkt, empfindet, spricht und handelt der Mensch nur mit seinem ganzen, der Bestimmbarkeit durch alle Abstufungen der Sprache durchaus offen liegenden Wesen. Nicht bloss seine Klarheit und Bestimmtheit, sondern auch seine Lebendigkeit, seine Gewandtheit, seine Zartheit, seine grössere oder geringere Geistigkeit selbst hangen von der Sprache ab, und also gewiss auch von derjenigen ihrer Seiten, von welcher eine vollkommnere Ausbildung des Sprachvermögens überhaupt ausgeht.

147. Es darf aber hier ein Umstand nicht ausser Acht bleiben, welcher allerdings den Nachtheil des Mangels ächter grammatischer Formen in den Sprachen schwächt und als ein siegreicher Einwand gegen das eben Gesagte angesehen werden könnte. Wenn eine grammatische Form auch keine Bezeichnung in der Sprache besitzt, so ist sie, als leitendes Gesetz des Verständnisses doch in denen vorhanden, welche die Sprache reden. Zugleich ist sie in der letztern, wie es auch sey, doch auch auf irgend eine Weise angedeutet, und es kann mithin sogar zweifelhaft scheinen, ob sie der Sprache zuzuschreiben, oder abzusprechen ist, da man doch unter der Sprache nicht bloss die todten Töne, sondern die Auffassung derselben durch die Redenden versteht. Es bleibt aber darum nicht minder nothwendig, diese Auffassung gerade von den todten Tönen zu unterscheiden, und hier allein von dem zu reden, was wirklich im sinnlichen Laute liegt. Ich verstehe daher unter grammatischer Form hier eine so feste und reine Andeutung des grammatischen Verhältnisses in dem vernehmbaren Theile der Sprache selbst, dass das angedeutete grammatische Verhältniss darin bestimmt erkannt wird, und die Art der Andeutung gar nicht für eine Begriffsbezeichnung genommen werden kann, sondern unmittelbar durch sich selbst den Unterschied zwischen Begriffs- und Verhältnissbezeichnung offenbar macht. Ueber die Art der Andeutung kann ich mich, nach der mit Bedacht (134.) gewählten Ordnung, erst in der Folge erklären, hier schliesse ich nicht einmal die durch Wortstellung aus, wenn sie absolut fest, unverrückbar und sich auf einen festen, nicht wieder nur an seiner Stellung

erkenntlichen Punkt beziehend ist. Nehme ich nun den Fall an, dass eine solche Andeutung einer grammatischen Form, wie die eben beschriebene, in einer Sprache ganz fehlt, oder nicht formal, sondern durch einen Sachbegriff geschieht, so wird sie darum dennoch in die Sprache hineingetragen, und wirkt also auch wieder aus der Sprache auf die Seele zurück. So giebt es z. B. im Chinesischen keine Bezeichnung des Verbum, als grammatischer Form. Aber die Sprache besitzt Wörter, die, ob sie gleich, grammatisch, auch Nomina seyn könnten, immer in der Sprache nur als Verba genommen werden. Der Chinese sieht also in einem solchen Wort nie etwas andres, als ein Verbum, und für ihn hat mithin die Sprache Verba, wenn man nur nicht darauf achtet, ob die Verbalnatur in einer grammatischen Bezeichnung, oder in der Gewohnheit des Sprachgebrauchs liegt. Dasselbe findet sich da, wo ein Wort im Chinesischen ebensowohl wie ein Nomen, als wie ein Verbum gebraucht werden kann, aber der Zusammenhang des Sinnes oder die Stellung angiebt, dass das Letztere geschehen soll. Jedoch ist die Stellung im Chinesischen schon darum nicht in dem eben festgestellten Sinn Andeutung der grammatischen Form, weil es ihr an einem festen Mittelpunkt ausser ihr fehlt. Es trägt sich ferner in Sprachen zu, dass ursprüngliche Sachwörter in wirkliche Verhältnisswörter übergehen. Im Chinesischen ist *ì* ein Verbum und hat die Bedeutung von g e b r a u c h e n, a n w e n d e n. Es dient aber auch als Praeposition und Herr Abel-Rémusat*) bemerkt sehr richtig, dass die Nation, die das Wort oft in dieser letzten Bedeutung im Munde führt, nach und nach den ursprünglichen Verbalsinn gänzlich vergisst. Hier wird nun zwar dies Vergessen schwieriger, da das Wort auch noch heute als Verbum Geltung hat. Allein so oft ist der Fall so, dass die ursprüngliche Sachbedeutung ganz untergegangen, kaum noch etymologisch zu erkennen ist, und alsdann wirkt ein solches grammatisches Wort bloss als Verhältnissbegriff. Indess hat dies nur nach und nach in allmählichem Uebergange geschehen können, und es lässt sich also nicht immer allein mehr der Sprache ansehen, was wahrhaft grammatisch, als ächte und reine Verhältnissbezeichnung genommen wird, man müsste dazu die Auffassungsweise der Nation, und diese in verschiednen Epochen kennen.

---

*) *Lettre sur le génie de la langue Chinoise à Monsieur Abel Remusat. p.* 22.[1]) 98.

[1]) *Vgl. oben S. 268.*

Aus allen diesen Beispielen ergiebt sich mithin, was auch in 148. der Natur der Sache selbst gegründet ist. Der Sprechende legt immer den Begriff der grammatischen Verhältnisse in die Sprache hinein, aber die Sprache ist nicht immer auf den reinen und vollständigen Ausdruck derselben organisirt. Diesen Unterschied zwischen der in der Sprache wirklich enthaltenen, und der von den Redenden in sie gelegten, ihr gleichsam zugetragnen Grammatik vermischen und verkennen zu wollen, hiesse gewissermassen allem vergleichenden Sprachstudium, insofern es sich auf Grammatik bezieht, ein Ende machen. Denn da die grammatische Organisation des Denkens in allen Menschen dieselbe ist, so würde der grammatische Unterschied der Sprachen bloss auf die Verschiedenheit der Beugungslaute zurückgebracht. Wirklich sehen sich auch in unsren, nach einem solchen Princip gemachten Grammatiken selbst die verschiedensten Sprachen ähnlich. Es hiesse aber auch sich den Weg zu aller Untersuchung des Einflusses der Sprachen auf den Geist versperren, da der eigenthümliche grammatische Zuschnitt jeder einzelnen bei einem solchen Verfahren theils verkannt, und sogar verdreht, theils nicht hinlänglich gewürdigt wird. Dagegen ist das Bestreben nach sorgfältiger und vollständiger Scheidung dieser beiden bei einer Sprache zu erörternden Arten der Grammatik die Grundlage alles ächt historisch-philosophischen Sprachstudiums. Die erste Frage daher, die bei der Bestimmung der in einer Sprache liegenden grammatischen Ansicht erörtert werden muss, ist die ganz allgemeine: besitzt die Sprache, in ihrer Totalität genommen, reine und vollständige Bezeichnung der grammatischen Verhältnisse? oder vernachlässigt und verschmäht sie diese Bezeichnung auf offenbarem und wiederum streng systematisch verfolgtem Wege? oder strebt sie zwar danach, aber auf eine unzulängliche und unangemessene Weise, so dass aus ihrer Bezeichnungsart der Begriff der grammatischen Form nicht rein gesondert hervorspringt? Die erste dieser drei Fragen ist offenbar für die Sprachen des Indischen Stamms und die Semitischen zu bejahen; die zweite trift das Chinesische, die dritte die unvollkommneren unter den Sprachen der ungebildet gebliebenen Volksstämme. Schwankend zwischen den durch die erste und dritte Frage bezeichneten Sprachen bleiben die vollkommneren unter jenen Mundarten wilder Völker und alle, die sich zwar auf grammatische Formen gründen, aber mehr oder weniger in der Aufzählung und Bezeichnung derselben zurückstehn. Denn man

darf sich nicht wundern, wenn nicht jede Sprache sich genau unter eine jener dreifachen Abtheilungen bringen lässt. Es ist ein durchaus unglücklicher Gedanke, und es beweist, dass man die lebendige Individualität der Sprache gänzlich verkennt, wenn man die Sprachen in gewisse feste Classen einzuzwängen versucht. Die Absicht der eben vorgelegten dreifachen Frage und ihrer nur ganz kurz und beispielsweise versuchten Beantwortung war auch nicht eine solche Abtheilung, sondern nur die, auf das Allgemeinste anzugeben, wie jede Sprache die grammatische Bezeichnung behandelt. Diese allgemeine Verfahrungsart erhält hernach die mannigfaltigsten weitern Bestimmungen.

149. Ist nun der Unterschied zwischen der in die Sprache gelegten und der in ihr vorhandnen Grammatik festgestellt, so kommt es ferner darauf an, zu untersuchen, da die Sprache doch immer zur Auffindung der Redeverbindung und mithin zur Erkennung der grammatischen Verhältnisse mithelfen muss, inwieweit sie dies thut? Denn es hängt hiervon der Grad der Klarheit der grammatischen Verhältnisse vor dem Geiste ab, da die Art und der Grad der Andeutung dieser letzteren in dem sinnlichen Laut offenbar auch jene intellectuelle und innere Klarheit bestimmt. Der Geist muss mehr fremde Hülfsmittel anwenden, wo die Sprachform weniger ihr eigenthümliche hinzubringt, er kann nicht rein scheiden, wo die Sprache Formen vermischt, sein ganzes, auf Form des Gedanken gerichtetes Streben muss ermatten, wo ihm die Sprache nicht durch klar in die Augen springende Form den wahren Schwung und Antrieb dazu ertheilt. Wenn also auch der Mensch durch die in die Sprache gelegte, oder in schwacher und unangemessener Andeutung herauserkannte Grammatik den Nachtheil einer die grammatische Form nicht rein und kräftig bezeichnenden Sprache vermindert, so ist er darum nicht wegzuläugnen, und so sind die sich in diesem Falle befindenden Sprachen nicht den höheren und vollkommneren gleichzustellen. Das vergleichende Sprachstudium aber kann gewissermassen um diesen Punkt unbekümmert bleiben. Sein Geschäft ist es, die Sprachen nach allen ihren Eigenthümlichkeiten, auch unabhängig von dem Einfluss derselben auf den Geist, zu charakterisiren, und auf diesem Wege ist nun natürlich dasjenige das erste, was die Existenz selbst der Grammatik in der Sprache feststellt, oder zweifelhaft macht.

Die oben (142.) über die stillschweigende und ausdrückliche

Grammatik in den Sprachen aufgeworfene Frage ist daher durch alles eben Ausgeführte bejahend entschieden, und der dort erwähnte grammatische Indifferentismus, wie es mir scheint, als unstatthaft erwiesen. Die Gränzlinie zwischen dieser doppelten Art der Grammatik kann keine scharf abschneidende seyn, da die Annäherung der grammatischen Andeutung an die ächt grammatische Form eine unendliche Menge von Graden zulässt. Allein die ganze folgende Untersuchung wird von selbst Licht über die Abgränzung dieser beiden Elemente der grammatischen Technik verbreiten.

Inhalt.

---

[1]) *Der Anfang dieser genaueren Inhaltsübersicht ist nicht erhalten.*

Bemerkungen zur Entstehungsgeschichte der einzelnen Aufsätze.

1. Inwiefern läßt sich der ehemalige Kulturzustand der eingeborenen Völker Amerikas aus den Überresten ihrer Sprachen beurteilen? (vgl. Steinthal, Die sprachphilosophischen Werke Wilhelms von Humboldt S. 8).

Über die älteren Phasen von Humboldts amerikanischen Sprachstudien habe ich Band 3, 376 und 4, 438 das Wesentliche zusammengestellt. In den ersten Jahren nach seiner Entlassung gehört seine ganze wissenschaftliche Muße, soweit sie ihm die klassischen und die neubegonnenen Sanskritstudien frei ließen, der Erforschung dieses weitverzweigten Sprachstammes, der nach zwei Richtungen hin bearbeitet werden sollte: einmal sollten empirisch die Grammatiken der einzelnen Sprachen auf Grund des vorhandenen Materials auf eine wissenschaftliche Basis gestellt werden, wozu der sprachwissenschaftliche Nachlaß eine fast unübersehbare Fülle von mehr oder weniger kritisch verarbeiteten Materialien und Notizen enthält; dann aber sollten sprachphilosophisch die allmählich immer klarer sich ausgestaltenden Ideen über Wesen und Entwicklung der menschlichen Sprache überhaupt, auf die Humboldts gesamtes Sprachstudium von Anfang an als auf ein letztes Ziel gerichtet war, an eine Darlegung des amerikanischen Sprachtypus angeknüpft werden (Humboldt an Welcker, 7. Mai und 6. November 1821; an Pickering, 12. März und 9. Oktober 1822). Neben den mittel- und südamerikanischen Idiomen, auf die sich bis dahin Humboldts Interesse allein konzentriert hatte, traten seit Anfang der zwanziger Jahre, hauptsächlich durch Pickerings Vermittlung, nun auch die nordamerikanischen Indianersprachen in den Kreis der Betrachtung und des Studiums, wodurch der Ring der amerikanischen Sprachtypen sich schloß. An den etwa dreißig Einzelgrammatiken, die vor der allgemeinen Studie verfaßt wurden, aber erst nach deren Vollendung veröffentlicht werden sollten, was dann, da jene immer größere Dimensionen annahm und in ihrer Grundanlage wesentliche Veränderungen erfuhr, überhaupt niemals geschehen ist, hat Humboldt in den Jahren 1820–23 rastlos gearbeitet: hatte er zuerst gehofft, trotz der Fülle des zu bewältigenden Materials ziemlich rasch damit vorwärtszukommen (an Bopp, 27. April 1820), so verging doch ein Jahr nach dem andern, bis er diesen Bau notdürftig und in seinen verschiedenen Teilen nicht überall gleichmäßig unter Dach brachte (an Pickering, 12. März und 9. Oktober 1822; an Schlegel, 8. April 1823). Ehe dann aber die allgemeine Studie begonnen wurde, entstand als eine Art Vorläufer derselben und zugleich als ein Beweis, wie sehr

neben den Sprachen Amerikas auch seine frühere Geschichte und Kulturgeschichte Humboldts Teilnahme erregt hatte, die Abhandlung über den ehemaligen Kulturzustand der Amerikaner. Sie war zum Vortrag in der Berliner Akademie bestimmt (vgl. S. 7), doch läßt sich der Zeitpunkt der Vorlesung nicht genauer feststellen; niedergeschrieben ist sie zweifellos im Laufe des Jahres 1823, da sie Anfang 1824 fertig vorlag (Humboldt an Ritter, 22. März 1824; vgl. auch S. 123) und im Winter 1823—24 ein hartnäckiges Augenübel Humboldt um den größten Teil seiner Muße brachte (an Schlegel, 15. April 1824; an Welcker, 22. Mai 1824; an Pickering, 29. Juni 1824).

Über der Handschrift hat ein böser Stern gewaltet wie überhaupt über vielen von Humboldts amerikanischen Papieren. Sie kamen nach Humboldts Tode in die Hände seines jüngeren wissenschaftlichen Mitarbeiters Buschmann, der auch die Herausgabe des Kawiwerkes besorgt hat und dessen Scharfsinn wir eine Reihe wichtiger eigener Arbeiten über die Sprachen Amerikas verdanken. Er hat die Handschriften des Verewigten, die zudem gar nicht sein persönlicher Besitz, sondern der Berliner Königlichen Bibliothek vermacht waren, an der er selbst Beamter war, auf eine Weise behandelt, die nur als rücksichts- und pietätlos bezeichnet werden kann: nicht nur hat er fertige Abhandlungen in einzelne Fragmente aufgelöst, die man sich jetzt aus den verschiedensten Mappen des Nachlasses mühsam zusammensuchen muß, sondern auch viele Aufsätze stilistisch durchkorrigiert und durch Striche und Zusätze verunstaltet, ja sogar ganze Blätter zerschnitten und überhaupt diese Reliquien wie eine eigene Kladde benutzt. Die historische Erkenntnis und Verwertung dieser Papiere hat er dadurch ungemein erschwert und den Herausgeber genötigt, viel Zeit und Mühe auf die Wiedergewinnung des ursprünglichen Zusammenhanges zu verwenden. So fand sich, eine Tatsache, die selbst Steinthals prüfendem Auge entgangen ist, unsre Abhandlung 1 mit der weit jüngeren Abhandlung 13 unter Beseitigung einer ganzen Anzahl von Blättern, die sich in den verschiedensten Faszikeln fanden, zu einer einzigen zusammengeschweißt.

2. Über den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache (vgl. Haym, Wilhelm von Humboldt S. 439; Pott, Wilhelm von Humboldt und die Sprachwissenschaft S. CCCLXV).

Durch die genialen Entzifferungsversuche des jüngeren Champollion war im Anfang der zwanziger Jahre das Interesse der Sprach- und Kulturforscher für die ägyptischen Hieroglyphen von neuem wachgerufen worden. Humboldts Aufmerksamkeit war schon früher durch Zoega auf die Probleme der Schrift, ihrer Entwicklung und Geschichte gelenkt worden. Im Winter 1823—24 begann er eine selbständige Untersuchung über das Verhältnis von Sprache und Schrift, in welcher er auch die Hieroglyphen und zwar noch ohne Kenntnis von Champollions Arbeiten behandelte (an Welcker, 22. Mai 1824). Glücklicherweise fielen ihm aber die letzteren noch rechtzeitig in die Hände (vgl. auch Briefe Alexanders von Humboldt an seinen Bruder Wilhelm S. 115) und gaben ihm Gelegenheit, seine Ansichten einer gründlichen Umarbeitung zu unterziehen und sich mit den Resultaten des französischen Gelehrten eingehend auseinanderzusetzen; der allgemeine Teil blieb wohl im wesentlichen, wie er gewesen war. Der Abschnitt über Champollions phonetische Hieroglyphen wurde dann im März 1824 in der Akademie gelesen, aber vom Druck in deren Abhandlungen zurückgehalten. Auch der übrige

Teil der Arbeit blieb ungedruckt, weil der Verfasser sich unmittelbar an eine neue Behandlung der gleichen Probleme machte.

3. Über die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau (vgl. Haym S. 439; Pott, Wilhelm von Humboldt und die Sprachwissenschaft S. CCCLXV).

Diese Abhandlung entstand unmittelbar nach der vorhergehenden und wurde am 20. Mai 1824 in der Akademie gelesen und in der öffentlichen Leibnizsitzung vom 3. Juli in Abwesenheit des Verfassers wiederholt. Im Dezember brachte das Journal asiatique *5, 369 noch vor der Drucklegung des Originals einen kurzen Auszug, den Schultz auf Grund des nach Paris geschickten Manuskripts verfaßt hatte (Humboldt an Welcker, 16. Mai 1825; an Schlegel, 17. Juni 1825; vgl. auch Briefe Alexanders von Humboldt an seinen Bruder Wilhelm S. 131. 134). Ein projektierter zweiter Teil über die ägyptische Schrift, wegen dessen auch mit dem Druck des ersten gezögert wurde, ist nicht geschrieben worden (Humboldt an Welcker, 22. Mai 1824). Erst im Frühjahr 1826 konnte Humboldt die gedruckte Abhandlung an die Freunde versenden (an Welcker, Anfang Februar 1826; an Schlegel, 5. März 1826; an Klaproth, 16. März 1826; an Grimm, 26. März 1826; an Goethe, 16. Mai 1826).*

4. Über vier ägyptische löwenköpfige Bildsäulen in den hiesigen königlichen Antikensammlungen (vgl. Haym S. 439).

Die Abhandlung ist eine Frucht von Humboldts eingehendem Studium der Arbeiten Champollions zur Entzifferung der Hieroglyphenschrift und erfuhr durch eine Korrespondenz mit diesem in der Handschrift eine wesentliche Umgestaltung (Humboldt an Bunsen, 28. September 1826 und 31. März 1827). Sie wurde am 24. März 1825 in der Akademie gelesen und zwar in der älteren Fassung. Der Abdruck wurde erst im Sommer 1827 an die Freunde versandt (Humboldt an Bunsen, 8. Juni 1827; an Welcker, 8. Juli 1827).

5. Über die Bhagavad-Gita.

Langlois hatte im Journal asiatique *4, 105. 236. 5, 240 Schlegels vortreffliche Ausgabe und Übersetzung des indischen philosophischen Epos Bhagavad-Gita (vgl. 6) einer scharfen und vielfach ungerechten Kritik unterzogen, worauf sich Humboldt veranlaßt sah, für sie, die er für meisterhaft hielt, eine Lanze zu brechen (an Welcker, 16. Mai 1825; an Schlegel, 17. Juni 1825) und seine abweichenden Meinungen in Form eines Sendschreibens an den Herausgeber zum Ausdruck zu bringen, das dieser dann in seine Indische Bibliothek aufnahm. Am 8. Mai 1825 ging die Arbeit zur Begutachtung an Bopp, am 17. Juni an Schlegel ab, der durch briefliche Erörterungen eine Reihe kleinerer Änderungen verursachte und sich auch seinerseits durch längere dem Abdruck eingefügte Bemerkungen über einige wichtige Differenzpunkte aussprach (Humboldt an Schlegel, 5. März und 4. und 18. September 1826).*

6. 12. Über die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Mahabharata (vgl. Haym S. 580; Garbe, Saṃkhya und Yoga, Straßburg 1896).

Hatte die vorige Abhandlung es mit der Erläuterung einzelner Begriffe und

Stellen der Bhagavad-Gita zu tun, so sucht diese den philosophischen Ideengehalt des Gedichts im Zusammenhang zu erörtern. Humboldt hatte das Gedicht während des Sommers 1823 in Ottmachau zuerst eingehend studiert und es hatte bei seiner Vorliebe für philosophische Gedankendichtungen gleich damals auf ihn einen so tiefen Eindruck gemacht, wie er ihn sonst nur von den allerbedeutendsten poetischen Schöpfungen erfahren hatte: er war von dem wundervollen Gefühl einer altertümlichen, großartigen und tiefsinnigen Menschheit aufs innigste ergriffen, erklärte sich von Dankbarkeit gegen das Schicksal erfüllt, daß es ihn habe leben lassen, um noch diese Dichtung kennen zu lernen, und gestand, daß sie eine Erscheinung sei, die er um alles nicht hätte beim Scheiden von dieser Erde ungekannt zurücklassen mögen (an Schlegel, 21. Juni 1823; an Gentz, 1. März 1828). Seit dem April 1825 hatte er das Werk aufs neue vorgenommen und widmete nun längere Zeit dem Studium der darin dargestellten Form der indischen Philosophie (an Welcker, 16. Mai und 26. Oktober 1825; an Schlegel, 17. Juni 1825, 5. März und 4. September 1826). Der erste Teil der Abhandlung wurde am 30. Juni 1825, der zweite am 15. Juni 1826 in der Akademie gelesen und beide am 3. Juli der beiden genannten Jahre in den öffentlichen Leibnizsitzungen wiederholt. Der Druck, der zunächst für den Sommer 1826 geplant war (Humboldt an Welcker, Anfang Februar 1826), verzögerte sich bis zum Herbst dieses Jahres (Humboldt an Schlegel, 4. September 1826). Im Oktober sandte der Verfasser das Heft den auswärtigen Freunden zu (an Goethe, 30. September 1826; an Schlegel und Welcker, 10. Oktober 1826; an Friedländer, 22. Oktober 1826; an Bunsen, 8. Juni 1827; vgl. auch Karoline von Humboldt an Rennenkampff, 18. November 1826). Kein geringerer als Hegel ließ im Januar- und Oktoberheft 1827 der neugegründeten Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik eine ausführliche Besprechung der Humboldtschen Arbeit erscheinen (Werke 16, 360), in der er der indischen Philosophie durchaus nicht den hohen Wert zuschreiben zu können erklärte, den sie in des Verfassers Augen besaß. Humboldt dankte dem Rezensenten in einem freundlichen Schreiben (an Hegel, 25. Januar 1827), meinte jedoch in Hegels Ausführungen eine Verrückung des wahren Standpunkts der Beurteilung und eine Verkennung seiner Eigenart sehen zu sollen, die er selbst in den Grundzügen der indischen Vertiefungslehre so nahe verwandt fühlte (an Niebuhr, 28. März 1827; an Gentz, 1. März 1828).

7. Programm des Vereins der Kunstfreunde im preußischen Staate (vgl. Haym S. 601).

Als im Jahre 1825 der preußische Verein der Kunstfreunde in Berlin sich bildete, der sich die Unterstützung vaterländischer, in Rom arbeitender und studierender Künstler und ihre Anregung zu künstlerischen Arbeiten zur Aufgabe gemacht hatte, erschien Humboldt zur Übernahme des Präsidiums wegen seiner vielseitigen ästhetischen Bildung und seiner langjährigen engen Beziehungen zur römischen Kunstwelt vor allen andern geeignet (an Welcker, 26. Oktober 1825). Er hat dann bis zu seinem Tode diese Stellung bekleidet und die jährlichen Berichte über die Tätigkeit des Vereins durch Betrachtungen allgemeineren Charakters über Ziele, Richtungen und Aufgaben der Kunst und einzelner ihrer Zweige über die in gleichen Fällen übliche rein geschäftliche Rechenschaftsablegung in eine höhere und gehaltvollere Sphäre zu erheben versucht. Die Entstehungszeiten der

einzelnen Berichte ergeben sich aus dem jedesmaligen Datum, so daß besondere Bemerkungen nur in einigen wenigen Fällen erforderlich sind.

8. Notice d'une grammaire japonaise imprimée à Mexico *(vgl. Pott, Wilhelm von Humboldt und die Sprachwissenschaft S. CCCLXXXI).*

Über die Entstehungszeit dieser ursprünglich für das Journal asiatique *bestimmten, dann aber einer Abhandlung des Orientalisten Landresse vorgedruckten Arbeit ist nichts Genaueres bekannt. Sie dürfte ins Ende des Jahres 1825 fallen, da Humboldt Anfang 1826 ihr nahes Erscheinen in Aussicht stellt (an Welcker, Anfang Februar 1826). Über die Persönlichkeit des sprachlichen und stilistischen Korrektors, durch dessen Hand das Manuskript vor der Drucklegung gegangen ist, habe ich nichts ermitteln können.*

9. Kunstvereinsbericht vom 29. Januar 1826.

10. Lettre à Monsieur Abel-Rémusat sur la nature des formes grammaticales en général et sur le génie de la langue chinoise en particulier *(vgl. Haym S. 438; Pott, Wilhelm von Humboldt und die Sprachwissenschaft S. CCCXXIII).*

*Die entscheidende Anregung, sich eingehender mit dem Chinesischen und der Bedeutung des in ihm verkörperten Sprachtypus für die allgemeine Sprachphilosophie zu beschäftigen, erhielt Humboldt durch den Mann, durch dessen Forschungen das Chinesische überhaupt zuerst dem grammatischen Verständnis eröffnet wurde, nachdem es bis dahin für Europäer fast unzugänglich gewesen war, durch Abel-Rémusat. Seine grundlegende chinesische Grammatik war Humboldt natürlich gleich nach ihrem Erscheinen bekannt geworden (vgl. auch Briefe Alexanders von Humboldt an seinen Bruder Wilhelm S. 115) und er hatte selbst auch schon in der Abhandlung über das Entstehen der grammatischen Formen auf das Chinesische hingewiesen, aber erst eine im Juli 1824 erschienene Besprechung dieser Abhandlung durch Rémusat (*Journal asiatique *5, 51) wies ihn von kundigster Seite darauf hin, wie viel wichtige Aufschlüsse über die allgemeinen sprachlichen Probleme aus dem Studium dieses eigenartigen Idioms zu gewinnen seien. Aus diesem Grunde hat Humboldt dann auch den Ergebnissen seiner chinesischen Forschungen die Form eines Sendschreibens an Rémusat gegeben, dessen Niederschrift, Ende 1825 begonnen, im März 1826 abgeschlossen wurde (an Welcker, Anfang Februar 1826). Der Druck fand zu Beginn des Jahres 1827 in Paris unter den Augen seines Bruders Alexander statt und war im März beendet (vgl. Briefe Alexanders von Humboldt an seinen Bruder Wilhelm S. 144. 150.). Im Laufe des Jahres ging die Abhandlung den auswärtigen Freunden zu (Humboldt an Welcker, 6. April 1827; an Bunsen, 8. Juni 1827; an Grimm, 8. Juli 1827; an Pickering, 22. September 1827). Auch hier habe ich die Persönlichkeit des französischen Korrektors nicht feststellen können.*

11. Über den grammatischen Bau der chinesischen Sprache.
Dieser am 20. März 1826 in der Akademie gelesene Aufsatz ist eine beinahe wörtliche Übersetzung einiger Abschnitte des französischen Sendschreibens an Rémusat und etwa zur gleichen Zeit oder unmittelbar nach diesem entstanden.

12. Vgl. oben 6.

13. Untersuchungen über die amerikanischen Sprachen (vgl. Steinthal, Die sprachphilosophischen Werke Wilhelms von Humboldt S. 8).

Nach einem in Humboldts Nachlaß erhaltenen Titelblatt, das sich nicht wohl auf eine andre Arbeit beziehen kann, aber durch Buschmann von den zugehörigen Bogen abgelöst worden ist, ist diese Abhandlung am 18. Mai 1826 begonnen worden und ich habe sie auf Grund dieses Zeugnisses an dieser Stelle eingeordnet, zumal auch die Erwähnung des Todes Vaters (oben S. 350) dazu stimmt. Die Handschrift ist von Buschmann, wie oben erörtert worden ist, mit der von Abhandlung 1 zu einem Ganzen verschmolzen, das ich wieder in seine Bestandteile aufzulösen mir habe angelegen sein lassen.

14. Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus (vgl. Steinthal, Die sprachphilosophischen Werke Wilhelms von Humboldt S. 8).

Die Ausarbeitung dieser Abhandlung, der letzten, die die allgemeinen sprachphilosophischen Erörterungen mit der Darstellung des amerikanischen Sprachtypus verknüpft, fällt in die Jahre 1824—26. Im Sommer 1824 hoffte Humboldt nach dem Abschluß der Einzelgrammatiken der amerikanischen Idiome bald an die projektierte allgemeine Abhandlung über Sprache gehen zu können (an Pickering, 29. Juni 1824); seit dem Winter 1824—25 war er eifrig mit ihr beschäftigt, soweit nicht andre Arbeiten seine Zeit in Anspruch nahmen (an Welcker, 16. Mai 1825; an Schlegel, 17. Juni 1825). So unterbrachen die indischen und chinesischen Studien für einige Zeit die fortschreitende Niederschrift, die erst im Frühjahr 1826 wieder aufgenommen und während des Rests des Jahres eifrig neben den empirischgrammatischen Arbeiten über amerikanische Sprachen gefördert wurde (Humboldt an Bopp, 2. September 1826). Die Abhandlung ist Fragment geblieben, weil ein neuer Sprachstamm, der malaiische, Humboldts Forschergeist seit 1827 mit Macht anzog und die amerikanischen Neigungen mehr und mehr zurückdrängte; aus dem allgemeinen Teil sind wesentliche Stücke dann in den nächsten großen Versuch, das Problem der Sprache auf breiter philosophischer Basis zu lösen, wörtlich übernommen worden.

Jena, 8. Juni 1906.

Albert Leitzmann.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.

